Digitized by Google

THE LIBRARY

of the

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY

From the Library of

Hugo Loetscher

Digitized by Google

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Fünfter Band.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Fünfter Band.

Ein finstrer Geist gab diesen Satz mir ein:
All euer Thun sei eitel Heuchelschein!
Von außen herrlich, wacker, stattlich, gleißend,
Von innen faul, zerfallen, giftig, reißend!
Ihr wäret, sprach der Geist, von Thon Kolossen
Und Wurmgenist wär' in dem Thon verschlossen.

Immermann.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Digitized by Google

Maier

Digitized by Google

PT
2463
S6
M4
1884
v.2
main

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Der König-Narr 1
Ein russisches Haus-, Hof- und Staatstrauerspiel 31
Voltaire's Krönung 56
Die Semiramis des Nordens 78

Digitized by Google

Digitized by Google

Der König-Narr.

Es muß auch solche Käuze geben.
Herr Gemeinplatz.
Wirklich? Und wozu denn?
Dame Skepsis.

Eine merkwürdige Figur, der zwölfte Karl von Schweden! In dem bekannten historischen Roman des „Patriarchen von Ferney" ein Held, in der Beleuchtung der historischen Kritik dagegen nur ein Narr. Ein heldischer Narr allerdings, aber doch immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne gestellt, um da blindwüthig umherzurasseln.

Also hab' ich anderwärts [1]) den genannten König bündig charakterisirt und, wie ich glaube, auch gerecht. Nun aber gibt es zwischen der Ostsee und den Alpen, zwischen dem Rhein und der Weichsel eine Abart von Menschen, welche Ohrenweh bekommen, wenn sie mitanhören müssen, es sei nicht nur eine Möglichkeit, sondern auch eine Wirklichkeit, daß königliche Majestäten in jenen Zustand von Ekstase versetzt werden, welchen man im gewöhnlichen Leben Verrücktheit nennt. Einer dieser Virtuosen auf der Strohfiedel deutscher Fürstenfurcht hat sich beeilt, mich so zu sagen wegen Majestätsbeleidigung zu verklagen, beweglich

---

1) Blücher. Seine Zeit und sein Leben, 2. Aufl. I, 13.

Digitized by Google

winselnd, es sei der Würde der Geschichte unziemlich, von höchsten und allerhöchsten Herrschaften in dem von mir angeschlagenen Tone zu reden.

Dieweil ich nun der standhaften Ueberzeugung lebe, die Würde der Geschichte und Geschichtschreibung bestehe nicht im Vertuschen und Verränkeln, sondern in der Wahrhaftigkeit, so will ich der erwähnten Denunciation und Anklage gegenüber den Beweis der Wahrheit antreten, indem ich in nachstehender Studie die Laufbahn Karls des Zwölften in raschesten Zügen dem Leser vorführe, beziehungsweise ins Gedächtniß zurückrufe. Es wird sich, hoffe ich, aus dieser Skizze ein Charakterbild ergeben, welches den Wahrspruch: Der König-Narr! vollständig motivirt. In den Augen von Urtheilsfähigen nämlich.

1.

Am 17. Juni des Jahres 1682 ist im Schlosse zu Stockholm der zwölfte Karl geboren worden, der älteste Sohn Karls des Elften und dessen Frau Ulrike Eleonore. Die Natur ließ sich, wie das beim Zurweltkommen von Kraftgenies so der Brauch, bei dieser Gelegenheit etliche Extrabemühungen nicht reuen. Wenigstens sagt die Zwölfte-Karls-Mythologie allerhand Wunderbares aus. Es sei genau im Augenblicke von des Prinzen Geburt das „Löwenherz" genannte Gestirn am östlichen Horizont emporgestiegen. Zugleich habe ein verheerender Orkan über die schwedische Hauptstadt hingefegt. Der Junge sei mit bluttriefenden Händen aus dem Mutterschoße gekommen, was seine Bestimmung zum großen Kriegshelden klärlich vorbedeutete.

Thatsache ist, daß unter allen Gaben des Prinzen die Phantasie so übermäßig vorschlug, daß er mit jedem Zoll seines Wachsthums mehr und mehr zum Phantasten aufwuchs. Die Anlage dazu ist ein Erbtheil nicht allein

von mütterlicher, sondern auch von väterlicher Seite her gewesen. Karl der Elfte war zwar ein scharfverständiger Mann — Beweis dafür die schwere Eisenhand, welche er auf die Grafen- und Freiherrnkrönlein der schwedischen Junkerei legte — aber dennoch hatte er in seiner Seele eine krankhaft phantastische Falte, woraus zu Zeiten Hallucinationsdünste ihm in den Kopf stiegen. In einer solchen Stunde erlebte er, in der Nacht vom 16. auf den 17. December 1676, seine berühmte „Vision", deren Hergang er urkundlich niederschrieb, deren „Wirklichkeit" er mit einem „leiblichen Eide" bekräftigte und durch vier unterfertigte „Augenzeugen" bestätigen ließ, so daß romantische Dämmerer und Tifteler ausreichende Gründe haben, diese königliche Vision für ein historisches Ereigniß anzusehen.

Es ist überflüssig, unsern Helden in die Kinderstube und auf die Schulbank zu begleiten. Seine Erziehung war nicht besser und nicht schlechter als andere Prinzenerziehungen von damals. Er wurde viel mit orthodoxem Christenthum, will sagen mit steifkragigem Lutherthum behelligt und dadurch ist ihm von frühauf theologischer Tick und Schick angeflogen, welcher ihn sein Lebenlang häufig mit der Bibel handiren und dilettiren ließ. Daneben lernte er das Latein radbrechen, das Französische nothdürftig lesen, das Schwedische sehr schlecht stilisiren und entschieden unorthographisch schreiben. Im übrigen regte sich in ihm die „Heldennatur" frühzeitig genug: vierjährig ritt er seinen Pony; zwölfjährig schoß er seinen ersten Bären. Die Soldaterei war des Knaben Lebensfreude und es verdroß ihn keine Mühe und Anstrengung, theoretisch und praktisch in das Kriegswesen sich einzuschulen. Nicht zu übersehen ist endlich, daß der Junge schon mitunter Einfälle hatte, mit äußerster Halsstarrigkeit festgehaltene Einfälle, welche befürchten ließen, es möchte in seinem Gehirn eine Schraube losgegangen sein. So, wenn er hartnäckig behauptete, blau wäre eigentlich schwarz, oder, der Hofmaler Behn sei entschieden eine Wasserratte.

Die „Gesalbten des Herrn" besitzen unter anderen

Privilegien bekanntlich auch dieses, viel früher als gewöhnliche Sterbliche zum Amte gelangen zu können und folglich zum Verstand. Während das Privatrecht ein Alter von 21 bis 25 Jahren vorschreibt, um den Leuten die Verfügung über ihre Privatangelegenheiten zu gestatten, sind in Folge der unergründlichen Mysterien und Wunder des monarchischen Staatsrechts halbwüchsige Flegeljahreprinzen vollkommen fähig, die Angelegenheiten von Staaten zu leiten und die Geschicke von Völkern mehr oder weniger zu bestimmen. So geschah es denn, daß noch im Todesjahre seines Vaters (1697) der fünfzehnjährige Karl vom schwedischen Reichstage für mündig erklärt wurde und als Zwölfter seines Namens zu „regieren" begann. Daß er dies in seiner Art wirklich thun wollte, ließ er den Adel, welcher wähnte, seine guten Zeiten, wie sie vor dem elften Karl gewesen, würden unter dem zwölften zurückkehren, sofort empfindlich merken, indem er feudale Gelüste zurückwies und deutlich zu erkennen gab, er fühlte sich als Schwedens alleiniger Herr. Denn in dem wunderlichen Mischmasch der tumultuarischen Eigenschaften des jungen Königs fehlte auch ein stark vortretender Zug von despotischem Hoch- und Uebermuth nicht, der freilich von der pietistischen Marotte seltsam genug abstach. Doch nein; wir wissen ja, daß die „Frommen" zu allen Zeiten unduldsam herrschsüchtig waren und sind.

Am 14. December 1697 fand die Krönung oder vielmehr nur die Salbung des Königs statt. Denn entgegen dem bisher in Schweden üblichen Brauche wollte Karl nicht von der Geistlichkeit gekrönt, sondern nur gesalbt sein, und ritt daher auf einem mit silbernen Hufeisen beschlagenen Schweißfuchs zur Ritterholmkirche, die Krone auf dem Haupte, um männiglich zu zeigen, „daß ihm die wirkliche Herrschergewalt schon von geburtswegen und ohne Zuthun von irgendwem gebührte". Dieser erste Anlauf à la Louis XIV. lief übrigens nicht sehr glücklich ab. Die Krone fiel nämlich während des Processionsrittes dem angehenden Selbstherrscher vom Kopfe, und wäre in den

Straßenkoth gefallen, so der Hofmarschall Stenbock sie nicht unterwegs aufgegriffen hätte. Einer andern Nachricht zufolge fiel das glänzende Ding wirklich zu Boden und schlug sich eine tüchtige Beule.

Die leibliche Erscheinung Karls zur Zeit, als er ausgewachsen war, ist bekannt. Eine ziemlich hohe, aber magere und schmächtige Gestalt, bräunlichblond behaart, schön blauäugig. Es ist kennzeichnend, daß ihm seine mädchenhaft zarte blühende Gesichtsfarbe als zu wenig mannhaft und heldisch zu nicht geringem Aerger gereichte und daß er alles mögliche that, um ein wettergebräuntes und rostfarbiges Antlitz zu bekommen. Als Achtzehnjähriger warf er — und das ist vielleicht das Gescheideste, was er je gethan hat — die Perücke weg und erschien nur noch in kurz geschorenem abenteuerlich aufwärts gekämmtem Haar. Sein Anzug war sein Lebenlang ein sehr einfacher und das Hauptstück desselben ein grüner oder blauer Soldatenrock mit kupfernen Knöpfen und ohne alle Verzierung. Aber wiederum charakteristisch ist es gewesen, daß er es liebte, in Wehr und Waffen recht goliathmäßig sich darzustellen. Seine ungeheuren Reitstiefeln und Pfundsporen, seine enormen Stulphandschuhe und sein übermäßig langes und schweres Schwert standen in groteskem Mißverhältnisse zu seiner Figur. Wie hierin, so lag ein Symptom der späteren Narrheit des jungen Mannes auch in seinem Prunken mit einer spartanischen Lebensführung. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen ohne zu zeigen, daß gerösteter Speck seine Lieblingskost und Dünnbier sein Leibtrunk sei.

2.

Von einem sechszehnjährigen Monarchen darf man billig erwarten, daß er sich ordentlich „ausrase“, und diese Erwartung brachte Karl zu vollständigster und glänzendster

Erfüllung. Doch ist ihm zu seiner Ehre nachzusagen, daß es nicht nach der Seite der Lüderlichkeit hin geschah. Karl ist, wie bekannt, sein Lebenlang ein keuscher Mensch gewesen und die Weiber vermochten ihm nichts anzuhaben. Wie für Schönheit überhaupt, scheint er auch für die weibliche gar kein Organ und Verständniß gehabt zu haben. Innerhalb des Ideals von Heldenthum, welches er sich zurechtmachte, war für das weibliche Element kein Raum. Ueberhaupt ist in dem ganzen Gehaben und Gebaren des Schwedenkönigs in seinen reiferen Jahren eine — nicht allein physische — Nüchternheit, eine Trockenheit und eine Verstandesdürre gewesen, welche mit seiner aufgedonnerten Herosrolle ganz absonderlich kontrastirten. Man muß unwillkürlich an den ingeniosen Kaballero aus der Mancha denken; denn, wie jedermann weiß, war ja auch Don Quijote unbeschadet seiner ritterlichen Narrheit so ein nüchterner, trockener Gesell.

Der junge Fürst ließ es sich in der That sauer werden, zu einem „rechten Kriegsmann sich zu perfektioniren". Er schlief in Winternächten auf dem Heuboden der Hofstallung, er stand mitten in der Nacht auf, um sich im bloßen Hemde auf die nackte Diele zu legen. In tollem Reiten, wildem Schlittenfahren und kühnem Jagen leistete er das Menschenmögliche und so zu sagen noch mehr. Bei Tafel belustigte er sich, seinen Gästen Kirschensteine ins Gesicht zu schnellen und einem gezähmten Bären Zuckeraufsätze einzuzwängen und Kannen voll Wein einzugießen. Nach Tische machte es ihm Spaß, Stühle zu zerbrechen, Kronleuchter zu zerschlagen und aus Pistolen nach den Marmorstatuen in den Sälen zu schießen.

Diese „in Kinderschuhen" vollbrachten Heldenthaten steigerten sich bis zum Gipfel anstößiger Extravaganz, so oft des jungen Königs Vetter und Schwager — er hat Karls Schwester Hedwig geheiratet — der Herzog Friedrich der Dritte von Holstein-Gottorp nach Stockholm kam. Die beiden edeln Schwäger führten sich auf, als wären sie so eben einem Tollhaus entsprungen. Rasende Wettritte

und Wettfahrten wechselten mit Hasenhetzen, deren Schauplatz der Reichstagssal war. Bei Tage sprengten die Herren mit ihrem Gefolge im bloßen Hemde und mit gezogenen Säbeln durch die Stadt; bei Nacht trieben sie in den Straßen mit Fenstereinschlagen, Thürenzerbrechen, Schilderzerschmeißen u. s. w. ärgerlichsten Muthwillen. Mehrere Tage hintereinander erprobte der König auf des Herzogs Anstiften sein Kraftgenie dadurch, daß er in einem Sale des Schlosses Kälber, Schafe und Ziegen je mit einem Säbelstreich enthauptete. Die abgeschlagenen Köpfe der Thiere aber wurden durch die Spiegelscheiben der Fenster auf die Straße geworfen. Fast zu derselben Zeit übte sich Karls späterer Hauptfeind und Ueberwinder, Zar Peter von Russland, ebenfalls im Köpfen, indem er, wie glaubwürdig versichert wird, nahezu einem Hundert gefangener Strelitzen allerhöchsteigenhändig von Gottes Gnaden die Köpfe absäbelte.

Aber diese gleichzeitig in Stockholm und in Moskau betriebene hochfürstliche Schlächterei mag fast wie ein sinnbildliches Vorzeichen späterer Weltereignisse erscheinen; denn es ist darin gewissermaßen der gewaltige Unterschied zwischen dem Schwedenkönige und dem Russenzaren und ihren weltgeschichtlichen Rollen angedeutet. Karl köpft Kälber und Schafe: — seine ganze Laufbahn ist eine plan- und ziellose, nicht nur unfruchtbare, sondern entschieden gemeinschädliche Kraftvergeudung. Der Kultur-Barbar Peter köpft Strelitzen, um in diesen russischen Janitscharen eines der größten Hindernisse zu beseitigen, welche dem mit furchtbarer Energie durchgeführten Riesenplan seines Lebens, Russland aus dem asiatischen Faulschlaf heraus und in das europäische Völkerleben herein zu reißen, sich entgegenstellten. Karl richtete die Geltung Schwedens als eines europäischen Großstaats auf immer zu Grunde, Peter erhebt Russland zu einer europäischen Großmacht. Der Kampf zwischen den beiden war eine Fehde zwischen „Common sense“ und „Phantasus“ und selbstverständlich musste jener schließlich den Sieg davontragen....

Man hieß die Tollheiten, welche Karl in Gesellschaft seines Schwagers trieb, in Schweden die „gottorpischen Rasereien“, weil man annahm, der Herzog verleitete den jungen König dazu und zwar aus böswilliger Berechnung. Wenn nämlich Karl gelegentlich den Hals bräche, so hätte der Herr Schwager gute Aussicht, seinen Herzogshut mit der Schwedenkrone zu vertauschen. Und halsbrecherisch genug waren die Experimente, zu welchen der König sich verleiten ließ. So ließ er sich eines Tages bereden, auf einen eben eingefangenen Hirsch zu steigen, und brachte von diesem Ritt mit knapper Noth das Leben heim. Eines andern Tages trieb der Herzog seinen Schwager an, einen Haufen lose aufgestapelter Bretter hinaufzugaloppiren, was geschehen wäre, falls das entschlossene Dazwischentreten eines schwedischen Magnaten das lebensgefährliche Abenteuer nicht hintertrieben hätte.

Man glaubte, eine Frau würde ein helfendes Mittel gegen alle die knabenhaften Berserkereien sein, und man bemühte sich daher, den König zum Heiraten zu bestimmen, um so mehr, da es den Anschein hatte, als hegte der jugendliche Stürmer und Dränger gerade zu dieser Zeit (1698) zärtliche Gefühle für das Hoffräulein Lewenhaupt. Es war aber nichts damit. Karls Großmutter Hedwig Eleonore gab sich große Mühe, unter den Prinzessinnen in der Nähe und Ferne ihrem Enkel eine passende Braut zu wählen. Es wurde nach und nach ein ganzes Schock heiratsfähiger Fürstentöchter in Vorschlag gebracht, allein umsonst: der junge König war und blieb eheschen. „Axel“ — sagte er eines Tages zu seinem Günstling Axel Wachtmeister, welcher in ihn drang, sich zu vermählen, — „wenn du mich liebhast, so sprich mir nie mehr davon“.

Sein Sinn war auf ganz anderes gestellt und er hatte zum heiraten weder Lust noch Zeit. Zwar die Regierungsgeschäfte that er in lässig-autokratischer Manier nur so nebenbei ab, indem er sich in seinem Schlafzimmer durch die Quasi-Minister Polus und Oxenstjerna über die aus-

wärtigen und durch Piper über die inneren Angelegenheiten Vortrag halten ließ und seine Entscheidungen gab. Dagegen aber waren seine Tage und theilweise auch seine Nächte hinlänglich ausgefüllt mit kraftgenialischen Uebungen und Strapazirungen, mit nimrodischen und soldatischen Zeitvertreiben aller Art. Wann noch eine Stunde übrigblieb, sah man den König über einem Folianten von hundert Druckbogen sitzen, welchen er zu seinem Leib- und Lieblingsbuche gemacht hatte. Das war der „Gideon von Maxibrander“, ein alter Ritterroman, aus dessen Lesung Karl ganz denselben Nutzen zog, wie der Liebhaber Dulcinea's von Toboso aus der Lesung des „Amadis von Gallien“ und des „Palmerin von England“. In allem Ernste, der König studirte in dem genannten romantischen Wälzer Politik, Regierungsweisheit und Kriegskunst und sein Dichten und Trachten ging dahin, dem hochedeln Gideon von Maxibrander möglichst ähnlich oder gar gleich zu werden. Kein Wunder daher, daß Karl der Zwölfte der Don Quijote der Weltgeschichte wurde, welcher in der Person seines Landsmanns Fryxell nicht zwar seinen Cervantes, wohl aber einen höchst fleißigen und von der Boswell-Seuche nicht allzu sehr angeflogenen Biographen gefunden hat.

3.

Derweil war jene Konstellation der europäischen Politik zur Reife gediehen, welche den sogenannten „nordischen“ Krieg herbeiführte und den achtzehnjährigen Schwedenkönig seine Rolle als historischer Maxibrander zu spielen anheben ließ. Schweden war damals, wie jedermann weiß, im Besitze von Finnland, Ingermanland, Esthland und Livland, von Rügen, Vorpommern und Stettin, von Wismar, von Bremen und Verden. Es zählte mit unter

den Staaten ersten Ranges. Da es aber gewaltsam auf diese Machtstufe gelangt, da es seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriegsraub gewachsen war — „vivitur ex rapto“ sei, sagte man, Schwedens Losung — so war es ganz natürlich, daß sämmtliche Nachbarn mit Neid und Haß auf das Land blickten. Der Hingang Karls des Elften schien ihnen die langersehnte Möglichkeit zu eröffnen, an dem von einem Knaben regierten Schweden für manche empfangene Unbill Rache zu üben und nun ihrerseits vortheilhafte Kriegsraubgeschäfte zu machen. An Vorwänden hierzu fehlte es nicht, und hätte es auch daran gefehlt, so kümmerte das die durchaus gewissenlose Kabinettspolitik, die ganz und gar skrupelfreie Staatspraktik von damals, die nur eine organisirte, im Großen betriebene Land- und Seeräuberei war, blutwenig oder gar nicht. Von den Völkern, ihren Rechten, Bedürfnissen, Leiden und Wünschen war ohnehin gar keine Rede. Die Könige von damals würden, so man ihnen davon gesprochen hätte, ebenso verwundert aufgeschaut haben, wie heutzutage ein Schachspieler thäte, den man überreden wollte, er dürfte nicht eine beliebige Anzahl von Figuren opfern, um dahin zu gelangen, dem Gegner ein vielversprechendes Schach bieten zu können.

Ihre widerschwedischen Interessen und Absichten führten den vierten Friedrich von Dänemark und den körperstarken, aber geistes- und charakterschwachen Bruder Lüderlich, Kurfürst August von Sachsen und König von Polen, mit Zar Peter von Russland leicht zu einer Koalition zusammen. Später trat auch Preußen der Kompagnie gekrönter Räuber bei. Die Operationen des gemeinsamen „Geschäfts“ sollten darauf gerichtet sein, Schweden also zu berauben, daß Dänemark die Herzogthümer Schleswig-Holstein dem Gottorper, dem schwedischen Schützling, entrisse, daß ferner Kexholm, Ingermanland und ein möglichst großes Stück Finnland an Russland, Livland und Esthland an Polen, Stettin und etwa ein Stück Vorpommern an Preußen gebracht würde. Alle diese Raubgedanken sind seither bekanntlich

verwirklicht worden und zwar in noch größerem Umfange, wenn auch ziemlich abweichend von der ursprünglich geplanten Weise. Der weitaus größte Brocken von Schwedens weiland Großmacht steckt in dem unverwüstlichen Riesenmagen der Matuschka Moskavia, welche es zu jener Zeit und noch lange nachher nicht gerade als zur Bildung gehörig ansah, von Weile zu Weile gegen alle ihr „angesonnenen“ Eroberungstendenzen und „untergeschobenen“ Erweiterungspläne feierlich zu „protestiren“.

Nun aber hatten sich Schwedens Feinde in dem Knaben Karl zunächst bitterlich verrechnet. Er verblüffte die Gegner durch sein erstes Auftreten auf der Weltgeschichtebühne nicht weniger, als er noch lange nachher die Historiker verblüfft hat, gerade so lange nämlich, als die Geschichtschreibung von dem „göttlichen Recht“ monarchischer Willkür ebenso fest überzeugt war wie diese selbst. Ein unsäglich beelendendes Gefühl übernimmt einen, wenn man durch die dicken Quartanten sich durcharbeiten muß, in welchen klägliche Pedanten mit in die Jauche gelahrter Niedertracht und niederträchtiger Gelahrtheit getauchten Federn die Ereignisse jener Zeit verzeichneten. Man muß die deutschen Historienbücher von damals kennen, um so recht zu wissen, in welche Kloake von Barbarei und Gemeinheit der deutsche Geist zu Anfang des 18. Jahrhunderts versunken war. Was für eine Zeit, wo ein solches Lasterbündel von Landverderber, wie August der Starke war, nicht nur in allen Tonarten der Schmeichelei als „der Große“ angedudelt wurde, sondern alles Ernstes für einen großen Mann und Musterfürsten galt, selbst in den Augen seines eigenen, von ihm bis aufs Blut geschundenen Sachsenvolkes! Die deutsche Knechtschaffenheit jener Periode hat sich in den Gedichten des Mannes, welcher lange Jahre den „deutschen Parnaß gouvernirte“, ein Denkmal von Koth errichtet. Denn in Wahrheit, es dürfte in den verdorbensten Zeiten von Rom und Byzanz schwerlich ein Afterpoet geschweifwedelt und gespeichelleckt haben, der es an superlativischer Bedientenhaftigkeit mit dem Herrn Professor Gottsched

hätte aufnehmen können [1]). Welche glorreiche Riesenarbeit haben unsere Helden, Heiligen und Märtyrer gethan, unsere Aufklärer und Klassiker, unsere Denker und Dichter, alle die unsterblichen Lichtbringer von Thomasius bis Kant, von Klopstock bis Schiller, indem sie eine so entsetzlich versumpfte Nation wieder zum Bewusstsein der Menschenwürde erhoben! ...

Das Debüt des achtzehnjährigen Schwedenkönigs hatte etwas wirklich Ueberraschendes, so daß die Verwunderung Europa's sich leicht erklärte. Wie eines flammenden Nordlichts Aufleuchten war der Aufschritt des Jünglings, der Phantasie der Menschen sich bemeisternd und ihnen ein mit

---

1) Das Tollste ist, daß, nachdem er sich in seinen Versen seitenlang vor August dem Starken förmlich im Staube gewälzt, der schamlose Pedant die Frechheit hatte, auszurufen: —

„Du, strenge Wahrheit (!), laß dies Blatt
In deinem Tempel ewig währen!
Mein Mund ist kein erkaufter Mund,
Er hat nicht schmeichlerisch gesungen."

Und doch sollte Gottsched noch übergottschedet werden, von einem gewissen Hanken nämlich, welcher edle Hofrath in seinem Trauergedicht auf den Tod Augusts des Starken (1733) also lobposaunte: —

„Kein König hat gelebt, kein König ist gestorben,
Der so viel wahren Ruhm gleich dem August erworben;
Schweig', pralerhaftes Rom, vom Titus und Trajan!
August hat mehreren als jene wohlgethan.
Es wird ganz Sachsenland und alle Welt bekennen,
Er sei ein Vater mehr als König zu benennen.
Wie man mit Klugheit herrscht, mit Gütigkeit regiert,
Das Volk bei Friedenszeit zur Kriegesschule führt,
Wie man durch Wissenschaft so Pracht als Kunst verbindet,
Die stolzen Feinde schlägt, ja selbst sich überwindet,
Der Rache Süßigkeit ganz aus den Augen setzt,
Des Landes Wohlfahrt mehr als eitle Ruhmsucht schätzt,
Dies alles hat August, ja noch viel mehr erwiesen,
Was uns das Alterthum vom Herkules gepriesen."

Der gute Mann hatte gar keine Ahnung, daß er, da jede Zeile seiner Lobsalbaderei eine Lüge, eigentlich eine scharfe Satire geschrieben habe. Die sogenannten Historiker wetteiferten mit den sogenannten Poeten um den Preis der Gemeinheit. Man durchblättere, um sich davon zu überzeugen, die „Heldengeschichten" der Fassmann, Gundling und Konsorten.

Schrecken gemischtes Staunen abnöthigend. Es schien eine Weile, daß im Norden ein moderner makedonischer Alexander aufgestanden und daß es Schwedens Geschick wäre, die vorherrschende Macht des Erdtheils zu werden. Die blitzschnell sich folgenden, glanzfunkelnden Erstlingserfolge des jugendlichen Heldenkönigs, wie er alsbald genannt wurde, ließen selbst nüchtern gestimmte Beobachter nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb Schwedens darüber hinwegsehen, daß der schwedische Staat schon um seiner übel bestellten Finanzen willen — Karl hatte die sämmtlichen Ersparnisse seines klugen Vaters binnen drei Jahren kraftgenialisch verthan — gar nicht imstande sei, der Durchführung einer Helden- und Erobererrolle zur Basis zu dienen. Daß aber Karl, durch seine ersten wundersamen Erfolge völlig in die Region donquijotischer Phantasiewillkür und maxibranderischer Romantik hineingeschwindelt, diese Rolle sich aneignete, unterliegt keinem Zweifel. Sie machte ihn, mehr und mehr in seinem Gehirne zu einer fixen Idee sich verknöchernd, erst zu einem glänzenden, dann zu einem verwilderten Abenteurer und schließlich zu einem ganzen Narren, dessen lichte Augenblicke immer seltener wurden.

4.

Die Zettelungen und Zurüstungen der Feinde Schwedens waren gerade mit dem Jahrhundert so weit gediehen, daß man die Koalitionsmine explodiren lassen konnte. Zuerst brach Dänemark los und zwar gegen Karls Schwager und Schützling, den Herzog von Schleswig-Holstein, während Russland und Polen sich anschickten, Livland und Esthland anzufallen.

Karl hatte außerordentliche Mühe, die zu seinen Rüstungen nöthigen Gelder aufzubringen, und er erkaufte dieselben nur mittels schwerer Zugeständnisse an die schwedische Aristokratie. Am Abend des 13. April von 1700

verließ er die Hauptstadt, um seine Maxibrander-Laufbahn anzutreten, und er hat Stockholm nie wieder gesehen. Am 25. Juli legte die schwedische Flotte am toberuper Felde zwischen Kopenhagen und Helsingör auf Seeland an und bewerkstelligte Karl unter lebhafter Gegenwehr der Dänen die Landung seiner Armee. Mitten im Wirrwarr des Landungskampfes soll der König einen alten Soldaten gefragt haben: „Was ist das für ein Sausen in der Luft?“ — „Das Pfeifen der Kugeln, Majestät.“ — „Wohl, das soll künftig meine Leibmusik sein.“ Diese Anekdote ist, wie viele von Karl erzählte, nicht Geschichte, sondern Wachtstubenpoesie. Der dänische Feldzug nahm übrigens ein rasches Ende. Denn bevor Karl zu seinem beabsichtigten Sturm auf Kopenhagen schreiten konnte, beseitigte der am 8. August zu Traventhal zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein geschlossene Friede die Ursache des Krieges. Der Schwedenkönig benahm sich, vor der dänischen Hauptstadt lagernd, mit der Großmuth eines irrenden Ritters, indem er von Dänemark als Friedensbedingung nur das Versprechen forderte, den Feinden Schwedens keinen Vorschub zu leisten. Dann zog er ab und heim nach Schonen und von da nach Bleckingen, wo gegen den Russenzaren Peter und den Polenkönig August, welche inzwischen ebenfalls den Krieg begonnen hatten, gerüstet wurde.

Am 1. Oktober stach Karl mit einer Flotte von 200 Schiffen und 8000 Mann Truppen von Karlskrona und Karlshamen aus in die Ostsee, landete nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pernau und wollte zunächst auf Riga maschiren, weil er dort herum das Heer Augusts des Starken vermuthete. Nachdem er aber erfahren, daß die Sachsen bereits in die Winterquartiere gegangen seien, brach er, ohne weitere Verstärkungen abzuwarten, mit seinem kleinen Heer gen Narwa auf, welches Zar Peter mit 80,000 Russen belagerte. Wie glänzend Karl am 20. November von 1700 bei Narwa mit seinen 8 bis 9000 Schweden die nahezu zehnfache russische Uebermacht besiegte, ist bekannt. Der Zar, welcher den Tag von Narwa

nicht mitgemacht hatte, war in seiner Art Philosoph genug, die Nachricht der furchtbaren Niederlage seiner Truppen mit den Worten zu beantworten: „Ich weiß recht wohl, daß die Schweden uns noch manchesmal schlagen werden; allmälig werden wir aber von ihnen lernen, sie wieder zu schlagen.“ Das hieß wie ein Staatsmann sprechen. Der Schwedenkönig sagte, über die ersiegte Walstatt reitend: „Es ist gar kein Vergnügen, mit den Russen sich zu schlagen; denn sie halten nicht stand, sondern laufen davon.“ Das hieß wie ein Maxibrander sprechen.

Dem raschen Erfolg auf Seeland und dem Glanzsieg bei Narwa reihte sich als dritte große Schicksalsgunst der zermalmende Schlag an, womit Karl am 9. Juli von 1701 an der Düna bei Riga ein sächsisch-russisches Heer zu in alle Winde zerstiebendem Müll zerschlug. Wenn jetzt der Sieger als Politiker handelte, mussten ihm die großartigsten Vortheile zufallen. Allein statt Politik trieb der Schwedenkönig nur Donquijoterie und zwar mit einem Starrsinn, der schon jetzt häufig den anhebenden Wahnsinn durchblicken ließ.

Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, alle seine Macht und Stärke gegen den allerungefährlichsten seiner Gegner zu wenden, gegen August, den leibstarken Schwächling, den er vom polnischen Throne stoßen und überhaupt vernichten wollte. Es half nichts, daß August um Frieden bat. Es half nichts, daß alle denkenden Männer in Karls Umgebung ihm eindringlich vorstellten, der Rachezug gegen den Kurfürsten von Sachsen würde das Gebiet der Republik Polen berühren und demnach auch diese, welche bislang ihren König seinen Streit allein hatte ausfechten lassen, gegen Schweden in Harnisch bringen. Es half endlich auch nichts, daß man dem Könige zeigte, sein weitaus gefährlichster Gegner sei der Zar Peter und gerade diesem würden ja die schwedischen Ostseeprovinzen preisgegeben sein, während Karl in Polen und Sachsen dem Phantom einer romantischen Rache nachjagte. Es half alles nichts, der Unsinn musste seinen Lauf haben und

damit ist denn auch schon der große Wendepunkt in Karls Weltstellung und Geschicken eingetreten. Aus dem heldischen König, als welcher er so eben aufgetreten, ward ein blind ins Blaue fahrender Kriegsspektakeler, dessen anachronistisches Gerassel und Getobe lächerlich gewesen sein würde, falls es nicht für Länder und Völker so unheilvoll und verderblich war. Vorab auch für sein eigenes. Karl hatte von den Pflichten eines Regenten gar keine Vorstellung und ist trotz der schweinsledernen Bibel, welche er immer mit sich herumschleppte, ein ganz und gar gewissenloser Mensch gewesen, der alles seinen Grillen und Launen, mit einem Wort, seiner Narrheit opferte und sein Vaterland zu Grunde gerichtet hat.

Unzugänglich allen Gründen der Vernunft und allen Regeln und Forderungen der Kriegs- und Staatskunst zum Trotze drang, die russische Macht in seinem Rücken lassend, der „nordische Alexander“, wie der Unverstand ihn nannte, in Polen ein, überzog das Land und zwang den Reichstag, die Absetzung des leibstarken Augustus zu dekretiren und eine neue Königswahl anzuordnen, welche dann auch statthatte und dahin ausschlug, daß die widersächsische Partei den Kandidaten Karls, den Stanislaus Lesczynski, ein Mitglied der polnischen Schlachta (niederer Adel), zum König erkor. Dieser nationalpolnische Gegenkönig des sächsischen Augustus war übrigens nicht mehr werth als dieser. Zwar lange nicht so lüderlich wie der Leibstarke, aber ein indolenter Tabaksschmaucher, ein Nichtkönig jeder Zoll. Einstweilen hielt Karls langer Degen diese Königspuppe auf ihrem Throne aufrecht, während der „löwenmuthige“ Augustus das Hasenpanier ergriff und nach Sachsen entwich.

Bevor dies geschah und während der Krieg noch in Polen spielte, hat sich in Karls Laufbahn eine Episode hineingeschoben, welche unzweifelhaft als ein „lichter Moment“ bezeichnet werden darf. Der sächsische Augustus nämlich, der Vater von dreihundert und etlichen Bankerten, welchem man, wie vormals dem Papst Alexander dem Sechsten, nachsagte, daß er der Liebhaber einer seiner eigenen Töchter,

der sogenannten Gräfin Orzelska — sie wurde von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen, der nachmals Friedrich der Große geworden, gelegentlich mit einem Kinde beschenkt — also der sächsische Augustus glaubte, während er noch in Warschau saß, ein neunzehnjähriger Berserker von Schwedenkönig müsste doch wohl auch seine schwache Seite haben und, wenn nicht für Diplomaten in Perücken, so doch gewiß für Diplomaten in Schnürleibern und Unterröcken zugänglich sein. Demzufolge suchte er einen sehr unwillkommenen Besuch, womit ihn eine seiner abgelegten Maitressen, die bekannte schwedische Gräfin Aurora von Königsmark, welche er zur Koadjutorin der Abtei Quedlinburg gemacht hatte, in Warschau überraschte, zu Gunsten seiner Angelegenheiten auszunützen, indem er die allbereits dreiunddreißigjährige Schöne — (sie war 1668 geboren) welche aber immer noch eine Schöne war, mit einer Friedensmission ins schwedische Hauptquartier betraute. . . . Aurora, ihren Reizen und ihrer Klugheit vertrauend, machte sich also nach Würzau in Kurland auf und langte zur Neujahrszeit von 1702 glücklich daselbst an. Allein die Unterrocksdiplomatik scheiterte völlig und kläglich. Der königliche Gideon von Maxibrander, kalt wie Schnee und keusch wie Eis, ließ die vornehme Ex-Buhlerin gar nicht vor sich. Vergeblich ließ sie alle Künste ihres ehemaligen Gewerbes spielen; umsonst verlegte sie sich auf allerhand Listen, um eine Begegnung mit Karl zu erzwingen; vergeblich bombardirte sie ihn mit zierlichsten Billets; umsonst reimte sie ihn französisch an, freilich in sehr ordinären Perückenstilversen[1]). Er wollte sie schlechterdings nicht

1) „A la table des dieux Mercure louoit fort
Le jeune monarque du Nord.
En parlant des héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers,
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérance,
Si rare parmi les guerriers.

sehen und ließ sie gänzlich unverrichteter Dinge, was man so nennt, abfahren. Dessenungeachtet hat die nicht eben sehr zartfühlende Dame später es noch einmal versucht, dem Schwedenkönig sich zu nähern. Nämlich als derselbe nach dem Abschlusse des Friedens von Alt-Ranstädt (September 1706) in Leipzig Hof hielt. Sein Minister Piper machte daselbst mit Festen und Gastereien großen Aufwand und eines Tages beabsichtigte er zur Hochzeit seiner Schwägerin auch die in der Stadt anwesende Gräfin von Königsmark einzuladen. „Darf ich?" fragt er seinen Gebieter, welcher ebenfalls zu kommen versprochen hat. „Habe nichts dagegen." — „Aber, Majestät, ich bin in Verlegenheit, welche Ehrenbezeugungen der Gräfin erwiesen werden sollen, ohne die Ranganspruche der übrigen Damen zu beeinträchtigen." — „Ehrenbezeugungen? Was? sie ist ja 'ne Hure." — „Aber, Majestät, Gräfin Aurora gehört einer großen Familie an und man kann ihr doch eigentlich nur vorwerfen, die Geliebte eines Königs gewesen zu sein." — „Ei was, König oder Bauer! Sie ist und bleibt eine Hure und soll wegbleiben!"... Das stimmte nun freilich nicht sehr zu dem herrschenden Ton im „galanten" Sachsen, überhaupt nicht zum vornehmen Lotter- und Luderton der Zeit, war aber nur um so richtiger und braver gesprochen.

Also nach Sachsen hatte Karl in Verfolgung Augusts des Starken den Krieg getragen, am 22. August von 1706 mit 20,000 Mann bei Hernstadt in Schlesien den deutschen Boden betretend, auf welchem Erinnerungen an die Schwedengräuel des dreißigjährigen Krieges wachzurufen die schwedische Soldateska eifrig und erfolgreich sich bemühte. Schade, daß Strohköpfe von lutherischen Pfaffen und Konsistorialräthen noch nicht auf die sublime Idee ver-

---

Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des dieux, discourant à sa gloire
Le plaçoit par avance au temple du mémoire,
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot."

fallen sind, dem Gustav-Adolf-Verein, welcher mit beispielloser Gedankenlosigkeit einem der grimmigsten Feinde Deutschlands zu Ehren von Deutschen gestiftet worden, auch noch einen Karls-Verein zur Seite zu stellen. Das arme Sachsenland, welches der polnisch-schwedische Streithandel seines starken Bankertevaters gar nichts anging, hatte in Folge der deutschen Landesväterlichkeitspraxis in diesem Streite dennoch schon 36,000 Soldaten, 800 Geschütze und 88 Millionen Thaler aufgewendet und geopfert und jetzt hatte es noch die schwedischen Presser auf dem Halse, ein ganzes Jahr lang.

Der jämmerliche August — welchen Doktor Fassmann in seinem „Glorwürdigen Leben Friederici Augusti“ (1733) den „Großen“ zu betituln nicht unterlässet — musste sich zu dem bereits erwähnten altranstädter Friedensschluß bequemen, welcher ihn zum Kurfürsten von Sachsen degradirte. Der „Große“ scheute nicht einmal vor der Schmach zurück, den livländischen Patrioten und widerschwedischen Diplomaten Patkull, welcher grell-völkerrechtswidrig als Gefangener auf dem Königsteine saß, an Karl auszuliefern, der auf seinem im Herbste von 1707 angetretenen Zuge von Sachsen nach Polen den Unglücklichen in so infernalisch-grausamer Weise hinrichten ließ, daß diese eine Brutalität schon ausreicht, all das dumme Gerede von Karls Großmuth richtig zu werthen. Der ritterliche Narr konnte unter Umständen ein sehr grausamer Narr sein.

Der Aufbruch aus Sachsen nach Polen war erfolgt, weil, während der Schwedenkönig jahrelang in Polen und Sachsen maxibranderisch umhergerasselt war, um gänzlich unfruchtbare Lorbeern zu gewinnen, der Russenzar in den schwedischen Ostseeprovinzen solide Eroberungsgeschäfte gemacht und Petersburg gegründet hatte. Karl bildete sich ein, mit dem Peter ebenso leicht fertig zu werden, wie er es mit den ökonomisch und moralisch verlumpten polnischen Magnaten und ihrem ebenbürtigen König August geworden war. Taub für alle Warnungen, zog Karl mit seinen Schweden, für welche Sachsen, wie man sich gelehrt aus-

drückte, zu einem Kapua geworden war, durch Schlesien nach Lithauen, von dort nach Großpolen und Masovien und von da immer weiter und mitten nach Russland hinein, bis nach — Poltawa. Unterwegs, auf dem Marsche von Smorgoni gen Borissow, erhaschen wir, mit Hilfe der Memoiren des russificirten Polen Bulgarin, den letzten lichten Moment, den letzten wahrhaft menschlich-guten Schimmer in Karls Leben [1]).

1) Bulgarin (Mem. I, 75 fg.) theilt aus dem Munde seiner Urgroßtante, der Panna Onjuchowska, welche ein Alter von 115 Jahren erreichte, mit, was sie von der Einkehr des Schwedenkönigs in ihrem Vaterhause im Jahre 1708, zur Zeit, wo sie ein halbwüchsiges Mädchen von 12 Jahren war, ihrem Urgroßneffen erzählt hat. Es war bei ihrem Vater für den König Quartier angesagt und die ganze Schlachtitz-Familie rüstete und putzte sich aufs beste, den hohen Gast zu empfangen. Gegen Mittag ritten zwei Officiere, von einem Soldaten begleitet, in den Hof. „Ob das wirklich Adjutanten des Schwedenkönigs sein mögen? So ärmlich gekleidet!“ Die Officiere stiegen ab und der Marschall (Hausmeister) empfing sie in dem Vorsal. Sie fragten nach dem Hausherrn, welcher sich mit der ganzen Familie hinauf begab. „Sind Sie der Herr vom Hause?“ fragte der jüngere der beiden Officiere höflich in deutscher Sprache. „Zu dienen. Was ist Ihnen gefällig?“ — „Das königliche Quartier ist hier. Haben Sie die Güte, uns die für den König bestimmten Zimmer zu zeigen.“ — „Mein ganzes Haus steht zur Verfügung Sr. Majestät.“ — „Ihm genügt ein Zimmer, zwei andere aber erbitte ich für die Kanzlei und Adjutantur.“ — „Richten Sie alles nach Ihrem Wohlgefallen ein. Aber sagen Sie mir, wird der König bald vorfahren, damit wir uns anschicken können, ihn gebührend zu empfangen.“ — „Sie haben ihn bereits empfangen. Ich bin der König“ . . . Karl benahm sich sehr freundlich gegen seine Quartiergeber. Er aß am Familientische und war äußerst genügsam und erkenntlich. „Mir ist — erzählt Panna (Herrin) Onjuchowska — als sähe ich ihn noch vor mir, diesen schrecklichen König, über den so viele Bücher geschrieben sind. Drei Tage lang hatte ich Gelegenheit, mich nach Herzenslust an ihm satt zu sehen. Er, welcher die Welt in Schrecken setzte, war sanft wie ein Lamm und verschämt wie eine Nonne. Von ziemlich langem, schlankem und schmächtigem Wuchse, hatte er ein Gesicht, welches im Verhältniß zum Rumpfe und selbst zum Schädel zu klein war. Schön ist er nicht gewesen, aber man konnte sein pockennarbiges Gesicht auch nicht hässlich finden. Seine dunkelblauen Augen glänzten wie Brillanten. Er trug keine Perücke. Sein blondliches Haar war leicht gepudert, kurzgeschoren, nach

Hundert und vier Jahre später ist an der Spitze der gewaltigsten und stolzesten Armada, welche die Welt bis dahin gesehen hatte, ein anderer Eroberer denselben Weg gezogen, um in Moskau die Nemesis zu finden, den Anfang vom Ende, den Beginn der Strafe für den beispiellosen Missbrauch eines beispiellosen Genies und Glücks. Karl der Zwölfte richtete seinen Marsch nicht soweit nach Osten, sondern bog in südöstlicher Richtung rechtshin ab, nach der Ukraine, indem er sich, verführt von den überstiegenen Hoffnungen, welche er auf das von dem Kosakenhetman Iwan Stephanowicz Maseppa ihm angetragene Bündniß, sowie auf die Hilfeverheißung der Türken setzte, mit gewohnter Tolldreistigkeit in die Unermesslichkeit der südrussischen Steppen warf. Ein recht und schlecht donquixotisches Unternehmen vom Anfang an und so recht und schlecht maxibranderisch geführt! Die unglücklichen, dem Verderben entgegengeschleppten Schweden hätten von rechtswegen den Narrenkönig in ein Zwangshemd verpacken und ins Tollhaus nach Stockholm heimschicken sollen. Kennzeichnet es doch die ganze Lage, daß Karl eine närrische Freude empfand, als ihm Maseppa — der bekanntlich ein anderer in Byrons Prachtgedicht und ein anderer in der Geschichte — zu Kalomak vorgeflunkert hatte, „es seien von hier nur noch acht Meilen bis zur asiatischen Gränze; soweit also seien Sr. Majestät unwiderstehliche Waffen bereits vorgedrungen.“ Der König nahm diesen Humbug für bare Wahrheit, wie sich denn solche Starrköpfe am leichtesten mittels Lügen gängeln lassen, und sagte eifrigst: „Dahin müssen wir, um sagen zu können, daß wir auch in Asien gewesen.“

---

oben hinaufgekämmt und im Nacken zu einem kleinen Zopf zusammengebunden. Er sah sehr jugendlich aus, stets trug er eine blaue Uniform mit gelbem Futter und rothem Kragen, gelblederne Beinkleider und ungeheuer große Stiefeln mit gar gewaltigen Sporen. Sein Schwert, seine fast bis zum Ellnbogen reichenden Lederhandschuhe, seine Stiefeln sammt den Sporen standen in so ungünstigem Verhältniß zu seiner Gestalt, daß wir Mädchen seine Goliathsrüstung bespöttelten.“

Derweil hatte Zar Peter sich bemüht, seine nach der Niederlage bei Narwa gethane Prophezeiung in Erfüllung zu bringen, d. h. seine Russen von den Schweden lernen zu lassen, wie man die Schweden besiegte. Er sorgte auch dafür, daß am Entscheidungstage die Russen ihren bis auf wenige Tausende herabgeschmolzenen, abgehetzten, schlecht mit Munition versehenen Gegnern sehr beträchtlich an Zahl überlegen waren. Dieser Entscheidungstag bei Poltawa, bis wohin allen flehentlichen Bitten seiner Getreuesten ungeachtet, allen Warnungen des schlauen Maseppa zum Trotz Karl vorgedrungen, der 9. Juli von 1709 machte dann der ritterlich-romantisch-sinnlosen Irrfahrt desselben ein Ende mit Schrecken. Das ganze schwedische Heer ward vernichtet oder gefangen. Ein verwundeter Flüchtling, entging der König nur mit Mühe den Verfolgern. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli setzte er mit seinen Fluchtgenossen über den Dnjepr, floh weiter zum Bug und von diesem bis nach Bender, die Gastfreundschaft der Türken ansprechend.

„Nun stehen Petersburgs Grundmauern unerschütterlich fest!“ schrieb vom Siegesfelde bei Poltawa triumphirend der Zar.

5.

Unter allen den abenteuerlichen Kapiteln der Geschichte Karls des Zwölften bildet die Zeit, wo er, um mit Tegnér zu reden, „in Bender lag“, sicherlich das abenteuerlichste. Ein hilfeloser Flüchtling wird von der Regierung eines ihm wildfremden Volkes, das nicht die geringste Verpflichtung gegen ihn hat, mit großmüthigster Gastlichkeit aufgenommen, in freigebigster Weise jahrelang bewirthet — das Gefolge des Königs, ab und zu an Zahl wechselnd, betrug durchschnittlich 400 Personen, zu-

letzt aber 700, und zum Unterhalt desselben gab die Pforte außer den Lebensmitteln und der Fourage täglich noch 500 Thaler her — der Gast dagegen bietet alles auf, um in seine tollen Händel auch seinen großmüthigen Wirth zu verwickeln, er verstrickt denselben in einen Krieg, zettelt Ränke aller Art unter seines Wirthes Untergebenen an, wird dadurch nachgerade diesen und jenem im höchsten Grade überlästig, steigert aber nur in demselben Maße seine unverschämten Ansprüche noch und endigt damit, das unbestreitbare Recht des hundertfach beleidigten und gemissbrauchten Wirthes, den tollen Gast zum Hause hinauszuweisen, mit der blanken Waffe zu bestreiten. Und das alles, während sein heimisches Land, in Todesnöthen ringend, umsonst des Königs Heimkehr erbittet und erfleht! War dies nicht das Gebaren eines Narren, so hat es ein solches nie gegeben.

Volle fünf Jahre und etliche Monate lang lungerte Karl in Bender. Es gelang ihm, die Türken zum Kriege gegen Russland zu stacheln, zu jenem Kriege, im Verlaufe dessen die Größe und das Glück des Zaren Peter im Lager bei Husch am Pruth zu Staub zerrieben worden wären, falls der Großwesir Baltadschi Mohammed nicht entweder ein Esel oder ein Schuft oder auch beides zumal gewesen wäre. Es wurde auch gemunkelt, daß er den Zaren am Pruth habe laufen lassen, um dem ihm verhassten Einlagerer von Schwedenkönig einen Possen zu spielen (Juli 1711). Sicher ist, daß es diesem nicht glücken wollte, die Türken zum zweitenmale gegen die Russen zu hetzen. Trotzdem aber, daß er einsehen musste, sein Gewerbe in der Türkei sei zu Ende und er sei den Türken im höchsten Grade lästig und unwerth, blieb er doch in Bender liegen, in seinem geliebten „Gideon von Maxibrander" studirend, und ließ das arme Schweden gegen die Angriffe vonseiten Peters und des wieder nach Polen zurückgegangenen sächsischen August, sowie vonseiten Dänemarks, Preußens und Hannovers, sich abzappeln, bis zur völligen Erschöpfung, bis zur Athemlosigkeit. Kamen mit-

unter gar zu bewegliche Klagen von daheim nach Bender, so zuckte der „fromme Heldenkönig“ die Schultern und schrieb in sein Notizbuch den Reim: —

„Was zaget ihr doch?
Gott und Ich leben ja noch —“

worin sich, urtheilt der gesunde Menschenverstand, bei weitem weniger wirkliche Frömmigkeit als aberwitziger Dünkel kundgab.

Allerhand Wirbelwindpläne fuhren dem königlichen Abenteurer durch den Kopf. Einer darunter ist bemerkenswerth, eine Reminiscenz gustav-adolfischer Betreibungen: — das Projekt, ein Bündniß protestantischer Fürsten in Deutschland unter Karls Protektion zustande zu bringen. Natürlich ging der Einfall so rasch, wie er gekommen war, und spurlos vorüber. Inzwischen waren die Türken, selbstverständlich durch russische Agenten in dieser Richtung bearbeitet, des unholden, lästigen und gefährlichen Gastes bis zum äußersten Ueberdruß müde geworden, und nachdem der Padischah im April von 1712 seinen Frieden mit dem Zaren erneuert hatte, forderte er den Schwedenkönig mit entschiedenen Worten auf, die osmanischen Staaten endlich zu verlassen. Zwar schienen Karls Fürsprecher die Politik der Pforte nochmals zu einer feindseligen Wendung gegen Russland bestimmen zu können; allein das erwies sich bald als ein flüchtiger Schein. Und selbst die türkische Geduld war endlich zu Ende. „Eide theik, Giaur! (Mach' dich fort, Ungläubiger!)“ hieß es jetzt. „Ich brauche 600,000 Thaler zur Bezahlung meiner Schulden und zum Reisegeld,“ sagt Maxibrander. Der Sultan gibt das Geld, legt sogar noch 200 Chize (Beutel Goldes) zu, schenkt Wagen und Pferde zur Reise. Der tolle Gast verschleudert das Geld, bleibt und fordert 1000 weitere Beutel. Das ist dem Großherrn denn doch zu schwedisch. Dem Giaur und vollends einem so undankbaren Giaur darf nicht nur, sondern muß die Gastfreundschaft aufgekündigt und versagt werden, lautet das vom Mufti auf Befragen abgegebene Fetwa. „Wohl, so lasst meinen Serasker und den Khan

der Tataren, so es nöthig, das Kalabalik bei Bender veranstalten," sagt der Padischah. „Sie sollen nur kommen, ich fürchte mich nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben," sagt Maxibrander.

Und so geschah es im Februar von 1713. Sie kamen, der Tatarkhan und der Serasker, mit 15,000 oder mehr Janitscharen und Tataren und 14 Geschützen und verschritten, nachdem alle gütlichen Versuche der beiden türkischen Magnaten, den schwedischen Eisenkopf zur Abreise zu bewegen, misslungen waren, zum Sturm auf das barrikadirte Lager der 700 Schweden Karls. Das war die weltberühmte Löwenjagd („Kalabalik") bei Bender. Denn es mag in Liebe angenommen werden, daß der also Gejagte ein Löwe war; aber unbedingt war er ein närrisch gewordener Löwe, zu welchem einer seiner treuesten Getreuen in diesen Tagen sagte: „Wenn denn Eure Majestät sich schlechterdings an nichts kehren und halten will, was Gottesfurcht, Vernunft und Ehre fordern, so habe ich hier nichts mehr zu schaffen."

Die Janitscharen, welche einen großen Respekt vor dem tapfern Sonderling hatten, schickten zum letzten Versuch einer Verständigung eine Abordnung aus ihrer Mitte an Karl. Er wollte sie nicht hören. „Jetzt — maxibranderte er — ist nicht Zeit zum Schwatzen, sondern zum Fechten. Wenn die Kerle sich nicht fortmachen, lass' ich ihnen die Bärte absengen . . . ." „Der schwedische Karl ist toll geworden!" schrieen die beschimpften Janitscharen bei ihrer Rückkehr ihren Kameraden zu. „Der Eisenkopf! Der Eisenkopf!" kopfschüttelten diese.

Der Sturm hob an und der König begnügte sich nicht, demselben zu trotzen, sondern fiel heraus, den Degen in der Rechten, ein Pistol in der Linken, seine so verrückter Weise dem Verderben preisgegebene Handvoll Schweden mit seinem alten Schlachtruf befeuernd: „Frisch drauf los, ihr blauen Burschen (friskt mod, J gossar blå)!". Daß der Narr bei dieser Gelegenheit zu Grunde gegangen, falls die Türken nicht auch jetzt noch, mitten im Kampfgewühle,

schonend gegen ihn verfahren wären, unterliegt keinem Zweifel und steht stark zu vermuthen, daß sie sich dabei nicht allein von politischen Rücksichten, sondern auch und vielleicht am meisten von dem bekannten orientalischen Respekt vor dem Wahnsinn leiten ließen. Sie begnügten sich, den tollgewordenen Löwen zu fangen, und thaten ihm nichts zu Leide. Wer aber in dieser noch dazu ziemlich lächerlich zu Ende gegangenen Kampfscene — denn Karls Gefangennahme wurde dadurch erleichtert, daß er mit seinen Riesensporen an etwas hängen geblieben und zu Boden gekollert war — etwas Heldisches sehen wollte, unter dessen Gehirndecke müsste es gerade so aussehen, wie es unter der des Schwedenkönigs aussah.

6.

Mit zerrissenen und blutbefleckten Kleidern, mit einer Wunde an der linken Hand, mit geschundener Nase und pulverrauchschwarzem Gesichte wurde der Gefangene vor den Serasker geführt, welcher ihn höchst anständig behandelte. Auf sanfte Vorstellungen vonseiten seiner Getreuen über den begangenen Unsinn gab Karl zur Antwort: „Ich will lieber für einen Rasenden als für einen Poltron angesehen sein.“ Zar Peter, nachdem er die unerhörte Neuigkeit vom Kalabalik bei Bender vernommen, sagte: „Nun sehe ich klar, daß mein Herr Bruder Karl ein gottverlassener Mann, da er die Tollheit beging, gegen seinen einzigen Freund und Bundesgenossen, gegen den Sultan, dermaßen sich aufzuführen.“

Der gefangene Schwedenkönig wurde nach dem jenseits des Balkan bei Demitoka gelegenen großherrlichen Lustschloß Demürtasch gebracht, der Eisenkopf auf den Eisenstein; denn das bedeutet jener türkische Schloßname. Er und sein Gefolge sind daselbst anfangs mit allen Ehren und höchst

liberaler Gastfreundschaft behandelt worden, allerdings in der Hoffnung, daß der Einlieger nun doch endlich Anstalten machen würde, die Türkei von seiner Gegenwart zu befreien. Der Einlieger — was jetzt im wörtlichen Sinne zu nehmen ist, denn Karl gefiel sich in Demürtasch darin, bei gesunden Gliedern volle 43 Wochen das Bett zu hüten — der Einlieger aber blieb hartnäckig, wo er war, und wäre freiwillig nie wieder von dort weggegangen, falls nicht von daheim Nachrichten einlangten, welche ihn doch aus seinem Dreiundvierzig-Wochen-Bett aufstörten. Man ging nämlich in dem bedrängten Schweden im Frühjahre von 1714 ernstlich mit allerlei Plänen um, den halsstarrig abwesenden König-Narren so oder so zu ersetzen. Das schlug durch. Karl, dessen autokratisches Gottesgnadenbewusstsein ein ganz ungeheuerliches, beschloß jetzt, heimzukehren, und führte in seiner Art diesen Entschluß aus, nachdem ihn der französische Gesandte in Konstantinopel mit spärlichem Reisegeld versehen hatte. Seine in der Türkei massenhaft gemachten Schulden ließ er natürlich in vornehmster Manier unbezahlt.

Am 1. Oktober von 1714 stieg er zu Demitoka zu Pferde, um — „Geh' mit Allah!“ schrieen die Türken — seinen vielgerühmten Kraftgenie-Ritt anzutreten, welcher ihn binnen 21 Tagen durch die Bulgarei und Walachei, durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland nach Schwedisch-Pommern brachte. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober begehrte der Heimgekehrte Einlaß am Thore seiner Stadt Stralsund, von welcher aus er dann im gewohnten Stile wieder zu regieren begann, d. h. Lebenswandel und Laufbahn eines gekrönten Abenteurers fortsetzte.

Dies war die Antwort auf die bei der Kunde von Karls Heimkunft allwärts in Europa gethane Frage: „Was wird jetzt aus diesem Könige werden?“ Es wurde aus dem Romantiker kein Verständiger, aus dem Thoren kein Kluger, und daß er im Unglück nichts gelernt hatte, bewies er schon dadurch, daß er zu seinem Leibpolitikus und ersten Minister den holstein-gottorpischen Grafen Görtz machte, einen der

vorragendsten Schwindler und Plusmacher in einer an gewissenlosen politischen Schwindlern und Plusmachern überreichen Zeit. Freilich muß man derselben zugestehen, daß sie, ungleich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht unlöbliche Gewohnheit hatte, besagte Schwindler und Plusmacher in der Regel schließlich das Deficit mit ihren Köpfen bezahlen zu lassen. Um Karl, wie dieser nun einmal war, erwarb sich aber Görtz ein wirkliches Verdienst, insofern er durch seine skrupellosen Finanzkünste dem König die Mittel verschaffte, fernerweit „für seinen Ruhm zu arbeiten“, d. h. fernerweit zu maxibrandern und noch vier Jahre lang den Kriegshelden zu spielen auf Kosten seines unglücklichen Landes. Wie weit es mit der Erschöpfung desselben im Jahre 1718 gekommen war, erkennt man, so man in einer gleichzeitigen schwedischen Reimchronik, wo von dem Jammer der fortgesetzten gewaltsamen Soldatenaushebung die Rede ist, die Worte lies't: —

„An Männern fehlt es uns, drum nimmt man kleine Knaben.
Der König hat's gesagt, der König will sie haben.
Von zehn bis fünfzehn Jahr, kleiner nimmt man sie nicht.
Das war 'ne böse Jagd, bis man sie hat gekriegt . . .“

So kam der Einfall in Norwegen im Herbste von 1718 und damit der Untergang des tollen Meteors, welches nun seit achtzehn Jahren den Zeithimmel durchtaumelt und durchras't hatte. Das dänische Norwegen sollte mittels einer in zwei Kolonnen geführten Invasion erobert werden. Die nördliche, in der Richtung auf Drontheim über das Gebirge hineinbrechende befehligte Armfelt, die südliche der König, welcher die Festung Fredrikshall am Idefjord auf seinem Wege fand und trotz des bereits begonnenen Winters sofort zu der schwierigen Belagerung derselben schritt. Wie auf allen seinen früheren Feldzügen, gefiel sich Karl auch jetzt wieder weit mehr in der Rolle eines irrenden Ritters als in der eines verständigen Feldherrn und ließ daher keinen Tag verstreichen, ohne in närrischer Weise überflüssigen Gefahren zu trotzen oder irgendeinen Kraftstreich auszuführen. Die Phantasie-Willkür hat ihn als einen

echten Romantiker bis zuletzt unbedingt bestimmt und beherrscht und so war auch sein Tod ein romantisches Phantasiestück in Callot-Hoffmann'scher Manier.

Am Abend des 30. Novembers begab sich der König, nachdem er um 8 Uhr zu Nacht gespeis't, in die Laufgräben vor dem Fort Fredrikstein. Es war sehr dunkel, aber die Belagerten hingen brennende Pechkränze aus und warfen Leuchtkugeln, um ihr Feuer sicherer auf die Belagerungsarbeiter abgeben zu können. Mitten in diesem Feuer stieg Karl aus der Tiefe eines Laufgrabens heraus und schaute, mit den Armen auf die innere Böschung der Brustwehr gestützt, zu der Festung hinüber, Kopf und Brust den Kugeln derselben preisgebend. „Majestät, — sagt aus dem Laufgraben herauf einer seiner Genieofficiere, der Franzos Maigret, zu dem König — das ist kein Platz für Sie. Kanonen- und Musketenkugeln haben vor einem Monarchen nicht mehr Respekt als vor einem Soldaten." — „Bah, sei unbesorgt." — „Ich bin nicht für mich besorgt, wohl aber um Eure Majestät." — „Seht nach den Arbeitern in den Laufgräben, daß sie sich eilen." Maigret will dem Halsstarrigen noch einmal die Gefahr vorstellen, welcher er sich so recht maxibranderisch-zwecklos bloßstellte, allein andere Officiere flüstern dem Franzosen zu: „Lassen Sie ihn doch! Je mehr man ihn warnt, desto mehr gefällt er sich darin, die Gefahr zu braviren." Das Wort war kaum gesprochen — es ging gegen 9 Uhr zu und der Mond war herauf — da . . .

„Ha! ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durchs Gehirn
Des Stolzen fährt sie; ach, und alles, was
Von dem gewaltigen Krieger übrigbleibt,
Der weit und breit Europa hat erschüttert
Und bis nach Asia hin die Wüstenei
Mit seinen Donnern aufgeschreckt: — ein Name!"

Die Todeskugel, eine dänische Kartätschkugel, nicht, wie man lange gefabelt hat, eine schwedisch- oder französisch-meuchelmörderische Pistolenkugel, war dem König in die linke Schläfe gefahren und durch das rechte Auge wieder

herausgegangen ..... Er ruht in einem Sarkophag von schwarzem Marmor im karolinischen Grabchor der Ritterholmkirche zu Stockholm. Man darf sich nicht wundern, daß das Andenken des Königs, nachdem die furchtbaren Leiden, welche er über Schweden gebracht, verwunden waren, über alle maßen glorificirt worden ist[1]). Es liegt ja in der Knechtseligkeit der Menschennatur, Spektakelmacher um so mehr zu preisen, je ärger dieselben die Menschheit gequält haben. Daß Karls des Zwölften meteorische Laufbahn viel die Phantasie Bestechendes hat, ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist, daß von dem Richterstuhl der Geschichte das Endurtheil ergeht: — Ein im Purpur geborener Abenteurer, ein Romantiker weltgeschichtlichen Stils — Summa: Der König-Narr!

---

1) Soweit dies von der urtheilslosen Menge geschah, war es ganz in der Ordnung. Aber unbegreiflich und unverzeihlich erscheint es, wenn E. G. Geijer den Historiker also vergessen konnte, daß er als Poet dem König eine ganz überschwängliche Apotheose bereitete. Am Schlusse seines Gedichtes „Carl den Tolfte" hat er seinem Helden gar die Worte in den Mund gelegt:

„Vid Gustaf Adolfs och Karl Magni sida
Jag sitter der. Uppå min arm i strålar
Ses Segren leende, som brud, förbida,
Och stjernehvalfvet med min krona prålar."

(An der Seite von Gustav Adolf und Karl dem Großen — (eine absonderliche Zusammenstellung!) — sitze ich da. Auf meinem Arme ruht, strahlend und lächelnd wie eine Braut, die Siegesgöttin und dem Sternengewölbe dient zum Schmucke meine Krone.)

2. u. 3. XI. 1900.

Ein

russisches Haus-, Hof- und Staatstrauerspiel.

Zu glauben,
Daß sich die menschliche Natur, daß sich
Die Liebe, die ein Vater für sein Kind hegt,
Auf ew'ge Zeit vertilgen ließen!
Grabbe.

1.

„Glücklich wie eine Prinzeß!"

„Quält mich doch nicht so mit den nutzlosen Arzeneien und lasst mich ruhig sterben, da ich nicht länger leben mag. Das Dasein liegt zu schwer auf mir!"

Die das sprach am 1. November 1715 im Zarenpalast von Moskau, war eine deutsche Prinzessin, Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, und schwer fürwahr hatte das Dasein auf ihr gelegen und gelastet, seit jenem 25. Oktober 1711, wo sie zu Torgau dem Zaréwitsch Alexei, des großen Peters erstgebornem Sohn, angetraut worden war.

Damals, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, sind russische Heiraten noch nicht der höchste Ehrgeiz und heißeste Wunsch deutscher Fürstenhäuser gewesen. Man wusste in Mittel-, West- und Südeuropa noch wenig von Russland. Was man aber erfuhr, war der Art, die Leute

mit einem aus Verwunderung, Schrecken und Abscheu gemischten Gefühle auf ein Volk blicken zu machen, welches aus dem physischen und moralischen Morast asiatischer Barbarei herauszureißen das gewaltige Kraftgenie Peters des Ersten soeben unternommen und begonnen hatte. Er war allerdings in seiner Art ein großer, ein größter Mann, dieser Peter. Eine welthistorische Charakterfigur ersten Ranges, in seinem Walten und Thun als Herrscher ein tüchtiger Arbeiter am Werke menschheitlicher Civilisation, geradezu ein, nein, der russische Kulturheros, obzwar für seine Person sein Leben lang ein gräulicher Barbar, am hellen Tage und vor aller Augen zügellosen Gelüsten und Leidenschaften fröhnend, deren Befriedigung selbst schamloseste Wüstlinge in Nacht und Einsamkeit zu bergen sich bemühen. Derselbe Mann aber, welcher eine seiner Lüste darin suchte und fand, allerhöchst eigenhändig den Knutenmeister und Kopfabhacker zu machen, hat mit genialischem Blicke die Zukunft Russlands erschaut und mit riesenstarkem Arme geschaffen. Er drängte, stieß, peitschte sein Volk in die Großmachtssphäre; er pflanzte die Fahne russischer Eroberung an drei Meeren auf, an der Ostsee, am schwarzen und am kaspischen Meere; er ließ den von ihm geschaffenen Koloß des Zarismus den einen Fuß auf Europa, den andern auf Asien setzen, während des Riesen lange Arme unersättlich ausgriffen, da schwedische und polnische, dort türkische, persische und chinesische Provinzen raffend und einheimsend.

Und keineswegs war Peter nur ein asiatischer Eroberer nach der Weise der Timur und Nadir. Nein, er war auch ein europäischer Organisator und Civilisator. In diesem wundersam gebauten Menschen arbeitete, selbst während er sich im Pfuhl unmeldbarer Ausschweifungen wälzte, der ruhelose Gedanke, etwas zuwege zu zimmern und zurecht zu schmieden auf Erden, arbeitete ein rastloser Schöpfungstrieb, eine frohlockende Kraft, die gewaltige Schulter an die Völkerlawine Russland zu stemmen und sie vorwärts zu rollen auf der weltgeschichtlichen Bahn.

Auch war vom Geiste seines Jahrhunderts ein Funke in dieses Mannes Seele gefallen. Dies erhellt nicht nur daraus, daß der Zar, „frei von allen Vorurtheilen“ — wie ein zu jener Zeit häufig umgehendes Wort lautete — nicht anstand, eine esthnische, finnische oder lithauische Leibeigene, die man jetzo glücklich zur livländischen Bürgerstochter hinaufhofhistoriographisirt hat, die gewesene Buhlmagd verschiedener russischer Korporale und Generale, welche nachmals, eine gekrönte Kaiserin, als Katharina die Erste über Russland herrschte, als seine Gemahlin neben sich auf den Thron zu setzen, weil sie seine Gedanken verstand und seine Entwürfe fördern half; sondern es erhellt auch noch deutlicher daraus, daß in diesem Kraftmenschen, in diesem Ungethüm von Wütherich und Tyrannen schon eine nicht minder starke Ader vom Staatsdienerbewusstsein pulsirte, als sie später in den zwei aufgeklärten Musterdespoten, in Friedrich dem Zweiten und Joseph dem Zweiten, sich regte. In Wahrheit, es war etwas von echter Größe in der Art und Weise, wie Peter zu verschiedenenmalen es aussprach und bethätigte, daß ihm die Größe Russlands unendlich viel mehr galt als die seines Hauses. Unter der Gehirndecke dieses Zarenschädels, wie weit immer sie gewölbt war, hatte ein so kleinlich Ding wie dynastische Selbstsucht dennoch keinen Platz.

Allein gesetzt auch, die Prinzessin Charlotte von Braunschweig hätte politischen Sinn und Ehrgeiz genug besessen, um das Loos, Peters des Großen Schwiegertochter und voraussichtlich dermaleinst Zarin aller Reußen zu werden, willkommen zu heißen, so mussten jungfräulicher Instinkt und gebildetes Frauengefühl doch schon sich angewidert fühlen von dem Gedanken, in ein Land zu gehen, wo die Barbarei der Sitten oder vielmehr Unsitten auch in den vornehmsten, höchsten und allerhöchsten Kreisen noch in voller und toller Wüstheit rumorte. Wahrscheinlich jedoch hatte die arme Charlotte gar keine Vorstellung, daß sie, das wohlerzogene, sittsame und feinfühlende deutsche Mädchen, an einen Hof versetzt werden solle, allwo weibliche

Tugend und frauliche Würde schlechterdings unbekannte Dinge waren, wo ein jedes der Hof- und Ehrenfräulein des Morgens eine Kanne Branntwein erhielt, „um sich den Mund auszuspülen", wesshalb „sie auch den ganzen Tag über sehr guter Laune waren", sagt unser berichterstattender Augenzeuge; an einen Hof, wo der Soff in des gemeinen Wortes gemeinster Bedeutung Herren und Knechte, die Pfaffen inbegriffen, tagtäglich, Frauen und Mägde sehr häufig unter das Vieh erniedrigte und wo es bei großen zarischen Festen für einen Hauptspaß galt, auf der Tafel der Herren eine nackte Zwergin und auf der Tafel der Damen einen nackten Zwerg aus einer Pastete schlüpfen und auf dem Tische Grimassen schneiden zu sehen.

Und nun vollends der Bräutigam, welchem hingegeben zu werden die Prinzessin das „Glück" hatte! Alexei Petrowitsch war im Jahre 1690 dem Zaren von seiner ersten Frau geboren worden, von jener Awdotja (Eudoxia) Lapuchin, welche Peter im Jahre 1698 verstieß und zwang, im Kloster Ssusdal als Nonne sich einkleiden zu lassen, was die Verstoßene jedoch nicht hinderte, mit allerhand Weltlichem, unter anderem auch mit ihrem Liebhaber Stephan Glebow, sich zu befassen. Denn Awdotja ist keineswegs der fleckenlose Tugendspiegel gewesen, zu welchem gemüthliche Poeten das Bild der Verstoßenen zugeschliffen haben. Sehr begreiflich zwar, daß sie den Zaren von ganzer Seele hasste; nicht weniger begreiflich aber auch, daß Peter die rastlosen Ränke und Zettelungen, welche die Ex-Zarin von Ssusdal aus spann, um das Werk seines Lebens, die Europäisirung und Machtentfaltung Russlands zu hindern, zu hemmen oder wieder zu zerstören, mit eisernem Fuße zertrat.

Der Knabe Alexei wurde der Erbe des mütterlichen Hasses gegen den Vater, der seinerseits in dem Kinde von früh auf eben auch nur oder wenigstens allzusehr bloß den Sprössling der verhassten Awdotja gesehen zu haben scheint. Es war ein schlimmes Verhältniß vom Anfang an. Die

Erziehung des körperschwachen und geistesarmen, trägen, dabei frühzeitig auf den Abweg geschlechtlicher Sünden gerathenen Prinzen ist arg vernachlässigt worden. Die oberste Aufsicht darüber führte oder sollte führen der Emporkömmling und Günstling Mentschikow, welcher seine Sklavin Katharina an den Zaren abgetreten hatte. In dem Grade nun, in welchem diese immer bedeutender und mächtiger wurde, und ganz im Verhältniß zu der Raschheit und Entschiedenheit, womit sie dazu gelangte, von Peter erst zur Gossudarina, dann zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erklärt zu werden — welche „Rechtmäßigkeit" übrigens niemals aktenmäßig hat festgestellt werden können — in demselben Grade und Verhältniß vernachlässigte Mentschikow seine Pflicht inbetreff des Zaréwitsch und dieser fiel gerade in der gefährlichen Epoche des Uebergangs vom Knaben- zum Jünglingsalter Leuten von altrussischer Anschauung anheim, stupiden Popen und sonstigem Hofungeziefer der dümmsten und schlimmsten Sorte.

Dieses Gesinde stopfte die enge Gehirnhöhle des Prinzen mit orthodoxem Wust voll, bildete ihm ein, er wäre berufen, dereinst die „gottlosen Neuerungen" seines Vaters zunichte zu machen, das altgläubige Zaren- und Russenthum der guten, alten, frommen Zeit wieder herzustellen und die Nachkommenschaft der Zarin Katharina auszutilgen. Selbstverständlich beeiferte das Ungeziefer sich auch, den Prinzen im Laster zu steifen und insbesondere seinen Hang zur Trunksucht zu stacheln, auf daß der also Herangezogene dereinst ein Zar wäre, wie ihn derartige treue Diener des Thrones und Altars wollten und wünschten. Den Augen Peters, obgleich sie unendlich viel anderes zu überwachen hatten, konnte es nicht entgehen, daß in dem eigenen Sohne ihm ein Zerstörer seines Riesenwerkes heranwuchs. Wenn ein bitterer Unmuth über die körperliche und geistige Nullität Alexei's, über des Prinzen totalen Mangel an politischem Verständniß und kriegerischem Sinn, über dessen Trägheit und Verpfaffung zum Explodiren kam, wetterte er von Zeit zu Zeit in seiner wilden Weise

darein, fuhr auch wohl mit Stock und Kantschu dazwischen, schien sich dann aber wieder Jahre lang gar nicht um den Sohn zu kümmern und verdarb natürlich mit sothaner Pädagogik vollends, was überhaupt noch zu verderben war.

Daß jedoch der Zar seiner väterlichen Pflicht keineswegs ganz uneingedenk gewesen, beweist sein Versuch, den rohen und lüderlichen Jungen mittels einer gebildeten, sittsamen und liebenswürdigen Frau zu bessern. Die arme Charlotte von Braunschweig wurde das Opfer dieses Experiments. Ihre Ehe mit dem Zaréwitsch war vom Anfang an bis zuletzt nur ein Martyrium. Der bildungslose Schwachkopf Alexei hasste seine junge Frau schon darum, daß sie eine Lutheranerin war; denn man hatte die Prinzessin bei ihrem väterlichen Glauben gelassen, weil die Politik damals noch nicht das Wunder zu wirken wusste, deutsche Prinzessinnen im Handumdrehen von der lutherischen „Ketzerei" zur griechisch-katholischen Rechtgläubigkeit zu bekehren. Der Zaréwitsch lebte auch nach seiner Verheiratung mit seiner Magd Affrassja, einer hörigen Finnin, und das mochte für seine Frau mehr eine Erleichterung als ein Leid sein. Denn das Zusammensein mit dem wüsten Trunkenbolde war für Charlotte eine Qual. Der Elende soll auch, was sehr glaubhaft ist, die Arme gelegentlich mit Schlägen und Fußtritten misshandelt haben. Sie gebar ihm eine Tochter, Natalia, im Juli 1714 und sodann am 23. Oktober 1715 einen Sohn, den nachmaligen Zaren Peter den Zweiten, welcher seiner Stiefgroßmutter Katharina auf dem Thron folgte, aber nur als ein kurzathmiger Schemen über die russische Staatsbühne ging. Dann legte sich die Unglückliche hin, sagte noch: „Das Dasein liegt zu schwer auf mir!" und wurde von dem Allerbarmer und Allerlöser Tod zur Ruhe gebracht. Der Zar, welcher sich seiner Schwiegertochter stets rechtschaffen gegen den verwilderten Sohn angenommen hatte, war an ihrem Sterbebette gestanden und hatte der darum Flehenden versprochen, ihrer Kinder väterlich sich anzunehmen. Er traf auch persönlich die Anordnungen

zum Leichenbegängnisse, welches am 7. November mit feierlichem Gepränge stattgefunden hat.

Aber aus dem Grabe, in welchem dieses junge, so vorzeitig gebrochene Leben verschwunden war, ließ die Dichtung, welche es ja allzeit geliebt hat, über die herben Thatsachen der Geschichte mildernde Schatten zu breiten oder auch verklärende Lichter hinzustreuen, ein wunderlich Sagengebilde herauswachsen, an welches viele Menschen lange geglaubt haben als an eine Wahrheit. Der Tod der armen Charlotte — so lautete die Sage — sei nur ein Scheintod gewesen und es sei statt ihrer ein Holzblock begraben worden. Die Todtgeglaubte aber sei von treuen Freunden und Freundinnen, unter welchen seltsamer Weise die berühmte Buhlkünstlerin Aurora von Königsmark eine vortretende Stelle eingenommen habe, aus Russland nach Paris und von dort nach Louisiana in Amerika gerettet worden. Da habe ihr ein ritterlicher Franzos, der Chevalier d'Aubant, viele Freundschaftsdienste zu erweisen Gelegenheit gehabt und derselbe habe sich auch erboten, die Prinzessin, welche sich ihm entdeckte, nach Eintreffen der Nachricht von dem Untergang und Tod ihres Gemahls nach Russland zurückzugeleiten. Sie jedoch, nach dem Glanz und der Barbarei des zarischen Hofes keineswegs sehnsüchtig zurückblickend, zog es vor, zu bleiben, wo sie war, gab eine Weile später der Werbung des wackern Chevalier Gehör, reichte ihm ihre Hand und lebte lange Jahre mit ihm in Glück und Zufriedenheit . . . . Man sieht, die Poesie hat sich bemüht, das arme Opfer der Politik für die am Ufer der Newa erduldeten Leiden am Ufer des Mississippi zu entschädigen. Schade nur, daß die Poesie in diesem Falle, wie in unzähligen anderen, nur ein schöner Traum war, die Geschichte dagegen eine wüste Wirklichkeit!

2.

Vater und Sohn.

Es hat heiß in dem Zaren gekocht, während er am schon genannten 7. November 1715 dem Sarge, welcher die erlöste Charlotte barg, zur Gruft nachschritt. Mit der Trauer um die todte Schwiegertochter rang der Zorn über den lebenden Sohn; aber die weiche Stimmung war doch so vorwiegend, daß keine der gewohnten peter'schen Vulkansexplosionen statthatte. Er gab nur dem Bedürfnisse nach, zwischen sich und dem Sohn einmal reine Bahn zu schaffen, und so hat er sich unmittelbar nach der Bestattungsceremonie hingesetzt und an den Zaréwitsch einen Brief geschrieben, worin da und dort ein nicht verhaltener Zorn grollt, im ganzen aber aus den Vorwürfen, Ermahnungen und Warnungen des Herrschers die Stimme des Vaters deutlich heraustönt. Zu wahrhafter Ehre gereicht es dem Zaren, daß er seine Epistel mit den Worten beschloß: „Ich will noch einige Zeit warten, ob du dich nicht aufrichtig bessern werdest. Sollte dies aber nicht geschehen, so sei hiermit versichert, daß ich dich als ein brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich solches bloß zum Schrecken schreibe, und steife dich nicht darauf, daß ich ja keinen anderen Sohn habe. Es soll wahrlich, so Gott will, erfüllt werden! Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geschont habe und noch nicht schone, wie sollte ich dich als Unwürdigen schonen? Lieber ein würdiger Fremder, als ein unwürdiger Eigener" — (soll, wollte der Zar sagen, mein Thronnachfolger sein).

Der Zarewitsch beantwortete diese Zuschrift noch an demselben Tage, unter demüthigen Selbstanklagen seinen Trotz, dem Vater zu Willen zu sein, nur schlecht oder gar nicht verbergend. „Wofern ich nicht fähig sein sollte, die russische Krone zu tragen, so möge mir geschehen nach

deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich zu solchen Geschäften ungeschickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtniß fast hin ist und ich, an geistigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geschwächt, untüchtig bin, ein solches Volk zu beherrschen, das keinen so verfaulten Menschen verlangt, wie ich bin. Ich mache daher keine Ansprüche auf die Thronfolge." Der Zar hatte guten Grund, mit einer in diesem Tone gehaltenen Antwort des Sohnes unzufrieden zu sein, und schrieb daher zurück, er fürchte sehr, die „Bartleute" (die altrussisch Gesinnten) möchten, so er todt, den Zaréwitsch leicht dahin bringen, sein ganzes Werk wieder zu vernichten. Er sagte daher schließlich kategorisch: „Bessere dich, bereite dich vor, ein würdiger Nachfolger zu werden, oder aber geh' ins Kloster!"

Gerade an diesem Tage gebar Katharina dem Zaren einen Sohn, welcher jedoch nur wenige Jahre am Leben blieb. Man that der Zarin wohl kaum unrecht, wenn man annimmt, daß sie von der Geburt dieses Prinzen an darauf hingearbeitet habe, demselben auf Kosten ihres Stiefsohns die Thronfolge zuzuwenden. Allein es ist mit Bestimmtheit zu behaupten, daß ihre derartigen Bemühungen ohne die Verkehrtheit und Verbohrtheit des Alexei fruchtlos gewesen sein würden. Denn der Zar war überhaupt über dynastische Engherzigkeit so erhaben, daß er zu derselben Zeit zu einem der fremden Gesandten an seinem Hofe sagte: „Man nennt es Grausamkeit, wenn ein Fürst, um sein Reich, das ihm lieber sein soll als alles Blut seiner Adern, zu erretten, und zu erhalten, die Erbfolge der Blutsverwandtschaft ändert. Ich dagegen nenne es die größte aller Grausamkeiten, das Wohl des Staates dem bloßen Rechte einer herkömmlichen Erbfolge zu opfern."

Der Zaréwitsch nahm die Geburt seines Stiefbruders zur Veranlassung, seinem Vater abermals zu erklären, daß er sich zur Thronnachfolge für untüchtig halte und demnach derselben entsage. Worauf der Zar in einem Schreiben vom 19. Januar 1716: „Ueber die Thronfolge habe

ich allein zu entscheiden. Aber warum gehst du nicht in dich? Bessere dich und werde thätig und tüchtig! In nichts stehst du meinen Bemühungen und Sorgen bei. Statt dessen verleumdest und verfluchst du alles, was ich aus Liebe zu meinen Unterthanen Gutes gestiftet, und ich habe alle Ursache, zu glauben, daß du, so du mich überlebst, alles wieder über den Haufen werfen werdest. Ich darf dich fürder nicht so nach deinem Gefallen hinleben lassen, als wenn du weder Fisch noch Fleisch wärest. Bemühe dich entweder, der Thronfolge würdig zu werden, oder geh' in ein Kloster." . . . Jeder unbefangene Urtheiler wird zugeben müssen, daß Peter bislang gegenüber dem Zaréwitsch ganz verständig und pflichtmäßig gehandelt habe. Er gab den widerspänstigen Sohn auch jetzt noch nicht auf; aber Alexei rannte thöricht und blind in sein Verderben.

Im Begriffe, zur Badkur nach Pyrmont und von da zur Betreibung des schwedischen Krieges nach Kopenhagen zu gehen (1716), wollte der Zar den Zaréwitsch noch besuchen, um ihm persönlich Ermahnungen zu geben; allein Alexei stellte sich krank, um den Vater nicht sehen zu müssen. Kaum war dieser abgereist, so stand der Zarèwitsch von seinem angeblichen Krankenlager auf und wohnte einem Zechgelage im altrussischen Stil an. Im August des genannten Jahres schrieb der Zar noch einmal mahnend und warnend an den Sohn. Er wollte ihm sechs Monate Bedenkzeit geben, um den Entschluß einer andern Lebensführung zu fassen. In dem bisherigen Geleise der Aftergläubigkeit, Unwissenheit und Faulheit dürfe er sich nicht fortschleppen. So er einst den Thron besteigen wollte, müsste er dem Vater einen thatsächlichen Beweis der Sinnesänderung geben, und es bestände dieser darin, daß Alexei sich sofort aufmachte und zum Heere käme.

In der That, der Zarèwitsch machte sofort sich auf, aber nicht ins Feldlager, sondern ins Weite. Des Vaters Rath und Wunsch war ihm nichts. Er hörte auf Rathgeber wie Alexander Kikin und Nikiphon Wäsemski, welche

der Hoffnung lebten, sie würden sich eines Tages des Zaren Alexei als eines leicht handlichen Werkzeuges bedienen können, um das Bartrussenthum und die Bojarenbarbarei wieder herzustellen im heiligen Russland. Sie riethen dem Bethörten schlimmstes.

3.

Flucht und Rückkehr.

In welche Wuth der Zar ausbarst, als ihm aus St. Petersburg die Kunde zuging, der Zaréwitsch sei mit seiner Konkubine Affrassja geheimnißvoll aus der Hauptstadt verschwunden, kann man sich unschwer vorstellen. Oder vielmehr, besser gesagt, nur sehr schwer. Denn wir gebildeten Leute der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben sicherlich Mühe, uns so eine echt peter'sche Grimm- und Grollentladung dieses Ungethüms von Kraftmenschen zu veraugenscheinlichen. In jener Stunde, als der Kurier aus Petersburg anlangte, hat sich im Zelt oder Kabinette des Zaren gewiß ein furchtbares Donnerwetter mit Gebrüll und Flüchen, Stockschlägen und Fußtritten entladen. In solchen Augenblicken superlativischen Zornes war der große Zar nur noch eine rasende Bestie, die den Erdball, so sie es vermocht hätte, wüthend in Stücke gestampft haben würde.

Es ist mit Grund zu vermuthen, daß seine Günstlinge dem Zaréwitsch eingebildet hatten, der Zar habe ihn bloß desshalb zu sich ins Feldlager berufen, um sich mittels einer feindlichen oder auch wohl mittels einer absichtlich irregehenden russischen Kugel seiner zu entledigen, damit die Thronfolge dem Sprößlinge Katharina's zugewendet werden könne. Daß der einfältige Prinz einer solchen Einflüsterung Glauben schenkte, war ganz in der Ordnung,

und da er eben so feig als albern war, läßt sich seine Flucht leicht begreifen. Wir haben aber gesehen, daß Peter der Mann war und offen erklärte, der Mann zu sein, welcher das Recht habe und sich des Rechtes bewusst sei, über die Nachfolge im Reich souverän zu verfügen. Er hat auch nachher gezeigt, daß er der Mann, angesichts aller Welt, das „brandige Glied", so es nöthig, abzuhauen, und darum ist es nur thörichter Schwatz und Klatsch gewesen, wenn man nach Art der Kikin und Konsorten dem Zaren meuchelmörderische Absichten gegen den Sohn unterschieben wollte. Es ist wahr, im Dienst und Bann der großen Idee, für welche er lebte, hat Peter, wenn diese Idee, die Größe Russlands, es forderte oder zu fordern schien, nie gezaudert, zu tödten, nach Umständen einzelne oder auch ganze Massen; aber ihn zum Meuchler stämpeln zu wollen, heißt dem Unhold von großem Zaren schweres Unrecht anthun.

Der Zaréwitsch war mit seiner Affrassja — die den Unglücklichen nachmals verrieth, vorgebend, sie sei zum „commerce d'amour" mit ihm stets nur durch Androhung des Todes gezwungen worden — über Königsberg nach Wien entflohen. Dem letzten Habsburger, dem vorsichtigen Kaiser Karl dem Sechsten, kam der moskowitische Gast nicht sehr gelegen. Indessen weigerte er demselben das erbetene Asyl nicht, und wies dem Flüchtlinge, welcher selbstverständlich in Verborgenheit zu leben wünschte, zuerst das Schloß Ehrenberg in Tirol und dann das Kastell San Elmo in Neapel zum Aufenthalt an. Aber schon waren die Verfolger, welche der Zar ausgesandt hatte, der Diplomat Peter Tolstoi und der Gardehauptmann Alexei Romanzow, auf der Fährte des Prinzen. Sie spürten seinen Zufluchtsort auf und der letzte Habsburger war keineswegs der Mann, welcher nöthigenfalls einen Bruch mit dem Zaren riskirt hätte, um die Heiligkeit des Gastrechts unverletzt zu erhalten. Tolstoi und Romanzow sollten, so bestimmte Kaiser Karl, „versuchen dürfen, den flüchtigen Prinzen zur Heimkehr zu bewegen".

Die beiden erhielten demnach Zutritt in San Elmo und überbrachten dem Zaréwitsch einen vom 10. Juli 1717 datirten Brief seines Vaters, worin dieser dem Sohne Verzeihung versicherte, falls er zurückkehren und sich gehorsam erweisen würde. Sein ferneres Schicksal würde ganz von ihm selber, von seiner Führung und seinem Gebaren abhängen. Alexei, der sich in Folge seiner Unwissenheit, Unbehilflichkeit und Trägheit in der Fremde ganz unbehaglich und unglücklich fühlen mochte und musste, schrieb am 15. Oktober an den Zaren, daß er die angebotene Verzeihung dankbar annähme und unzögerlich heimkehren würde.

So geschah es in der That, und am 3. Februar 1718 langte der Zaréwitsch, von Tolstoi und Romanzow begleitet, d. h. bewacht, in Moskau an. Allein hier hatten sich inzwischen mancherlei Fäden zu dem Gewebe der großen russischen Haus-, Hof- und Staatstragödie durch einander geschlungen, deren Held Peter und deren Opfer Alexei war. Die Flucht des Sohnes und was damit zusammenhing, hatte dem Zaren die traurige Ueberzeugung beigebracht, daß Alexei nicht zur Regierung gelangen dürfte, falls nicht Peters Schöpfung wieder zu Grunde gehen sollte. Und das sollte sie nicht. Der Entschluß des Zaren war unwiderruflich gefasst: der Zaréwitsch musste von der Thronfolge ausgeschlossen werden.

4.

Die Entsagung.

Am Morgen des 4. Februar 1718 ging im Kreml, dem alten Nationalheiligthum Russlands, allwo vierundneunzig Jahre später der Glück- und Glanzstern Napoleons in Brandrauchwolken versank, eine Haupt- und Staatsaktion vor sich.

Im Innern des bunten Durcheinanders von Palästen, Tempeln, Arsenalen, Hallen und Höfen stand die probreaschenskische Garde unter den Waffen. Andere Regimenter hielten die Umgebungen und Zugänge der weiten Zarenburg besetzt. Die höchsten Würdenträger des Reiches, Senatoren, Prälaten, Generale und Admirale waren im Konferenzsale versammelt. Umgeben von einer Wolke von Hofbeamten erschien der Zar. Die Flügelthüren des Prunkaudienzsales sprangen auf. Peter schritt, von der ganzen Versammlung gefolgt, hinein und setzte sich auf den Thron. Es verdient Erwähnung, daß in dem glänzenden Kreise von Reichsmagnaten, welcher ihn umgab, auch eine Abordnung der Bürgerschaft von Moskau in ihren langen, dunkeln Röcken Platz gefunden hatte.

Auf einen Wink des Herrschers trat der Zaréwitsch ein, gefolgt von Peter Tolstoi. Der Prinz ging zum Throne, kniete auf die Stufen desselben nieder und überreichte seinem Vater ein Papier, dessen Inhalt der Zar durch einen Staatsschreiber vor der Versammlung verlesen ließ. Es enthielt das Bekenntniß der Verfehlungen Alexei's und dessen Bitte um Gnade.

Der Zar, auf dessen Stirn eine schwere Zornwolke lag, entlud seinen Kummer und Groll in einer langen Strafrede, deren Schluß der Ausruf bildete, daß die Verschuldungen eines so unkindlichen Sohnes eigentlich von rechtswegen durch die Todesstrafe gesühnt werden müssten.

Der Zaréwitsch warf sich dem Vater zu Füßen. „Ich flehe um keine andere Gnade als nur um das Leben!"

„Das sei dir gesichert. Aber es ist nothwendig und es ist mein unabänderlicher Wille, daß du dem Throne entsagest. Willst du?"

„Ja."

„So sei es, und ich weise dir von heute ab ein Jahreseinkommen von vierzigtausend Rubeln an."

Dies gesprochen, erhob sich der Zar und begab sich an der Spitze der ganzen Versammlung in feierlicher Procession nach der uspenkischen Kirche. Hier musste der Zaré-

witsch die geschehene Verzichtleistung mit einem Eidschwure bekräftigen und wurde hierüber eine Urkunde aufgesetzt, welche die sämmtlichen zur Versammlung Geladenen mit unterfertigten.

5.

Das Strafgericht.

Was bis dahin der Zar in dieser Sache gethan hatte, mag und muß sogar ein unbefangenes Urtheil vom Gesichtspunkte begründeter Sorge um das Staatswohl aus begreiflich und gerechtfertigt finden. Nun aber nahm die missliche Angelegenheit eine Wendung, vor welcher europäische Nerven zurückbeben, weil diese Wendung alle Gräuel asiatischer Despotie mit sich brachte.

Es untersteht wohl keinem Zweifel, daß während der Fluchtreise des Zaréwitsch schlimme Zettelungen den Zaren umsponnen hatten, Zettelungen, welche darauf hinausliefen, den unglücklichen Prinzen nicht allein um die Thronfolge, sondern auch um das Leben zu bringen. Der Mittelpunkt dieses Ränkespiels, dessen Betreiber sehr geschickt auf die wilde Leidenschaftlichkeit Peters spekulirten, ist sicherlich die Zarin Katharina gewesen, obzwar ihre direkt persönliche Betheiligung an dem grässlichen Spiele nicht mit völliger Sicherheit aufgedeckt werden kann. Es handelte sich darum, auch nach dem Tode des Zaren Russland auf der Bahn, auf welche es Peter geworfen hatte, festzuhalten; denn nur in diesem Falle sahen alle die Werkzeuge und Günstlinge des Zaren, Katharina voran, ihre Zukunft gesichert. So lange aber der legitime Thronnachfolger lebte, war der dereinstige Wiederhereinbruch des Altrussenthums und somit ein über alle Förderer und Anhänger von Peters Reformwerk ergehendes Rachegericht nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Wahrscheinlichkeit, ja sogar eine Gewissheit. Demgemäß mischten die, welche schon um ihrer

eigenen künftigen Sicherheit willen den Zaréwitsch gänzlich beseitigen und der Katharina die Thronfolge zuwenden wollten, die Karten, von welchen sie dem Zaren eben nur solche sehen ließen, die er ihren Absichten gemäß sehen sollte. Das ganze Spiel hat er nicht durchschaut oder wenigstens erst dann, als es zu spät war. Denn es muß ihm zugestanden werden, daß er es mit der gewährten Begnadigung des Sohnes ernstlich gemeint hatte. Aber umgarnt, wie er war, ließ er sich von den Ränkelern weiter und weiter fortziehen und seine zügellosen Leidenschaften thaten das übrige.

Der Hauptkartenmischer scheint allem nach der Senator und Staatsrath Tolstoi gewesen zu sein. Auch ein Fürst Dolgoruki tritt unter den Regisseuren des Trauerspiels zeitweilig in den Vordergrund und zwar zweideutig genug. Er soll dem Zaréwitsch aus Auftrag des Zaren zugeredet haben, die Mönchskutte zu nehmen, aber mit dem Beifügen: „Sie brauchen sich darob keine grauen Haare wachsen zu lassen. Nach dem Tode Ihres Vaters verlassen Sie das Kloster wieder und besteigen den Thron!“ Für die Hände solcher Intrikenkünstler musste der Körper- und Geistesschwächling Alexei ein leicht herzurichtendes Opfer sein. Dieses eine Opfer genügte aber der neurussisch-katharinischen Partei nicht, es galt vielmehr, mit dem Schlage, womit der unbequeme Zaréwitsch getroffen werden sollte, zugleich auch die altrussische Partei, wenigstens in ihren Spitzen, niederzuschmettern und wegzusäubern.

Noch am Tage der Haupt- und Staatsaktion vom 4. Februar wurde der Prinz einem Verhör unterzogen, damit seine Mitschuldigen, d. h. alle diejenigen, welche ihn zu seinen Verkehrtheiten ermuntert und angeleitet hätten, bekannt würden. Wir müssen annehmen, daß sich der geängstigte, arg in die Enge getriebene Unglückliche Aussagen entpressen ließ, wie man sie wünschte; Aussagen, welche für eine Menge von Personen sehr erschwerend waren. Daß Alexei schon jetzt mittels der Knute oder sonstiger Qualwerkzeuge gefoltert worden, ist unerwiesen und auch un-

wahrscheinlich. Seine Angst war wohl eine ausreichende Folter, der Kern seiner Geständnisse aber dieser, daß ihm vonseiten der altrussischen Partei der Rath zugekommen sei, sich zu verstellen, alles stillschweigend geschehen zu lassen, nöthigenfalls auch in ein Kloster zu gehen, aber nach dem Tode des Vaters die Maske abzuthun und die altmoskowitische Herrlichkeit wieder aufzurichten.

Daraufhin wurden in Moskau allein siebenzig Verhaftungen vorgenommen und Fahndungsbefehle gingen in alle Theile des Reiches, so daß die Procedur rasch ganz riesige Verhältnisse annahm. An die Klosterpforte von Ssusdal klopften ebenfalls Haftboten: die verstoßene Zarin Awdotja wurde als Gefangene nach Moskau abgeführt. Auch des Zaren ränkesüchtige Schwester Maria wurde verhaftet, sowie die Fürstin Galizyn, eine abgefeimte Kreatur, welche ihre alten Tage zwischen Ausschweifungen und Verschwörungsversuchen theilte. Hinter den verschworenen Frauen stand als Antreiber ein Pfaffe, der Erzbischof Dosithei von Rostow, — was ganz in der Ordnung; denn wo und wann hätten in lichtscheuen Geschäften die „Diener des Herrn" nicht mitagirt? Zar Peter war freilich der Mann, auch sothane Diener des Herrn sehr nachdrucksam bei ihren höchst ehrwürdigen Bärten zu packen. Nicht als Mann aber, sondern als Unmensch und rechter Gräuelpeter erwies er sich, als er seiner Wuth so sehr Zaum und Zügel schießen ließ, daß er nicht nur der alten Galizyn, sondern auch der Mutter seines Sohnes, der verstoßenen Awdotja, eigenhändig die Knute gab. Allerdings war die Ex-Zarin schwer kompromittirt, wenigstens in den Augen des Zaren wirklich und schwer kompromittirt. Unter ihren Papieren hatte man nämlich die Beweise ihrer unlauteren Vertraulichkeit mit Stephan Glebow aufgefunden, sowie einen förmlichen Plan, den Zaren vom Throne zu stoßen. Waren aber diese Dokumente echt? Oder waren sie von der Sorte, wie sie auch zu unseren Zeiten in verschiedenen Ländern aus gesellschaftsretterlichen Fabriken hervorgegangen sind? Dame Historia muß mit verlegenem Augen-

niederschlag der Wahrheit gemäß eingestehen, daß sie bis zur Stunde außerstandes sei, die eine oder die andere dieser Fragen mit Bestimmtheit zu bejahen oder zu verneinen.

Das Blut begann zu strömen. Schon am 25. März 1718 wurde über Dosithei, Kikin, Wäsemski und Glebow das Todesurtheil gefällt. Die drei ersteren wurden gerädert, der letzte asiatisch-barbarisch gepfählt. Glebow ist wie ein Held gestorben. Die raffinirteste Folterpein hatte ihn nicht dazu bringen können, gegen die Zarin Awdotja zu zeugen, und selbst auf dem schrecklichen Pfahle behauptete er bis zum letzten Athemzuge seine Standhaftigkeit. Dieser muß es gedankt werden, daß gegen Awdotja nicht weiter verfahren werden konnte. Im übrigen aber war das Unheil einmal im Schwung und Zug und musste seinen Fortgang haben. Nachdem noch in Moskau eine große Anzahl von Beschuldigten, darunter an fünfzig Popen und Mönche, hingerichtet worden, befahl der Zar, daß die Fortführung der Procedur in St. Petersburg statthaben sollte, wohin er selber ging und wohin er auch den gefangenen Zaréwitsch bringen ließ.

Zum Unheil für Alexei kehrte die Finnin Affrassja, welche er ins Ausland mitgenommen hatte, gerade jetzt von dort zurück, und sei es, daß sie wirklich nur gezwungen mit dem Prinzen gelebt hatte und ihm desshalb Haß trug, sei es, was wahrscheinlicher, daß Alexei's Feinde in ihr ein förderndes Werkzeug erkannten und zu gewinnen wussten: genug, dieses Weib, welches der unglückliche Zaréwitsch wirklich geliebt hat — denn er bat nach seiner Verurtheilung seine Wächter weinend, sie möchten ihm die Erlaubniß auswirken, Affrassja nur noch einmal zu umarmen — dieses Weib ward an ihm zur Verrätherin und Anklägerin. Sie gab an, der Prinz habe allezeit den entschiedensten Widerwillen gegen das ganze Wesen und Walten seines Vaters gehegt und geäußert. Er habe kein Hehl daraus gemacht, daß er dereinst, sofort nach seiner Thronbesteigung, dem peter'schen Systeme sein Ende bereiten würde,

und er habe mit der altrussischen Partei in engen Beziehungen gestanden, mit der Partei, welche geplant, daß nach Peters Tode seine Haupthelfer und Günstlinge, wie Mentschikow, Jaguschinsky, Scheremetew, Schaffirow und andere, gespießt und sämmtliche Deutsche im Reiche niedergehauen werden sollten. Dann wollte man Petersburg zerstören, das stehende Heer auflösen und im Kreml zu Moskau unter Zar Alexei auf gut altmoskowitisch residiren und regieren.

Niemand hat in des Zaren Seele geblickt und uns gesagt, was alles in derselben durcheinander und übereinander wogte und wallte, als er erkennen musste oder erkennen zu müssen glaubte, daß er zwischen dem Sohn und der Zukunft Russlands zu wählen hätte. Ueber das Vatergefühl hinauszukommen gehört ohne Frage zu dem schwersten, was einem Menschen auferlegt werden kann, und nichts berechtigt uns, anzunehmen, daß dieses schwere und schwerste zu vollbringen dem großen Zaren nicht harten Kampf und bitteres Leid gekostet habe. Den Kampf zu enden mag dann die weitere Anklage, daß die um den Zaréwitsch her thätigen, obzwar bislang nur mit Worten thätigen Umtriebler auch im Sinne gehabt, ihr Reaktionswerk dadurch zu beschleunigen, daß sie dem Zaren nach dem Leben trachteten, bedeutend mitgewirkt haben. Peter war jetzt entschlossen, zum äußersten zu schreiten.

Am 6. Juni berief er eine Versammlung von zwanzig Prälaten und einhundertvierundzwanzig hohen Staatsbeamten. Jene sollten begutachten, ob es auf Grund der Bibel zulässig, den Zaréwitsch zu strafen; diese sollten sich als Tribunal konstituiren, um den Prinzen und seine Mitschuldigen zu richten. Die Priester sagten nicht ja und nicht nein, sondern wickelten salbungsvoll ihr Gutachten, das weder warm noch kalt, in ein Konvolut von Bibelstellen, aus welchen der Zar entnehmen konnte, was ihm beliebte. Der Gerichtshof konstituirte sich; allein seine Zusammensetzung war so, daß das ganze Verfahren nur eine düstere Komödie sein konnte. Die Richter nannten sich

selbst die Sklaven des Zaren und sie sind in Wahrheit nichts gewesen als ja sagende Marionetten an den Drähten, welche die Matadore der katharinischen Partei in Händen hielten. Es war ein politischer Parteiproceß und die Besiegten wurden von den Siegern gerichtet; damit ist alles gesagt.

Wir besitzen keine völlig verlässliche Berichterstattung weder über die Einzelnheiten der Procedur noch über die der Katastrophe, welche dieselbe beschloß. Die vorhandenen Relationen widersprechen sich, sogar in Hauptsachen. Die Trübheit vollends der officiellen Quellen ist ganz augenscheinlich, wie ja das in solchen Fällen naturgemäß. Aber auch in den nicht officiell-russischen, in den Berichten, welche die auswärtigen Gesandten an ihre Höfe abstatteten, ist alles voll Dunkel, Verworrenheit und Widerspruch. So wusste der sächsische Geschäftsträger zu berichten, Alexei habe sich vor seinen Richtern keineswegs als Schwächling und Feigling benommen, sondern sei vielmehr sehr mannhaft und kühn aufgetreten, seinem Vater ins Angesicht trotzend. „Er wisse sehr wohl“, habe er geäußert, „daß der Zar ihn nicht liebe, und desshalb hätte auch er sich von der Liebespflicht, welche gegenseitig sein müsse, entbunden geglaubt. Er hätte es also für kein Unrecht gehalten, seinen Haß gegen die Neuerungen und gegen die Günstlinge seines Vaters kundzugeben, unter deren Druck das gequälte russische Volk seufze.“ Das stimmt nun aber gar nicht mit dem ganzen Wesen und Gebaren des Prinzen. Wahr mag sein, daß er, das wenige, was von Kraft noch in ihm war, zusammenraffend, anfänglich versuchte, seinen Richtern stolz gegenüber zu treten; aber nicht minder wahr mag sein, daß er, wie der preußische Gesandte heimschrieb, zuletzt zu allem sich bekannte, was er wusste, und wohl auch zu solchem, was er nicht wusste. Daraufhin habe der Gerichtshof über den Unglücklichen das Todesurtheil gesprochen und dieses wurde ihm am 7. Juli 1718 in feierlicher Sitzung des Senats kundgemacht. Die Verkündigung des Todesspruchs am genannten Tage steht unzweifelhaft fest.

Nun aber läßt sich ein österreichischer Berichterstatter aus Petersburg vernehmen, der von einem Eingeständniß und Sündenbekenntniß des Zaréwitsch nichts, dagegen folgendes schreckliche zu melden weiß: „Die Todessentenz konnte vermöge der russischen Gesetze nicht zur Exekution gebracht werden, bevor der Prinz durch sein eigenes Geständniß seines Verbrechens überzeuget worden wäre, und weil er alles leugnete und sich niemand wollte finden lassen, der die Hand an seinen Kronprinzen, um solchen zu torquiren, hätte legen wollen, so nahm der Zar solches Amt selbsten über sich. Da er aber dieses Amt noch nicht so meisterlich als der ordinäre Büttelknecht verstehen mochte, versetzte er seinem Sohn mit der Knutenpeitsche einen solchen unglücklichen Streich, daß Alexei gleich sprachlos zur Erde sank und die anwesenden Ministri nicht anders meinten, als daß der Prinz sogleich verscheiden würde. Der Vater hörete zwar auf zu schlagen, ließ aber im Weggehen diese häßlichen Worte verlauten: „Der Teufel wird ihn noch nicht holen!"

Falls diese Scene geschichtlich-wahr wäre, so würde sie uns den Zaren als einen Wilden, als einen rasenden Barbaren und vollendeten Tyrannen vorführen. Und unmöglich ist der Gräuel keineswegs; erinnern wir uns, daß Peter auch seine rechtmäßige Frau Awdotja allerhöchsteigenhändig geknutet hat. Der Jähzorn dieses Mannes hat häufig genug seine menschlichen Züge in bestialische verzerrt. Mag er aber auch von der Beschuldigung, des Sohnes Knutung selber vollzogen zu haben, vielleicht freizusprechen sein: daß der Prinz nach über ihn gefälltem Todesspruch wirklich noch „torquirt", d. h. geknutet wurde, ist nicht zu bestreiten. Der bis zur Raserei erhitzte Argwohn des Zaren war mit den erlangten Resultaten der Procedur nicht zufrieden und es sollten dem unglücklichen Alexei noch mehr Geständnisse, noch mehr Namen von Mitschuldigen entrissen, d. h. entknutet werden.

Am Abend des 8. Juli, also einen Tag nach Fällung des Todesurtheils, verstarb der Zaréwitsch an einem —

Schlagfluß, der ja, wie weltbekannt, in russischen Zarenpalästen als ein gar häufig angerufener und allzeit dienstgefälliger Nothhelfer zu erscheinen pflegt. Die amtliche Hofchronik lässt dem Tode des Prinzen noch eine rührende Scene vollständiger Aussöhnung mit seinem Vater vorangehen, wie das ja einer wohlbeflissenen Hofhistoriographie Pflicht und Schuldigkeit. Die nichtamtlichen Berichte über Alexei's Tod geben von dem „Schlagfluß" verschiedene Erklärungen. Eine derselben sagt aus, ein Schlagfluß habe allerdings stattgehabt, aber in Folge eines von dem Apotheker Bär bereiteten und dem Prinzen gewaltsam eingenöthigten Gifttrankes. Eine zweite will, der Schlagfluß wäre eigentlich ein Beil gewesen, das Beil, womit der General Adam Weide auf Befehl und im Beisein des Zaren dem Zaréwitsch im Gefängnisse heimlich den Kopf abgeschlagen habe. Eine dritte vergrässlicht das Grässliche, indem sie das Richtbeil dem Vater des damit Gerichteten in die eigenen Hände legt.

Es ist aber zur Ehre der menschlichen Natur und zur Steuer geschichtlicher Wahrheit zu sagen, daß eine heimliche Hinrichtung des Prinzen gar nicht stattgefunden hat und daß eine öffentliche — welche zu veranstalten Peter, der ja den Sohn auch öffentlich hatte richten und verurtheilen lassen, nicht sich gescheut haben würde — nicht stattzufinden brauchte, weil Alexei, schon durch den über ihn ergangenen Todesspruch furchtbar erschüttert, an der am 8. Juli dreimal an ihm vollzogenen Knutungstortur gestorben ist. Mit diesem Ergebniß einer vorsichtigen Ausschöpfung aller zugänglichen Quellen stimmt auch die Ansicht solcher Russen überein, welche, wie z. B. der Fürst Peter Dolgorukow, von der nichtofficiellen, d. h. wirklichen Geschichte ihres Landes am meisten zu wissen behaupten.

6.

„O Absalom! Mein Sohn Absalom!“

Schon am 9. Juli war der Leichnam des Zaréwitsch in der Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgestellt. Zwei Tage darauf ging mit gebührendem Pompe die Bestattung vor sich. Der Zar wohnte als erster Leidtragender der Ceremonie an. Die gehaltene Grabrede hatte zum Text die Stelle aus dem zweiten Buche Samuels: „Da ward der König David traurig und ging hinauf in den Sal über dem Thore und weinte und sprach im Gehen: O, Absalom! mein Sohn Absalom, wäre ich doch statt deiner gestorben!“ Als diese Worte verlesen wurden, brach der Zar in Schluchzen aus und sein Antlitz schwamm in Thränen.

Wer wird den Muth, wer wird die Frechheit haben, diese Thränen erheuchelte zu schelten? Der Orkan hatte ausgetobt, das Gewitter hatte sich entladen und aus dem in Berserkerwuth rasenden Zaren war ein armer, schwacher, leidender Mensch geworden, dem sich wie ein glühendes Eisen das Gefühl in die Seele bohrte: „Der dem Verderben Geweihte war doch dein Kind, war doch Blut von deinem Blute und Fleisch von deinem Fleische!“ . . . Es gibt Ewig-Menschliches, an welchem als an einem Felsen von Diamant alle scheinbaren nicht nur, sondern auch alle wirklichen Gründe und Nöthigungen der „Staatsraison“ wie Glas zersplittern.

Fast sollte man meinen, Peter habe seinen Vaterschmerz im Blut ertränken wollen. Denn auch nach dem Tode des Zaréwitsch ging das Strafgericht fort. Als Mitschuldige Alexei's wurden enthauptet sein Haushofmeister Iwan Affanassjew, ferner Fedor Dubrowski, Jakow Pustinoi und Abraham Lapuchin, der Bruder Awdotja's. Der Fürst Scherbatow erhielt die Knute und wurden ihm Nase und Zunge ab- und ausgeschnitten. Andere Verurtheilte gingen in die Verbannung. Nie hat Peter zugestanden, daß er

dem Sohne unrecht gethan. Noch im Jahre 1722 sprach er in einem öffentlichen Erlasse von „der absalomischen Bosheit seines Sohnes Alexei". In demselben Edikte that er in Beziehung auf die Thronnachfolge die sehr richtige Aeußerung: „Das Erstgeburtsrecht ist eine absurde Gewohnheit". Seinem Enkel Peter war er zugethan; aber er wagte nicht recht, diese Zuneigung sehen zu lassen, sei es nun aus Besorgniß für das Kind, sei es aus Besorgniß für sich selber.

Denn die letzten Jahre des gewaltigen Mannes waren durch finsteres und nicht grundloses Mißtrauen gegen die Menschen verdüstert, auf welche er sich doch hauptsächlich stützen und verlassen musste, gegen Katharina und ihren Anhang. Zwar ließ er im Mai 1724 Katharina feierlich in Moskau als Zarin krönen; allein er argwohnte doch, und zwar nicht ohne Grund, daß die also von der niedersten Sprosse der socialen Leiter durch ihn zur höchsten Erhobene ihm nicht einmal als Frau getreu sei. Freilich seine eigene brutale und unzähligemale wiederholte Untreue konnte die ihrige wohl herausfordern und, seltsam zu sagen, der grimme Zar scheint zuletzt die ehemalige Leibeigene ordentlich gefürchtet oder wenigstens für ganz unentbehrlich gehalten zu haben. Sonst ließe sich sein Verhalten und Verfahren in der mons'schen Sache kaum erklären.

Das war auch wieder so eine echtrussische Hof- und Staatsaktion von damals. Es ging ein sehr hörbares Geraune und Gezischel um, daß Herr Mons de la Croix, erster Kammerherr Katharina's, seiner Herrin etwas näher gekommen wäre, als der Respekt vor einer gekrönten Zarin gestattete, und seine Schwester, die verwitwete Generalin von Balk, sei die Gelegenheitsmacherin. Peter soll dann seine Frau mit Herrn Mons Nachts in einer Laube überrascht und die Zarin auf der Stelle abgestraft, d. h. tüchtig durchgeprügelt haben. Wahrscheinlicher ist, daß er, wie erzählt wird, als Katharina, die natürlich alles leugnete, für Mons und dessen Schwester eine Fürbitte einlegte, die

Zarin vor einen prachtvollen venetianischen Spiegel führte und bedeutsam sagte: „Sieh, das war früher nur ein verächtlicher Stoff. Das Feuer hat ihn veredelt und jetzt ist er ein Schmuck des Palastes; aber ein Schlag meiner Hand kann ihn seinem ursprünglichen Zustande wieder nahe bringen.“ Damit zerschlug er den Spiegel. Aber Katharina sagte gefasst und ruhig: „War diese Zerstörung eine Ihrer würdige That und ist Ihr Palast dadurch schöner geworden?“ Der Kammerherr und seine Schwester wurden verhaftet und „wegen Bestechlichkeit und Veruntreuung zarischer Gelder“ processirt. Die Generalin erhielt die Knute und wurde nach Tobolsk verbannt, Mons aber ward enthauptet und sein Leichnam aufs Rad geflochten. Etliche Tage nach der Hinrichtung sei der Zar mit der Zarin absichtlich dicht am Hochgerichte vorübergefahren, Katharina habe die grausen Ueberreste des hingerichteten Lieblings angesehen und mit vollkommener Selbstbeherrschung gesagt: „Es ist doch ein Jammer, daß unter den Hofleuten so viele Bestechlichkeit herrscht!“

Sie hatte nach dieser schrecklichen Probe nicht mehr lange zu warten, bis sie regierende Zarin und Selbstherrscherin wurde. Am 8. Februar 1725 starb der große Zar und zwar, wie nicht vertuscht werden soll, in Folge seiner unbezähmbaren Sinnlichkeit eines sehr unsauberen Todes . . . . Karl Immermann, der einzige Dichter, welcher dem Manne poetisch gerecht zu werden verstand, weil er denselben (in seiner Trilogie „Alexis“) mit shakespeare'schem Maßstab zu messen wusste, hat der Bitterkeit, welche Peters letzte Tage und Stunden erfüllte, kräftigen Ausdruck verliehen, indem er dem Sterbenden die Worte in den Mund legte:

„Nicht sterben können! Endige! Schon klingt Geräusch
Arbeitenden Verwesens. Bei dem Werke sind
Geschäftig-laut die Würmer. Meine Zunge quält
Ein salzig-fauliger Geschmack, als läge drauf
Der Welt Gemeinheit . . . .“

3·XI.1900

Voltaire's Krönung.

Il est mort d'un excès de gloire, qui a trop secoué sa faible machine.

La marquise du Deffand.

1.

Dienstags am 10. Februar von 1778 hielt gegen 4 Uhr Abends eine Reisekalesche an der nach Fontainebleau genannten Barrière von Paris. Die Herren Zöllner traten zur Visitation heran. Der Insasse des Wagens war eine Dame von vierzig Jahren und von 150—60 Pfund Korpulenz, ein ziemlich gewichtiges Nichte-Anhängsel eines berühmten Oheims und Literaturmenschen und wohlbekannt als Madame Denis. Sie nahm mit ihrem Mantel-, Pelz- und Muffzeug so viel Raum ein, daß man ihren besagten berühmten und skeletthageren Oheim in einem Winkel der Kalesche anfänglich gar nicht wahrnahm. Als er sich aber vorbeugte, um den Herren von der Mauth seinen Reisepaß darzureichen, fuhren dieselben einigermaßen verblüfft zurück, und das machte sowohl der Paß als dessen Inhaber.

Der letztere war augenscheinlich ein sehr alter Herr, dessen mumisirtes Gesicht eine überzeugende Illustration zu der Hypothese, daß der biblische Adam eigentlich Pavian oder, höflicher zu reden, Gorilla geheißen, abgegeben hätte, so nicht die gewaltige, weit und raubvogelschnabelscharf

hervorspringende Nase eine lebhafte Gegendemonstration machte. Der Kleiderschnitt des alten Herrn war um etwa fünfzig Jahre hinter 1778 zurück. Er trug einen rostfarbenen Sammetrock, wie ihn die Hofherren in der letzten Zeit Ludwigs des Vierzehnten angehabt hatten, darüber einen Pelzmantel und an den Füßen Pelzstiefeln von der Form, die man später Suwarowstiefeln nannte. Sein Kopf war förmlich eingekapuzinert von einer langen und dicken Wolleperücke, auf welche er eine rothe Mütze gesetzt hatte. Aber aus der dunkeln Höhlung des Perückengehäuses hervor karfunkelte blitzend ein Augenpaar, in welchem das Alter die Flamme des „Esprit" nicht auszulöschen vermocht hatte.

Die Herren von der Mauth hatten sich, als die ungeheuer altfränkische Perücke mit ihrem abenteuerlichen Aufsatz in der Oeffnung des Wagenschlages erschien, zuerst offenbar stark versucht gefühlt, laut aufzulachen. Aber das ging schnell vorüber, und als der alte Herr zu ihnen sagte: „Messieurs, ich habe keine Contrebande bei mir als mich selber —" da lächelten sie freilich, aber vor Entzücken, daß der Gott des Witzes auch *sie* eines Sonnenstrals seiner Gnade gewürdigt, und mit entblößten Köpfen und tiefgebogenen Rücken erwiderten sie: „Passez, Monsieur de Voltaire" . . . .

Freu' dich, Paris, Babylon zugleich und Athen und Rom der modernen Zeit, der große Zerstörer, welcher eine Welt von Unsinn zu Grabe gespottet hat, zieht als Triumphator in dich ein, um auf *seinem* Kapitol, auf der Bühne der „Comédie française", gekrönt zu werden und dann — zu sterben. Ja, freu' dich, Paris, Hauptspektakelstadt des Erdkreises, freu' dich, du wirst ein neues Spektakel haben! Es ist überhaupt eine günstige Zeit für dich und du hast kaum Augen genug, alle die Spektakel aufzufassen, welche phantasmagorisch in und an dir vorüberhuschen und von jetzt an ohne Aufhören sich drängen werden und sich steigern in weltgeschichtlichem Klimax bis zu jenem 21. Januar von 1793, wo um 11 Uhr Vormittags die

Arme von Guillotins Tochter das Beil niederfallen lassen und ein Königskopf über die Bretter des Schaffotes rollt.

Neun Monate, bevor der Patriarch von Ferney kam, um bei lebendigem Leibe seine Apotheose zu feiern, hatte ein anderes Phänomen die Augen- und Plauderlust der Pariser und Pariserinnen beschäftigt: — ein gewisser Graf von Falkenstein, eigentlich des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Kaiser, Josef der Zweite, welcher im April von 1777 in der französischen Hauptstadt eingetroffen und sechs Wochen daselbst geblieben war. Er hatte die Franzosen durch seine Einfachheit und Leutseligkeit entzückt und Männlein und Weiblein waren so sehr von seinem Gebaren bezaubert, daß sogar das bissige Orakel der geistreichen Kreise, Madame la Marquise du Deffand, welche aus einer jungen Bettschwester zwar keine alte Betschwester, doch aber eine alte blinde Redschwester geworden war, aus ihrem Lehnstuhl in der Kaminecke ihres Zimmers im Kloster Saint-Josef in der Rue Dominique hervor brieflich an Horaz Walpole sich vernehmen ließ: „Il est d'une familiarité dont on est charmé[1]).“ Der pariser Tageswitz, welcher sich schon ganz revolutionär zuspitzte, benützte die

1) Zur gleichen Zeit war die Klatschblase und Allerweltskorrespondentin Du Deffand, welche in dem Gemälde der französischen Gesellschaft von damals eine ganz unentbehrliche Figur abgibt, auch von einem anderen Gast „charmirt“, nämlich von dem englischen Historiker Gibbon. Die Vorstellung desselben im Salon der Dame war bekanntlich von einem hochkomischen Auftritte begleitet. Die Blinde hatte nämlich die Gewohnheit, zum erstenmal bei ihr eingeführten Personen mit der Hand über das Gesicht zu fahren, um sich eine Vorstellung von dem Aussehen und selbst von dem Charakter derselben zu bilden. Dieser Operation unterzog sich nun auch der berühmte Geschichtschreiber, ein Mann von außerordentlicher Beleibtheit und einem fabelhaft breiten, gedunsenen und schwammigen Gesicht. „Au premier contact, madame du Deffand rougit, et se reculant vivement sur son fauteuil, s'ecria avec indignation: „„Voilà une infâme plaisanterie.““ Elle s'était figuré que Gibbon s'était présenté à rebours, et avait pris pour les joues de derrière, selon le périphrase allemande, ce qui était bien et dûment le visage de Gibbon.“ Corresp. compl. de la marquise du Deffand (Paris 1865), I, CCX.

Gelegenheit, in Form eines Kompliments für den kaiserlichen Gast einen Pfeil mit vergifteter Spitze nach Versailles hinauszuschießen, indem er das einfache und doch würdevolle Auftreten Josefs der prunkvollen und pomphaften und doch würdelosen Haltung des französischen Hofes gegenüberstellte [1]). Der Kaiser selbst sagte beim Anblick des sinnlosen Luxus, von welchem Versailles strotzte, während das französische Volk verhungerte, mit nicht unfeinem Tadel zu seiner leichtsinnigen Schwester Marie Antoinette: „Mein Gott, was für eine Masse von Sachen, deren wir in Wien gar nicht bedürfen!“ Die Königin missachtete freilich diesen Wink wie andere Warnungen ihres Bruders und gaukelte und tanzte und prasste lustig mit weiter auf dem unter ihren Füßen kochenden Vulkan. Sie hatte kein Ohr für die Stimmen der Zeit. Sonst hätte sie müssen stutzig werden beim Anhören der schicksalsvollen Kontraste, welche damals in den Straßen oder eigentlich vorerst noch nur in den Salons von Paris tagtäglich sich anschrieen. Wunderbare Zeit, poetischer als die kühnsten Dichterträume, eine beispiellose Tragikomödie des humoristisch dichtenden Weltgeistes! Sieh' dir, nüchternes Geschlecht unserer Epoche, um dir eine Vorstellung zu bilden von alledem, was damals in Paris durcheinanderwirbelte, nur mit an, wie eines Tages eine vornehme Dame den Kaiser Josef mit einer exaltirten Darlegung ihrer Begeisterung für die amerikanischen Rebellen behelligte, wie sie frohlockend die Siege derselben über ihren legitimen Souverän aufzählte, den großen Bürger und Republikaner Washington bis zu den Sternen erhob und schließlich auf den Träger der Cäsarenkrone, auf den Erben von Habsburg-Lothringen eindrang mit der Frage: „Was halten Sie von der Sache? Mit welcher der beiden Parteien sympathisiren Sie?“ Die Antwort des Kaisers: „Ich, Madame? Nun, ich denke, es gehört zu meinem

1) A nos yeux étonnés de sa simplicité,
Falkenstein a montré la majesté sans faste;
Chez nous, par un honteux contraste,
Qu'-a-t-il trouvé? du faste, et point de majesté.

Handwerk, ein Royalist zu sein" — frappirte nicht nur, sondern missfiel auch, trotz ihrer Witzigkeit, missfiel geradezu und höchlich. So republikanisirt war damals die Stimmung in den Kreisen französischer Grandseigneurs und Grandedames, welche ja einen Autor wie Raynal lobpriesen und beschützten, der unverhohlen ausgerufen hatte: „Völker, wollt ihr frei sein und glücklich, so zerstört alle Altäre und vernichtet alle Throne!" Ah, sie spielten und tändelten und kokettirten mit dem revolutionären Feuer, die geistreichen Herren und galanten Damen. Aber noch eine kleine Spanne Zeit und, in ein weltgerichtliches Flammenmeer verwandelt, wird es vernichtend über ihren Häuptern zusammenschlagen . . . .

Wer uns genau sagen könnte, was der vierundachtzigjährige Triumphator fühlte und dachte, in der innersten Falte seiner Seele fühlte und dachte, als er sich in Paris wiederfand und dasselbe in Voltaireismus schwimmen sah! Vollends, wenn der unbestrittene Souverän der Epoche der Tage sich erinnerte, wo er in diesem Paris, das ihn jetzt als Halb- oder Ganzgott empfing, als simpler Mr. Arouet herumgegangen, welchem unter vielen anderen Fatalitäten — nähere Bekanntschaft mit dem Inneren der Bastille u. s. w. — auch die zugestoßen war, daß ihm Monseigneur de Rohan, ein Schafskopf von Herzog, das Honorar für einen vortrefflichen Witz in Gestalt einer Tracht Prügel auszahlen ließ, bei welcher Gelegenheit sich übrigens Monsieur Arouet wie ein vollendeter Gentleman und der Herr Herzog wie ein vollendeter Lump benommen hatte. Kein Zweifel, der Alte von Ferney war noch so eitel, wie er nur jemals gewesen; aber auch sein Geist war noch so kräftig, seine Beobachtungsgabe noch so scharf, sein Spott noch so schneidend wie früher und so dürfen wir denn mit Bestimmtheit annehmen, daß er, wann er, von Huldigungen bis zum Ekel erschöpft, Abends zu Bette kroch, unter seiner Decke in ein Hohngelächter ausgebrochen sei über den vornehmen und geringen Pöbel, welcher sich den Tag über vor seinen Triumphwagen gespannt hatte.

Er war bei seinem Freunde, dem Marquis de Villette, abgestiegen, dessen Hôtel auf dem Quai des Theatins — heute Quai Voltaire — stand. Da, im Angesichte der Tuilerien, hielt jetzt der wahre König von Paris, von ganz Frankreich seinen Hof, an welchen selbst die schöne und stolze Marie Antoinette gar zu gerne von Versailles hereingewallfahrtet wäre. Begreiflich! Denn der riesige Königspalast da draußen und Groß- und Klein-Trianon, sammt Marly und Choisy widerhallten ja wochen- und monatelang nur von dem, was Se. intellektuelle Majestät König Voltaire der Erste und Einzige sagte und that. Da konnte eine junge und lebhafte Königin, welche ihren Eheherrn nicht phlegmatischer und langweiliger fand, als er wirklich war, schon von Neugierde brennen, mit eigenen Augen ein Phänomen zu betrachten, dessen Erscheinung alle Hofherren und Hofdamen wirbelig und rappelig gemacht hatte. Es ging aber doch nicht an, daß die „allerchristlichsten" Majestäten den „Ecrasez-l'infame"-Mann bei sich empfingen oder gar zu ihm sich bemühten, und so musste die Königin ihre Neugierde zügeln. Allein daß Voltaire nicht an den Hof eingeladen wurde, war für seine Vergötterer nur ein Anreiz mehr, das Geräusch ihrer Ovationen zu steigern. So schroff stand schon zu dieser Zeit Madame L'Opinion Publique dem Königthum und stand Paris Versailles gegenüber.

In Wahrheit, der Voltaireismus verschlang für eine Weile alle anderen Interessen, sogar das für den ausbrechenden Krieg mit England. Selbst ein gerade jetzt ausgeborstenes Hofskandal, welches zu anderer Zeit in allen Tonarten glossirt worden wäre, erregte nur flüchtige Aufmerksamkeit. Ein Prinz, der Graf von Artois, Bruder des Königs, hatte sich auf dem Maskenball der Oper wie ein Hauptflegel benommen, indem er der Frau Herzogin von Bourbon, welche ihn neckte, die Maske zerriß und Faustschläge gab („et lui donna des coups de poing", sagt ausdrücklich unsere Alleswisserin im Kloster Saint-Josef). Die beschimpfte und gemisshandelte Dame klagte ihre Noth

nicht ihrem Liebhaber, sondern ihrem Herrn Gemahl — ein merkwürdiger Ausnahmefall in der Gesellschaft von damals! — und der Herzog von Bourbon that seine eheherrliche Schuldigkeit, indem er im Gehölze von Boulogne mit dem Grafen von Artois eine harmlose Studentenpaukerei hatte, bei welcher zwar sechs Gänge („six bottes“) gemacht wurden, aber kein Tröpflein Blut vorkam . . .

Das war ein Gerenne und Gedränge, ein Gefrage und Geschnatter am 11. Februar 1778! „Ist er da? Ist er wirklich da, der göttliche Voltaire?“ knatterte und raschelte es wie ein Lauffeuer durch Seine-Babel. Alle Gaffer von Paris waren auf den Beinen. Das berühmte Kafé Prokop, der Hauptneuigkeitenmarkt, summte wie ein Bienenkorb von aus- und einstürmenden Fragern. Philosophen, Schöngeister und Politiker nahmen sich kaum Zeit, ihre Tassen zu leeren, um nach dem Quai des Theatins zu eilen. Von Versailles brach auf die erste Nachricht von der glücklichen Ankunft des Ersehnten ein ganzes Rudel vornehmer Voltairiens und Voltairiennes nach Paris auf, um laut mit einzustimmen in das „Hosianna, der da kommt im Namen der Revolution!“ deren nahe bevorstehenden Ausbruch er ja schon volle vierzehn Jahre zuvor des bestimmtesten prophezeiht hat. Was drängt und schiebt sich dort auf dem Quai hin und her, aus der Rue de la Seine hervor, beim Pont Royal vorbei, bis zur Ecke der Rue de Beaune, wo das Haus des Marquis de Villette steht? Lauter Voltairegläubige, nichts als Voltaireverehrerinnen. Werden wir das Glück haben, den großen Mann zu sehen? Wird er ausgehen? Wird er ausfahren? Werden wir wenigstens einen Zipfel seiner Perücke durch das Wagenfenster erblicken?

So ging es Tag für Tag und derweil vorzimmerten droben die Träger der stolzesten Namen Frankreichs und drängten sich die Montmorencys, die Armagnacs, die Brancas, die Richelieus und Polignacs, ja auch die mit der Gunst und dem Gelde des Hofes verschwenderisch überschütteten Polignacs, zum „Petit Lever“ Sr. Majestät

unseres lieben Herrn von Ferney. Die Akademie sandte eine Begrüßungsdeputation, an deren Spitze der Prinz von Beauvau das Wort führte. Das Theater Français machte seine Aufwartung und nicht gespielte, sondern wirkliche Freudethränen vergießend kniete der Stolz der französischen Nationalbühne, Mademoiselle Clairon, vor dem Lehnstuhl des Dichters der „Zaire“ und „Alzire“. Der große Gluck kam, um dem Patriarchen der Aufklärung zu sagen: „Man erwartet mich am Hofe zu Wien; aber ich habe meine Abreise aufgeschoben, um noch am Hofe Voltaire's erscheinen zu können.“ Es kam auch „il gran“ Goldoni, um dem Verfasser der „Pucelle“ auf französisch eine Huldigung darzubringen, welche der Gefeierte auf italisch zurückgab. Die fremden Gesandten drängten sich wetteifernd herbei, voran der englische. Und seht, dort kommt von seiner bescheidenen Wohnung in Passy herein ein anderer Löwe, der — wir werden davon hören — den Löwen Voltaire bald überlöwesiren wird, obgleich dermalen noch ein nur eben erst am Himmel Frankreichs im Aufgange begriffenes Löwensternbild: — unser guter, schlauer, ehrwürdiger Brother-Jonathan-Franklin, der seinen jungen Enkel mitbringt, um ihn von dem Messias des Zweifels segnen zu lassen. Das thut denn auch der Alte mit gebührendem Ernst und Anstand. „God and liberty!“ sagt er, dem Knaben die Hand auflegend, diese Hand, in welcher der arme Federkiel Blitze gesprüht, die das Hohngelächter Europa's als jauchzend beistimmender Donner begleitet hatte.

Fuhr der Jubelgreis aus in seinem „Himmelswagen“, d. h. in seiner azurfarbenen, mit silbernen Sternen besäeten Karrosse, so bildete die Menge — darunter selbst feine Herren mit Ordensbändern und feinere und feinste Damen mit Frisuren à la Tour de Notre-Dame — Spalier auf seinen Wegen und schloß sich ihm als Gefolge an. Das ist ihm denn doch bald sehr lästig geworden; aber der Spötter der Spötter gestand, daß ihm sein altes Herz vor Freude in der Brust gehüpft habe, als eines Tages

auf den Vorbeifahrenden eine arme Frau aus dem Volke deutete und zu ihrem Nachbar sagte: „Das ist der Retter und Rächer der Familie Calas!“ Mitunter schnitt durch die dampfenden Weihrauchwolken und das huldigende Getöse auch ein echt-französischer Spottvogelpfiff. Ein vagirender Gaukler, welcher auf dem Grèveplatze seine Künste sehen ließ, sagte zum Publikum: „Da, Messieurs, ein rares Kunststück, das ich zu Ferney von dem großen Manne lernte, welcher dermalen so gewaltiges Aufsehen unter Ihnen erregt. Er ist ja doch der Meister von uns allen.“ Freilich, auch die Witzspitze von Voltaire's Zunge und Feder war noch spitzig genug. Als der gute Bischof von Orléans die Zeit günstig glaubte, dem großen Pfaffenfeinde zu Leibe zu rücken, und demselben zu diesem Ende sein „Mandement gegen die Ungläubigen“ übersandte, schickte der Alte seine fertig nach Paris mitgebrachte „Irene“ dem Prälaten und schrieb dazu:

„Ich empfing Ihr Mandement
Und send' Ihnen meine Tragödie,
Damit so recht einander wir
Vorspielen uns Komödie.“ [1])

2.

War dieser ganze Voltaire-Taumel nur eine pariser Schwindelmode, nur ein babel'scher Modeschwindel oder aber ein schwerwiegend weltgeschichtliches Symptom?

Ein denkender und wissender Mann wird keinen Augenblick anstehen, die Frage im letzterwähnten Sinne zu bejahen. In dem Alten von Ferney triumphirte der ewig

---

1) J'ai reçu votre mandement;
Je vous offre ma tragédie,
Afin que mutuellement
Nous nous donnions la comédie.

glorreiche emancipative Geist des Jahrhunderts und nicht mit Unrecht huldigte man dem Vierundachtzigjährigen als einer Fleischwerdung dieses Geistes. Alle die christlich-germanischen Bettelmannssprüche und Bannbullephrasen, womit die gläubige Dummheit oder die scheinheilig angestrichene Duckmäuserei und Knechtseligkeit auch heutzutage noch Voltaire abthun zu können wähnen, prallen glassplitterig ab an der erzenen Thatsache, daß nach dem blitzenden Witzskepter in der Hand des Mannes die europäische Gesellschaft ein Halbjahrhundert lang als nach dem sie regierenden Taktstock und Kommandostab geschaut hat. Und man sollte es den beweglichen Parisern übelnehmen, daß sie einem superlativischen „Elan“ sich überließen, als der alte Maëstro kam, um sich vor seinem Sterben geschwinde noch zu vergewissern, ob und wie die Instrumente gestimmt wären zur Aufführung der großen Sündflutsymphonie der Revolution? Mit nichten! Ueberhaupt, was wäre denn noch heute Europa ohne den französischen Esprit und Elan? Ein faulender Klumpen Mittelalter! Lasst uns gerecht sein und ob dem Jahre 1870 nicht das Jahr 1789 vergessen.

Keine Frage, Voltaire ist keine jener, übrigens sehr wenigen, ach, ja wohl sehr wenigen weltgeschichtlichen Gestalten gewesen, an welchen kein Makel haftet und zu welchen alle wirklichen Menschen mit ehrfurchtsvoller Liebe emporsehen als zu Wesen höherer Art. Nicht kann auf ihm das Auge mit jenem lauteren und innigen Wohlgefallen ruhen, womit es auf einem Milton, einem Schiller, einem Washington ruht. Voltaire war keine „anima candida“ und seiner langen Laufbahn entlang gibt es nicht wenige Stellen, welche den Missduft der Gemeinheit aushauchen. Seine Eitelkeit ging ins Aeffische. Kein deutscher Hofrath, kein französischer Unterpräfekt, kein russischer Tschinownik hat jemals inbrünstiger nach Titel- und Bänderkram geschnappt als dieser Geisterbeherrscher. Wehe jedem, wer diese närrische Eitelkeit verletzte oder verletzt zu haben schien. Da kannte Voltaire kein Erbarmen und ließ Rachemani-

feste ausgehen, worin jeder Buchstabe ein Gifttropfen und jedes Wort ein Dolchstoß. Auch Habsucht konnte man ihm, wenigstens in früherer Zeit, zum Vorwurfe machen. Und wie erniedrigte sich dieser Mann, so es die Befriedigung seiner gemeinen Instinkte und Neigungen galt! Er, welcher der Tyrann der Könige sein konnte und wirklich war, machte sich zu ihrem Sklaven. Mit Ekel wendet man sich ab, wenn man Voltaire vor dem namenslos verworfenen und verruchten Weibe, vor der „Semiramis des Nordens“, vor Katharina der Zweiten seine schmeichlerischen Kniebeugungen und Purzelbäume machen sieht. Freilich konnte er sich dabei auf den Vorgang und das Vorbild einer großen Autorität berufen. Denn hat nicht Friedrich, genannt der Große, den tiefsten Schlamm der Schmeichelei ausgeschöpft, um daraus sklavisch-huldigende Komplimente für die besagte Semiramis zu kneten? Ja, wohl that er das und er hat damit richtig die russische Vasallenschaft Preußens für lange zuwegegebracht. Und hat nicht auch eine tugendstolze Kaiserin Maria Theresia an eine Zarin Elisabeth schmeichlerische Briefe geschrieben und solche sogar an die Pompadour schreiben lassen? Was die vielberufenen Verhältnisse und Missverhältnisse Voltaire's zu Friedrich angeht, so dürfte es schwierig zu sagen sein, auf welcher Seite die Verfehlung größer gewesen. Königlich preußische Hofhistoriographen und ihre Fartcatchers werfen natürlich alle Schuld auf den ersteren. Die unbefangene Anschauung aber wird es sehr begreiflich finden, daß es dem Voltaire bald sehr unbehaglich werden musste in der Umgebung eines Königs, welcher, Despot in jeder Fiber, gewohnt war, alle Menschen zu dressiren und zu bestockskeptern, wie es seine Preußen sich gefallen ließen. Auch mögen etliche der Bosheiten, welche Voltaire an Friedrich begangen hat, ihm in Gnaden verziehen werden um der gähnenden Langeweile willen, die er als Korrektor der jämmerlichen französischen Verse des Königs auszustehen gehabt hatte. Im übrigen können nur Pinsel und Ignoranten das Pfaffengeplärre über Voltaire als ein „moralisches Ungeheuer“ nachschwatzen.

Gewiß, der Mann war kein Tugendspiegel; aber eben so gewiß, er war auch kein Lasterbündel. Im Grunde ist seine einzige Leidenschaft der Ruhm gewesen und es versteht sich von selbst, daß nur ein in allen Genüssen höchst mäßiger Mann bis in ein so hohes Alter hinauf die unausgesetzte, ungeheure geistige Arbeit verrichten konnte, welche Voltaire verrichtet hat. Von seinem durch eigene Anstrengung erworbenen Vermögen machte er einen liberalen und wohlthätigen Gebrauch. Er hatte ein Herz für die Unglücklichen und eine offene Hand für die Armen. Und nicht nur gütig und mitleidig vermochte er zu sein, sondern auch hochherzig und heldisch. Keiner seiner Lästerer und Ankläger bis auf den heutigen Tag herab kann sich einer That rühmen, wie deren der Gelästerte in seinen wahrhaft edelsinnigen und heroischen Kämpfen gegen die verpfafft stupide und brutal mordsüchtige Justiz-, d. h. Injustizpflege seiner Zeit mehrere gethan hat. Die glänzendste war die allbekannte, an den Namen Calas geknüpfte. Drei Jahre lang führte er diesen ruhmvollen Kampf und wir dürfen ihm glauben, wenn er sagt: „Während dieser Zeit haben meine Lippen kein Lächeln gekannt."

„Mag sein", knurrt Dunkel- und Duselmann; „aber dies alles wischt doch das „„Vernichtet das Infame!"" nicht weg." Nein, und es soll auch nicht weggewischt werden, sondern als eine weltgeschichtliche Denktafel noch die fernsten Jahrhunderte hinabragen, als eine Denktafel dessen, was das officielle Christenthum, was die kirchliche Religion zu Voltaire's Zeiten gewesen ist. Willst du es wissen, dunkelnder und duselnder Bruder-Mensch, in dessen Gehirnhöhle die himmlische Lust des Denkens niemals phosphorescirte, willst du es wissen? Wohl, ich will es dir sagen. Was damals Religion und Christenthum zu nennen sich erfrechte, war ein Abgrund von Schändlichkeit und die französische Kirche ein Vampyr, das Lebensmark des unglücklichen, systematisch von ihr verthierten Volkes saugend, — ein Vampyr, der auch im 18. Jahrhundert noch alle die höllischen Erfindungen der spanischen Inquisition prak-

ticirte, wo immer er konnte. Ist es, beispielsweise zu reden, nicht dieses „Christenthum“ gewesen, im Namen und kraft dessen noch i. J. 1765 ein wackerer junger Mann, De la Barre, lebendig gerädert wurde, weil der völlig unerwiesene und auch völlig grundlose Verdacht auf ihm lag, ein hölzernes Kreuz von der Brücke zu Abbeville gestürzt zu haben? Und war es nicht dieses „Christenthum“, dessen Priester — wir meinen die Prälaten — in dem Unflat natürlicher und widernatürlicher Lüste förmlich sich wälzten, in schamloser Prasserei Millionen vergeudend, während die, welche die kirchlichen Dienste verrichteten, die armen Dorfpfarrer und Vikare, mit dem Volke hungern und verhungern mussten? Habt ihr nie von der „Halsbandgeschichte“ gehört und von der Rolle, welche Se. Eminenz der Kardinal Rohan darin spielte? Waren es nicht französische Kardinale, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte — die Aebtissinnen nicht zu vergessen — welche am lautesten höhnten und lästerten und lachten in jenen vornehmen Kreisen, deren kynische Konversation Voltaire in seiner berüchtigten „Pucelle“ in Verse gebracht hat? War doch unter der Regierung des „allerchristlichsten“ Ludwigs des Fünfzehnten — der ruchlose Pompadour-, Dubarry- und Hirschparklouis der „allerchristlichste“ König, auch ein Stück Christenthum von damals! — also zur gleichen Zeit, wo auf jeder Antastung der kirchlichen Dogmen noch Galgen und Rad standen, unter den französischen Kirchenfürsten die höhnische Verleugnung derselben Dogmen soweit gediehen, daß der junge König Ludwig der Sechszehnte, als ihm Monseigneur Loménie de Brienne — später für eine Weile Finanz- und Premierminister — zum Erzbischof von Paris vorgeschlagen wurde, voll Bitterkeit ausrief: „Ein Erzbischof von Paris sollte doch wenigstens an Gott glauben!“ Ah, wenn jemals ein Vernichtungskampf gerechtfertigt war, so ist es der gewesen, welchen Voltaire gegen das „Christenthum“, d. h. gegen das Bonzen- und Balspfaffenthum seiner Zeit geführt hat. Er wurde dadurch geradezu zum Wohlthäter der Menschheit. Und wenn

er sah, was jeder denkende Mensch sehen musste und sehen muß, daß alle die namenlosen Gräuel der gesammten Kirchengeschichte nur eine logische Folge eines der Natur, der Vernunft, dem Einmaleins und der Civilisation hohnsprechenden Dogmenglaubens waren, so hätte er die unsterblich tönenden Pfeile seines weltgeschichtlichen Witzes bloß auf die Schlußfolgerungen und nicht auch auf die Prämissen, bloß auf die Wirkungen und nicht auch auf die Ursachen richten sollen? Preis ihm und Ehre, daß er es that und, gleich unserem großen deutschen „Heiden“ Göthe, „der Heuchelei dürftige Maske“ verschmähte.

Menschen, welche vielleicht nie eine Zeile von Voltaire gelesen haben, unwissende Nachbeter gedankenloser Vorbeter, nahmen und nehmen es sich im „gründlichen“ Deutschland heraus, über die kolossale civilisatorische Arbeit des Mannes den Stab zu brechen, etwa mit der dämeligen Phrase, seine Thätigkeit sei im besten Falle eine bloß negative gewesen. Ja wohl, er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Unvernunft, die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit, die Unmenschlichkeit zu verneinen, und mit rastloser Thatkraft und Pflichttreue hat er diese Aufgabe erfüllt, hat das Dumme, Schlechte, Schädliche und Schändliche negirt, mittels aller Gattungen und Formen der Poesie und Prosa negirt und in den Augen aller Denkenden und Redlichen ruinirt und diese tapfere Kriegsführung des gesunden Menschenverstandes und des gesunden Menschengefühles, diese glorreiche „Negation“ wäre nicht zugleich ein positives Schaffen gewesen? Habt ihr nie vom Föhn gehört, dem Frühlingsboten und Frühlingsbringer der Schweiz? Der negirt auch: — den Bann winterlicher Knechtschaft! Ein lachender Orkan saus't und braus't er durch die Thäler, spottet im Nu Schnee und Eis hinweg und wenige Tage darauf frühlingt es im schönen Alpenland.

Fürwahr, wenn Voltaire, wie er that, die religiöse Unduldsamkeit und den pfäffischen Fanatismus, die barbarisch-grausame Rechtspflege, die bäuerliche Leibeigenschaft und andere dergleichen „organisch gewachsene“ Institute der

„guten alten frommen Zeit“ auf Tod und Leben verneinte, so waren diese Verneinungen ruhmvolle positive Kulturthaten, sehr positive! Und der Mann, welcher so energisch und zwar, wohlverstanden! zu einer Zeit, wo es noch Bastillen und „cages de fer“ für oppositionelle Autoren gab, der Unterdrückten gegen die Unterdrücker sich angenommen und die Sache der Armen und Elenden gegen die Reichen und Mächtigen so standhaft geführt hat, sollte ganz ohne Liebe und Enthusiasmus, sollte nur ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle“ gewesen sein? So hat ihn selbst noch Hettner genannt, welcher doch die beste und im ganzen gerechteste Charakteristik Voltaire's lieferte, die existirt. Aber eine so ausdauernde Thätigkeit, wie die voltaire'sche war, ist ohne Liebe und Enthusiasmus gar nicht möglich, gar nicht denkbar. Die bloße Eitelkeit ist lange nicht mächtig genug, zu solchen Anstrengungen zu treiben, und wir dürfen und müssen daher annehmen, daß von jener Centralsonne der moralischen Welt, genannt Idealglaube oder Begeisterung, doch ein starker Stral in die Seele des souveränen Witzblitzeschleuderers gefallen sei. Ja gewiß, der Jupiter tonans des Spottes konnte unmöglich die Dummheit der Menschen so nachdrucksam befehden, ohne an die Möglichkeit einer allmäligen Minderung dieser Dummheitsmasse zu glauben, konnte unmöglich die Uebel der Gegenwart so ausdauernd bekämpfen, ohne eine menschlichere Zukunft zu hoffen. Wer aber glaubt und hofft, der liebt.

Im innersten Heiligthum der Kunst hat keins der Werke Voltaire's Zutritt gefunden. Nicht einmal in der Vorhalle dieses Heiligthums. Er war unendlich viel mehr ein Kämpfer als ein Künstler und nicht etwa ihm zum Tadel, sondern zum Ruhme sei das gesagt. Die Welt besitzt fürwahr Künstler genug und darunter auch „große“, welche, um ihren Künstlerlaunen nachleben zu können, stets bereit waren und sind, vor dem Despotismus zu kratzfußen und bei der Völkerverdummung sogar nach Kräften mitzuhandlangern. Kämpfer und zwar Kämpfer wie Voltaire

dagegen hat die Welt nur wenige und jedenfalls nie genug. Alle seine umfangreicheren Werke sind Wurfgeschütze, aufgefahren, in die Zwingburg der Vorurtheile, in die Frohnveste der Knechtschaft Bresche zu schießen. Daneben prasselt hageldicht der prickelnde Pfeilregen seiner „Poésies fugitives“ auf die Schilddächer des Unsinns und der Pedanterei. Auf diesen „flüchtigen“ lyrisch-didaktischen Dichtungen, sowie auf den satirischen Erzählungen in Prosa („Candide“, „L'ingénu“, „Zadig“ u. a. m.) beruht bekanntlich vornehmlich Voltaire's Anspruch, ein Dichter zu sein. Die verrufene „Pucelle“ ist sodann ein brillantes Witzfeuerwerk, das aber viel zu lange währt und, wie eben Feuerwerke zu thun pflegen, einen fatalen Schwefelgeruch hinterläßt. Viele Einfälle in dem Gedichte haben übrigens Witzblitzfeuer genug, um auch noch in unsere Zeit satirisch hereinzuzünden. Wenn man z. B. die Trompetenstöße vernimmt, welche aus den gegenseitigen Ruhmassekuranzen der deutschen Literatur zum Lobe des Mittelmäßigen, Charakterlosen, Flauen und Erbärmlichen jahraus jahrein hervorgehen, so glaubt man richtig die „trompette“ zu hören, welche in der Pucelle die alte Klätscherin von Göttin, „La Renommée“, nicht an den Mund, sondern anderswohin hält.

Wenn aber Voltaire als Poet höchstens den zweiten Rang anzusprechen hat, so ist seine Bedeutung als Anreger und Wegezeiger auf dem Gebiete des Denkens und Wissens eine wahrhaft welthistorische. Schon das war ein großes Verdienst, daß er die Autorität der geistlosen Wortklauber und Silbenstecher, der abstrusen Abstraktoren von Gelehrten vernichtete, welche sich und die Welt mit Quisquilien und Minutien behelligten, die der Menschheit nie auch nur einen Pfifferling genützt haben oder nützen können. Er ist es gewesen, welcher mit der Drahtgeißel seines Spottes die stupend und stupid gelehrten Händler mit theologischen Nullen und philologischen Nichtsen aus dem Vorhofe des Tempels der Wissenschaft hinauspeitschte, welches Procedere ihm freilich die ebenbürtigen Nachkommen der Domini

„Lexikokrassus“ und „Skriblerius“ bis zum heutigen Tage noch nicht verziehen haben. Daß der Zweifel an dem Gegebenen und Ueberlieferten der Vater aller wirklichen Forschung, wird heutzutage nur noch von Leuten bestritten, welche in Sachen des Denkens und Wissens überhaupt nicht mitzählen. Nun wohl, Voltaire ist es gewesen, welcher die Anzweifelung der überlieferten Lüge von der guten alten frommen Zeit nach allen Richtungen hin, religiös, social und wissenschaftlich, so recht groß gezogen und dadurch eine forschende Thätigkeit von unberechenbarer Tragweite hervorgerufen hat. Er stand in der Vorderlinie derer, welche die Wissenschaft aus den muffigen Schulstuben herauszogen und mitten ins wirkliche Leben hineinstellten, eine Großthat, angesichts welcher tausende und hunderttausende von geistverlassenen Elaboraten gelehrter Stubenhocker nichts sind als Wurmfraß. In die verschiedensten Regionen und Gebiete blitzte das universell bewegliche Talent des Mannes hinein; oft sehr flüchtig allerdings, aber immer anregungs- und aufmunterungsvoll, daß da noch unbekannte Schätze zu heben seien, daß da etwas zu suchen und zu gewinnen sei für den Dienst der Menschheit. Es ist bewundernswerth, wie weit oft sein Seherblick seiner Zeit vorauseilte und Wahrheiten entdeckte, welche erst in unseren Tagen mälig zu allgemeiner Anerkennung gelangen. Die politische Oekonomie z. B. verdankt ihm einige wichtige Findungen. Er war der Erste, welcher auf das verschiedene Verhältniß der Vermehrung der Bevölkerungen und der Lebensmittel aufmerksam machte, und er war es auch, welcher wagte, was damals eine große Ketzerei war, nämlich auf das große Princip des Freihandels hinzuweisen. Es ist wahr, Voltaire's philosophische und historische Schriften wimmeln von Schiefheiten und Irrthümern, welche jeder auch nur halbwüchsige Gelehrte von heute, im Besitze des ungeheuren Materials, das seither aufgehäuft worden, leicht berichtigen und kleinmeisterlich dem Manne vorrücken kann. Aber dennoch steht fest, daß Voltaire es gewesen, welcher die moderne Geschichtewissenschaft begründete, in-

dem er sie von der theologischen Fiktion emancipirte. Sein geniales Auge durchdrang zuerst die Finsternisse, in welche religiöser und politischer Afterglaube die Entwickelung der Menschheit gehüllt hatte. Er zuerst lös'te so manches Räthsel weltgeschichtlicher Wirkungen, indem er die realen Ursachen derselben aufdeckte, und er schmiedete und schliff die Instrumente der historischen Kritik unserer Zeit, indem er den unmäßigen, geradezu kindischen Respekt vor dem Alterthum und dem Mittelalter wegspottete. Erst seit dem Erscheinen von Voltaire's berühmtem „Versuch über die Sitten und die Charaktere der Nationen" hat man einen Begriff von Weltgeschichte und Weltgeschichteschreibung. Summa: ein Erleuchter, Pfadfinder und Wegebahner erster Größe.

3.

Jedes Volk betreibt den „Kultus des Genius" in seiner Weise. Bei den Engländern gipfelt die „Heldenverehrung" in Nationalsubskriptionen, deren viel- und schwerpfündige Erträgnisse für den Gefeierten ein Piedestal abgeben, mittels dessen sich seine Person in die britische Himmelssphäre der „Respektabilität" erhebt. Bei den Deutschen ist die ihren großen Männern gewidmete Ehrfurcht und Liebe eine so tiefsinnige und stillverschämte, daß die Gegenstände derselben bei Lebzeiten wenig oder nichts davon gewahr werden. Nach ihrem Tode werden sie aber mitunter in Erz gegossen oder in Stein gehauen, womit dann zugleich der Dankbarkeit und der Kunst gedient, also das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird, — abgesehen sogar davon, daß die Denkmälerenthüllungsfeste willkommene Veranlassung bieten, viel Nationalbier zu vertilgen und eine entsprechende Quantität patriotisches Wasser abzuschlagen. Bei den Franzosen, als dem theatralischen

Volke par excellence, wird in der Regel nicht erst mit den todten, sondern mit den noch lebenden Heroen Komödie gespielt. Aber man muß sagen, daß dieses Spiel Schick und Art hat. Man sieht es den Parisern und Pariserinnen eben doch sogleich an, daß sie geborene Acteurs und Actricen auf den Brettern, welche die Welt nicht nur bedeuten, sondern auch sind.

So hatte denn die große Komödie, betitelt „Voltaire's Triumph", ihren glücklichen und lustigen Fortgang, obgleich die Strapazen des Stückes dem vierundachtzigjährigen Triumphator arg zusetzten. Ein Mitlebender von damals und wenigstens als Statist Mitspielender, der Graf von Ségur, hat in seine Memoiren die Worte eingetragen: „Man kann sagen, daß es für etliche Wochen zwei Höfe in Frankreich gab, den des guten Ludwig zu Versailles, wo es ganz stille geworden, und den Voltaire's in Paris, welcher Tag für Tag von den lärmenden Huldigungen einer unzählbaren und entzückten Menge widerhallte, die sich herbeidrängte, dem größten Genie Europa's ihre Verehrung zu bezeigen. Seine Krönung (son couronnement) fand im Palaste der Tuilerien statt, im Sale des Theater Français. Man vermag die Trunkenheit nicht zu schildern, womit der erlauchte Greis von dem Publikum empfangen wurde, welches alle Räume und Zugänge des Ortes zum Ersticken dicht anfüllte. Niemals ist die Dankbarkeit einer Nation in helleres Entzücken ausgeschlagen. Ich werde diese Scene niemals vergessen und ich begreife nicht, woher Voltaire die Kräfte nahm, sie auszuhalten."

Dieser Haupt- und Staatsakt des ganzen Schauspiels ging am 30. März von 1778 vor sich. Der Triumphator fuhr zunächst ins Louvre, um einer ihm zu Ehren veranstalteten Festsitzung der Akademie anzuwohnen. Ein ungeheuer großes Gefolge begleitete seinen Wagen und harrte draußen, bis die gelehrten Herren drinnen durch ihren Wortführer d'Alembert alle Huldigungskünste erschöpft hatten. Folgte dann die kurze Fahrt vom Louvre ins Theater Français zwischen dichtgedrängten Menschenmassen

hin, welche den Wagen des Triumphators mit unendlichen Jubelrufen empfingen und begleiteten. Als der Greis ausstieg, von zwei Freunden unterstützt, mischte sich dem Entzücken der Bewunderung die Rührung über die körperliche Gebrechlichkeit des Gefeierten bei, den Beifallssturm zu sanfteren Lauten stimmend.

Die Vorgänge im Theater selbst hat uns ein verpariserter deutscher Augenzeuge, Herr Friedrich Melchior Grimm, Baron (von vermuthlich eigener Mache) und Neuigkeitenzufertiger verschiedener deutscher Höfe, in seiner bekannten vielbändigen „Correspondance littéraire“ (IV, 177) genau beschrieben. Als Voltaire in die Loge der königlichen Kammerherrn getreten und daselbst zwischen Madame Denis und der Marquise de Villette platzgenommen hatte, erschien der Schauspieler Brizard, der berühmteste unter seinen Kollegen, und überbrachte der Marquise einen Lorbeerkranz mit der Bitte, den Jubelgreis damit zu krönen. Wie dieses geschah, brach das ganze Haus in einen jauchzenden Zuruf aus. Voltaire nahm zwar die Krone sogleich wieder vom Haupte, aber die Versammlung bestürmte ihn, dieselbe aufzubehalten. Der Sal, die Logen, die Korridore strotzten von Menschen. Alle Frauen standen. Das war kein Enthusiasmus mehr, sondern förmliche Anbetung, ein wirklicher Kult. Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Man spielte „Irene“, eine byzantinische Tragödie, welche, wie schon gemeldet, Voltaire fertig aus Ferney mitgebracht hatte. Ein sehr altersschwaches Produkt seiner Geisteslenden, aber von ihrem Erzeuger, wie es bei derartigen Alterssünden häufig der Fall, zärtlich geliebt. Als Achtzigjähriger sollte man die Muse nicht mehr mit frostigen Umarmungen heimsuchen wollen. (Schon als Siebzigjähriger nicht mehr.) Als Beweise für die Richtigkeit dieses Satzes hocken und rutschen ja auch in Göthe's sämmtlichen Werken eine überzählige Anzahl unerquicklicher Kinderchen herum. Aber was ging die Versammlung im Theater Français das byzantinische Ding von Trauerspiel an? Man sah nur Voltaire. Als er sich

nach gefallenem Vorhang erhob und, über die Logenbrüstung vorgebeugt, dankend die Versammlung begrüßte, brach der Huldigungssturm von neuem los. Zugleich erhob sich der Vorhang wieder und auf der Bühne erschien die Büste des Gefeierten, umringt von dem ganzen Korps der Schauspieler und der Schauspielerinnen, welche dieselbe mit Lorbeerkränzen bedeckten und mit Rosenguirlanden umwanden, während Madame Vestris Verse deklamirte, welche besagten, daß La Belle France selber es sei, welche ihren großen Sohn kröne. Nur mühsam vermochte der bis zum sterben Erschöpfte das Schauspielhaus zu verlassen. Schöne Frauenarme trugen ihn zu seinem Wagen, der nur im Schritte nach Hause gelangen konnte, umringt von einer entzückten Menge, welche die Ufer der Seine von dem unaufhörlich wiederholten Rufe: „Vive Voltaire!“ ertönen ließ. Unter der Hausthüre kehrte sich der Jubelgreis gegen sein Gefolge, breitete die Arme aus und sagte mit im Schluchzen brechender Stimme: „Ihr wollt mich also unter Rosen ersticken?“ und als ihm droben der Herzog von Richelieu entgegentrat mit den Worten: „Nun, lieber Voltaire, Ihr müßt ja recht befriedigt sein!“ — keuchte der Halbtodte mühsälig: „Ach, sie haben mich umgebracht mit ihren Kronen!“

Vanitas, vanitatum vanitas! Die große Voltaire-Komödie war ausgespielt und es hob eine andere an, welche alsbald jene vergessen machte: — die Franklin-Komödie. Am 6. Februar von 1778 war der Allianzvertrag Frankreichs mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Abschlusse gediehen. Im März verließ der englische Gesandte Paris und der französische London. Der Krieg zwischen Frankreich und England war erklärt und der Agent der amerikanischen Rebellen wurde in feierlicher Audienz von Ludwig dem Sechszehnten zu Versailles empfangen. Franklin hatte, wie uns Klatschschwester Du Deffand zu melden nicht unterließ, bei dieser Gelegenheit einen braunrothen Sammetrock an, weiße Strümpfe, ungepuderte Haare, die Brille auf der Nase — was gegen

alle Kleiderordnung und Etikette — und trug unter dem Arm einen weißen Hut. („Ist dieser weiße Hut vielleicht ein Symbol der Freiheit?" frug die neugierige Blinde vom Kloster Saint-Josef ihren Freund Walpole.)

Vom 30. März, dem Triumphtage Voltaire's, waren es nur zwei Monate hin bis zum 30. Mai, dem Sterbetag Voltaire's, und doch war er ein schon vergessener, im Strudel von Babel-Paris verschollener Mann. Am 31. Mai von 1778 schrieb Madame Du Deffand an Horaz Walpole: „Ach, da hätt' ich fast vergessen, Ihnen ein wichtiges Ereigniß zu melden. Voltaire ist todt. Man kennt weder Stunde noch Tag genau, wann er starb; die einen sagen gestern, die andern vorgestern. Man weiß auch nicht recht, was man mit seinem Leichnam machen soll. Der Pfarrer von Saint-Sulpice will denselben nicht auf seinem Kirchhofe begraben lassen. Wird man den Todten nach Ferney bringen, um ihn dort beizusetzen? Aber er ist ja von dem Bischof, zu dessen Diöcese Ferney gehört, in den Bann gethan. Voltaire ist an einer zu großen Dosis Opium gestorben, welche er zur Milderung der Schmerzen seiner Strangurie genommen, oder auch, wie ich sagen möchte, an einem Ruhm-Exceß, welcher die schwache Maschine zu sehr erschütterte."

Dies die Grabrede, welche Dem gehalten wurde, dem zu Ehren Paris zwei Monate zuvor in Entzücken geras't hatte. Ruhm, dein Name ist Eitelkeit!

Die Semiramis des Nordens.

„. . . . In Catherine's reign, whom glory
still adores
As greatest of all sovereigns and whores.“
Byron, Don Juan, VI, 92
91.

1.

Abenteuerlichkeit ist der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Spiel der Gegensätze und Widersprüche, wie kaum eine andere Epoche es aufzuweisen hat. Ein fieberhaftes Tasten und Hasten und Experimentiren, ein Auflockern aller socialen Grundlagen, ein Rütteln an allem herkömmlich Heiligen und daneben doch wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blasphemischen Witzen Prinzen und Marquis, Duchessen und Comtessen die Absetzung Gottes dekretiren, aber zugleich vor der Büste des „göttlichen“ Cagliostro Weihrauch verbrennen. Ein wildes Rufen nach Freiheit und Natur, ausgestoßen von Männern mit Haarbeuteln, Zöpfen und Ailes-de-Pigeons-Frisuren und von Frauen in Reifröcken und Stelzenschuhen, mit schamlos entblößten Busen und ungeheuren Bauwerken von falschen Haaren auf den Köpfen. Alles aus Rand und Band, aus Angeln und Fugen. Alles wimmelnd, wuselnd, grell, phantastisch, widerspruchsvoll bis zur Tollheit. In das verhallende Hohnlachen Voltaire's die süßesten Lieder Göthe's, die salbungstriefenden Orakel

Lavaters, die schmetternden Jugenddonner Schillers hineintönend. Hier Spener und Götze, dort Kant und Lessing. Hier Zar Peter und Suwarow, dort Franklin und Washington. Hier Friedrich der Große und der erleuchtete Despotismus, dort Mirabeau und die Revolution. Die Männer mit einem Satz aus dem Rokoko zum Sansculottismus hinüberspringend, die Frauen vom Reifrock zum griechischen Hemde. Ludwigs des Vierzehnten Verkündigung des „Droit divin“ fürstlicher Allmacht beantwortet durch die „Erklärung der Menschenrechte“. Alles in Zweifel gezogen, bekrittelt, analysirt, zersetzt, verhöhnt, alles den Anschauungen eines aschgrauen Materialismus unterworfen und hinwiederum ein beispielloser Aufschwung aus dieser trüben Region in die lichten Aetherhöhen des kühnsten Idealismus. In Erschöpfung schmachvoller Genüsse bis zur Mühlsteinhärte blasirte Herzen, aber auch Herzen voll weichster Schwärmerei und von edelster Inspiration schwellende Gemüther. Hier frechste Verneinung, dort begeistertste Bejahung; hier wüster Taumel des Lasters, dort die Trunkenheit heroischen Enthusiasmus. Das tumultuarische Vorwärtsdrängen einer zwischen Kontrasten schwankenden Gesellschaft, die aus der genialen Lüderlichkeit in die Sentimentalität, von dieser zur Begeisterung und zu hochfliegenden Hoffnungen getrieben wird, bis mit vulkanischem Getöse der Krater einer furchtbaren Umwälzung vor ihr aufklafft und sie verschlingt.

So war das Jahrhundert des Puders, der Schönpflästerchen, der Hirschparke, der Aufklärung und der Revolution. Aber von den zahllosen Gestalten, welche es mit dem Stämpel seiner Abenteuerlichkeit bezeichnet hat, ist wohl keine geeigneter, die Aufmerksamkeit denkender und wissender Menschen in Anspruch zu nehmen, als die der kleinen deutschen Prinzessin, welche, als ein frühreifes Kind nach Russland verpflanzt, unter dem Namen Katharina's der Zweiten so bald das Staunen, die Bewunderung, die Furcht Europa's erregen und bis zu ihrem Tode wachhalten sollte. Niemand, sie selbst vielleicht ausgenom-

men, hätte bei ihrer Ankunft in dem Zarenreich ein so glanzvolles Geschick auch nur entfernt zu ahnen vermocht. Ihr erstes Auftreten daselbst war ein fast geradezu bettelhaftes. Hat sie uns doch selbst erzählt, daß ihre ganze Wäsche aus einem Dutzend Hemden bestand und daß sie sich mit ihrer Mutter um ein von der Zarin Elisabeth geschenktes Stück blauseidenen Kleiderstoffes herumstreiten musste.

Freilich, das geniale Kind fand mit überraschender Schnelligkeit bald ganz andere Ziele des Ehrgeizes auf diesem abenteuerlichen Boden eines Hofes, wo die Barbarei und die Sittenlosigkeit des Ostens mit dem feinsten und skrupellosesten Intrikengeiste des Westens so seltsam sich amalgamirten. Zar Peter der Erste, ein Abenteurer größten Stils, hatte sein widerstrebendes Volk mit riesenstarker Faust in den Kreis des europäischen Staatensystems hereingeschleift, hereingeknutet. Sein berüchtigtes politisches Testament, wenn auch in der schriftlich uns vorliegenden Form das spätere Machwerk eines französischen Skribenten, ist nichtsdestoweniger bis auf den heutigen Tag getreulich vollzogen worden. Das von dem gewaltigen Zaren, diesem Ungethüm von Kraft und Lastern, sein Lebenlang gehandhabte Princip mongolisch-russischer Ausbreitungs- und Eroberungslust hat selbst unter den abenteuerlichen Weiberherrschaften, die zunächst seiner Regierung folgten, keine Stunde gerastet.

Es ist nicht etwas, nein, es ist alles revolutionär in den russischen Geschichten dieser Zeit. Die wildesten Ausbrüche, die demokratischsten Tendenzen der französischen Revolution, Peter der Erste hat sie vorweggenommen. Er ließ seinen Sohn zu Tode foltern, weil derselbe seinen Umwälzungsplanen im Wege stand, und setzte eine Bauerndirne neben sich auf den Thron. Kann man dem Princip der Legitimität stärker ins Gesicht schlagen? Ueberhaupt ist die ganze russische Geschichte eine Satire auf dieses Princip und es hat vielleicht nie eine tollere Ironie gegeben als die, daß ein Enkel Katharina's der Zweiten, Zar Nikolaus,

sich berufen fand, als Kämpe für die Heiligkeit desselben aufzutreten. Verwundern allerdings wird ein von den Menschen und von der Geschichte Wissender sich nicht über diese oder andere derartige Ironieen: — das Abgeschmackte hat ja, verbunden mit dem Mittelmäßigen und Schändlichen, kurze Zwischenpausen abgerechnet, jeder Zeit die Welt regiert. „So ward Zeus' Wille vollendet", d. h. so wollte und will es die Stumpfheit des geringen und die Niederträchtigkeit des vornehmen Pöbels.

Als ein Mann „ohne Vorurtheile" hatte Peter der Erste das zwar durch verschiedene Hände gegangene „Mädchen von Marienburg" aus dem Schmutze des Lagers aufgehoben und zu seiner „Gossudara" (Herrin), d. h. zu seiner zarischen Gemahlin gemacht. Freilich, wenn man dem ehrenwerthen russischen Hofrath glaubt, welcher im Jahre 1857 in einer deutschen Zeitschrift über die Jugendschicksale des besagten Mädchens sich ausließ, wird man in der guten Katharina ein wahrhaft richardson'sches Ungeheuer von Sittsamkeit und Tugend erkennen. Wem Mutter Natur jedoch das specifische Organ der Gläubigkeit versagt hat, der wird wenigstens sein Ergötzen daran haben, zu sehen, daß russische Hofräthe die deutschen noch weit überhofrathen. Im Schweiße seines Angesichts wendet, dreht und knetet unser russischer die Thatsachen, um das Mädchen von Marienburg als eine noch durchaus unversehrte Jungfrau in das zarische Bett zu prakticiren. Ein schwieriges, ein unmögliches Ding! Aber ein Hofrath von der rechten Sorte sagt mit Napoleon: „Impossible? C'est le mot d'un fou". Und wahrlich, unser russischer Gelehrter bestätigt die Richtigkeit dieses Orakelspruches. Er ist ein sinnreicher Mann und wir hoffen, er habe für seine „Rettung" der Ehrbarkeit, ja Jungfräulichkeit der erhabenen Gossudara den Andreasorden und etliche hundert „Seelen" zur Belohnung erhalten. Er ist nicht so einfältig, leugnen zu wollen, daß seine Heldin mal an einen schwedischen Dragoner verheirathet gewesen sei, sondern macht bloß aus dem Dragoner einen „schwedischen Militär", weil das

vornehmer klingt. Ein leidiger Umstand, diese Heirat! Aber unser Hofrath weiß sich zu helfen und die Jungferschaft Katharina's vor Schaden zu wahren. Der arme Dragoner im besonderen oder Militär im allgemeinen wird nämlich von dem gelehrten Mann am Hochzeitstage selbst, ja vom Trauungsaltar weg unerbittlich auf Kundschaft gegen den Feind geschickt, wo ihm das Dragonerliche begegnet, umzukommen. So fällt denn Katharina als jungfräuliche Witwe den kurz darauf Marienburg erobernden Russen in die Hände und vermöge eines divinatorischen Blickes in die Zukunft respektiren Generale, Korporale und Soldaten gleichermaßen die magdliche Ehre ihrer künftigen Zarin. Man sage nicht etwa: „Quel bruit pour une omelette!“ Das russische Kaiserhaus hält darauf, von Peter dem Ersten und Katharina abzustammen, und deßhalb ist es nur billig, daß die Hofhistoriographie ihren ganzen Scharfsinn aufbiete, das Mädchen von Marienburg als ein Mädchen im Superlativ erscheinen zu lassen. Leider werden wir im Folgenden genöthigt sein, besagte genealogische Dichtung unsanft mit der Hand der Wahrheit anzufassen.

Als Peter der Erste zu Anfang des Jahres 1725 gestorben, ergriff seine Witwe, die weiland Dragonerin, unter dem Namen Katharina die Erste die Zügel der Regierung. Sie hatte dem Zar zwei Töchter geboren, Anna und Elisabeth. Die erstere wurde im genannten Jahre mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein-Gottorp verheiratet, welcher im Jahre 1721 nach Rußland gekommen war, um gegen Dänemark und Schweden den Schutz des Zaren zu erflehen und um dessen Tochter zu werben, welche letztere Absicht er auch wirklich erreichte, namentlich dadurch, daß er jahrelang mit Todesverachtung an den furchtbaren Zechgelagen Peters theilnahm. Seine Aussichten auf russisches Glück trübten sich jedoch beim Tode seiner Schwiegermutter (1727). Zwar hatte diese bestimmt, daß der Herzog und seine Gemahlin die Vormünder ihres Nachfolgers, Peters des Zweiten, eines hinterlassenen Sohnes des zu Tode

geknuteten Großfürsten Alexei, sein sollten. Allein der noch immer allmächtige Günstling Peters des Ersten, der gefürstete Bauerssohn Mentschikow, verdrängte den Herzog und dessen Frau von der Vormundschaft und machte ihre Stellung so unangenehm, daß sie nach Holstein heimkehrten. Hier gebar Anna im Jahre 1728 ihrem Gemahl einen Sohn, Karl Peter Ulrich, welcher bestimmt war, nachmals das zweifelhafte Glück, unter dem Namen Peters des Dritten eine Weile Zar aller Reußen zu heißen, mit einem entsetzlichen Ausgange zu büßen. Seine Mutter starb schon zehn Tage nach seiner Geburt, sein Vater elf Jahre später, eine beklagenswerthe frühe Verwaisung des jungen Prinzen, welcher, von der Natur ohnehin stiefmütterlich ausgestattet, in Folge einer unzulänglichen, schwankenden, verkehrten Erziehung zu einem vollkommenen Querkopf kümmerlich heranwuchs.

Inzwischen gingen auf dem Hof- und Staatstheater von St. Petersburg neue Akte von Palastrevolutionen in Scene. Zar Peter der Zweite wurde nämlich schon im Jahre 1730 durch die Blattern weggerafft und zu seiner Nachfolgerin erkoren die russischen Großen die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna, eine Tochter von Peters des Ersten älterem Bruder Iwan. Die Zarin Anna rief ihre gleichnamige Nichte, Prinzessin von Mecklenburg, zu sich, vermählte dieselbe mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und ernannte einen Sprössling dieser Ehe, den Prinzen Iwan, zum Thronfolger. Nach dem 1740 erfolgten Tode der Zarin führte zunächst ihr verrufener Günstling Biron (eigentlich Bieren) Namens des jungen Iwan die Regierung, später seine Mutter oder vielmehr einer der Schöpfer Russlands, der gewaltige Abenteurer Münnich, ein Oldenburger von Geburt. Indessen währte diese Regentschaft nur ein Jahr. Denn schon 1741 führte eine Revolution oder vielmehr ein bloßer Tumult berauschter Soldaten die jüngste Tochter Peters des Ersten, die schöne, üppige und indolente Elisabeth auf den Zarenthron. Der arme Knabe Iwan ward in der Schlüsselburg

eingekerkert, seine Eltern und Geschwister wurden sammt ihrem Berather Münnich nach Sibirien geschafft.

Die neue Zarin Elisabeth verbrachte ihr Leben in sinnloser Verschwendung und schmachvollen Ausschweifungen. Es ist bekannt, daß sie ihre Tage mit albernem Toilettekram und mit Trinken ausfüllte, um dann Abends in den Armen irgendeines athletischen Grenadiers ihrer „Leibkompagnie“ aus einem Rausch in einen andern zu fallen. Eine standesmäßige Ehe konnte unmöglich dem Geschmack einer solchen Dame zusagen. Es musste daher für die Sicherung der Thronfolge anderweitig das Nöthige vorgekehrt werden. Der unglückliche Iwan war zu diesem Ende in seinem schlüsselburger Kerker nahe genug bei der Hand; allein die Zarin wollte nichts von ihm hören, sondern bestimmte den Sohn ihrer Schwester, den jungen Herzog von Holstein, zu ihrem Nachfolger und ließ zu Anfang des Jahres 1742 den jetzt vierzehnjährigen Prinzen aus Kiel nach Petersburg kommen. Armer Peter, dir wäre besser gewesen, du hättest daheim ein obskures Korporalsleben hingedehnt wie Dutzende deiner damaligen landsmännischen fürstlichen Kollegen. Du hättest ja auch, wenn du wolltest, König von Schweden sein können. Aber du wähltest ein für einen Menschen deines Schlages gefährlichstes Loos: du ließest dich zum Zaren aller Reußen erheben, um an dir selbst die leidige Erfahrung zu machen, daß „Russlands Verfassung eine durch den Meuchelmord verdünnte Despotie“ sei [1]).

---

1) Bald nach der Katastrophe vom März 1801, auf welche wir weiter unten zu sprechen kommen werden, schickte Georg der Dritte den bekannten Grafen Münster als hannoverschen Gesandten nach Petersburg. Dem durch und durch germanisch-romanischen Minister machte es einen gewaltigen Eindruck, als ein hochgestellter Mann ihm an Ort und Stelle (d. h. im Michaelspalast) jede Nuance des tragischen Ereignisses (d. h. der Ermordung des Kaisers Paul) anschaulich wies und auf Münsters Entsetzen erwiderte: „Mais mon Dieu, que voulez-vous, Monsieur le comte? C'est notre Magna Charta. La tyrannie tempérée par l'assassinat.“

Zarin Elisabeth, deren männliche Ideale breitschulterige und stiernackige Herkulesse waren, zeigte sich bei der Ankunft ihres Neffen von seinem Aussehen wenig erbaut. Ein kränklich und schwächlich aussehender Junge mit langherabhängendem Semmelblondhaar, viereckig, scheu, dabei in allen Zweigen des Wissens „unglaublich unwissend", so stellte sich der künftige Beherrscher Russlands dar. Man gab ihm tüchtige Lehrer, aber da der Zögling jeder ernsten Beschäftigung einen unüberwindlichen Widerwillen entgegenstellte und sich im Grunde kein Mensch, am wenigsten seine zarische Tante, um sein Lernen oder Nichtlernen kümmerte, so blieb er ein ununterrichteter Klotz- und Trotzkopf, unter dessen kindischen oder rohen Liebhabereien die Soldatenspielerei die erste Stelle einnahm. Er war nicht ganz ohne geistige Anlagen, er war auch nicht ganz ohne gute Instinkte; allein diese zu stärken und jene zu entwickeln dazu war der Hof der Zarin Elisabeth der letzte Ort auf Erden. Im November 1742 machte der Prinz die Ceremonie des Uebertritts zur griechischen Kirche durch und hieß nun als anerkannter Großfürst-Thronfolger Peter Feodorowitsch. Im folgenden Jahre dachte man an die Verheiratung des Prinzen, zuerst mit einer sächsischen Prinzessin, die aber ihren Katholicismus nicht verbyzantinern lassen wollte. Hierauf klopfte man wegen seiner jüngsten Schwester Amalia — die, sagt man, den armen Trenck liebenswürdiger gefunden, als es sich für eine Königstochter schickte — bei Friedrich dem Großen an. Der König fand zwar nicht für gut, Herein! zu sagen, aber er machte die Zarin auf die Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst als auf eine passende Frau für ihren Neffen aufmerksam und zwar mit Erfolg.

2.

Sophie Auguste Friederike wurde am 25. April (2. Mai?) 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, als preußischer General in Garnison stand und Gouverneur war. Mütterlicherseits stammte sie aus der Familie ihres nachmaligen zarischen Gemahls, denn ihre Mutter war die Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp, welche sich i. J. 1727 als Fünfzehnjährige mit dem um zweiundzwanzig Jahre älteren Fürsten von Anhalt vermählt hatte. Die Fürstin ergriff die Einladung seitens der Zarin Elisabeth, mit ihrer Tochter nach Petersburg zu kommen, mit beiden Händen. Wahrscheinlich war die Sache zwischen ihr und dem König von Preußen, zu welchem sie in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, abgekartet worden. Der Fürst freilich war mit dem Plane nicht einverstanden, weil ihm, dem ehrlichen Lutheraner, eine Religionsänderung seiner Tochter Skrupel machte. Allein der gute Mann scheint, obgleich ein General, in seinem eigenen Hause das Kommando nicht gehabt zu haben. Wenigstens kümmerte sich seine Frau wenig um seine Einwendungen gegen das russische Heiratsgeschäft und reiste im Februar 1744 mit ihrer Tochter nach Petersburg ab, jene Werbungsfahrten deutscher Prinzessinnen nach Russland eröffnend, welche seither zu stehenden Staatsaktionen geworden sind und dem deutschen Fürstenstolze so wohl anstanden und anstehen.

Wie bekannt, mussten die armen Fürstentöchter förmlich „for the show“ nach Petersburg kommen und wurden, wenn sie missfielen, nicht selten in verächtlichster Weise für die Bettelfahrt abgelohnt. Für das Lutherthum ist es recht charakteristisch, daß die protestantischen deutschen Fürstenhäuser mit größter Bereitwilligkeit dazu stimmten, ihre an russische Zaren oder Großfürsten zu verheiratenden Töchter die heimische Religion abschwören zu lassen, während die katholischen Dynasten Deutschlands in dieser Be-

ziehung weit mehr Scham- und Ehrgefühl bethätigten. Selbstverständlich ging die deutschfürstliche Hu—manität nicht so weit, vom russischen Hofe Gegenrecht zu fordern. Heiratet eine russische Prinzessin einen deutschen Fürsten, Herzog oder König, so bringt sie ihre griechischen Heiligenbilder und Popen mit und der Herr Gemahl hat die Ehre, ihr in seiner Residenz eine griechische Kapelle einzurichten. Oh, wir sind human und höflich, wir, und wir unterlassen nie, so man uns auf die rechte Wange schlägt, demüthigst auch die linke darzuhalten. Darum haben wir es auch so weit gebracht im Christenthum und in der politischen Nullität.

Diese russischen Heiraten! Sie machen eins der bittersten Schmerzenskapitel deutscher Geschichte aus. Jedermann weiß, daß der liebenswürdige Zar Alexander beim wiener Kongresse dieses Kapitel mit einer kynischen Offenherzigkeit behandelte, wie sie sonst nicht die Sache dieses siebenfach destillirten Byzantiners war. Die Zersplitterung und Zerrissenheit Deutschlands, sagte er zum Freiherrn von Stein, müsste erhalten werden, weil die zahlreichen deutschen Höfe das Material böten, die russischen Großfürsten und Großfürstinnen „mit passenden Mariagen zu versorgen“. Worauf der tapfere Freiherr den berühmten Grobianismus setzte: „Das freilich hab' ich nicht gewusst, daß Ew. Majestät Deutschland zu einer russischen Stuterei machen will“.

Wenn man erwägt, wie Friedrich der Große die Heirat der Prinzessin von Anhalt-Zerbst einfädelte und wie sich die Fürstin Mutter bei der ganzen Sache benahm, dem Willen ihres Gemahls Trotz bietend, so dürfte man geneigt sein, ein i. J. 1856 durch S. Sugenheim aufgebrachtes Kuriosum näher anzusehen, dessen Feststellung, wenn sie überhaupt möglich wäre, die europäische Skandalchronik um einen pikantesten Fall bereichern würde. Der genannte Gelehrte, seiner herben und mitunter barocken Form wegen mit allzu großer Missgunst beurtheilt, ist sonst ein keineswegs leichtgläubiger Mann und es muß, wenn

man billig sein will, gesagt werden, daß seine Hypothese, die Prinzessin Sophie Auguste Friederike, nachmals Katharina die Zweite, sei eine natürliche Tochter Friedrichs des Großen gewesen, eines Scheines von Möglichkeit nicht entbehrt. Daß zwischen dem jungen Friedrich, welcher bekanntlich nichts weniger als ein Platoniker war, und der noch jüngeren Frau des in preußischen Diensten stehenden Prinzen von Anhalt eine vertraute Freundschaft bestand, ist Thatsache. Nicht weniger Thatsache ist, daß die vertraute Freundschaft eines siebzehnjährigen Wüstlings und einer noch um neun Monate jüngeren, an einen Mann, der ihr Vater hätte sein können, verheirateten Frau ein häßliches Ding. Ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß gibt auch an, daß gerade neun Monate vor Katharina's Geburt Friedrich seiner schönen Freundin einen mehrtägigen Besuch in Zerbst oder Dornburg abgestattet habe. Ferner ist bekannt, daß die Prinzessin ihre Kindheit am preußischen Hofe verbrachte, und endlich muß die angelegentliche Bemühung auffallen, welche Friedrich es sich kosten ließ, alle Hindernisse, die sich der Heirat derselben mit dem Großfürsten Peter entgegenstellten, zu beseitigen. Gewißheit ist freilich mit alledem nicht zu erlangen und für die ernste Geschichte dürfte ja die ganze Hypothese gleichgiltig sein.

Genug, der König von Preußen und die Fürstin von Anhalt erreichten ihren Zweck. Die junge Prinzessin gefiel bei ihrer Ankunft in Petersburg der Zarin. Schon am 9. Juli 1744 trat sie zur griechischen Kirche über, wobei sie den Namen Katharina erhielt, und am folgenden Tage ward sie mit dem Großfürsten verlobt. Nach Jahresfrist wurde der Bräutigam für mündig erklärt und am 1. September 1745 fand unter rauschenden Festlichkeiten die Hochzeit des jungen Paares statt, eine Hochzeit, welche, wie ein Frommer sagen würde, nicht im Himmel, wohl aber in der Hölle beschlossen worden.

3.

Der neue Ehemann war ein läppischer Junge, was er sein Lebenlang blieb; die neue Ehefrau ein Kind, aber ein Kind, das bereits vom Baume der Erkenntniß genascht hatte. Ich meine nicht etwa in geschlechtlicher Beziehung, denn was von Liebeleien Katharina's vor ihrem Auftreten in Russland gemunkelt wird, gehört kaum in das Gebiet der Novellistik, geschweige in das der Historik. Das Temperament der Prinzessin war zu dieser Zeit noch nicht erwacht. Es bedurfte des Aufenthalts an einem über alle maßen zuchtlosen Hofe, um dasselbe zu wecken. Einmal geweckt, wuchs es freilich rasch zu jener erschreckenden, bis ins höchste Alter andauernden Leidenschaftlichkeit empor, welche, wenn auch wahrscheinlich auf etwas Krankhaftes in ihrer körperlichen Organisation zurückzuführen, Katharina als Weib zu den verrufensten ihres Geschlechtes gestellt hat. Aber für jetzt lebten und webten in diesem schönen Mädchenkopfe ganz andere als Liebesgedanken, obgleich diese der Jugend der Prinzessin am natürlichsten gewesen wären. Der Psycholog steht mit Staunen vor dieser wunderbaren Frau, welche noch in kindlichem Alter, wo andere Mädchen kaum die Puppenstube beiseite stellen, nicht nur die kühnsten Entschlüsse eines brennenden Ehrgeizes fasst, sondern auch mit einer unergründlichen Heuchelei, mit einer eines Machiavelli würdigen Schlauheit und Verschlagenheit die Verwirklichung dieser Entschlüsse anstrebt und anbahnt. Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über den genialen Instinkt dieses sechszehnjährigen Kindes oder über die vollendete Kunst und wunderbare Energie des Bösen, womit es den Eingebungen dieses Instinkts zu einem beispiellosen Triumphe verhilft.

Katharina hat uns zum Verständniß ihres Gebarens von ihrer Ankunft in Russland an bis zum Jahre 1759 selber den Schlüssel geliefert; denn die Echtheit ihrer

französisch geschriebenen, bis zu dem bezeichneten Zeitpunkte reichenden, durch Mittel, über deren Moralität uns kein Urtheil zusteht, i. J. 1858 in die Oeffentlichkeit gekommenen Denkwürdigkeiten ist von keiner Seite her ernstlich oder nachhaltig in Frage gestellt worden[1]). Mit souveräner Kühnheit ist in diesen Bekenntnissen dargelegt, wie sie den russischen Hof fand, wie sie die Verhältnisse und Personen durchschaute, welche Stellung sie von Anfang an als Endziel ins Auge fasste und wie sie zur Erreichung desselben ihr Benehmen einrichtete. Es kam über sie wie ein Blitz, daß sie das Zeug in sich habe, alle diese Menschen, diesen Hof, an welchen sie wie eine Bettlerin geschleudert worden war, diese auf der einen Seite rohen, auf der andern angefaulten Schranzen und Ränkespinner, dieses ganze unermessliche Reich zu beherrschen.

Und der Blitz erschreckte sie keineswegs. Mit einer Geduld und Selbstbeherrschung ohnegleichen spann und knüpfte sie die Fäden ihres Netzes, um dasselbe, als die Zeit gekommen, allen über die Köpfe zu werfen, und kein Hinderniß, keine Demüthigung, keine Gefahr, keine Lust und kein Leid vermochte sie von der Arbeit an dem vielfach verschlungenen Gewebe abzubringen. Sie besaß die Fähigkeit, unter dem Anschein, allen dienstbar zu sein, alle sich dienstbar oder wenigstens dienlich zu machen, und wie alle Genies der Gewissenlosigkeit verstand sie im höchsten Grade die Kunst, ihre Werkzeuge zu wählen und, sobald sie vernutzt waren, wegzuwerfen. Niemand widerstand auf die Länge ihrer schmiegsamen Liebenswürdigkeit, mit alleiniger Ausnahme ihres Gemahls, und der Unglückliche sollte bald erfahren, wie gefährlich es sei, derselben widerstanden zu haben.

Die erste vertraute Eröffnung, welche der Querkopf Peter seiner Braut machte, war, daß er sterblich in eins der Hoffräulein der Zarin verliebt sei und sie, Katharina,

---

1) Mémoires de l'impératrice Catherine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1858.

eben nur heirate, weil seine Tante es haben wollte. Eine der Strömungen und Gegenströmungen, welche an diesem zerfahrenen und lüderlichen Hofe tagtäglich wechselten, drohte die Prinzessin, noch bevor sie Großfürstin geworden, wieder aus Russland wegzuschwemmen. Einer der wüsten Günstlinge Elisabeths nämlich runzelte Katharina, als sie eines Tages kindische Possen treibend mit ihrem Bräutigam auf einem Fenstergesimse des Palastes hockte, an, sie möge nur ihr Bündel schnüren und sich hintrollen, woher sie gekommen. „Ich sah wohl", erzählt sie, „daß mich mein Bräutigam ohne Bedauern hätte fahren lassen, und das war mir, so wie er war, ziemlich gleichgiltig; aber die Krone von Russland war mir nicht gleichgiltig!" Diese Krone, sie wurde das Traumbild ihrer Nächte und die Arbeit ihrer Tage. „In dem Maße, in welchem mein Hochzeitstag sich näherte, wurde ich immer melancholischer. Mein Herz weissagte mir kein großes Glück: der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Ich trug auf dem Grunde meiner Seele ein ich weiß nicht was, welches mich nie auch nur einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später dazu kommen würde, souveräne Kaiserin von Russland zu sein, Kaiserin aus eigener Machtvollkommenheit".

Und das war nicht etwa nur so ein eitles Spiel der Phantasie. Unsere sechszehnjährige Ehrgeizige war keine Phantastin, und wenn sie dichtete, so waren ihre Gedichte Thaten. Sie mußte die Augen offen haben und hatte sie offen. Es war fürwahr kein Spaß, in ihrer ebenso widerwärtigen und gefährlichen Stellung zwischen der in fast unausgesetztem Branntwein- und Wollustrausche dem Grabe zutaumelnden und doch wieder auf ihre Gewalt gränzenlos eifersüchtigen Zarin, zwischen einem kindischen Tabaksschmaucher, Trunkenbold und Gamaschenknopf von Strohgemahl und den lauernden Parteien der Höflinge den rechten, d. h. zur russischen Kaiserkrone führenden Weg zu treffen und einzuhalten. Aber es gelang ihr vollständig, denn, sagt sie: „Ich gab mir Mühe, die Zuneigung aller

zu gewinnen. Niemand wurde von mir vernachlässigt, weder Große noch Kleine. Ich machte es mir zur Regel, zu denken, daß ich aller bedürfe, und demnach alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, und that es mit Erfolg." In unglaublich kurzer Zeit hatte es das geniale Kind in der Geschicklichkeit, die Russen zu behandeln, zur Meisterschaft gebracht, während der beschränkte und starrsinnige Peter von dieser Kunst niemals auch nur den ersten Buchstaben des ABC lernte, sondern durch kindisches Schimpfen auf alles Russische, durch taktloses Bevorzugen von Deutschen oder vielmehr von deutschen Unarten, durch ein in seiner Lage geradezu aberwitziges Nachäffen vom Räuspern und Spucken Friedrichs des Großen schon als Großfürst sich alle Welt zum Feinde machte und sich so recht bornirt trotzig auf den Isolirschemel stellte, von welchem er dann so kläglich herabgestürzt ist.

Katharina ließ keine Ziffer ihrer Zukunftsrechnung außeracht. Sie ging desshalb auch der russischen Geistlichkeit schmeichelnd um den Bart. Zwar hatte diese durch Peter den Ersten jede unmittelbare Macht im Staate verloren, allein die kluge Großfürstin, welche zu dieser Zeit angelegentlich Geschichte studirte, wusste gar wohl, daß die mittelbaren Einflüsse der Klerisei auf eine ungebildete Nation unermesslich sind und daß der Despotismus Meßbücher und Rauchfässer gerade so nöthig hat wie Kanonen und Bajonnette. Während daher ihr Gemahl mit einer Art brutaler Freigeisterei die russische Popenschaft bei jeder Gelegenheit vor den Kopf stieß, unterzog sich Katharina geduldig der schrecklichen Langweile, die kirchlichen Ceremonien pünktlich mitzumachen, und gab sich den Anschein, die langen Fasten der russischen Kirche strengstens zu halten.

Sie hatte demnach gar zu viel zu thun, zu beachten, zu ertragen und zu leiden, unsere kleine Schöne, die sich so resolut in den Kopf gesetzt, „à devenir impératrice souveraine de Russie, de mon propre chef." In Wahrheit, sie war zu dieser Zeit ein armes Käthchen. Man betrachte einmal nachstehendes Porträt, welches ein Griffel von damals von

dem Großfürsten Peter entworfen hat. „Mehr klein als groß, ist er von hässlichen Zügen und seine Augen sind klein und widerlich. Quer über seinem kleinen Kopf und tief in die Stirne gedrückt sitzt ein ungeheurer Hut, der ihm ein kriegerisches Ansehn geben soll. Diese an sich schon groteske Figur trägt einen Anzug, an welchem der preußische Schnitt aufs lächerlichste übertrieben ist. Die beiden Storchbeine des Großfürsten sind dermaßen in ein Paar enger Gamaschen eingezwängt, daß seine Kniee ihre Biegsamkeit verloren haben und diese militärische Marionette sich weder bequem niedersetzen, noch wie andere zweibeinige Wesen sich bewegen kann. Sein Gesicht, welches von dem beschriebenen Hute halb bedeckt ist, verzerrt er unaufhörlich, so daß es fast unmöglich ist, ihn ohne Lachen anzusehen.“ Es ist leicht zu errathen, wie angenehm die Tage waren, welche eine junge Frau — was sag' ich? — eine Jungfrau von Katharina's Schönheit, Geist und Art neben einer solchen Karikatur von Mann verbringen musste.

Aber vollends die Nächte! Wie jedermann weiß, hatte der arme Tropf von Peter neben seinen übrigen Vorzügen auch einen organischen Fehler, welcher ihn verhinderte, seine Ehe zu wirklichem Vollzuge zu bringen. Statt dessen sah das Schlafgemach des jungen Paares die lächerlichsten Mysterien von der Welt. Nachdem nämlich den Tag über der Großfürst die Großfürstin gezwungen hatte, mit ihm Schildwache zu stehen und andere Soldatenspielerei zu treiben, musste sie Nachts mit ihm thun, was sie uns selbst erzählen soll: „Madame Kruse — (die Kammerfrau der Großfürstin) — verschaffte dem Großfürsten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieselben in und unter meinem Bette. Der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder, und wenn wir beide zu Bette waren, schloß Madame Kruse die Thüre und der Großfürst spielte bis 1 oder 2 Uhr Morgens. Wohl oder übel musste ich an diesen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zu-

wider.“ Armes Käthchen! Um so bedauerlicher, als du, wie du uns selber bekannt hast, gerade damals Brantôme's Buch von den „Dames galantes“ lasest, welches in einer bald siebzehnjährigen so zu sagen Frau den Wunsch, andere Spiele als die eben erwähnten mitzumachen, sehr lebhaft zu erregen ungemein geeignet ist. Kein Zweifel, armes Käthchen, du hattest das klarste Recht von der Welt, im Rückblick auf mehrbesagte eheliche Puppenspielfreuden später zu sagen: „Ich war, denk' ich, zu etwas anderem gut (il me semble, que j'étais bonne pour autre chose“).

Das dachte in einer ihrer spärlichen nüchternen Stunden auch Zarin Elisabeth, die große Liebhaberin von Likören und Grenadieren. Diese zärtliche Tante wollte einen Großneffen und Thronfolger sehen, gleichviel, woher derselbe käme. Madame Tschoglokoff, Obergouvernante der Großfürstin, erhielt von der Zarin den Befehl, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, und die Vollziehung dieses Befehls wurde durch den Umstand erleichtert, daß gerade damals mehrere glänzende junge Edelleute, wie Sergius Soltikow, Zachar Czernitschew und Leo Narischkin, in die Umgebung des Großfürsten gekommen waren und sein ganzes Vertrauen gewonnen hatten.

Es muß gesagt werden, daß Katharina länger widerstand, als man den Umständen zufolge hätte erwarten können; und es heißt nur gerecht sein, wenn man anerkennt, daß sie ihrem Gemahl jahrelang die Treue bewahrte, während der alberne Mensch, wahrscheinlich um sich als echter Prinz seines Jahrhunderts zu erweisen, sich den Anschein gab, als wäre er darauf versessen, Maitressen zu haben. Katharina hat uns das tragikomische Abenteuer erzählt, daß der Großfürst, wenn er Nachts betrunken das eheliche Lager bestieg, seine schlafende Frau mit Faustschlägen zu wecken pflegte, um derselben die Reize seiner Maitressen im Detail zu schildern. Wie bekannt, bekleidete zuletzt die Gräfin Woronzow, eine Schwester der Fürstin Daschkow, welches letztere Mannweib die Großfürstin zu ihrer Busenfreundin zu machen verstanden hatte, die Sinekure einer

Maitresse Peters. Ein gutmüthiges, einfältiges, hässliches, vulgäres Geschöpf, von welchem der in das damalige russische Hofleben tiefeingeweihte Major Masson in seinen Memoiren gesagt hat: „Sie berauschte sich mit ihrem Liebhaber und fluchte wie ein Soldat; sie spielte, stank und geiferte, wenn sie sprach“.

Einer Solchen setzte Peter seine schöne, bezaubernde Frau nach und hatte die Folgen zu tragen. Gegen Neujahr 1754 kam die Großfürstin endlich in Umstände, welche interessante zu nennen damals noch nicht Mode war. Wer der Verursächer gewesen, ob Soltikow, Czernitschew oder auch Narischkin, lassen zwar die Memoiren Katharina's im Unklaren, indessen geben die Ausdrücke, womit sie in ihren Bekenntnissen von Soltikow spricht — „er war schön wie ein Engel und ein vollendeter Meister in allen Liebesränken“ — den nöthigen Fingerzeig. Der Großfürst drückte sein Ungeheuer von Hut à la Frédéric le Grand noch tiefer als gewöhnlich in die Augen, da er die überraschende Neuigkeit erfuhr, und ließ sich in Gegenwart Narischkins also vernehmen: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden. Ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört.“ Narischkin flog zur Großfürstin, um ihr diese bedenkliche Aeußerung brühwarm zu hinterbringen.

Allein Katharina war ganz gefasst und konnte es sein. Hatte sie doch, als nur erst sie selbst und etwa Soltikow von der gemeldeten großen Neuigkeit wussten, durch den Genannten als Präservativ gegen die Gefahr die höchst lächerliche Komödie in Scene setzen lassen, daß halb im Scherz, halb mit Gewalt der Großfürst einer Operation unterworfen wurde, um ihn von seinem organischen Fehler zu heilen oder ihn wenigstens glauben zu machen, er sei davon geheilt. Hierauf gestützt, ließ die Großfürstin, schon jetzt, wenn es galt, die ganze Kühnheit ihres Charakters entfaltend, ihrem Gemahl als Antwort auf seine berichtete Auslassung sagen, „ob er leugnen wollte, daß er bei ihr geschlafen? Wenn ja, würde sie die Sache der Zarin vor-

legen und auf eine Untersuchung dringen.“ Peter betrank sich, rauchte, schimpfte und fluchte nach Gewohnheit, aber er duckte sich und ließ es geschehen, daß das am 1. Oktober 1754 von Katharina geborene Kind als sein rechtmäßiger Sohn mit dem Namen Paul Petrowitsch getauft und als Großfürst-Thronfolger anerkannt wurde. Freilich machte dieses Ereigniß die zwischen Peter und seiner Frau schon lange eingetretene Entfremdung unheilbar. Die beiden standen einander in erklärtem Kriegszustand gegenüber, und wenn nicht ein unberechenbarer Zufall für Peter ins Mittel trat, konnte es nicht zweifelhaft sein, wem schließlich der Sieg zufallen würde.

4.

Katharina hatte ihre Partie ergriffen und ihre Stellung bemessen. Ihr jetzt in voller Stärke erwachtes glutvolles Temperament forderte Befriedigung; aber dieses außerordentliche Weib vergaß im Taumel der Liebesgenüsse niemals das große Ziel, welches zu erreichen sie sich vorgesetzt hatte. Sie hatte einen bedeutenden Vorschritt dazu gemacht, als es ihr, noch vor der Geburt ihres Sohnes Paul, gelungen war, den mächtigsten Mann in Russland, den Großkanzler Bestuschew, der das Reich regierte, für sich zu gewinnen. Sie verdankte dieser Verbindung nebenbei auch das Glück der Schäferstunden, welche sie mit dem im Jahre 1755 an Soltikows Stelle getretenen jungen Polen Poniatowski feierte, den sie später zum Danke dafür zum Schattenkönig von Polen machte.

Der Haß, welchen ihr Gemahl gegen sie hegte, war ihr wohlbekannt. Bedrohte doch der schwache, unfertige und unschlüssige Mensch, welchen sein lebhafter Briefwechsel mit Friedrich dem Großen nicht zum Manne zu machen vermochte, bei seinen tumultuarischen Zechgelagen seine

Frau, die er mit den gemeinsten Schimpfwörtern belegte, ganz offen mit seiner dereinstigen Rache. Sie sagt darüber in ihrer Beichte: „Bei diesen Drohungen des Großfürsten überlegte ich mein Geschick. Ich sah drei Wege vor mir. Erstens, das Wollen und das Schicksal des Großfürsten unter allen Umständen zu theilen. Zweitens, mich widerstandslos von ihm zu Grunde richten zu lassen. Drittens, meinen eigenen Weg zu gehen, mich selbst, meine Kinder" — (sie hatte im December 1757 eine Tochter geboren) — „und den Staat aus dem Schiffbruche zu retten, mit welchem des Großfürsten Unfähigkeit uns alle bedrohte. Das erschien mir als das Zweckmäßigste. Ich beschloß also, dem Großfürsten den besten Rath über seine wahren Interessen zu geben, wo sich der Anlaß darböte, im übrigen aber ein sehr strenges Schweigen zu beobachten und vor allem mein eigenes Interesse bei dem Publikum zu wahren, so daß ich demselben im Nothfall als der Retter des Staatswohls erscheinen könnte."

Freilich, wenn man beständig eine Kaiserkrone über seinem Haupte schweben sieht, mag es auch dem Besonnensten begegnen, einmal zur Unzeit einen kühnen Griff darnach zu thun. Allem nach that Katharina im Sommer von 1757 einen solchen Griff oder ließ ihn wenigstens in ihrem Interesse geschehen. Es war gut für sie, daß sie schlau genug gewesen, sich bei Zeiten eine Fürsprecherin bei ihrem Gemahle zu sichern, welcher Fürsprecherin dieser nicht widerstehen konnte, nämlich seine Maitresse, die gutmüthig-einfältige Elisabeth Woronzow, welche der Frau ihres Liebhabers bald sehr bedeutende Dienste leisten sollte.

Der Großkanzler Bestuschew nämlich trug sich, seitdem er mit Katharina politisch sich verständigt hatte, mit dem Gedanken, die Zarin so oder so dahin zu bringen, ihren Neffen Peter von der Thronfolge auszuschließen und diese an ihren officiellen Großneffen Paul unter Vormundschaft von dessen Mutter zu übertragen. Ein gefährliches Erkranken der Zarin schien diesem Plan noch eine schnellere

und weniger umständliche Verwirklichung zu sichern, d. h. Bestuschew und seine Koterie wollten im Falle von Elisabeths Tod ohne weiteres Paul als Zaren und die Großfürstin als Regentin ausrufen. Allein unverhofft genas die Zarin wieder und erfuhr, was im Werke gewesen. Im höchsten Zorn entsetzte sie Bestuschew seines Ministerpostens und verwies die Großfürstin, deren Mitwissenschaft freilich nicht erwiesen wurde, weil der Großkanzler reinen Mund hielt, auf zwei Monate — vom Hofe. Diese Strafe war an und für sich um so leichter zu tragen, als Katharina in ihrer Zurückgezogenheit zu Oranienbaum durch den schönen Poniatowski getröstet wurde. Die Großfürstin setzte übrigens bei dieser Gelegenheit den Hebel in ihrer verwickelten Intrikenmaschine in Bewegung, welcher Elisabeth Woronzow hieß. Auf Betreiben der gutmüthigen Maitresse legte der unstäte Peter bei seiner Tante Fürsprache für seine Frau ein und Katharina durfte wieder zu Hofe kommen. Es wurde daselbst sogar eine allseitige Versöhnungsposse aufgeführt (April 1758).

Was dahinter war, sollte bald offenbar werden. Der Großfürst hatte unter andern wechselnden Launen auch die, mitunter den Eifersüchtigen zu spielen. So ließ er denn eines Abends den in der Verkleidung eines Koches zum Stelldichein mit der Großfürstin schleichenden Poniatowski aufgreifen und vor sich bringen. Nach etwelchen nicht sehr feinen Spottreden komplimentirte einer von Peters Zechgenossen den künftigen König von Polen mittels eines Fußtrittes ad posteriora zur Thüre hinaus[1]). Damit

1) Stanislaus August Poniatowski gehörte, die Talente abgerechnet, zu derselben Sorte von Menschen wie die hochselige Durchlaucht, der Herr Fürst von Metternich. Als dieser i. J. 1808 aus einer Audienz beim Kaiser der Franzosen weggegangen war, brach der derbe Marschall Lannes in ein wieherndes Gelächter aus und sagte in seinem Wachtstubenton zu Napoleon: „Ueber Karoline's Geschmack! — (Metternich machte bekanntlich dieser Schwester Napoleons und Frau Murats mit Erfolg den Hof.) — Ueber diese Hundedemuth und Nichtigkeit! Ich hätte ihm, während er mit dir sprach,

war aber das Abenteuer noch nicht zu Ende. Der närrische Peter erhob diesmal ein großes Spektakel. Der schöne Pole musste den Hof und Russland verlassen. Die Zarin sprach in halbnüchternem Zustande davon, die Großfürstin in ein Kloster zu sperren. Wieder setzte Katharina den vorhin genannten Hebel in fürbittende Bewegung und der arme dumme Hebel that seine Dienste. Die Maitresse beschwatzte den Großfürsten, seiner Gemahlin Verzeihung anzukündigen, was dieser wunderbaren Schauspielerin Gelegenheit gab, eine ihrer großen Scenen zu tragiren. Sie warf sich dem Gemahle zu Füßen und redete hinreißend schön von inniger Reue und ewiger Dankbarkeit. Ganz gerührt eilte der Großfürst zur Zarin, um auch von dieser Verzeihung für Katharina zu erlangen. Elisabeth, von Natur keineswegs dumm, sah viel heller als ihr Neffe; aber in ihrer Indolenz gewährte sie dessen Bitte und sagte nur warnend: „Du und deine Elisabeth Woronzow werden es zu bereuen haben, denn ich kenne Katharina.“ Ein prophetisches Wort! Man sieht, Branntweindünste vermögen zuweilen so viel wie jener aus der Kluft von Delphi aufgestiegene Dunst, welcher die Pythia orakeln machte.

Die Zarin duselte noch bis zum Ende des Jahres 1761 so hin. Die Großfürstin hätte bei ihr einen schweren Stand gehabt, falls Elisabeth in ihrem trägen Sinnentaumel die Dinge nicht hätte gehen lassen, wie sie eben gehen mochten. Auch hatte Katharina nicht versäumt, einen der letzten Beischläfer der Zarin, Iwan Schuwalow, zu ihrem Fürsprecher und heimlichen Bundesgenossen zu gewinnen. Ihre heimliche Bundesgenossenschaft mehrte sich überhaupt zu dieser Zeit bedeutend, und wenn es eine Partei am Hofe gab, welche dem Plane zustimmte, nach Elisabeths voraussichtlich baldigem Ausgange die Großfürstin als Vormünderin ihres Sohnes Paul zur Regentin von Russland zu erklären, so gab es auch eine andere,

---

von hinten einen Tritt geben können und du würdest vorne nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes bemerkt haben.“

welche, die geheimsten Gedanken Katharina's besser errathend als jene, alsbald nach Erledigung des Zarenthrons die Großfürstin zur Selbstherrscherin aller Reußen gemacht wissen wollte. Das Haupt der ersten Partei war der Graf Panin, Oberhofmeister des jungen Großfürsten Paul, das Haupt der zweiten war Katharina selbst. Dem Haupte fehlten die Hände nicht und zwei äußerst thätige Hände hatte die ebenso kühne Streberin nach zarischer Selbstherrlichkeit als beispiellos schmiegsame Heuchlerin in der Fürstin Daschkow und im Gregor Orlow gefunden.

Katharina Daschkow hat Memoiren hinterlassen, aber man muß in denselben keine rücksichtslose Selbstschau zu finden erwarten; denn man findet in Wahrheit daselbst nur eine Apologie, die das wirkliche Bild der Fürstin nicht erkennen lässt. Sie war ein Weib von stürmischer Begehrlichkeit und von raschwechselnden Launen in ihren Wollüsten. Von Natur grobknochig und tatarisch wild, in ihrem Gebaren fahrig, grazienverlassen und husarenmäßig, übte sie doch vermöge der Ueberlegenheit und Keckheit ihres Geistes auf ihre Umgebung einen großen Einfluß. Sie war ganz die Frau, einer petersburger Orgie wildester Gattung vorzusitzen, und machte sich sicherlich ganz und gar nichts daraus, in Gegenwart ihrer männlichen Leibeigenen das Hemd zu wechseln oder noch Unaussprechlicheres zu thun, wie ja das in der russischen Großdamenwelt mitunter auch viel später noch Stil gewesen sein soll. Aber sie war zugleich eine echte Tochter der Epoche des Despotisme éclairé, d. h. mit Wissenschaft und Vorschritt kokettirend, umstürzerisch und vorwärtsdrängerisch gesinnt, dem Revolutionsmachen von oben herab mit Leidenschaft zugethan. Ein Kraftweib, das sich zum Herrschen berufen glaubte und an diesem Hofe, wo Barbarei und Raffinement so wundersam in einander spielten, nothwendig eine große Figur machen musste.

Die Daschkow war der Großfürstin aufrichtig und aufopfernd zugethan, keine Frage; aber wenn sie sich mit der Illusion trug, mit und durch Katharina sich selbst zu

erhöhen, wenn sie wähnte, es würde ihre Bestimmung sein, die künftige Beherrscherin von Russland zu beherrschen, so war sie sehr im Irrthum. Sie glaubte die Großfürstin zu kennen und wusste doch nicht, daß die Falschheit dieser Frau unergründlicher sei als die tiefste Tiefe des Oceans. Wäre Schillers Fiesko i. J. 1763 schon gedichtet und in Petersburg bekannt gewesen, so hätte Katharina Daschkow eines unschönen Tages Gelegenheit gehabt, sich zu sagen, daß die bekannte Stelle vom Mohren, der gehen kann, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, eine sehr sinnschwere Stelle sei. Alle erreichbaren Citronen auszupressen und die ausgepresssten dann mit vollendeter Grazie oder auch mit vollendeter Rohheit wegzuwerfen, das ist ein Hauptgebot in dem Moralkodex dieser Welt, wo Dankbarkeit ein Traum, Redlichkeit eine Ideologie, Charakterfestigkeit eine Thorheit, das glückliche Verbrechen ein Verdienst und der Erfolg eine Tugend ist, die einzige allgemein anerkannte und verehrte Tugend.

Neben der Katharina Daschkow ist von einer weiteren Katharina zu sprechen, die in der Umgebung der Großfürstin Katharina einen großen Stand hatte. Ich meine die Kammerfrau Katharina Iwanowna Tscherekowskoja, unter deren Obliegenheiten die einer „Zuführerin" die erste Stelle einnahm. Ihre Herrin konnte ohne Liebhaber nicht mehr leben; aber sie wusste auch die Wollust zu einer Kupplerin der Macht zu machen. Der vorhin genannte letzte Günstling der Zarin Elisabeth, Schuwalow, hatte einen Adjutanten, den Artillerieleutnant Gregor Orlow, welcher für den schönsten Mann Russlands galt. Die Fürstin Kurakin, Schwester Panins und Maitresse Schuwalows, hatte wie andere Damen des Hofes den schönen Orlow unwiderstehlich gefunden, allein der eifersüchtige Chef des jungen Officiers störte den Fortgang dieser Liebschaft, indem er Orlow aus seiner Umgebung entfernte. Die vielerfahrene und vielthätige Tscherekowskoja verschaffte nun dem schönen Müssigen ausreichende Beschäftigung, indem sie denselben der Großfürstin zuführte, die sich so

heftig in ihn verliebte, wie sie sich in seine Vorgänger verliebt hatte, ja noch heftiger.

Gregor machte seine Geliebte mit seinen Brüdern Alexei, Iwan und Fedor bekannt, die theils bei der Artillerie, theils in der Garde dienten und eifrige Werber für Katharina wurden. Alexei, ein Mann von herkulischer Gestalt, soll mit seinem Bruder Gregor dessen intimste Verrichtungen bei der Großfürstin getheilt haben. Thatsache ist, daß Katharina durch Gregor wiederholt in interessante Umstände versetzt wurde. Sie gebar ihrem Geliebten zuerst einen Sohn, welchen sie unter dem Namen Basil Gregorewitsch Bobrinski großziehen ließ und später mit Reichthümern überhäufte. Es war im Herbste des Jahres 1761, als sie mit genanntem orlowschen Liebespfande schwanger ging, und dieser Umstand war ein doppelt interessanter, insofern er verheimlicht werden musste, da der Großfürst längst allen vertraulichen Verkehr mit seiner Frau abgebrochen hatte. Das am Hofe umgehende Gemunkel machte auch die Zarin Elisabeth auf die Figur der Großfürstin aufmerksam und sie maß diese eines Tages mit Blicken, welche es Katharina räthlich erscheinen ließen, einen kranken Fuß zu bekommen, um nicht nöthig zu haben, sich anders als sitzend vor der Zarin sehen zu lassen. Hundert Jahre später würde sie dieses Auskunftsmittels nicht bedurft haben. Da hätte ja die gebenedeite Krinoline, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so viele physische und moralische Auswüchse zudecken musste, auch den orlowschen Segen zugedeckt.

5.

Am 24. December 1761 alten oder am 5. Januar 1762 neuen Stils endete die Zarin Elisabeth ihre Ausschweifungen, d. h. ihr Leben. Kaum war ihr Todesröcheln verstummt, so brachten die Großen des Reiches, die Mitglieder des Senats und des Synods, die Prälaten, Minister, Generale und Admirale dem Großfürsten-Thronfolger als nunmehrigem Zaren und Selbstherrscher aller Reußen ihre Huldigungen und Treuschwüre dar. Ohne die geringste Schwierigkeit bestieg Peter der Dritte den Thron seines Großvaters Peters des Ersten für die Dauer von — sechs Monaten und fünf Tagen . . . Armer Junge, wie stolz und machttrunken mag dir zu Muthe gewesen sein zur Stunde, da du zum erstenmal als Kaiser auftratest in der Uniform deines preobraschenskischen Garderegiments, in grüner Jacke mit rothem Halskragen und rothen Aufschlägen, in strohgelber Pattenweste und strohgelben Hosen, die sich in steife Gamaschen verloren; über der Brust das blaue Band vom Sankt Andreas, den langen preußischen Zopf im Nacken, zwei große, stark gepuderte Haarrollen an die Schläfen gekleistert, das Degengehenk über der Hüfte, den Hut auf preußische Manier übergestülpt, den altfritzigen Stock in der Rechten.

Sechsmonatkaiser, wahre dich! Reize nicht die, welche vor Zeiten Puppenspiele mit dir zu treiben genöthigt war. Sie hat seither andere Spiele gelernt und mischt schon zu einem die Karten, wo der Einsatz die Krone von Russland. Aber du hast, o neuer Zar, von den allnächtlichen Schleichgängen des schönen Orlow zu deiner Frau gehört und auch von der eigentlichen Beschaffenheit ihrer Fußkrankheit? Und du wirst zornig und stampfest im Gefühle deiner zarischen Allmacht wüthend auf den Boden und fuchtelst mit dem Stock in der Luft herum und fluchst wie ein Fuhrmann und schreist so laut, daß die gutmüthige dicke Elisabeth Woronzow schier darob

in Ohnmacht fällt: — „Soll untersucht werden, die saubere Schmiere, und wehe der verdammten .... (Wachtstubenausdruck) ... wenn sie schwanger! Ich lass' ihr die Haare scheeren und sie in einem Kloster vermauern.“ ....

Armer Peter, es wäre klüger gewesen, etwas weniger laut zu drohen und etwas schneller zu handeln. Der, welcher Katharina überraschen wollte, musste überhaupt früh aufstehen. Der Zar wollte seine Frau überraschen, aber er kam, wie Castéra erzählt, zu spät; denn „au moment où il entra dans la chambre de l'impératrice, il la trouva assise sur un sopha où elle avoit, quelques heures auparavant, été délivrée avec le secours d'Iwanowna du fardeau qui l'avoit mise dans le plus grand péril.“ Man kann sich denken, was für ein Schafsgesicht der düpirte Ehemann gegenüber der Virtuosin in der Verstellungskunst gemacht haben mag. Wahrscheinlich hat sie ihn gerade bei dieser Gelegenheit — denn sie wusste die Gelegenheiten zu fassen und auszunutzen — mit souveräner Superiorität behandelt. Das Betragen, welches er zunächst gegen sie einhielt, deutet darauf hin. Vom Haarabscheeren und vom Kloster war keine Rede mehr. Ebensowenig davon, womit sich der jetzige Zar als Großfürst früher wiederholt pralend gegen seine Zechgenossen herausgelassen, daß er, auf den Thron gelangt, den jungen Großfürsten Paul für einen Bastard und seine Ehe mit Katharina für nichtig erklären würde. Im Gegentheil, er that nicht das Geringste, die jetzige Würde seiner Frau als Zarin zu beeinträchtigen, sondern bezahlte vielmehr ihre sehr beträchtlichen Schulden, ohne nach den Ursachen derselben zu fragen, erhöhte ihr Einkommen und machte ihr ein bedeutendes Geschenk in Krondomänen.

Wenn er darauf rechnete, Katharina durch solches wohlwollendes Bezeigen zu gewinnen, so war das freilich eine arge Täuschung. Allein es heißt dem unglücklichen Manne nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sagt, daß sein Verfahren wohl gar nicht aus Berechnung entsprang. Peter besaß, seiner grotesk-korporalischen Ma-

nieren ungeachtet, eine Gutmüthigkeit, welche unendlich viel länger war als sein Verstand. Die erschreckliche Kürze dieses letzteren Artikels trat in dem Walten des neuen Zaren sofort zu Tage.

Es ist sicherlich eines der kläglichsten Schauspiele, auf dem Thron eines großen Reiches einen beschränkten, ungebildeten, querköpfigen und starrsinnigen Menschen zu erblicken, welcher alles umwandeln und umgießen will und mit dem besten Willen von der Welt nichts als Dummheiten zuwegebringt. Viele Maßregeln Peters zeugten von Gerechtigkeit und Humanität, selbst von Einsicht, aber alle verkehrten sich durch die Art, wie er sie zur Ausführung brachte, in ihr Gegentheil. Er hatte, wie schon früher bemerkt worden, nicht die entfernteste Idee, wie man die Russen behandeln müsste, und was noch schlimmer, er war taktlos genug, seine Verachtung für die Nation, deren Diadem er trug, ganz offen darzulegen. Vergebens sandte Friedrich der Große, dem, wie jedermann weiß, unermesslich viel daran gelegen sein musste, daß sein abgöttischer Verehrer Zar von Russland bliebe, Brief auf Brief mit weisen Rathschlägen. Der zarische Vergötterer Friedrichs war nicht der Mann, weise Rathschläge zu beachten, zu verstehen und zu befolgen. Und gerade seine in läppischen Aeußerlichkeiten aufgehende Borussomanie wurde bekanntlich einer der Sargnägel Peters des Dritten. Wie musste es, um nur eine dieser Thorheiten anzuführen, die hochmüthigen Russen, welche noch vor kurzem mit den Waffen in der Hand in die preußische Hauptstadt eingezogen waren, erbittern, daß ihr Zar, als ihm König Friedrich das Patent eines preußischen Generals schickte, vor Freude darüber ganz närrisch that und von da an fast nur noch preußische Uniform trug.

Falls dem klügsten und gewandtesten Menschen die Aufgabe gestellt worden wäre, binnen kürzester Frist alle Klassen der russischen Gesellschaft vor den Kopf zu stoßen, hätte er diese Aufgabe nicht gründlicher lösen können, als der arme Peter that. Er verfeindete sich, mitunter gerade

aus löblichsten Absichten, die Höflinge, den Adel, die Geistlichkeit, die Armee und das Volk. Alle seine Pläne wurden durchkreuzt, alles schlug zu seinem Unstern aus. Er wollte einen russischen Friedrich den Großen vorstellen und war doch nur Peter der Kleine von Holstein. Nicht ganz ohne Grund meinte er, die Russen müssten und wollten in der Manier Peters des Ersten traktirt sein; der Fehler war nur, daß seine deutsche Krautjunkernatur dieser Manier niemals auch nur annähernd sich zu bemächtigen vermochte. Was half es ihm, daß er den klugen, tapfern, in russischen Verhältnissen ganz heimischen Feldmarschall Münnich aus dessen sibirischem Exil zurückberufen und in seine Umgebung gebracht hatte? Nichts, denn er befolgte Münnichs Rathschläge so wenig wie die des Königs von Preußen.

6.

Es konnte nicht lange währen, so musste jeder Hellsichtige erkennen, daß der Zar ein verlorener Mann. Jeder Tag, jede Stunde mehrte die Zahl der Unzufriedenen und genau in dem Verhältniß, in welchem die Anzahl der Feinde Peters wuchs, nahm die Anzahl der Freunde Katharina's zu. Bald war, die nächste Umgebung des verblendeten Mannes ausgenommen, der Wunsch nach einer Veränderung allgemein und schwebte das Vorgefühl einer Katastrophe in der Luft.

Ob sich Katharina alle Möglichkeiten derselben klar gemacht, oder, deutlicher zu sprechen, ob sie den Gedanken fest ins Auge gefasst, daß sie über den Leichnam ihres Gemahls wegschreiten müsste, um zum Throne zu gelangen, ist weder mit Bestimmtheit zu bejahen, noch mit Sicherheit zu verneinen. Möglich, daß sie dem Grafen Panin Glauben schenkte, welcher sie und sich selbst mit der Meinung täuschte, man könnte sich Peters entledigen, ohne daß es

eines Mordes bedürfen würde. Unzweifelhaft sicher ist aber, daß Katharina im Sommer 1762 die Zeit gekommen glaubte, „wo sie als Retterin des Staatswohls erscheinen müsste“, und nicht weniger sicher ist auch, daß diese Frau, obgleich von Natur keineswegs grausam, ihr Lebenlang vor keinem Mittel zurückschrak, Hindernisse auf ihrem Wege zu entfernen. Es wäre die lächerlichste Sentimentalität von der Welt, wollte man annehmen, die „Semiramis des Nordens“, welche durch ihre Suwarow, Potemkin und Repnin ganze Völker erbarmungslos zu Boden stampfen ließ, während sie mit Voltaire und Diderot über Probleme der Humanität briefwechselte oder in der Eremitage zu Zarsko-Selo ihre berüchtigten „parties fines“ feierte, hätte sich große Skrupel gemacht bei dem Gedanken, einem Manne, der ihr nichts war und nie etwas gewesen war, könnte bei seiner gewaltsamen Entfernung vom russischen Thron etwas Russisches zustoßen.

Die Verschwörung gegen den Zaren wurde so zu sagen bei hellem Tag und bei offenen Thüren betrieben: man wusste ja, mit wem man zu thun hatte. Graf Panin und die Daschkow wühlten in den Salons, die Brüder Orlow in den Kasernen, wohin übrigens auch die genannte Fürstin kam, um für Katharina zu weibeln und zu werben. Eingeweihte und thätige Verschwörer waren ferner der Piemontese Odart, Geheimschreiber der Zarin und für Geld zu jeder Schurkerei willig, der verworfene Staatsrath Teplow, der Generalprokurator Glebow, der Oberst Alsufiew, der Hauptmann Bibikow, der Hauptmann Passek. Als sehr eifriger Arbeiter — („un très grand ouvrier“ nennt ihn der Bericht eines diplomatischen Agenten) — für die Zwecke der Verschworenen that sich der Erzbischof von Nowgorod, Setschin, hervor. Er war das Band, an welchem Katharina die russische Geistlichkeit gängelte. Der französische Gesandte unterstützte das Komplott mit Geld, da es seinem Hofe höchst erwünscht sein musste, wenn Peter der Dritte, d. h. die preußenfreundliche Politik in Russland stürzte.

Alle die angedeuteten Machenschaften, insbesondere die

Verführung der Soldaten, wurden, wie gesagt, so offen betrieben, daß jedermann die Gefahr sah, in welcher Peter der Dritte schwebte, ihn selbst ausgenommen. Von Berlin kam eine dringliche Warnung. Vergebens. Der Oberst Budberg, welchen man für die Verschwörung hatte gewinnen wollen, unterrichtete den Zaren davon. Umsonst. Starrsinnig behauptete der unglückliche Mann, es existirte kein Komplott, und als er sich endlich auf flehentliches Bitten seiner Freunde herbeiließ, seinen Adjutanten Persiliow auf Kundschaft zu den Orlows zu schicken, trug das nur zur Bestärkung seiner Verblendung bei. Denn die Orlows merkten unschwer die Absicht des beschränkten und leichtblütigen Persiliow und benützten diesen meisterhaft, seinen Herrn noch mehr in Sicherheit einzulullen, in eine Sicherheit, die so groß war, daß Peter bekanntlich unmittelbar vor seinem Sturze alles Ernstes sich mit dem Gedanken trug, die Karte von Europa in seiner Manier zu „korrigiren“, und alle Vorbereitungen getroffen hatte, sich an die Spitze einer Armee zu stellen, welche zunächst gegen Dänemark bestimmt war.

Während er so den Träumen einer kindisch-phantastischen Politik lebte, trafen seine Frau und ihre Anhänger die letzten Vorbereitungen, den großen Schlag zu führen. Am 7. Juli eröffnete sich Panin dem Grafen Rasumowsky, Hetman der Kosaken, und dem Fürsten Wolkonski, Oberst der Garde zu Pferde. Beide, wie auch der General Betzkoi, traten der Verschwörung bei. Gerade an diesem Tage ereignete sich aber ein Zwischenfall, der das ganze Unternehmen hätte zunichtemachen können. Der Hauptmann Passek, ein roher Trunkenbold, welcher sich schon wiederholt erboten hatte, den Zaren zu ermorden, sprach in der Trunkenheit ganz laut von der bevorstehenden Palastrevolution. Das brachte ein Soldat, der von Passek mißhandelt worden war, zur Anzeige und der Hauptmann wurde am 8. Juli verhaftet. Wenn er freiwillig oder durch die Tortur bestimmt plauderte? Dann war alles verloren, falls man nicht das Prävenire spielte. Panin sah das vollkommen ein

und beschloß sofort den zündenden Funken an die Leitfäden der längst geladenen Minen zu bringen. Noch entschiedener trieb die Daschkow zur Eile. Sie, von welcher ein aus Petersburg vom 12. März 1763 datirter englischer Gesandtschaftsbericht sagt, daß sie kühn gewesen „über den männlichsten Muth hinaus und von einem Geiste, der fähig, das Unmögliche zu unternehmen, um irgendeine ihrer Leidenschaften zu befriedigen“ — bestimmte namentlich die Orlows, welchen im entscheidenden Augenblicke der Muth versagen wollte, zu unverweiltem Handeln.

7.

Der Zar befand sich in der Sommerresidenz zu Oranienbaum, die Zarin zu Peterhof. Dahin sandte Herr von Panin, nachdem er alle Führer der Verschwörung benachrichtigt und auf ihre verschiedenen Posten verwiesen hatte, in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli den Alexei Orlow mit einer sechsspännigen Miethkutsche, die Zarin heimlich in die Hauptstadt zu holen, wo alles vorbereitet wurde, um sie, wie Panins Plan war, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Paul auszurufen. Die Vollziehung von Alexei's Auftrag wurde durch den Umstand erleichtert, daß Katharina nicht im Schlosse von Peterhof wohnte, sondern in dem am Ende des Parkes stehenden Pavillon Monplaisir. Sie wusste nicht, daß die entscheidende Stunde geschlagen hätte. Vorgestern noch hatte sie ihren Gemahl in Oranienbaum besucht und war mit großen Ehren empfangen worden. Gestern hatte sie sich mit dem Zaren bei einem Feste getroffen, das ihnen der Feldmarschall Rasumowsky, Bruder des Hetmans, zu Gostiliz gegeben. Von diesem Feste zurückgekehrt, hatte sie sich zur Ruhe begeben, als gegen 4 Uhr in der Frühe der mit dem Wege zu ihrem Schlafzimmer wohlbekannte Alexei Orlow die

Schlafende mit den Worten weckte: „Eilen Sie! Es ist kein Augenblick zu verlieren.“

Sie zauderte auch nicht einen Moment, sondern warf sich in die Kleider und in die harrende Kutsche. Neben ihr saß ihre getreue Tscherekowskoja, Orlow fuhr vom Bock aus den Wagen, hintenauf stand der Ofenheizer und nachmalige Geheimrath Schkurin und nebenher ritt der Hauptmann Bibikow. Zwischen 6 und 7 Uhr Morgens langte Katharina bei den Gardekasernen zu Petersburg an, wo Gregor Orlow ihr entgegentrat und sie benachrichtigte, daß alles fertig und bereit sei. Die Garderegimenter strömten herbei und ließen sich von der großen Zauberin bezaubern. Um 9 Uhr war sie in der kasan'schen Kirche, wo der Erzbischof Setschin mit seiner Geistlichkeit in pontificalibus sie erwartete. Das Tedeum, ohne welches es ja bei keinem welthistorischen Verbrechen abgeht, wurde angestimmt und darauf Katharina durch Setschin nicht, wie Panin gewollt, zur Vormünderin und Regentin, sondern, wie Gregor Orlow und die Daschkow wünschten, zur Selbstherrscherin von Russland ausgerufen.

So war Katharina, noch bevor sie draußen in Peterhof vermisst wurde, souveräne Kaiserin geworden. Der ehr- und herrschsüchtige Traum der kleinen fünfzehnjährigen Prinzessin von Zerbst war erfüllt: sie war jetzt „l'impératrice souveraine de Russie, de son propre chef.“ Nie ist ein verwegenerer Traum glänzender in Erfüllung gegangen. Noch an demselben 9. Juli 1762 ließ sie ein Manifest an die Völker ihres unermesslichen Reiches ausgehen, worin sie sich als „Wir von Gottes Gnaden Katharina die Zweite, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen“ ankündigte und aussprach, daß sie „zur Rettung des gefährdeten orthodoxen Glaubens und zur Wahrung der bedrohten Staatsehre Russlands“ von der Krone Besitz ergriffen habe. Die Revolution hatte bislang keinen Tropfen Blutes gekostet, denn in ganz Petersburg rührte sich kein Finger für den rechtmäßigen Herrscher, dem vor nur sechs Monaten Alle Treue geschworen hatten. Niemals vielleicht hat

sich auf der einen Seite die Kühnheit des Verbrechens und auf der andern die Niederträchtigkeit der Menschen schamloser geoffenbart als bei dieser Haupt- und Staatsaktion, welche von so unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke Europa's werden sollte. Katharina hatte Erfolg, folglich hatte sie Recht. Eine andere Logik gilt nur in Schulbüchern, nicht aber im Leben . . . .

Alle die Einzelnheiten, wie Katharina sich am 9. und 10. Juli der Macht bemächtigt und sich darin festgesetzt hat, brauche ich nicht zu erzählen. Genug, alle Welt beeilte sich, ihr zu huldigen und zu schwören. Sie wusste ohne Zweifel diese Schwüre nach ihrem wahren Werthe zu taxiren, aber sie wusste auch einen Bruch derselben zu verhindern. Sie sorgte bloß, daß sie im Besitze der Gewalt bliebe; damit war alles gethan. Doch nein, noch nicht alles. Denn da draußen in Oranienbaum befand sich ein widerwärtiger Gegenstand, genannt Peter der Dritte, der so oder so beseitigt werden musste. Die Orlows und Teplows waren nicht die Leute, etwas halb zu thun. Der arme Peter! Er hatte die letzten Tage in gewohnter Weise mit Soldatenspielen, Zechen und Rauchen verbracht. Sein Erstaunen, als er durch den Staatsrath Bressan die erste Kunde von den Vorgängen in Petersburg erhielt, war gränzenlos und er begriff seine Lage gar nicht. Statt den Rath des alten Münnich zu befolgen, welcher wollte, daß der Zar mit seinen holsteinischen Garden sofort gegen die Hauptstadt marschirte, schickte er den Kanzler Woronzow dahin mit dem Auftrag, der Kaiserin seine Verwunderung über das Vorgefallene auszudrücken und sie und ihre Anhänger zur Rückkehr zu ihrer Pflicht aufzufordern. Natürlich lachte man dem Boten ins Gesicht, welcher als kluger Mann von Petersburg aus dem Zaren schrieb, er fände sich veranlasst, dem „Willen der Nation ebenfalls nachzugeben und der Souveränin zu huldigen, die sich thatsächlich im Besitze des Thrones befände“. Die Ratten also verließen eine nach der andern das sinkende Schiff. Ein schwachmattischer Versuch Peters, sich in Person der Seeburg Kron-

stadt zu bemächtigen, schlug gänzlich fehl. Er fand keinen Einlaß, da ein Sendling der Zarin die Festung bereits für diese in Besitz genommen hatte, und rath- und thatlos kehrte Peter nach Oranienbaum zurück. Der brave Münnich gab noch den Rath, der Zar sollte nach Pommern eilen und an der Spitze der dort stehenden russischen Armee nach Russland zurückkehren. Umsonst. Der Zar war nicht der Mann, die Krone zu behaupten; er war ja nicht einmal der Mann, sie mit Würde zu verlieren. Bei der ersten Nachricht von dem Untergange Peters soll Friedrich der Große geäußert haben: „Ich bin gewiß, daß dieser Fürst mit dem Schwert in der Hand gestorben ist.“ Wäre diese Aeußerung historisch, so würde sie beweisen, wie sehr auch tiefe Menschenkenner mitunter fehlschießen.

Nein, der arme Peter ist nicht so heldisch gestorben.... Nachdem Katharina in der Hauptstadt die nöthigen Anordnungen getroffen, setzte sie sich am Nachmittag des 10. Juli mit den Garden nach Peterhof in Marsch, um den in dortiger Gegend spukenden Kaiserschemen zu bannen. Mit 15,000 Mann zog sie zu diesem Zwecke aus, begleitet von der Daschkow und andern ihrer Getreuen. In der Uniform der Fußgarde ritt sie auf einem weißgrauen Tigerhengst an der Spitze der Truppen, um die Brust das Band des Andreasordens, auf den fliegenden Haaren einen Soldatenhut mit einem Eichenzweig, den Degen an der Seite. In dem Augenblicke, wo sie zu Pferde stieg, bemerkte ein junger Fahnenjunker der Reitergarde, daß der Degen der Kaiserin ohne Porte d'Epée sei. Er nestelte das seinige los, ritt vor und bot es ihr dar. Sie nahm es lächelnd an und die Erscheinung des jungen Mannes von athletischem Bau und wildschönen Zügen prägte sich ihr tief ein. Er hieß Potemkin und sollte eines Tages als Liebhaber und Tyrann Katharina's der Schrecken von halb Europa werden.

In Peterhof angelangt, fand die Zarin daselbst ein Schreiben von ihrem Gemahle vor, worin er ihr anbot, sie zur Mitregentin anzunehmen. Als Antwort auf diese Lächerlichkeit ließ sie ihm durch Michael Ismailow, Gregor

Orlow und den Fürsten Galizyn nach Oranienbaum sagen, er sollte eine förmliche Thronentsagungsurkunde, deren Entwurf sie ihm schickte, eigenhändig abschreiben und unterzeichnen. Ismailow richtete diese Botschaft kurzweg aus und der arme Schwächling war bereit, alles zu thun, was man von ihm haben wollte. Indessen machten ihn die für ihn über alle maßen schimpflichen und demüthigenden Ausdrücke, in welchen das Dokument abgefasst war, doch einen Augenblick stutzig.

Dies benützte der alte Münnich zu einer letzten Mahnung: — „Sie haben noch 600 treuergebene holsteinische Soldaten hier. Wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, daß Sie an der Spitze derselben als Kaiser zu sterben wissen." Der alte Krieger hatte gut reden; Peter besaß nicht mehr Muth als ein Hase. Das erkannte Ismailow klärlich und sagte keck zu dem Muthlosen: „Thun Sie, was Sie wollen; aber einstweilen verhafte ich Sie im Namen der Kaiserin." Der Jammermann gab seinen Degen ab, setzte sich, schrieb die Abdankungsurkunde ab und unterzeichnete sie. Dann wurde er mit seiner Maitresse Elisabeth Woronzow, die ihm treu blieb bis zuletzt, in eine schmutzige alte Kutsche gesetzt und nach Peterhof geschafft. Der Fahnenjunker Potemkin kommandirte die Eskorte. Als der entthronte Zar durch die Reihen der um Peterhof aufgestellten Truppen fuhr, begrüßten sie ihn mit dem Ruf: „Es lebe Katharina die Zweite!"

Während diese in dem einen Flügel des Schlosses eine prunkvolle Cour abhielt, wurde ihr Gemahl in dem andern der unwürdigsten Behandlung unterworfen. Man riß ihm bei offenen Thüren den Andreasorden und die Uniform ab und ließ ihn barfuß und im Hemde dem Hofgesindel zur Schau dastehen. Herr von Panin ging zu dem Unglücklichen und hat später erzählt: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genöthigt gewesen, ihn zu sehen. Ich fand ihn Thränen vergießend, und während er meine Hand zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, warf

sich seine Maitresse auf die Kniee, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen.“ Es ward ihr verweigert. Elisabeth Woronzow wurde in einem verschlossenen Wagen nach Moskau abgeführt. Den entthronten Peter packte man zwischen zwei Officiere in eine Kutsche und schaffte ihn nach dem Lustschlosse Ropscha.

Am folgenden Tage hielt Katharina einen triumphirenden Einzug in Petersburg. An ihrer Seite ritt Gregor Orlow, der jetzt nur noch einen Schritt von seinem Ziel, der Gemahl seiner kaiserlichen Geliebten zu werden, entfernt zu sein glaubte. Eine Reihe von rauschenden Festlichkeiten begann. Die stumpfnüstrige Menge jubelte, die Popen psallirten, die Soldaten schwammen im Branntwein. Die große Verbrecherin überschüttete ihre Mitschuldigen mit Würden, Titeln, Orden, Rubeln und „Seelen“. Die Orlows wurden gegraft, Gregor ward General, Herr von Panin Premierminister. So ist die Gerechtigkeit der Welt.

8.

Aber aus all dem Festglanz tauchte immer wieder, einem bei hellem Tage umgehenden Gewissensbisse gleich, die Gestalt des armen Peters auf, welchen man vom Zaren aller Reußen zum Herzog von Holstein degradirt hatte. Bewacht durch eine Anzahl von Officieren und Unterofficieren, auf welche die Orlows unbedingt sich verlassen konnten, saß er draußen in Ropscha, der Abreise nach Holstein gewärtig. Denn trotz alledem, was vorgefallen, und trotzdem sogar, daß man dem demüthig Bittenden, man möchte ihm eine Bibel und seine Geige geben und seinen Mohren und seinen Lieblingshund zu ihm lassen, einen höhnisch-abschlägigen Bescheid gab, war er weit entfernt, aus den drohenden Prämissen seiner Erlebnisse den letzten

tragischen Schluß zu ziehen. Eingewickelt in seine Bornirtheit, machte er vielleicht Pläne, in seiner Weise daheim seine Holsteiner zu beglücken, da sich die undankbaren Russen nicht von ihm hatten beglücken lassen wollen, und vertrieb sich vorderhand die Zeit damit, daß er mit Kreide Um- und Aufrisse von Schanzen und Festungen auf seinen Tisch zeichnete. Kein Zweifel, der entthronte Zar hätte sich unschwer darein gefunden, in irgendeiner einigermaßen wohnlich eingerichteten Festung den Rest seines Daseins zu verbringen und statt wie bisher mit lebendigen mit bleiernen Soldaten zu spielen.

Es war aber anders beschlossen, denn es gab Leute, deren belastetem Gewissen diese harmlose Existenz als eine ungeheuer-bedrohliche erschien. Die Orlows wollten Peters Tod und auch dem kühl rechnenden Panin mag derselbe als eine politische Nothwendigkeit sich dargestellt haben. Möglich, daß der Minister, wie eine unserer Quellen will, nach einem Mittel suchte, um die „Inkonvenienz“ zu vermeiden, die stattgehabte Palastrevolution mit einem Morde zu krönen. Allein man ließ ihm nicht Zeit, ein solches Mittel ausfindig zu machen. Waren doch schon ein Dutzend oder mehr Hände ausgestreckt, deren Eigenthümer sich kaum mehr daraus machten, den entthronten Zaren zu tödten, als sie sich daraus gemacht hätten, ein Kaninchen umzubringen. Dem größten Lügner der Weltgeschichte, Napoleon dem Ersten, ist einmal begegnet, eine Wahrheit auszusprechen, — damals, als er von den Russen sagte: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez le tatare.“ Ob die gefirnißten Tataren, die Orlows, ihren Mordplan von Anfang an der Zarin mitgetheilt haben, sei es mittels blanker Worte, sei es mittels Winken, ob Katharina damit einverstanden gewesen, darüber wird sich wohl niemals ein urkundlicher Beweis führen lassen. Was aber feststeht, ist, daß sie nichts, entschieden nichts gethan hat, um das Entsetzliche zu hindern. Vollends ganz lächerlich wäre die Annahme, eine Frau von so durchdringender Verstandesschärfe habe sich nicht vorzustellen vermocht, wie das am

9. Juli in Scene gegangene Stück, dessen Hauptperson sie selber war, enden könnte, enden müsste.

Wäre bei solchen Thaten überhaupt eine Entschuldigung zulässig, so konnten die Orlows und ihr Anhang für sich anführen, daß es gleich gefährlich scheinen musste, den abgesetzten Zaren nach Holstein heimzuschicken oder denselben als Gefangenen in Russland zu behalten. Denn in beiden Fällen war die Möglichkeit einer Gegenrevolution denkbar, wenigstens für Leute, welche Grund hatten, zu befürchten, man würde die von ihnen gebrauchten Mittel bei Gelegenheit gegen sie selbst in Bewegung setzen. Endlich musste die feste Absicht des Gregor Orlow, der legitime Gemahl Katharina's zu werden, jedes etwaige Bedenken beseitigen. Gregor Orlow dachte, was der Konventsmann Barrère dreißig Jahre später aussprach: „Nur die Todten kommen nicht wieder." Der Tod Peters war beschlossen und Alexei Orlow setzte mit so zu sagen tatarisch-barbarischer Offenheit die Ausführung ins Werk.

In der Morgenfrühe des 17. Juli ritt Alexei nach Ropscha. Er hatte eine Flasche vergifteten Burgunders in seiner Satteltasche, denn der entthronte Zar liebte Burgunder vor allen übrigen Weinen. Den athletischen Mordgesellen begleiteten sein Bruder Gregor [1]), Teplow, Fürst Borjatinski der jüngere und der Schauspieler Wolkow. Nach ihrer Ankunft zu Ropscha wurden noch Fürst Borjatinski der ältere, der Sergeant Engelhardt und zwei Gardesoldaten in das beabsichtigte Unternehmen eingeweiht. Einer Nachricht zufolge soll auch Potemkin mit von der Partie gewesen sein, was sich aber keineswegs feststellen läßt. Waren doch der handelnden Mitspieler in dem kurzen Schauerdrama ohnehin genug. Alexei Orlow und Teplow gingen zu Peter hinein, der in seinem Schlafrock am Tische

---

1) Die Anwesenheit Gregors in Ropscha ist nicht mit völliger Sicherheit zu behaupten, indem ein sonst ziemlich verläßlicher Bericht angibt, der gemeinte Gregor wäre nicht Alexei's Bruder dieses Namens gewesen, sondern sein Vetter Gregor Nikititsch Orlow.

saß und zeichnete. Sie sagten dem Unglücklichen, daß sie gekommen, ihm anzuzeigen, er würde bald in Freiheit gesetzt werden, und erbaten sich die Erlaubniß, sammt ihren Begleitern mit ihm zu speisen.

Der erhaltenen Nachricht froh, gibt der arme Peter von Herzen seine Einwilligung. Der Tisch wird gedeckt und man setzt sich zur — Henkersmahlzeit, um dieselbe mit Wachtstubenspässen zu würzen, wie der entthronte Zar sie liebte und zu hören gewohnt war. Er bemerkt nicht den in den Augen seiner Gäste lauernden Mord. In aufgeheiterter Stimmung fordert er sein burgundisches Lieblingsgetränk. Alexei Orlow macht ein Zeichen, die vergiftete Flasche wird hereingebracht und das Glas Peters daraus

gefüllt. Er leert es, aber der Giftbeisatz ist so stark, daß die Wirkungen augenblicklich eintreten und der verlorene Mann spürt, was er getrunken. Er bricht in Klagen aus und schreit nach Milch. Seltsam zu sagen, die Mordbande wehrt der Anwendung dieses Gegengiftes nicht: so wahr ist es, daß selbst Frevler vom Schlage der Orlows zuweilen stutzig werden, wenn es sich darum handelt, den Punkt auf das i der Missethat zu setzen.

Der Vergiftete schlang hastig die begehrte Milch hinunter und die Folge hiervon war ein heftiges Erbrechen. Während er sich auf seinem im Zimmer stehenden Bette wand, ging Alexei mit seinen Gesellen hinaus, zu berathen, was jetzt zu thun wäre. Rasch wurden sie schlüssig, mit Arm und Hand zu vollenden, was das Gift zu thun übriggelassen. So treten sie wieder zu dem Entthronten herein und es hebt eine Scene an, mit welcher verglichen die Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten den feierlichen Eindruck einer griechischen Tragödie macht, — eine Scene, von welcher nur in der russischen Geschichte ein zweites Beispiel vorkommt.

Alexei Orlow und Teplow werfen sich mitsammen auf den armen Peter und der erstere packt ihn an der Kehle. Peter springt auf, fährt seinem Angreifer mit den Nägeln ins Gesicht und kreischt ihm zu: „Was hab' ich dir zu

Leide gethan?" Wider alles Vermuthen wird Alexei durch diesen Vorwurf so betroffen und verwirrt, daß er sein Opfer losläßt und in rathloser Unschlüssigkeit im Zimmer herumläuft. Aber jetzt greifen die übrigen Mitglieder der Bande zu. Man wirft den Zaren auf das Bett und sucht ihn mittels der Kissen zu ersticken. Er vereitelt diesen Versuch, indem er mit Händen und Füßen einen verzweifelten Widerstand leistet. Die Mörder zerren den Verlornen vom Bette weg auf einen Lehnstuhl und suchen ihn da zu erwürgen. Er kämpft mit Wuth um sein Leben. Sie werfen ihn zu Boden, halten ihm Hände und Füße fest, knieen, treten und stampfen ihm auf Brust und Unterleib herum. Der so Gemarterte hat nur noch den Mund frei und stößt ein gellendes Geschrei aus. Schrecklich muß es anzusehen gewesen sein, wie diese Rotte von Bösenwichten gegen den einzelnen Mann ihre Kräfte mörderisch aufbot; noch schrecklicher zu sagen, daß von der längs der Fenster des Mordzimmers hinlaufenden Terrasse her mehrere Leute den gräßlichen Auftritt mitansahen und niemand dem armen Opfer zur Hilfe eilte. Doch ja, jemand that dies. Ein deutscher Wundarzt, Lüders geheißen, eilt auf das Hilferufen des Zaren herbei, wird aber von den beiden erwähnten Gardesoldaten sogleich wieder zur Thüre hinausgestoßen [1]. Man muß so oder so zu Ende kommen. Fürst Borjatinski der ältere rafft eine Serviette vom Tische, knüpft sie zu einer Schlinge und wirft sie dem Kaiser um den Hals. Noch etliche Minuten lang windet, krümmt und bäumt sich der Unglückliche unter den Fäusten und Füßen seiner Peiniger. Endlich zieht der Sergeant Engelhardt — sein Henkersdienst wurde nachmals mit dem Generalsrang belohnt — die Schlinge mit äußerster Gewalt zu und der Zar verröchelt.

So starb Peter der Dritte in der dritten Nachmittagsstunde des 17. Juli 1762. Als er todt, riefen die Mörder

---

1) Die beiden Gardisten wurden für ihre Mitwirkung beim Kaisermorde mit Geld und Officiersstellen belohnt, aber bald darauf, sagt man, gewaltsam aus dem Wege geräumt.

den Wundarzt Lüders herein, maßen „der Zar einen Blutsturz bekommen“. Der ehrliche Lüders zuckte die Achseln, betrachtete den Leichnam und sagte trocken: „Habe den Kaiser lange genug gekannt, um zu wissen, daß er nicht lange leben würde“. Alexei Orlow setzte sich zu Pferde und ritt spornstreichs nach Petersburg, der Zarin die Todeskunde zu bringen. Sie hatte ihren Abendcirkel um sich versammelt und war gerade im Erzählen einer pikanten Geschichte begriffen. Sie wusste pikante Geschichten so reizend zu erzählen! Alexei ließ sie herausrufen und theilte ihr in zweideutigen oder vielmehr für ihre Ohren unzweideutigen Ausdrücken mit, daß Peter „eines natürlichen Todes gestorben“. Worauf Katharina: „Daß dieser Todesfall auch gerade jetzt stattfinden musste! Was werden die Leute nicht alles darüber schwatzen! . . . Man rufe Panin“. Der Minister kam und rieth, den Tod des Zaren erst am folgenden Tage bekanntzumachen. Die Zarin ging zur Gesellschaft zurück, nahm ihre unterbrochene Geschichte wieder auf und erzählte dieselbe mit vollkommener Unbefangenheit und Heiterkeit zu Ende.

Ja, dieser großen Verbrecherin, welche Byron mit mehr Gerechtigkeit als Galanterie die „greatest of all sovereigns and whores“ genannt hat, stand Lächeln und Weinen gleichermaßen zu Gebote. Tags darauf, als man den Tod Peters veröffentlichte, zerfloß sie in Thränen. Sie war überhaupt in allem und jedem ein Genie des Despotismus. Daher die Geschicklichkeit, womit sie bei jeder passenden Gelegenheit die „göttliche Vorsehung“ als Deckfigur vor sich hinschob. So ließ sie am 18. Juli ein Manifest ausgehen, in welchem sie den Völkern Russlands verkündigte, „der gewesene Kaiser sei häufigen Anfällen von Hämorrhoidalkolik ausgesetzt gewesen und einem solchen Anfalle sei er, aller angewendeten Heilmittel ungeachtet, nach dem Willen Gottes erlegen“. Ferner: „Ich lade alle getreuen Unterthanen ein, dem verstorbenen Kaiser die letzte Ehre zu erweisen und für die Ruhe seiner Seele zu beten, zugleich aber diesen unerwarteten Todesfall als eine

Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen, welche nach unerforschlichen Rathschlüssen Mir, Meinem Thron und dem Vaterlande die richtigen Wege anzeigt". .... Glaubt man nicht das voltaire'sch-kynische Hohnlächeln zu sehen, welches Katharina's Lippen gekräuselt haben muß, als sie dieses fromme Edikt unterzeichnete? Ach, mitunter, ja sehr häufig sogar fällt es einem doch recht schwer, die Weltgeschichte statt für eine Tragicomoedia humana nicht vielmehr für eine Tragoedia diabolica anzusehen.

9.

Im russischen Volke ging noch ein Dutzend Jahre lang die Sage um, Peter der Dritte wäre nicht gestorben, sondern hätte sich vor seiner Frau in die Verborgenheit geflüchtet, eine Sage, welche wesentlich in dem Umstand wurzelte, daß man nachlässig genug gewesen, die gebräuchlichen Seelenmessen für den gemordeten Zaren nicht lesen zu lassen. Wie bekannt, sind, auf diesen Volksglauben sich stützend, nach einander sieben falsche Peter aufgetreten, um sich als Peter der Dritte geltend zu machen, und einer dieser Abenteurer, Pugatschew, hat den Thron Katharina's ernstlich in Gefahr gebracht. Ihr wunderbares Glück ließ sie jedoch auch über diese wie über so viele andere Gefahren triumphiren. Es ist eine Thatsache, wohlgeeignet, das Nachdenken zu erwecken und zu einer düsteren Weltanschauung hinzuleiten, daß dieses schamlos lasterhafte Weib die Geschicke Europa's bestimmte, bis ihm eine noch dämonischere Macht, die französische Revolution, das Szepter aus der Hand wand.

Schamlos lasterhaft! Ein milderer Ausdruck wäre Verrath an der Majestät historischer Wahrheit. Die Mythen von der babylonischen Semiramis, die Sagen von der ägyptischen Kleopatra, Katharina die Zweite hat sie zur

Geschichte gemacht. Es geschah hier das Unerhörte: denn mit einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit machte die Zarin die Befriedigung ihrer zügellosen Begierde zu einem Hauptmotiv des Staatslebens. Die Stelle eines Beischläfers der Zarin wurde zum ersten und obersten Staatsamt erhoben. Die wechselnde Besetzung dieses mit allen Mitteln der Intrike und Niederträchtigkeit erstrebten Amtes war eine förmliche Hof- und Staatsaktion, die ihr eigenes Ceremoniell hatte. Waren die Augen Katharina's auf einen jungen Mann gefallen, so wurde derselbe förmlich in seinen Beruf eingeschult. Rogerson, der Leibarzt der Kaiserin, und ihre vertraute Kammerfrau, die Pratassow, welche den bezeichnenden Beinamen „L'éprouveuse" führte, mussten mit dem Kandidaten das nöthige Examen vornehmen [1]). Fiel ihr Bericht günstig aus, so erschien am folgenden Tage die Zarin öffentlich am Arm eines jungen Menschen, welchen vielleicht gestern noch niemand gekannt hatte und dem heute schon ganz Russland zu Füßen lag. Und das ging so fort bis zum Tode Katharina's. Selbst in ihrem höchsten Alter noch zog sich die Zarin allabendlich angesichts des ganzen Hofes mit dem Günstling in ihr Schlafgemach zurück und häufig mussten ihr Sohn und ihre Enkel das mit ansehen. Nie, so lange die Welt steht, hat eine Frau die Verachtung weiblicher Würde und Schamhaftigkeit weiter getrieben. Es war gewiß nicht nöthig, die Ausschweifungen Katharina's noch zu übertreiben, wie man gethan hat. Ihre angeblichen Berauschungen in Wein und Branntwein, ihre Liebeshändel mit unterwegs aufgelesenen Soldaten und Lakaien sind

---

1) „An order from her majesty consign'd
Our young lieutenant to the genial care
Of those in office: all the world look'd kind,
As it will look sometimes with the first stare,
Which youth would not act ill to keep in mind,
As also did Miss Pratassow then there,
Named from her mystic office „l'Éprouveuse",
A term inexplicable to the Muse."

Don Juan, IX, 84.

schlecht ersonnene Fabeln. Auf der andern Seite ist es, wenn man das durchaus authentisch beglaubigte Günstlingswesen, wie es sich eingerichtet hatte, betrachtet, ziemlich unbegreiflich, wie etliche Geschichtschreiber behaupten konnten, Katharina hätte „stets einen gewissen äußern Anstand" beobachtet. Als richtig dagegen muß anerkannt werden, daß sie sich von ihren Günstlingen wohl betrügen, nicht aber, den einzigen Potemkin ausgenommen, beherrschen ließ.

Gregor Orlow behauptete sich zwölf Jahre lang in der Gunst seiner Gebieterin. Kaiser Josef der Zweite erniedrigte sich der Zarin zu gefallen so weit, diesen Menschen i. J. 1772 zum deutschen Reichsfürsten zu ernennen. Gregor erlag fast unter der Bürde seiner Würden und Orden. Er spielte mit Millionen wie mit Kieselsteinen, und um sein Amt bei der Kaiserin recht deutlich zu signalisiren, hatte er in ganz Russland allein das Recht, das Porträt derselben mit einem ungeheuern Diamant im Knopfloch zu tragen. Aber der Gemahl seiner Kebse wurde er doch nicht. Panin arbeitete dem entgegen und Katharina wollte Liebhaber, aber keinen Gemahl mehr. Sein gebieterischer Hochmuth ermüdete endlich die Kaiserin. Er wurde zunächst durch einen ganz unbedeutenden jungen Menschen Namens Wassiltschikow aus ihrem Bette verdrängt, dann nachhaltiger durch Potemkin. Gregor Orlow vermochte es nicht zu ertragen, nicht mehr die zweitgrößte Figur in Russland zu machen. Er fiel in Geisteszerrüttung und zuletzt in eine solche Raserei des Wahnsinns, daß er sich von seinem eigenen Auswurfe nährte, bis er i. J. 1783 starb. Alter hellenischer Sänger, du hast doch nicht ganz ohne Grund einen Hymnus an die Nemesis gedichtet [1]).

---

1) „Geflügelte Nemesis, du, des Lebens Entscheiderin,
Göttin mit ernstem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen stolzschnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt
Und hassest ihren verderblichen Uebermuth!
Ringsum dein Rad, das immer bewegliche,
Spurlose, wendet sich um der Menschen lachendes Glück;

In Gregor Potemkin fand Katharina ihren Meister. Er überheuchelte die große Heuchlerin, um sie zu beherrschen. Nachdem er in der Revolution von 1762 eine untergeordnete Rolle gespielt, machte er unter Romanzow einen Feldzug gegen die Türken mit und kam zu Anfang des Jahres 1774 als Generalmajor nach Petersburg zurück. Die Zarin hatte den stattlichen, athletischen Fahnenjunker, welcher ihr am 10. Juli 1762, als sie sich an die Spitze der rebellischen Garden stellte, um dieselben nach Peterhof zu führen, sein Porte d'Epée geliehen, nicht vergessen und Potemkin seinerseits wusste in den meisterhaft berechneten Scenen einer förmlichen Komödie seiner Gebieterin eine Leidenschaft vorzuspielen, die nicht weniger ihrer Eitelkeit als ihrer Sinnlichkeit schmeichelte. Er trieb es so weit, daß er aus angeblicher Verzweiflung über die Kühnheit und Hoffnungslosigkeit seiner Liebe in ein Kloster ging — für etliche Tage.

Der Originalität eines derartigen Werbens vermochte Katharina nicht zu widerstehen. Schon im Mai 1774 ward der gute Wassiltschikow abgedankt und Potemkin zum Generaladjutanten erhoben. Bald officieller Günstling, trat er ganz offen mit seiner Absicht hervor, sich an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen, und er erreichte diese Absicht; denn mit der Brutalität eines Mongolen die Schlauheit eines Fanarioten verbindend verstand er es, der Zarin zugleich Liebe und Furcht einzuflößen. Auch dann, als sie in der Folge seiner Umarmungen satt war, wagte sie nicht, den Bann seiner Tyrannei zu brechen. Er hinwieder war ganz zufrieden, seine Verrichtungen als Liebhaber bei der Kaiserin einzustellen, und diente unter dem Anschein, ihrer Herrschsucht zu dienen, seiner eigenen gränzenlosen Ehrsucht. Jedermann weiß, welche Phantasmagorieen von Eroberung und „Civilisation" Katharina von Potemkin wohlgefällig

---

Verborgen gehst du ihrem Fuße nach
Und beugst der Stolzen Nacken."

Mesomedes.

sich vorschwindeln ließ. Aber sie mag dennoch wie erlös't aufgeathmet haben, als sie im Herbste von 1791 erfuhr, daß ihr langjähriger Despot auf dem Wege von Jassy nach Nikolajew in der Steppe gestorben sei.

Potemkin selbst hatte es übernommen, seiner kaiserlichen Maitresse Liebhaber zuzuführen. So den Sekretär Zavadovski, so den Husarenleutnant Zoritsch, einen Serben. Beide hielten nicht lange vor. Ebenso wenig der Sergeant Korsakow, der im wörtlichen Sinne aus der Wachtstube der Palastwache in das Bett der Zarin befördert wurde. Dieser junge Mensch war ungebildet wie ein Baschkir. Nach seiner Erhöhung wollte er in seinem prächtig eingerichteten Hause auch eine Bibliothek haben, weil alle vornehmen Leute solche hätten. Er ließ desshalb einen Buchhändler kommen und bestellte bei diesem eine große Masse von Büchern. „Aber was für welche?“ „Ei, das müssen Sie besser wissen als ich, denn das ist Ihre Sache. Große Bücher unten, kleine oben, wie die Kaiserin sie hat.“ Dieser Dummling wagte es auch, seiner kaiserlichen Geliebten untreu zu sein. Eines Tages erlebte Katharina den Verdruß, den Undankbaren auf ihrem eigenen Bette in den Armen ihrer schönen Ehrendame, der Gräfin Bruce, zu überraschen. Die Zarin, nur dann, aber dann auch unerbittlich grausam, wann es sich um Befriedigung ihrer unersättlichen Herrschsucht handelte, begnügte sich, die beiden Schuldigen vom Hofe zu verweisen.

Auf Korsakow folgte der schöne, sanfte, liebenswürdige Lanskoi, welchen Katharina von allen ihren Liebhabern am tiefsten und wahrsten geliebt hat. In der That, auf ihr Verhältniß zu Lanskoi darf das Wort Liebe ohne allzu große Entweihung angewandt werden. Potemkin wurde durch die Stärke dieser Neigung der Zarin ernstlich beunruhigt, so ernstlich, daß er Veranlassung zu dem Gerüchte gab, er hätte dem Günstlinge Gift beibringen lassen. Gewiß ist, daß der arme Lanskoi — freilich nicht arm in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, denn seine Geliebte hatte ihn so mit Geschenken überhäuft, daß er sieben Millionen Rubel und eine Unmasse von Juwelen hinterließ — ja,

gewiß ist, daß Lanskoi erkrankte und seine Krankheit rasch die bedrohlichste Gestalt annahm. Die Kaiserin wich nicht von seinem Lager und widmete ihm die zärtlichste Pflege. Als der Arzt bedenklich dreinschaute, sagte sie heftig zu ihm: „Dieser Mann darf nicht sterben, kann nicht sterben! Sie wissen nicht, welche Fülle von Lebenskraft er besitzt.“ Wahrscheinlich machte das Betonen dieser „Lebenskraft“ den Arzt innerlich lächeln, denn er wusste, daß Lanskoi durch den Gebrauch von Stimulantien seine Gesundheit ruinirt hatte. Der Kranke verschied unter furchtbaren Zuckungen in den Armen Katharina's. Sie verbrachte mehrere Tage in Verzweiflung, sprach davon, die Regierung niederzulegen, schwur, nie mehr zu lieben, und legte den Traueranzug einer Witwe an. Endlich drang Potemkin zu ihr und riß sie so zu sagen mit Gewalt aus der Hingabe an ihren Schmerz heraus. Doch geschah das Unglaubliche: das Amt eines Liebhabers der Zarin blieb ein volles Jahr lang unbesetzt.

Als das Jahr herum, wurde Yermolow der Nachfolger Lanskoi's, missfiel aber bald dem Ober-Günstling Potemkin und wurde auf dessen Geheiß entlassen. Die Stelle des Weggeschickten nahm der schöne Mamonow ein, allein er fand die sechzigjährigen Reize seiner kaiserlichen Geliebten auf die Länge nicht nach seinem Geschmack und hatte den Muth, ihr das deutlich genug zu verstehen zu geben, indem er ihr bekannte, daß er in eins der Ehrenfräulein Katharina's verliebt sei und das Mädchen heiraten möchte. Es will nicht wenig sagen, daß die Zarin diese empfindliche Verletzung ihrer bekanntlich kolossalen Eitelkeit großmüthig nur damit rächte, daß sie den Wunsch des Günstlings gewährte. Ja fürwahr, das will nicht wenig sagen, um so mehr, da Katharina auch als Sechzigerin noch beträchtliche Reste von Schönheit besaß. Ein Augenzeuge, welcher sie zu dieser Zeit häufig sah, sagt von ihr: „Sie war von mittlerem aber vollem Wuchse und keine andere Frau von ihrer Wohlbeleibtheit hätte sich so schicklich und anmuthig kleiden können wie sie. Ihre Haare waren immer mit

antiker Einfachheit und geschmackvoll geordnet und nie stand eine Krone einem Kopfe besser als dem ihrigen. Es war, als ob die Heiterkeit und das Zutrauen, welches sie einflößte, in ihrem engern Umgange Schäckerei, Jugend und Scherze um sie vereinigten. Ihr einnehmendes und vertrauliches Wesen versetzte alle, die bei ihr Zutritt hatten und ihrer Toilette anwohnten, in behagliche Stimmung. Sobald sie jedoch die Handschuhe angezogen hatte, um sich in die Staatsgemächer zu begeben, nahm sie eine ganz verschiedene Haltung und Stimme an. Die liebenswürdige und fröhliche Frau verwandelte sich plötzlich in die würdevolle, majestätische Kaiserin. Wer sie zum erstenmal sah, fand sie nicht unter seiner Erwartung und musste unwillkürlich ausrufen: Ja, sie ist es, sie ist wirklich die Semiramis des Nordens!" Gegen das Ende ihres Lebens zu ward indessen die Zarin unförmlich dick und schwollen ihr die Beine zu gestaltlosen Klumpen an.

In den Frühlingstagen von 1789 zischelten sich in den Sälen und Korridoren der Sommerresidenz Zarskoje-Selo die Höflinge den Witz in die Ohren: „Ihre Majestät, die Kaiserin, scheint mit der platonischen Liebe aufhören zu wollen." Damals nämlich wurde der aufrichtige Mamonow gerade durch den wohlgeformten, schönäugigen, geschmeidigen vierundzwanzigjährigen Gardeleutnant Platon Zubow ersetzt, der bis zum Tode Katharina's im Amte blieb.

Mit dem Platonismus war es freilich nicht weit her. Der ehrliche Masson, welcher die erschreckliche Unart besaß, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, und nichts dafür konnte, daß er keine Gelegenheit hatte, bei einem berühmten deutschen Historiker unserer Tage in die Schule zu gehen, um die Kunst des Verränkelns, Verschweigens, Bemäntelns und Schönfärbens zu lernen, berichtet in seinen Memoiren: „Plötzlich sah man die Kaiserin die Orgien, welche sie früher mit den Orlows gefeiert, wieder erneuern. Valerian, ein Bruder Zubows, jünger und kräftiger als er, und der stämmige Peter Soltikow wurden ihm beigesellt, um ihn auf einer Laufbahn abzulösen, auf welcher so schwer

ans Ziel zu kommen war. In der Gesellschaft dieser drei jungen Wüstlinge verbrachte die alte Katharina ihre Tage, während ihre Heere die Türken schlugen, sich mit den Schweden rauften und das unglückliche Polen verwüsteten, während ihr Volk in Elend und Hunger darbte und Erpressungen und Tyranneien aller Art preisgegeben war. Damals geschah es, daß sie sich einen engern, aus ihren Günstlingen und den vertrautesten Herren und Damen des Hofes bestehenden Kreis bildete, welcher sich wöchentlich zwei- oder dreimal zusammenfand und die „kleine Eremitage" hieß. Man kam oft maskirt zusammen, unterhielt sich vertraulichst, tanzte, führte von Katharina verfasste Proverbes auf, spielte allerhand Spiele und jede Art von Lustigmacherei war gestattet. Leon Narischkin spielte in diesem Kreise dieselbe Rolle, welche der (eulenspiegelische) Duc de Roquelaure am Hofe Ludwigs des Vierzehnten gespielt hatte, und Matrona Danilowna, eine wirkliche Närrin, welche die derbsten Unflätereien vorbrachte, war seine Gehilfin. Die fremden Gesandten, wenn sie in besonderer Gunst standen, wurden mitunter zugelassen. In der Folge bildete Katharina einen noch enger begränzten und geheimnißvolleren Cirkel, welcher die „kleine Gesellschaft" genannt wurde. Die drei genannten Günstlinge, die Gräfin Branicka, eine Nichte Potemkins, ferner die Prataſſow und einige vertraute Frauen und Kammerdiener waren die einzigen Mitglieder. Hier war es, wo die nordische Kybele ihre geheimen Mysterien feierte."

10.

Vierunddreißig Jahre und vier Monate lang herrschte Katharina die Zweite. Den Schimmer und Scheinglanz ihrer Herrschaft hatte sie bis zum Ende in den Augen der Welt aufrecht zu erhalten vermocht. Sie wusste recht gut,

warum sie dem Voltaire und dem Diderot schmeichelte, denn sie kannte den unberechenbaren Einfluß, welchen das pariser Literatenthum damals auf die Meinung Europa's übte. Im Kreise ihrer Vertrauten nannte sie die Schöngeister, mit welchen sie briefwechselte und von denen sie sich beweihräuchern ließ, verachtungsvoll: „Meine Bestien".

Menschenverachtung ist überhaupt neben Wollust und Herrschsucht der vorragendste Charakterzug dieser merkwürdigen Frau gewesen und so, wie sie die Menschen kennen gelernt, so bereit, ihr zu dienen und zu huldigen, so niederträchtig, in alle ihre Launen und Wünsche einzugehen, so eifrig, auf ihr Geheiß zu lügen, zu betrügen und zu morden, hatte sie allerdings ausreichende Gründe, sie zu verachten. Grausam war sie, wie schon bemerkt, von Natur nicht. Aber wenn das, was sie ihre „Staatsraison" zu nennen beliebte, es forderte oder zu fordern schien, konnte sie trockenen Auges ganze Völkerschaften unter den Bajonnetten ihrer Heere verbluten sehen, und als in den ersten Jahren ihrer Regierung das Dasein des eingekerkerten legitimen Thronerben, des armen Iwan, ihr bedrohlich vorkam, zögerte sie keinen Augenblick, ihre Einwilligung zu geben, daß Mörder nach Schlüsselburg geschickt würden, welche den unglücklichen Prinzen im Schlafe überfielen und erwürgten. Katharina's ganzes Wesen und Walten hat etwas imponirend Kolossalisches, allein bei näherer Betrachtung verliert dieses Wesen und Walten seinen Nimbus und statt wirklicher Größe erblicken wir überall nur den Schein derselben. Es fehlt ganz und gar der sittliche Kern und Halt. Alles gemacht, verlogen, unsittlich, hohl und faul.

Zwar zu Anfang ihrer Regierung schien sie mit wirklichem Ernste daran gehen zu wollen, Russland auf die Bahn der Civilisation und des wirklichen Vorschritts zu lenken, und so lange sie sich des Rathes von Männern, wie der treffliche Sievers einer war, bediente, wurde manches für die Verbesserung der physischen und moralischen Verhältnisse des Volkes gethan oder wenigstens versucht.

Später aber wurde das alles beiseite gestellt, um alle Kräfte des Staats einer maßlosen Ehrsucht dienstbar zu machen, die sich als gewissenloseste Ländergier manifestirte, Europa verwirrte, um im Trüben zu fischen, und nach außen über verrathene, betrogene, zu Tode gequälte Völker brutale Triumphe feierte, während im Innern das eigene Volk dem erbarmungslosen Aussaugesystem einer in rasender Verschwendung sich gefallenden Günstlingswirthschaft preisgegeben war.

Diese Wendung zum Schlimmen ist entschieden eingetreten mit dem Tage, wo Katharina der Tyrannei Potemkins verfallen war, des Mannes, welchen das arme russische Volk seufzend den „Fürsten der Finsterniß“ nannte. Die Zarin, obgleich in ihrer Eitelkeit und Herrschsucht durch die riesenhaften Entwürfe und die tamerlan'sche Politik Potemkins höchlich geschmeichelt, sträubte sich freilich anfangs dennoch gegen das Joch, welches der wilde Kraftmensch ihr aufgelegt hatte, und machte sogar i. J. 1778 einen ernstlichen Versuch, dasselbe abzuschütteln. Sie ließ Alexei Orlow kommen, um die grollenden Orlows mit Potemkin zu versöhnen und diesem in jenen ein Gegengewicht zu geben. Allein der Versuch scheiterte, denn Alexei erklärte, wenn Katharina wollte, sollte Potemkin sofort aufgehört haben, zu leben; Versöhnung dagegen und Freundschaft mit dem verhassten „Dämon seiner Gebieterin“ wies er in seinem und seines Bruders Namen ein für allemal zurück. Von jetzt an ließ die Zarin Potemkin gewähren und wirthschaften, wie es ihm beliebte, zufrieden, wenn er sich nur enthielt, gar zu häufig und mit gar zu roher Hand in ihr Privatleben einzugreifen.

Bei seinem Tode war Katharina schon zu alt, zu dick, zu bequem, um noch eine Aenderung des verderblichen Systems zu versuchen, oder auch nur daran zu denken. Sie ließ jetzt den im Grunde ganz jämmerlichen Zubow schalten und walten, der ein Mensch ohne alle Geschäftekenntniß und Thatkraft, alle ihn um Verhaltungsregeln Angehenden mit der stereotypen Phrase abfertigte: „Macht

es wie früher" (sdelaite kak pregede). Kein Wunder daher, daß beim Tode der Zarin Russlands Zustand der einer gränzenlosen Erschöpfung, Unordnung und Verwirrung war. Der Ackerbau durch die ewigen Rekrutirungen, welche durch die muthwilligen und unaufhörlichen Eroberungskriege veranlasst waren, der arbeitenden Hände beraubt, Handel und Wohlstand gänzlich zerrüttet, das platte Land von Räuberhorden durchzogen, die Armee verwildert, Verwaltung und Rechtspflege ein Chaos von Abscheulichkeiten.

Dazu kam das rabenmütterliche Verhältniß Katharina's zu ihrem Sohn, dem Thronfolger Paul[1]). Sie verachtete und hasste denselben, hielt ihn in drückender und demüthigender Abhängigkeit und reichte ihm nur kärgliche Subsistenzmittel, während ihre Buhler sich im Golde wälzten und von Diamanten klingelten. Hält man dieses Bezeigen der Mutter gegen den Sohn mit dem Umstande zusammen, daß Paul, einzelner guter Eigenschaften ungeachtet, im ganzen ein entschiedener Querkopf, ja ein Zweidrittelsnarr war, so könnte man sich überreden, die Angabe des russischen Staatskalenders, daß der Großfürst wirklich der Sohn Peters des Dritten, sei mehr als eine Fiktion. Aber man vergesse nicht, daß Katharina in dem Sohne Soltikows auch ihren Nachfolger sah. Ein Weib von dieser brennenden Herrschsucht musste ihr eigenes Kind hassen, welchem sie ja eines Tages Platz machen sollte, und wäre es auch nur als Leiche.

---

1) Frau von Campan erzählt in ihren Memoiren einen Zug, welcher dieses Verhältniß erschreckend illustrirt. Als der Großfürst Paul im Jahre 1782 den französischen Hof besuchte, fragte ihn Ludwig der Sechszehnte eines Tages, ob es wahr sei, daß er auf die Treue keiner Person seines Gefolges rechnen könne. Der Großfürst erwiderte ohne Zaudern vor der sehr zahlreichen Gesellschaft: „Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich einen treuen Pudel bei mir hätte; denn ich wäre gewiß, Paris nicht zu verlassen, ohne daß meine Mutter den Hund mit einem Stein am Hals in die Seine werfen lassen würde."

Dieser Tag kam, wie ja zum Troste der gequälten Völker immer wieder solche unausweichliche Tage kommen, welche die stolzesten Skepter zerbrechen wie Schilfrohre und die Träger übermüthigster Tyrannei zum Wurmfraß machen.

Die letzte Zeit Katharina's war für sie eine ganz glückliche. Eingenebelt in den Weihrauchsdampf, womit die sklavische Huldigung des Adels, dem sie das Volk zur Plünderung preisgegeben, ihre Person umgab, konnte sie sich der Täuschung überlassen, daß alles vortrefflich stehe und gehe. Die große Spekulation, welche sie mit der französischen Revolution gemacht hatte, war sehr gut ein- und ausgeschlagen. Es war ihr gelungen, Oesterreich und Preußen gen Westen, gegen das revolutionäre Frankreich zu hetzen, wodurch sie im Osten freie Hand hatte, die Ernte langgepflegter Ränkesaat einzuheimsen. Oh, die alte schlaue Katze verstand meisterlich die Kunst, mittels deutscher Pfoten sich die polnischen und türkischen Kastanien aus dem französischen Feuer zu holen. Der Löwenantheil vom polnischen Raube fiel ihr zu, die Eroberung Finnlands war vorbereitet, der Weg nach Konstantinopel eröffnet. Mit Wollust sog sie den mit den feinsten Parfüms der Schmeichelei versetzten Blutgeruch der Siegesoden ihres Hofdichters Dershawin ein, welcher in seiner Ode auf die gräuelvolle Erstürmung Warschau's triumphirend ausrief: „Nur noch einen Schritt thue vorwärts, oh Russland, und die ganze Welt ist dein!" (Na czto tiebia sojusz, o Ros, szagni-i wsia twoja wsiellenna.)

Im Spätherbste von 1796 war die Zarin sehr guter Laune. Sie hatte am 4. November (a. St.) die Nachricht von Moreau's Rückzug über den Rhein erhalten und dem österreichischen Gesandten Kobenzl zu diesem Ereigniß in einem scherzhaften Billet gratulirt, des Inhalts: „Ich eile, der excellenten Excellenz anzuzeigen, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes die Franzosen excellent geschlagen haben." Abends erschien sie in ihrer kleinen Eremitage ganz wohlauf und außerordentlich heiter. Sie

trieb allerhand Possen mit Leon Narischkin und neckte ihn mit seiner Furcht vor dem Tode und vor Todesnachrichten. Endlich sagte sie, sie verspüre von zu vielem Lachen einen leichten Anfall von Kolik, und zog sich etwas zeitiger als sonst zurück. Am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde aufgestanden, ließ sie den ersten Liebhaber Zubow rufen, unterhielt sich mit ihm und that hierauf einige Staatsgeschäfte ab. Dann einige Minuten allein geblieben, wurde sie, im Begriff, aus ihrem Schlafzimmer in ihr Ankleidezimmer zu treten, von einem Schlagfluß zu Boden gestreckt. So fand sie ihr erster Kammerdiener. Man legte sie auf eine Matratze neben dem Fenster und die herbeigerufenen Aerzte wandten Aderlässe, Klystiere und andere Mittel an, die aber keine Wirkung thaten. Die Zarin lebte noch, denn ihr Herz schlug; aber sie vermochte kein Glied zu rühren, konnte weder deuten, noch reden.

Den Palast erfüllte die schwüle Spannung, welche die Erwartung großer Veränderungen hervorbringt. Die Höflinge legten ihre Mienen zurecht, dem von seiner Residenz Gatschina herbeigeholten Großfürsten Paul ein Lächeln der Ergebenheit entgegenzutragen. In den Zimmern unter dem Gemache, wo die sterbende Herrscherin lag, packte der Günstling seinen Raub zusammen, um mit dem letzten Athemzuge der Zarin bereit zu sein, den Palast zu verlassen. Trockenen Auges und mit den Vorbereitungen zu seiner bevorstehenden Thronbesteigung beschäftigt, stand Paul am Lager seiner Mutter. Sein ältester Sohn, der Großfürst Alexander, weinte dagegen heftig und aufrichtig, denn die Großmutter hatte ihn geliebt und ausgezeichnet. Nach einem stummen Todeskampf von siebenunddreißig Stunden begann Katharina furchtbar zu röcheln. Nachdem dies eine Weile gedauert, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus und verschied. (18. November n. St. 1796.)

Ein Mann, welchem man die Fähigkeit und Berechtigung wohl zuerkennen darf, einen geschichtlichen Wahrspruch zu fällen, Lord Brougham, gab über Katharina dieses Verdikt: „Ein Weib, bei welchem die Herrschsucht,

vereint mit der gemeineren Verworfenheit menschlicher Art, alle Spuren der sanfteren Natur, die ihr Geschlecht auszeichnet, verwischt und ein Bild von herrischem Talent und wundervoller Festigkeit der Seele, also Eigenschaften, welche einen großen Charakter konstituiren, zurückgelassen hat, vereint mit unbändiger Wildheit, gewissenloser Trugsucht, zügelloser Leidenschaftlichkeit und all der Schwäche und Schlechtigkeit, die den schlimmsten der Sterblichen herabwürdigen können." Ein Urtheil, streng und herb wie die — Wahrheit. Und doch hat der eigene Enkel Katharina's, der Zar Alexander, welcher ihrer Person sehr zugethan war, ein fast noch strengeres gefällt, als derselbe im großen Schicksalsjahre 1812 gegen seinen Vertrauten, den englischen General Sir Robert Wilson, die Aeußerung that: „Ich bin zu beklagen, denn ich habe an meinem Hofe wenige Personen, die sich einer gesunden Erziehung und festen Grundsätze rühmen können. Die Regierung meiner Großmutter hat die höheren Stände meines Reiches vollständig korrumpirt, indem sie ihre Bildung auf die französische Sprache, auf französische Frivolitäten und Laster beschränkte."

11.

Unseres theuern Sehers tiefsinnig Wort vom „fortzeugenden Fluche der bösen That" sollte sich an Katharina's Sohn und Nachfolger tragisch erfüllen . . . . Die Zarin hatte dafür gesorgt, daß Paul ihren Ausgang mit brennender Sehnsucht erwarten musste. Sie hatte ihm eine sorgfältige, wenn auch liebeleere Erziehung angedeihen lassen, aber sie hatte mit Unerbittlichkeit jede Bethätigung seiner etwaigen Gaben im Staatshaushalt abgewehrt und ihn bei jeder Gelegenheit seine Abhängigkeit bitterlich fühlen

lassen. Er hatte draußen in Gatschina mit soldatischen und anderen Wunderlichkeiten seine Zeit todtgeschlagen, brütend ob seinem Hasse gegen die Günstlinge seiner Mutter und, weil er aus dieser Günstlingswirthschaft einen voreiligen Schluß auf das ganze russische Volk zog, in eine unsägliche Verachtung gegen das Land sich hineinreizend, welches er künftig zu regieren berufen war. Rechnet man hierzu noch einen Zug zopfiger Romantik im Charakter Pauls, einen Zug, dessen donquijotische Aeußerungen wieder mit denen einer bis ins Kleinste und Kleinlichste gehenden Polizeipedantereiwuth absonderlich verquickt waren, so wird man sich unschwer vorstellen können, was für ein Wesen am Hofe von St. Petersburg anhob, als Paul aus der Stellung absoluter Nichtsgeltung plötzlich zum Vollbesitz absoluter Macht übersprang.

Der neue Zar brachte auf den Thron den redlichen Willen mit, die offen zu Tage liegenden Schäden der Regierung seiner Vorgängerin zu heilen. Aber er übersah dabei von vorneherein, daß Russland, so, wie es war, ohne Beihilfe der russischen Aristokratie nicht zu regieren wäre, und gerade gegen diese hegte er ein Misstrauen, eine Verachtung und einen Haß, wozu ein Mann, der sich für den Sohn Peters des Dritten hielt, allerdings berechtigt war. Allein ein Zar aller Reußen, der i. J. 1796 den Thron bestieg, durfte sich von diesen Gefühlen nicht beherrschen und bestimmen lassen, falls er der Zar aller Reußen bleiben wollte. „Que voulez-vous, Monsieur le comte? La tyrannie tempérée par l'assassinat c'est notre — Magna Charta.“ Was half es dem armen Paul, daß er sich in seinen Michaelspalast, der mehr Festung als Palast war, so zu sagen einmauerte? Die russische „Magna Charta“ wusste sich dort nicht weniger geltend zu machen, als sie draußen im Landhause Ropscha sich geltend gemacht hatte.

Katharina hatte den erschlichenen und usurpirten Thron glücklich bis zu ihrem Tode behauptet, weil sie die Russen zu behandeln verstand, weil sie mit der Aristokratie sich abgefunden und weil sie den Zauber ihrer genialen Persön-

lichkeit überall wirksam walten zu lassen wusste. Außerdem hatte sie dem russischen Ausbreitungs- und Eroberungstriebe, welcher ihrer eigenen Herrschsucht so gleichartig war, mit blendenden Erfolgen geschmeichelt. Der Unterschied zwischen ihrer Regierung und der ihres Nachfolgers musste sich demnach bald als ein unermesslicher herausstellen. An die Stelle eines von einem bestimmten Gedanken geleiteten und dabei durch weibliche Anmuth gleichsam vergoldeten Despotismus trat ein schwankender, fahriger, immer grillenhafter, oft geradezu verrückter.

Es geschahen unter Pauls Regierung in Russland Dinge, die unglaublich und doch wahr sind. Nur ein Beispiel: — Der Oberst eines Garderegiments hatte in einem seiner Rapporte an den Kaiser einen Officier, von welchem gemeldet wurde, daß er im Lazareth in den letzten Zügen läge, als todt aufgeführt. Paul streicht denselben eigenhändig aus der Regimentsliste. Aber unglücklicher Weise stirbt der Mann nicht, sondern kommt wieder auf. Der Oberst überredet ihn, sich für einige Zeit auf seine Güter zurückzuziehen, bis sich eine Gelegenheit fände, die Sache zu repariren. Der Officier geht darauf ein; allein seine Erben haben die amtliche Anzeige seines Todes gelesen, wollen ihn schlechterdings nicht als lebendig anerkennen und verlangen, trostlos über den Verlust ihres Verwandten, in den Besitz seiner Güter eingesetzt zu werden. Der officiell Todte und wirklich Lebendige merkt, daß ihm ein zweiter Tod und zwar nicht nach Befehl, sondern aus Hunger bevorstehe, reis't nach Petersburg zurück und legt dem Kaiser die ganze Geschichte in einer Bittschrift dar. Paul schreibt auf den Rand derselben: „Maßen über den Herrn Officier bereits ein allerhöchster Befehl erlassen wurde, so wird ihm seine Bitte — (um Wiederbelebung, d. h. amtliche Anerkennung seines Lebendigseins) — als unstatthaft abgeschlagen." Zarismus locutus est.

Wie im Innern, so experimentirte Paul auch nach außen in einer Weise, deren für Russland bedenkliche Folgen bald um so auffälliger hervortreten mussten, als gerade da-

mals Bonaparte, der zugleich kühnste und kühlste Rechner, seine Europa umwühlende Laufbahn begonnen hatte. Die russische Aristokratie konnte es nicht ertragen, daß das durch Katharina so lange behauptete Uebergewicht ihres Landes durch Paul einem vollständigen Ruin entgegengeführt wurde und daß ihre Existenz, ihr Einfluß, ihr Besitz, ihr Ansehen durch die täglich und stündlich wechselnden Launen des Kaisers unberechenbaren Gefahren bloßgestellt waren. Sie gewöhnte sich, den Zaren als einen Wahnsinnigen anzusehen, und man muß gestehen, nicht ohne Grund; denn, lichte Zwischenpausen abgerechnet, sprach und handelte Paul wie ein seines Verstandes Beraubter. In Wahrheit, sein Regiment war tollgewordener Absolutismus, der selbst seine tüchtigsten Werkzeuge nicht schonte. Ich erinnere nur daran, wie roh undankbar Paul den von ganz Russland angebeteten Suwarow zu Tode kränkte.

Schon im J. 1800 hatte sich in den vornehmen Kreisen der russischen Hauptstadt die Ueberzeugung gebildet, daß es so nicht länger fortgehen könnte, und daß man ein Ende machen müsste. Diese Ueberzeugung gestaltete sich rasch zu einer Verschwörung. Mittelpunkt derselben war der Graf Peter Ludwig von Pahlen, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich Generaldirektor der Posten, Generalgouverneur von Petersburg und Haupt der geheimen Polizei. Seine ersten Mitverschworenen waren der Vicekanzler Graf Panin, ein Neffe des Panin von 1762, der Admiral Rivas und der General Talizin. Nach und nach wurden dann in das Komplott eingeweiht die Brüder Platon, Valerian und Nikolaus Zubow, der General Bennigsen, mehrere andere Generale, Obersten und Subalternofficiere. Die Anzahl der Verschworenen wurde so groß, daß das Geheimniß kaum bewahrt werden konnte und ein ziemlich bestimmtes Gerücht von der Verschwörung dem Zaren zu Ohren kam. „Ich weiß, — sagte er zu Pahlen — daß man mir an das Leben und mir das Schicksal meines Vaters bereiten will.“ Aber Pahlen, dem der verblendete Fürst unbedingt vertraute, beschwichtigte ebenso

listig als kühn die Besorgnisse seines Gebieters und beeilte die Ausführung des Anschlags.

Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur annehmen, daß die Absicht Pahlens und der besseren seiner Mitverschwörer nur auf die Thronentsetzung Pauls abzweckte, — eine Annahme, die um so statthafter ist, als der Großfürst-Thronfolger Alexander soweit mit dem Plan einverstanden war. Dieses Einverständniß Alexanders ist eine Thatsache, welche einem Zweifel nicht unterliegt. Pahlen, ein Meister der Intrike, hatte es verstanden, dem Kaiser Misstrauen gegen seinen Sohn und diesem Misstrauen gegen den Vater einzuflößen. Er bewies dem Thronfolger, daß Paul des Throns entsetzt werden müßte, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen sollte, und verstärkte die Beweiskraft seiner Gründe durch Vorzeigung eines geheimen Verhaftsbefehls, welchen der Zar auf gewisse Fälle hin gegen seine beiden ältesten Söhne Alexander und Konstantin ausgestellt und ihm, dem Grafen Pahlen, anvertraut hatte. Es ist gewiß, daß Alexander nur nach längerem Sträuben seine Einwilligung in die Absetzung seines Vaters gab; aber es ist auch gewiß, daß er sie gab. Bei seiner Sinnesweise ist mit Bestimmtheit zu sagen, daß er sich von dem Leiter der Verschwörung alle denkbaren Garantieen für das Leben des Zaren geben ließ; aber konnte er, alles zusammengehalten, an die Möglichkeit solcher Garantieen glauben? Er muß es gekonnt haben, denn er glaubte wirklich daran.

12.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 wurde der Schlag geführt. Die Verschworenen speisten Abends bei ihren verschiedenen Führern und versammelten sich dann beim General Talizin, wo Pahlen sie anfeuerte und die

letzten Verabredungen getroffen wurden. Bennigsen und die Zubows sollten die Ausführung des Hauptmoments der beabsichtigten Palastrevolution übernehmen, d. h. der Person des Kaisers sich bemächtigen und denselben zur Abdankung zwingen. Von einem Morde wurde natürlich mit keiner Silbe gesprochen und es ist möglich, daß sogar Pahlen jetzt noch der Selbsttäuschung sich hingab, die Thronveränderung würde sich ohne einen solchen bewerkstelligen lassen. Aber wer diese von Haß entflammten und überdies halb oder ganz vom Weine trunkenen Verschwörer hätte betrachten können, als sie sich anschickten, nach dem michailow'schen Palast aufzubrechen, würde ohne Zweifel in den Blicken der meisten den Entschluß gelesen haben, Paul den Ersten nicht schonender zu behandeln, als Peter der Dritte behandelt worden war.

Die Rollen waren so gut vertheilt, alle Veranstaltungen so umsichtig getroffen worden, daß das Gelingen des Unternehmens zum voraus gesichert war. Dennoch behielt sich, wie bekannt, der schlaue Pahlen für die Möglichkeit eines Fehlschlags eine Hinterthüre offen, indem er für seine Person sich wohl hütete, in dem michailow'schen Palast früher zu erscheinen, als alles vorüber war .... Ohne irgendwelchen nennenswerthen Widerstand zu finden, gelangte eine auserlesene Bande der Verschwörer bis in das Schlafgemach und vor das Bett des schlafenden Kaisers. Aus welchen Personen diese Bande bestand, darüber herrscht Widerspruch in den Angaben der Quellen; jedoch kann mit ziemlicher Sicherheit berichtet werden, daß die eigentliche Sturmkolonne des Komplotts zusammengesetzt war aus den Brüdern Platon, Valerian und Nikolaus Zubow — (einer der beiden letzteren hatte noch mit dem Zaren zu Nacht gespeist) — ferner aus den Generalen Bennigsen und Tschitscherin und den Gardeofficieren Mansurow, Tatarinow, Skariatin und Jeschwel. Daß wenigstens der eine oder der andere dieser Männer, vorab Bennigsen, auf das äußerste gefasst und zum äußersten entschlossen war, darüber lässt der Verlauf der folgenden Scene gar keinen Zweifel übrig. Diese

Leute waren keineswegs gutmüthige Phantasten und Idealisten, wie der Großfürst-Thronfolger Alexander damals und noch etliche Jahre lang später einer gewesen ist.

In großer Uniform, die Hüte auf dem Kopfe und die Degen in der Hand, treten Fürst Zubow und General Bennigsen vor das Bett des überfallenen Kaisers und sagen: „Sire, Sie sind verhaftet.“ Der Ueberraschte, Bestürzte richtet sich auf und fragt, was denn das zu bedeuten habe, worauf man ihm sagt, daß er der Krone entsagen müsse. Paul schweigt, kochender Brust, und die Farben wechseln schnell auf seinem Gesicht. Also Bennigsen wieder: „Sire, bedenken Sie, es handelt sich um Ihr Leben, falls Sie sich nicht darein fügen, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen.“ In diesem Augenblicke entsteht ein Geräusch an der Thüre. Bennigsen geht, sie zu verschließen. Dies benützt der Zar, um aus dem Bett und hinter einen großen Ofenschirm zu springen. Einer der Officiere eilt ihm nach und packt ihn an der Kehle. Bei dem dadurch entstandenen Tumult muß das Licht verlöscht sein. Man ist im Dunkeln und Bennigsen sagt noch einmal: „Sire, unternehmen Sie nichts, es handelt sich um Ihr Leben.“ Paul hat sich von der Faust seines Angreifers losgemacht und schlüpft hinter die Fahnen der Garderegimenter, welche stets in seinem Schlafzimmer stehen, und hinter den Fahnen weg ins Kamin, in dessen Rauchfang er eine Strecke weit emporklimmt.

Einen Augenblick glauben die Verschworenen, ihr Opfer sei entwischt, und laufen rathlos durcheinander. Aber man bringt Licht, bei dessen Schein der Zar im Kaminschlot entdeckt wird. Man fasst ihn bei den Beinen und zieht ihn herab und heraus. Folgt nun ein wildgroteskes Vorspiel zur Tragödie. Paul, wie jedermann weiß, eine abschreckend hässliche Figur, steht im bloßen Hemde, über und über berußt, inmitten der Verschwörer und hebt an zu peroriren und zu gestikuliren. Sie ergötzen sich und lachen eine Weile über sein Aussehen und Gebaren. Dann aber zwingen sie den Halbnackten, sich an einen Tisch zu setzen

und die von ihnen mitgebrachte Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. Während er dies thut, sagt Bennigsen zu den andern: „Messieurs, on ne peut pas faire d'omelette sans casser des oeufs.“ Damit war das Stichwort gegeben. Jeschwel schlägt den Kaiser zu Boden. Er rafft sich noch einmal auf und ringt mit den auf ihn eindringenden Mördern verzweifelt um sein Leben. Aber sie werfen ihn nieder, bringen ihn unter sich, Skariatin schlingt seine Officiersschärpe um den Hals des Ueberwältigten und der Graf Nikolaus Zubow vollzieht mittels derselben die Erdrosselung ..... Wäre bei so Schrecklichem ein Scherz gestattet, müsste man sagen, daß die Zaren aller Reußen vollwichtige Ursache hätten, Servietten und Schärpen zu scheuen.

Valerian Zubow begab sich von der Mordstätte weg zu dem Großfürsten Alexander und meldete diesem, Kaiser Paul der Erste habe der Regierung entsagt und sei — gestorben. Natürlich konnte der Prinz bei bewandten Umständen keinen Augenblick in Zweifel sein, daß man seinen Vater habe sterben gemacht. Wurden doch die Einzelnheiten des Mordes binnen wenigen Stunden in ganz Petersburg bekannt, da mehrere der Mörder ihrer Missethat ganz offen und pralerisch sich rühmten. Alexander gerieth in Verzweiflung und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Aber Pahlen entriß ihn der Hingabe an seinen aufrichtigen Schmerz, indem er ihn mit den Worten: „Dies kindische Weinen hat lange genug gedauert; es ist Zeit, daß Sie die Regierung antreten!“ fortzog, um den vor dem Winterpalast aufgestellten Truppen den neuen Kaiser vorzustellen.

Alexander der Erste ist jedoch den schwarzen Schatten, welchen der von ihm wenigstens mittelbar zugelassene furchtbare Ausgang seines Vaters in sein Dasein geworfen, nie wieder losgeworden. Ohne daß er mit vorragenden Talenten und außergewöhnlichen Eigenschaften begabt gewesen wäre, haben ihm seine Stellung und die Gunst der Umstände eine weltgeschichtliche Rolle von höchster Bedeutung

zugewandt. Aber der als „Befreier Europa's“ Bejubelte war kein Glücklicher, denn ein Wurm, der nicht starb, nagte ihm am Herzen. Er konnte nie und nimmer die Nacht vom 23. März 1801 vergessen. Auch sein Privatleben war nicht glücklich. Der General Friedrich von Gagern hat in seinem unschätzbaren Reisetagebuch aus Russland vom Jahre 1839 folgendes erzählt: „Kaiser Alexander behandelte seine Frau mit Achtung und hatte auch Freundschaft für sie; aber die Kaiserin war nicht klug genug oder zu sehr Weib, um seine kleinen Untreuen zu verzeihen oder keine Kenntniß davon haben zu wollen. Sie boudirte, refusirte und so gewöhnte sich der Kaiser an die gänzliche Trennung. Er attachirte sich an Madame Narischkin, eine Polin. — Polonaise, wie mein Berichterstatter sagte, donc belle, gracieuse et intriguante. Er hatte von dieser eine einzige Tochter, lebte mit ihr wie mit seiner Frau und brachte seine Abende bei ihr zu. Einstens überraschte er Madame Narischkin in den Armen des Grafen Branitzki. Dieser klagte sich an, machte den Zerknirschten, sagte, er wolle sich auf ewig aus dem Angesichte des Kaisers verbannen u. s. w. Der Kaiser ganz gelassen: Comte Branitzki, ma voiture est à la porte, suivez-moi. Und als sie zusammen im Wagen saßen, fuhr der Kaiser fort: Vous avez détruit mon bonheur domestique, mais ne craignez rien; je ne veux pas même que vous vous éloigniez de la cour. Vous avez fait votre métier d'homme, et à votre place j'aurais peutêtre fait autant, je vous pardonne. Quant à Madame Narischkin, elle m'a trahi, je ne puis plus l'aimer ni l'estimer; mais parce-qu'elle est la mère de mon unique enfant, je ne veux pas la quitter. Diese Tochter starb, als sie elf Jahre alt war. Der Kaiser sah das als eine Strafe des Himmels an und wurde bigot und mystique. Der Tod der Tochter zerriß das Band, das ihn an Madame Narischkin knüpfte. In den folgenden Jahren hatte er nur noch petites-filles de toutes les nations, die er oft wechselte und die mit schweren Bußübungen Hand in Hand

gingen." .... Weltmüde und menschenscheu ist der Zar am 1. December 1825 zu Taganrog gestorben, nachdem ihm seine letzten Tage noch verbittert worden waren durch das Wissen vom Bestehen einer Verschwörung in der Armee, ganz ähnlich der, welche seinem Vater Krone und Leben geraubt hatte ....

„And thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!"

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Menschliche Tragikomödie.

Sechster Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Sechster Band.

. J'ai toujours eu médiocre opinion de l'espèce humaine, mais je l'ai trouvée presque toujours un peu plus bête que je ne me l'étais figurée.

Mérimée.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Inhalt des sechsten Bandes.

	Seite
Mathilde von Dänemark	1
Die Hexe von Glarus	49
Beaumarchais	70
Das rothe Buch	127

Mathilde von Dänemark.

Ihr himmlischen Mächte,
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr lasst uns Arme schuldig werden:
Dann überlasst ihr uns der Pein . . . .

Göthe.

1.

Am 5. August des Jahres 1737 wurde in der alten Saalestadt Halle dem strenggläubigen Pastor Struensee, welcher später als erster Prediger nach Altona und dann im Jahre 1760 als Generalsuperintendent von Schleswig-Holstein nach Rendsburg kam, ein Sohn geboren, dem er bei der Taufe die Namen Johann Friedrich gab. Am 29. Januar 1749 gebar die erste Gemahlin des Königs Friedrichs des Fünften von Dänemark einen Prinzen, welcher unter dem Namen Christians des Siebenten der Nachfolger seines Vaters ward. Am 22. Juli 1751 gebar Auguste von Sachsen-Gotha, die Witwe des kurz zuvor gestorbenen Prinzen Friedrich von Wales, ältesten Sohns Georgs des Zweiten, eine Prinzessin, welche den Namen Mathilde erhielt [1]).

---

1) Dieser Essay wurde 1860 geschrieben. Seither erschien die bekannte Arbeit von L. F. Flamand und auf diese, sowie auf bis dahin ungedruckte Originalakten basirte G. F. von Jenssen-Tusch sein Buch „Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von

Wer hätte diesen drei Kindern an ihren Wiegen gesungen, wie unheilvoll ihre Schicksale sich verknüpfen sollten! Diese Verknüpfung ist ein vollständiger Roman; aber ein Roman mit tragischem Ausgang, also einer jener Romane, wie nicht die Phantasie, sondern die Muse der Geschichte sie zu dichten pflegt, einer jener wahrhaft und wirklich historischen Romane, deren Ausgang nicht der Hochzeitsjubel, sondern Mord und Entsetzen bezeichnet und wo schließlich statt des Brautbettes das Schaffot aufgeschlagen wird.

Unter den vielen durch den tollen Traum eines germanisch-römischen Kaiserthums veranlassten Unterlassungssünden unserer mittelalterlichen Kaiser ist das Versäumniß, Dänemark, dieses natürliche Zubehör und Anhängsel Deutschlands, entschieden und nachhaltig zu germanisiren, eine der beklagenswerthesten und in ihren Folgen bis auf den heutigen Tag herab schmerzlichsten gewesen. Dänemark war mit den deutschen Herzogthümern Schleswig-Holstein-Lauenburg zu groß zum sterben, ohne dieselben ist es zu klein zum leben. Die dänische Eitelkeit, bekanntlich ein kolossales Ding und eine vorragendste Eigenschaft des dänischen Nationalcharakters, wird das nicht zugeben wollen, es ist aber dennoch eine unbestreitbare Thatsache. Man betrachte die ganze Geschichte Dänemarks und überall wird sie sich als die eines auf lauter Zufälligkeiten begründeten, in sich kern-

---

Dänemark und die Grafen Struensee und Brandt" (Leipzig, 1864). In der Vorrede polemisirte der Verfasser gegen meine Auffassung und Darlegung der Beziehungen zwischen Struensee und Mathilde. Aber gerade das fleißige Buch des Herrn von Jenssen-Tusch hat mich in meiner Ansicht noch mehr bestärkt, so bestärkt, daß ich mich nicht bewogen fühle, auch nur ein Jota davonzuthun. Wäre es doch, alles zusammengehalten und unbefangen angesehen, ein wahres Wunder gewesen, wenn der Minister und die Königin nicht zur intimsten Vertraulichkeit gelangten. Wunder gibt es aber wohl in Göttermythen und Heiligenlegenden, nicht aber in der Wirklichkeit des Lebens und der Geschichte. Der bekannte angebliche Sterbebettbrief Mathilde's an ihren Bruder, Georg den Dritten, beweis't gar nichts; denn er trägt den Stämpel der Unechtheit an der Stirne und ist nur ein noch dazu sehr ungeschickt gemachtes Fabrikat englischer Hofpublicistik.

und haltlosen Staates darstellen. Dänemark hat viele tüchtige, sogar etliche geniale Männer hervorgebracht, keine Frage; aber selbst in den größten Ekstasen seiner Eitelkeit konnte es niemals mit Ueberzeugung von sich sagen, was jener alte Norweger zu dem brutalen Bekehrer Olaf sagte: „Ich glaube an mich!“ Daher war Kopenhagen von jeher, was es noch heute ist: ein Lieblingsschauplatz diplomatischer Intrikenspiele. Nicht weniger aber auch die Stätte hastig und fahrig unternommener politischer Experimente, welche den Staat zwischen ultradespotischen und ultraliberalen Extremen hin- und herwarfen.

Bis ins neunzehnte Jahrhundert herab war in Dänemark das deutsche Kulturelement das herrschende und alles, was dort an wirklicher Bildung vorhanden, ist desshalb deutsch in Wesen und Form. Die deutsche Geistesobmacht war auch bis zur neuesten Zeit unter den Dänen so anerkannt, daß die bedeutendsten Männer ihrer Literatur, die Baggesen, Oehlenschläger, Hauch und Andersen, ihren größten Stolz darein setzten, deutsch zu schreiben und in der deutschen Literatur mitzuzählen. Wäre Deutschland früher schon eine politische Macht gewesen, statt nur eine „Nation von Denkern“ zu sein, so hätte dieses für Dänemark sicherlich nur heilsame Verhältniß nie in Frage gestellt werden können. So aber zogen in Kopenhagen die deutschen Einflüsse, weil sie eben nur ideelle waren, gegenüber den materiellen der russischen, französischen und englischen Politik stets den kürzern, und wie neuestens Russen, Franzosen und Engländer, wenn es gilt, Deutschland zu benachtheiligen, in dänischen Dingen sich am Ende recht wohl zu vertragen wissen, hat das schandbare londoner Protokoll von 1852 sattsam bewiesen. Freilich, auch zwei deutsche Großmächte haben sich nicht gescheut, ihre Namen unter dieses Aktenstück zu setzen, welches tüchtigste deutsche Volksstämme mit gebundenen Händen der von Russland, Frankreich und England inspirirten dänischen Gewaltherrschaft überlieferte.

Faul war an Dänemark mehr als etwas schon zur Zeit König Friedrichs des Fünften, welcher durch seine zweite

Heirat mit Juliane von Braunschweig, die ihm den an Körper und Geist nur halbfertigen Prinzen Friedrich gebar, ein weiteres böses Verhängniß in sein Haus brachte. Denn das über die maßen ehr- und herrschsüchtige Weib konnte von Anfang an den Gedanken nicht ertragen, daß dereinst nicht ihr Sohn, sondern der einer anderen, ihrer Vorgängerin, den Thron einnehmen sollte. Und Juliane war zu fürchten, denn wennschon beschränkten Geistes, verstand sie doch zweierlei: — die Kunst, zu hassen, und die noch schwerere, Zeit und Gelegenheit zur Befriedigung ihres Hasses abzuwarten. Sie hasste ihren Stiefsohn Christian und es sollte eine Stunde kommen, wo dieser lange hinuntergewürgte Haß zu offenem Triumph ausschlug.

Es ist eine der bedeutsamsten, aber immer noch zu wenig betonten Thatsachen des 18. Jahrhunderts, daß vom Beginne desselben an bis gegen die Epoche der großen Eruption von 1789 hin die Völker durch die Fürsten zum Revolutionsmachen recht eigentlich angeleitet wurden. Die ganze bezeichnete Periode erfüllte der Tumult des Wühlens und Umwälzens von oben herab. Die Reste der mittelalterlich-ständischen Verfassungen standen einem absoluten Monarchismus im Wege, wie solchen Ludwig der Vierzehnte zu einem verlockenden Muster und Vorbild gemacht hatte. Daher überall, selbst England nicht ausgenommen, das revolutionäre Streben der Herrscher, die ständischen Rechte auf leere Formen zurückzuführen oder auch ganz zu vernichten, um die souveräne Willkür der fürstlichen Persönlichkeit zum einzigen Motiv des Staatslebens zu machen. Jedermann weiß, daß diese monarchische Wühlerei mit sehr wenigen Ausnahmen vollständig gelang. Ebenso, daß ungefähr vom Jahre 1740 an der so begründete Despotisme brutal zum Despotisme éclairé sich umwandelte, dessen Helle freilich in vielen Fällen nur die eines Pfenniglichtes war. Man hat überhaupt den sittlichen und politischen Gehalt des vielgepriesenen „aufgeklärten Despotismus", selbst des von einem großen Fritz gehandhabten, nach seinem wahren Werth erst dann schätzen gelernt, als er, von 1792 bis 1806,

von Valmy bis Jena, im Zusammenstoß mit der revolutionären Volkskraft so jämmerlich zu schanden worden war.

Auch in Dänemark hatte eine Revolution von oben herab schon im 17. Jahrhundert stattgefunden (1660), welche die ständische Verfassung vernichtete, die Privilegien des Adels nur noch dem Volke, nicht mehr der Krone gegenüber aufrecht erhielt und den unbeschränkten Sultanismus herstellte. Indessen der neue Sultan, König Friedrich der Fünfte, war nur mehr ein scheinbarer als wirklicher. Je nachdem die Vertreter der fremden Höfe zu Kopenhagen über mehr diplomatische Feinheit oder auch über mehr diplomatische Brutalität, über mehr Gewandtheit im Ränkespiel oder auch über mehr Geld zu verfügen hatten, war die Macht bald beim russischen, bald beim französischen Gesandten, mitunter auch beim englischen, welche abwechselnd die dänischen Minister und durch diese den König gängelten oder kommandirten. Wie da gewirthschaftet wurde, läßt schon der Umstand errathen, daß gegen 1400 französische Abenteurer, meist von der niedrigsten Sorte, im dänischen Civil- und Militärdienst angestellt waren. Der Gesandte Frankreichs hatte dem König unter anderen vortrefflichen Franzosen auch einen Künstler empfohlen, der eine Statue des Fürsten anfertigte, welche nach und nach 700,000 Thaler kostete, ohne fertig zu werden. Als Friedrich der Fünfte i. J. 1766 starb, befand sich der Staat in trostloser Zerrüttung. Heer und Flotte verkommen, die Staatsschulden furchtbar angeschwollen, die Steuerkraft des Landes erschöpft, die Sitten der höheren Klassen verpestet, die unteren ausgesogen, verarmt und murrend. In dieses Chaos von Frivolität, Noth und Unzufriedenheit sollte der erst siebzehnjährige neue König Ordnung bringen. Man hoffte auf ihn als auf einen Regenerator Dänemarks.

2.

Die auf Kronprinzen gestellten Hoffnungen unglücklicher Völker sind, wie das in der Natur der Sache liegt, gewöhnlich so überstiegen, daß sie schlechterdings nicht in Erfüllung gehen können. Christian der Siebente jedoch hatte als Kronprinz in der That zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigt. Er war unter strenger vielleicht nur zu strenger Leitung zu einem wohlgestalteten, geistig aufgeweckten und gebildeten Jüngling herangewachsen. Wir legen nicht sehr großen Werth darauf, daß der Prinz zu Anfang des Jahres 1763 in Gegenwart des Königs und der höchsten Staatsbeamten in den wissenschaftlichen und literarischen Disciplinen „mit bestem Erfolg und großem Beifall" ein Examen bestand. Man weiß ja, wie es bei solchen Prüfungen herzugehen pflegt. Dagegen betonen wir, daß der englische Gesandte im März 1764 an seinen Hof über den Prinzen berichtete: „Er hat ein angenehmes und männliches Aeußere, eine ausgezeichnete und einnehmende Gestalt, eine mit Würde verbundene Gewandtheit und Umgänglichkeit" — und daß der französische Gesandte wenige Tage vor dem Tode Friedrichs des Fünften nach Paris schrieb: „Der Kronprinz ist sehr liebenswürdig und von einnehmendem Aeußern. Er besitzt Feinheit, Geist und Klugheit. Man hat ihn sehr gut erzogen und mit Erfolg unterrichtet. Er versteht vollkommen dänisch, deutsch, französisch und so ziemlich lateinisch."

Freilich ist das hier dem Prinzen gespendete Lob einer guten Erziehung sofort zu beschränken, denn man hatte dabei unabsichtlich oder absichtlich die Hauptsache vergessen, nämlich den jungen Menschen für seine künftige Bestimmung zu erziehen. Man hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, sich über die Zustände des Landes zu unterrichten, welches er künftig als absoluter Monarch regieren sollte: er hatte, bevor er König wurde, niemals mit öffentlichen Geschäften sich befaßt, ja sogar niemals einer Rathsversammlung angewohnt. Man hatte auch unterlassen, ein lebhaftes Be-

wusstsein seiner Pflicht in ihm zu erwecken und zu befestigen. Es war viel natürliche Begabung in ihm, selbst ein Stück Genialität, er wusste auch etwas, manches sogar; aber er wusste gerade das nicht, was er am meisten hätte wissen sollen. Ihm mangelte die Kenntniß vom Ernste des Lebens, von der Bedeutung der Arbeit und der Pflicht und — er hatte das Unglück, mit siebzehn Jahren ein unumschränkter König zu werden. Ob als unreifer oder als überreifer Knabe auf den Thron gelangt, gleichviel, das allein schon musste ausreichen, ihn zu Grunde zu richten.

Im Vorgefühle herannahenden Todes hatte Friedrich der Fünfte lebhaft gewünscht, den Kronprinzen verheiratet zu sehen, und die zu diesem Zwecke begonnenen Unterhandlungen mit dem englischen Hofe waren i. J. 1765 in lebhaftem Gange. Es war nämlich zur Braut Christians die damals vierzehnjährige, schöne, anmuthige und geistvolle Prinzessin Karoline Mathilde ausersehen worden, Schwester König Georgs des Dritten. Im Juli genannten Jahres kam das Bildniß des jungen Mädchens von London herüber und wurde über dem Schreibtische des dänischen Kronprinzen aufgehangen. Er betrachtete es „mit Vergnügen“ und gab seinen Beifall und seine Zustimmung „in Ausdrücken des Entzückens“ zu erkennen. Auch noch im Mai 1766, als er bereits König war, erwartete Christian, wie es schien, von dieser Verbindung sein Lebensglück. Der englische Gesandte schrieb damals: „In diesem Augenblicke wünscht der König ungeduldig die Vollziehung seiner Heirat, und da er bis jetzt nicht in anderer Weise eingenommen ist, so hat man große Ursache zu glauben, er werde zufrieden sein, in dieser Verbindung sein Glück zu finden.“

Im Spätherbste von 1766 kam die fünfzehnjährige Braut in Kopenhagen an. Ihr Auftreten war ein sehr gewinnendes und höchst erfreut berichtete der englische Gesandte: „Die Prinzessin scheint überall, wo sie sich zeigt, Beifall und Liebe zu gewinnen, und ihre näheren Umgebungen preisen einstimmig und aufs höchste ihre Gemüthsart und ihr Benehmen.“ Das englische Kabinet traute aber diesem En-

thusiasmus nicht so ganz. Die Jugend der Prinzessin musste um so mehr Besorgniß erwecken, da auch der König, ihr Gemahl, doch so zu sagen noch ein Kind war. Es erging daher vom Hofe von St. James an den englischen Agenten in Kopenhagen als Antwort auf dessen obige Auslassung die warnende Aeußerung: „Ihre Majestät tritt in den wichtigsten Abschnitt ihres Lebens. Sie ist in so zartem Alter fast einsam in einen fremden, weiten Ocean hinausgeschleudert, wo es nöthig sein dürfte, die höchste Sorgfalt und Klugheit anzuwenden und mit besonnener Genauigkeit zu steuern, damit sie zugleich die Liebe ihres Hofes und Volkes gewinne und die Würde der hohen Stellung zu bewahren wisse, zu welcher die Vorsehung sie berufen hat."

Die Warnung war nicht ohne Grund. Es drängt sich die Annahme auf, daß Christian in der Zeit zwischen seiner Verlobung und Vermählung doch „in anderer Weise eingenommen worden sei". Wie wäre das auch anders möglich gewesen, da den aus der Schulstube plötzlich auf den Thron erhobenen jungen König die höfische Gemeinheit und Betriebsamkeit gewiß mit Versuchungen umgeben hat, welchen ein bisher streng gehaltener und dann ohne Vorbereitung zum Vollgenuß der Macht gelangter Knabe von siebzehn Jahren unschwer erliegen musste? Alles zusammengehalten, stehe ich nicht an, zu behaupten, daß gerade zur bezeichneten Zeit die schlimmsten Einflüsse auf die Sinne und den Geist des jungen Fürsten geübt worden sein müssen, und das folgende bestätigt meine Behauptung. Am 8. November 1766 fand die Vermählung Christians des Siebenten mit Mathilde statt und schon am 25. November hatte der scharfblickende französische Gesandte Ogier Veranlassung, nach Paris zu berichten: „Die Prinzessin hat auf das Herz des Königs fast gar keinen Eindruck gemacht und würde auch bei noch größerer Liebenswürdigkeit dasselbe Schicksal gehabt haben. Denn wie könnte sie einem jungen Fürsten gefallen, der alles Ernstes glaubt, es gehöre nicht zum guten Ton (n'est pas du bon air), seine Frau zu lieben?" Eine hübsche Probe fürwahr von den Wirkungen der im 18. Jahr-

hundert unbedingt giltigen Maitressenlehre. Man sieht, der arme Christian hatte binnen wenigen Monaten einen reißend schnellen Kursus in dem Sittenverderbniß seiner Zeit mit Erfolg durchgemacht.

3.

Die junge Königin, lebhaften Geistes, gutmüthig, harmlos, nur nach den ihrem Alter so natürlichen Fröhlichkeiten und Zerstreuungen dürstend, würde sich begnügt haben, die Frau ihres Mannes zu sein, wenn eben Christian der Mann seiner Frau gewesen oder vielmehr geblieben wäre. Denn daß er sich wenigstens anfangs eine Weile lang bemühte, es zu sein, bewies die Geburt des Kronprinzen, welchen Mathilde am 22. Januar 1768 zur Welt brachte und der nachmals als Friedrich der Sechste König von Dänemark wurde. Allein es steht dessenungeachtet fest, daß es der Königin niemals gelang, einen heilsamen, adelnden Einfluß auf Christian zu erlangen, und die arme junge Frau mußte sich bald tödtlich langweilen an der Seite eines Gemahls, bei welchem wenige Jahre die seltsamste Umwandelung zuwegebrachten.

Um es kurz zu sagen, aus dem geistreichen, ziemlich wissenschaftlich gebildeten, liebenswürdigen und vielversprechenden Prinzen wurde ein Simpel von König, ein Simpel in des Wortes simpelster Bedeutung.

Die Erklärung ist sehr leicht. Wenn ein siebzehnjähriger Junge sich in Ausschweifungen stürzt, wie sie allenfalls ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre wenigstens eine Weile ohne allzu nachtheilige Folgen auszuhalten vermag, so muß die Reaktion der beleidigten Natur eine furchtbare sein .... Hatte Verführung stattgefunden? Ohne Zweifel. Wie jeden Thron, umkroch auch den des jungen

Christian jenes Ungeziefer von vornehmen und geringen Lakaien, in deren Glücksrechnung die Sittenlosigkeit und Thorheit der Fürsten die Kardinalziffer ausmacht. Aber war die Verführung eine systematische? War sie eine politische, d. h. dynastische oder, ohne Umschweife zu sprechen, eine stiefmütterliche Spekulation gewesen? Die Frage drängt sich einem auf, ist aber nicht mit Bestimmtheit zu beantworten. Ich habe mir Mühe gegeben, einige Gewissheit darüber zu erlangen, allein ohne Erfolg. Es ist schlechterdings kein urkundlicher Beweis für die Schuld der Königin-Witwe Juliane nach dieser Richtung hin beizubringen. Und doch würde ich als Mitglied einer Geschwornenbank, welche nach moralischer Ueberzeugung urtheilen darf, keinen Augenblick anstehen, mit voller Gewissensruhe den Wahrspruch: Schuldig! zu geben. Denn es ist Thatsache, daß Juliane ihren Stiefsohn bitterlich hasste, ein Haß, welchen sie auch auf die junge Königin übertrug, seitdem diese einem Kronprinzen das Leben gegeben; und es ist ferner Thatsache, daß die Vortheile, welche aus der Unfähigkeit Christians entsprangen, sein Königsamt zu üben, über kurz oder lang seiner Stiefmutter und ihrem Sohne Friedrich zufallen mussten. Wenn Juliane so rechnete — und die Härte ihres Herzens, die Tücke ihrer Sinnesart bürgen uns dafür, daß sie so rechnete — übersah sie nur, daß sich eine kleine und anfangs gar nicht beachtete Ziffer in ihren Calcul einschob und das ganze Facit desselben in Frage stellte, wenigstens eine Zeit lang.

Die traurige Metamorphose, welche mit dem Könige vorgegangen, verrieth sich zunächst in zwei Symptomen: in einem in aufgedunsener Starkgeisterei sich gefallenden, namentlich gegen religiöse Dinge frivol sich herauslassenden Witz, der sich etwas darauf zu gute that, an etlichen Petrefakten des Ministeriums oder an den Holzköpfen der Anstifter und Theilhaber seiner Orgien eine boshafte Schärfe zu üben; sodann in einer vollständigen Verekelung an allen Geschäften, in einer unbesieglichen Theilnahmelosigkeit für alles Ernste, Rechte und Tüchtige. Die leibliche und geistige

Krankheit war schon zum Stadium der Blasirtheit vorgeschritten, hinter welcher der Blödsinn lauerte.

Wie es bei so bewandten Umständen am dänischen Hofe herging, wie Dänemark regiert wurde, kann sich ein Pessimist leicht vorstellen, ohne daß er der Schwarzseherei beschuldigt werden dürfte. Im Kabinette saßen allerdings ein paar von Männern, welchen sich Tüchtigkeit und Redlichkeit nicht absprechen ließ: die Grafen Reventlow und Tott; aber neben ihnen auch der habsüchtige Ränkespinner Graf Moltke und der ewig zwischen kleinlichen Rücksichten und Bedenken unschlüssig zappelnde alte Baron Bernstorff. Es ist der Segen der Monarchie, daß eine auch nur halbwegs tüchtige Persönlichkeit auf dem Thron unendlich viel leichter als das gewählte Oberhaupt eines Volksstaats das Gute und Fördernde schaffen kann; es ist ihr Fluch, daß ein schlechter Fürst dem ganzen Staatsleben alsbald das Gepräge seiner Nichtswürdigkeit aufdrückt. Der jungen Königin, welche statt auf Lebensgenuß so frühzeitig schon auf Beobachtung und Nachdenken angewiesen war, konnte es nicht entgehen, wie übel es um den Staat bestellt wäre. Dank ihrer englischen Erziehung war sie nicht so dick unwissend und theilnahmelos in politischen Dingen, wie die Frauen des Kontinents damals es waren und der ungeheuren Mehrzahl nach wohl noch heute sind. Als Königin und Mutter musste sie sich aufgefordert fühlen, die Hand an das Steuerruder zu legen, welches die schlaffe Hand ihres Gatten mit Ekel von sich gestoßen hatte. Es fehlte der armen jungen Frau auch nicht an einiger Gabe zum Regieren, wohl aber fehlte ihr Erfahrung, sowie die gehörige Dosis von Menschenkenntniß und Menschenverachtung. Wäre letztere nicht ein unumgängliches Zubehör der Regierungskunst, wie erklärte es sich, daß die Menschen gerade von ihren größten Verächtern, den schamlosesten Despoten, am willigsten sich regieren lassen? Man werfe mir nicht ein: nur eine Weile. Diese „Weile“ war und ist oft sehr lang und alles Menschliche währt ja überhaupt nur eine kürzere oder längere Weile.

Da schon im Jahre 1768, während die Königin-Witwe Juliane draußen im Schlosse Friedensburg schmollte und maulte und lauerte, einer bissigen Spinne gleich bereit, bei gegebener Veranlassung aus dem Winkel ihres eifrigst gewobenen Intrikennetzes hervorzubrechen, — ja, da schon im Jahre 1768 Mathilde sich versucht fühlte, ihre schönen kleinen Hände in Staatssachen zu mischen, so ist es zwar nicht ausgemacht, aber ziemlich wahrscheinlich, daß sie auch den Anstoß zu dem Versuche gab, den König mittels einer Reise in fremde Länder aus seiner physischen und moralischen Versunkenheit aufzustacheln. Wenigstens war dieser Reisegedanke ein echtenglischer, obgleich gerade die Engländer neben den Franzosen mit dem wenigsten Nutzen reisen, weil sie, während die Franzosen in ihrer Eitelkeit überall bloß sich selber sehen, eingeeis't in die Vorurtheile ihres John-Bullismus häufig nur als zweibeinige Traveller-Books durch die Welt stelzen. König Christian ging also auf Reisen oder wurde vielmehr auf Reisen gegangen. Er durchfuhr in den Jahren 1768 und 1769 Deutschland, Frankreich, Holland und England, allwo ihn die Universität Oxford zum Doktor der Rechte promovirte, welche Doktorpromotion gleich vielen andern oxforder Doktorpromotionen der Genius der Narrheit auf einer der lachendsten Seiten seiner Memorabilien verzeichnet hat.

Die Reise that wirklich einige Wirkung auf den beklagenswerthen Monarchen. Er gab sich unmittelbar nach seiner Heimkehr mit mehr Anstand und Würde, bezeigte einiges Interesse an ernster Unterhaltung und schob wenigstens die Geschäfte nicht unbedingt beiseite. Schon glaubte die arme Mathilde an eine günstige Veränderung; allein dieser Glaube konnte kaum etliche Wochen bestehen. Die alten schlimmen Gesellen umgaben wieder den König und mit ihnen kehrten auch die alten Thorheiten und Laster, die albernen Spiele und Ausschweifungen wieder zurück. Die Königin, welche bislang ihre Tugend und ihren Ruf so fleckenlos bewahrt hatte, daß selbst die Verleumdung, ja, was noch mehr sagen will, selbst Giftspinne Juliane

denselben nicht anzutasten wagte, musste mit bitterem Schmerze zusehen, wie Christian den letzten Rest seiner Geisteskräfte vergeudete in einem Kreise von zugleich knabenhaften und schamlosen Bakchanalien und Orgien, deren Ceremonienmeister der junge Graf Holk war.

In diesem Wüstlingstreiben wurde Christian der Blasirte Christian der Blödsinnige. Man musste, um dem Volke den Anblick eines Königs dieser Art zu entziehen, schon jetzt Einrichtungen treffen, welche nachmals unter der faktischen Regentschaft der Königin und ihres Günstlings, dann unter der Juliane's und ihrer Kreaturen, endlich unter der des Kronprinzen lange Jahre bestanden haben. Adam Oehlenschläger hat aus bester Quelle in seinen Lebenserinnerungen folgende charakteristische Züge aus der Krankheitsgeschichte des Königs überliefert. Mitunter hielt es ziemlich schwer, ihn zu der Königsarbeit des Unterschreibens zu bewegen. Wenn man ihm aber das Wort „Absetzung" drohend ins Ohr flüsterte, wurde dem armen Simpel angst und bange und er unterzeichnete alles mögliche. Störenden Ausbrüchen seiner Krankheit suchte man durch Vorsicht vorzubeugen. So waren die Pagen angewiesen, bei der Tafel seinen Stuhl festzuhalten, wenn er zuweilen aufstehen wollte, um die andern am Essen zu verhindern. Es war am Hofe verboten, mit ihm zu reden und ihm zu antworten, wenn er fragte, um alle unliebsamen Aeußerungen königlicher Machtvollkommenheit zu hindern, welche Machtvollkommenheit dem Namen nach fortbestehen blieb. Mitunter kamen aber doch wunderliche Ansprüche an dieselbe und wunderliche Auslassungen derselben vor. So lockte ein muthwilliger Page den König eines Tages in einen Winkel und sagte da zu ihm: „Verrückter Rex, mach' mich zum Kammerjunker!" Ein andermal kreirte der König wirklich einen Kammerherrn. Er war nämlich genöthigt worden, für einen Menschen, den er nicht leiden konnte, die Bestallung als Kammerherr zu unterschreiben. Den Augenblick darauf kam einer der Ofenheizer ins Zimmer, angethan mit seinem gelben Wamms, die Mütze mit des Königs Namenszug auf

dem Kopfe, eine Bürde Brennholz auf dem Rücken. „Hör' mal, du, — fragt der König — willst du Kammerherr sein?" .... „Hm, das wäre nicht so übel; aber wie soll ich's anstellen, es zu werden?" .... „Oh, nichts leichter als das. Folg' mir." Und der König nahm den Knecht, wie dieser stand und ging, bei der Hand und führte ihn aus seinem Kabinett in den Sal, wo gerade der ganze Hof versammelt war. Er trat mit seinem Klienten in die Mitte der Versammlung und rief mit lauter Stimme: „Ich ernenne diesen Mann zum Kammerherrn." Weil die Fiktion, Christian der Siebente sei absoluter Landesherr, aufrecht erhalten werden sollte, musste man sich diese Ernennung, worin sich der Humor der Verrücktheit aussprach, schon gefallen lassen; aber man kaufte dem glücklichen Hausknechte seine Kammerherrnschaft um den Preis eines kleinen Bauerngutes ab.

Graf Holk, ein gedankenloser Vergnügling, hatte nicht immer Lust oder Zeit, den blödsinnigen König zu unterhalten. Er überließ ihn daher häufig der Gesellschaft eines Negerknaben und eines Negermädchens, die Christians liebste Spielgefährten waren. Kinder und Narren haben bekanntlich eine gleich heftige Neigung, Unfug zu treiben. Christian Rex und Simplex hatte also seine große Freude daran, unter Beihilfe der beiden Schwarzen im Schlosse Fensterscheiben und Porzellanzeug zu zerschlagen und im Garten die mythologischen Statuen zu köpfen. Zur Abwechselung zerrte, balgte und biß er sich mit dem kleinen Mohren und der kleinen Mohrin auf dem Boden herum. Von Zeit zu Zeit trat auch wohl etwas ein, was einem lichten Momente gleichsah. So trat der König eines Abends plötzlich in eine Galasoirée bei Hofe, winkte der rauschenden Gesellschaft mit der Hand und rief gebieterisch: Stille! Der ganze Schwarm staunte und starrte lautlos und nun stellte sich der arme travestirte Hamlet hin und trug mit hohem Ernst und tiefem Gefühle die Mahn- und Strafode Klopstocks „An die Fürsten" vor. Dies gethan, schlug er die Hände klatschend zusammen, lachte laut auf, drehte sich auf dem

Absatz herum und ging weg .... Es liegt im Wesen des Absolutismus, daß man nicht recht wusste, wie diesem desperaten Dinge beizukommen wäre. Anderwärts, vorab in Russland, wusste man sich in solchen Fällen zu helfen: man „verdünnte" den tollgewordenen Absolutismus mittels vergifteten Burgunders oder auch mittels Servietten und Schärpen. Der König von Dänemark war regierungsunfähig, kein Zweifel; aber seine Person, ob auch eine verrückte, repräsentirte nicht nur, nein, war die Souveränität. So ging denn die Staatsmaschine ihren lotterigen und schlotterigen Gang. Wer gerade Muth oder List genug besaß, in diesem anarchischen, halb blödsinnigen Getriebe das Hauptrad vorzustellen, der konnte es für eine Weile, d. h. gerade so lange, bis ein Muthigerer oder Listigerer über ihn kam. Endlich kam einer, der das Aussehen eines zugleich Muthigsten und Listigsten hatte, und die Königin Mathilde, froh, eine ihrer Meinung nach verlässlichste Stütze gefunden zu haben, eilte, ein Bündniß mit ihm zu schließen.

4.

Neben den Schemen von König trat nämlich die Gestalt eines Mannes, welcher den Muth hatte und das Zeug zu haben schien, das Königsspiel zu spielen, — Johann Friedrich Struensee, im Jahre 1768 als Leibarzt in die Umgebung Christians gekommen und sein Begleiter auf der oben erwähnten Reise. Vor seiner Erhebung zu schwindelnder Höhe voll Klugheit, Geschmeidigkeit, Geduld und Selbstbeherrschung, hatte er seine vertraute Stellung zu dem unglücklichen Monarchen meisterlich zu benützen verstanden. Er war bereits der Herr seines Herrn, als der leichtsinnige Graf Holk noch keine Ahnung davon hatte. Die Art und Weise, wie Struensee diesen officiellen Günstling des geistesschwachen Königs auch inbetreff der Königin überlistete

und bei dieser einen großen Stand gewann, ist sehr bezeichnend für die damaligen dänischen Hofzustände.

Mathilde hatte vollwichtigen Grund, den Grafen als einen Hauptverderber ihres Gemahls zu verabscheuen, und da sie in Struensee nur ein Werkzeug Holks sah, so erstreckte sich ihr Abscheu auch auf den Leibarzt. Der übermüthige Holk machte nun mit dem Hasse der Königin so zu sagen Parade und fand ein knabenhaftes Vergnügen daran, der armen Fürstin die Gegenwart Struensee's so oft als möglich aufzudringen, indem er den König bestimmte, den Leibarzt mitzunehmen, so oft er in die Zimmer seiner Gemahlin ging. Struensee zögerte nicht, die Gelegenheit auszunützen. Er wusste durch ein ehrfurchtsvolles, zartes, an Rührung streifendes Benehmen den in den Augen der Königin funkelnden Zorn bald zu beschwichtigen. Mathilde bemerkte mit wohlgefälliger Ueberraschung, daß ihr vonseiten eines Mannes, welchen sie für einen Feind gehalten, die ehrerbietigste Huldigung entgegengebracht wurde. Im Jahre 1770 war es schon so weit, daß sie ihm vertraute, daß sie einen Freund in ihm sah. Gerade damals handelte es sich darum, dem kleinen Kronprinzen die Pocken einzuimpfen, welche Operation zu jener Zeit als eine unendlich viel wichtigere angesehen wurde denn heutzutage. Struensee vollzog dieselbe mit bestem Erfolge, was ihm das Herz der Mutter gewann, nachdem ihm seine gewandten und glücklichen Bemühungen, Mathilden einen überwiegenden Einfluß auf ihren königlichen Gatten zu verschaffen, bereits das Vertrauen der Königin gewonnen hatten.

Auch die Neigung des Weibes sollte dem Glücklichen nicht entgehen. Nachdem er mit der Leitung der Erziehung des Kronprinzen beauftragt, mit dem Titel eines Konferenzraths ausgestattet und zum Vorleser der Königin ernannt worden war, hatte er in der letzteren Eigenschaft häufige Gelegenheit mit Mathilde allein zu sein. „Solus cum sola non solent orare paternoster." Die alte Kupplerin Gelegenheit that auch hier ihr Werk. Ein Mann in der Blüthe des Mannesalters stehend, fein, gebildet, kenntniß-

reich, gewandt und skrupellos, und eine schöne feurige Frau von neunzehn Jahren, einsam stehend, verlassen, der Form nach an einen entnervten Wüstling gekettet, der aus einem überreizten Knaben zum impotenten Greise geworden, — ach, man weiß aus Dante und Leigh Hunt, was daraus wird, wenn unter Umständen ein Mann und eine Frau allein mitsammen lesen [1]).

---

1) Jeder erräth, daß ich auf die wunderbar schöne Episode von Paolo und Francesca im 5. Canto des dante'schen Inferno hindeute, wo die unglückselige Heldin dem wandernden Dichter erzählt: —

„Noi leggiavamo un giorno, per diletto,
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza alcun sospetto.
Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e sclolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemmo il disiato riso,
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,
La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse —
Quel giorno più non vi legemmo avante."

Der englische Dichter Leigh Hunt, Byrons Freund, hat in seiner in Deutschland wenig bekannten Story of Rimini, einer der elegantesten poetischen Erzählungen, die je geschrieben wurden, den unnachahmlich herrlichen Lakonismus des großen Florentiners nicht unglücklich so praphrasirt: —

„With this the lovers met, with this they spoke,
With this sat down to read the self-same book,
And Paolo, by degrees, gently embrac'd
With one permitted arm her lovely waist;
And both their cheeks, like peaches on a tree,
Came with a touch together thrillingly,
And o'er the book they hung and nothing said,
And every lingering page grew longer as they read.
As thus they sat and felt with leaps of heart
Their colour change, they came upon the part
Where fond Genevra, with her flame long nurst,
Smil'd upon Launcelot, when he kiss'd her first: —
That touch, at last, through every fibre slid;
And Paolo turn'd, scarce knowing what he did,
Only he felt he could no more dissemble,

Schon die Art, wie Struensee und Mathilde zusammengeführt wurden, hat etwas Poetisches, etwas die Phantasie wie das Mitgefühl ansprechendes. Auch ist die Unglücksgeschichte der beiden ohne Frage eine der romantischsten Episoden ihres Jahrhunderts und es bedürfte nur eines dänischen Walter Scotts, um daraus einen historischen Roman ersten Ranges zu formen. Zu einem solchen reicht der Stoff vollauf aus. Aber gerade desshalb musste es misslingen, den Struensee zum Helden der Tragödie zu erheben. Viele Poeten, und darunter ganz hübsche Talente, haben sich mit dieser undankbaren Arbeit abgemüht, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Die Ursache liegt nahe. Struensee war kein Held, nicht einmal ein Original; er war kein Charakter, sondern bloß ein Typus seiner Zeit und, seiner unzweifelhaften Begabung ungeachtet, am Ende aller Enden doch nur ein ordinärer Glückspilz. Nicht allein das Unglück, sondern auch das Glück ist ein „Prüfstein der Gemüther“. Es unterwarf den Mann einer Probe und er bestand sie schlecht. Uebermüthig und maßlos im Glücke, zeigte er sich im Missgeschicke verzagt, feig, niederträchtig sogar. Das Glück, anfangs von ihm nicht ungeschickt benützt, spielte ihm ein Königsskepter in die Hand: er ließ es sich von Leuten, die an Verstand weit unter ihm standen, schmählich wieder entwinden. Eine Königin, jung und schön wie ein Maimorgen, schenkte ihm ihre Liebeshuld: er verrieth sie. Er hatte sich etwas damit gemeint, ein erklärter Freigeist zu sein, und er starb wie ein zerknirschter Pietist. Nein, das war kein tragischer Held. Selbst der Genius

---

And kiss'd her, mouth to mouth all in a tremble.
Oh then she wept, the poor Francesca wept;
And pardon of the pray'd; and then she swept
The tears away and look'd him in the face
And, well as words might save the truth disgrace,
She told him all, up to that very hour,
The father's guile, th' undwelt, in bridal bower,
And wish'd for wings on which they two might soar
Far, far away, as doves to their own shore,
With claim from none. That day they read no more ....“

eines Schiller würde daran erlahmt sein, ihn zu einem solchen zu machen.

Ein beachtenswerther Umstand ist, daß Struensee keineswegs die Eigenschaften besaß, welche man der gewöhnlichen Voraussetzung zufolge besitzen muß, um den Frauen zu gefallen. Er war kein liebenswürdiger Mann im gäng und gäben Sinne des Wortes. Der englische Botschafter, welcher ihm nicht abgünstig war, äußerte in einer Depesche vom April 1771 ausdrücklich, daß Struensee „in seinen Gesprächen nichts von der Lebhaftigkeit und Anmuth zeige, wodurch sich andere den Weg zur Gunst bahnten. Seine Art, sich zu gebaren und auszudrücken, ist trocken und sogar unangenehm, so daß es ein Gegenstand allgemeiner Verwunderung war, wie er es angefangen habe, einen so unbedingten Einfluß auf den König und die Königin zu gewinnen". Ferner schreibt der Gesandte dem Günstling zwar „nicht unbeträchtliche Kenntnisse" zu, spricht ihm aber staatsmännische Befähigung und politischen Takt ab. Es mangelte ihm auch eine ausreichende Einsicht in die dänischen Verhältnisse. Von Eitelkeit sei er ziemlich frei, nicht aber von einem übermäßigen Selbstvertrauen, das nicht selten in „Unverschämtheit" ausarte. Der Gesandte gibt aber doch einen Schlüssel zu dem Räthsel von Struensee's beispiellos schnellem Steigen, indem er betont, daß derselbe „kühn und unternehmend" sei.

Das gefällt bekanntlich den Frauen und gefiel auch der armen Mathilde. Sie merkte nicht, daß Struensee's Muth kein probehaltiger sei. Oder müssen wir ihr Verhältniß zu ihm etwa auf die unliebsame Art der Frauen zurückführen, nur allzu gerne den Schein dem Wesen vorzuziehen? Nichts ist leider gewisser, als daß die Frauen nur zu sehr geneigt sind, das Ordinäre zu bevorzugen, was sich etwelchen Anstrich von Außergewöhnlichem zu geben weiß, und an dem wirklich Bedeutenden theilnahmelos vorüberzugehen, wenn dieses ihrer aus denkträger Phantastik entspringenden Laune nicht gefällig sich darstellen kann oder will. Ach, die weibliche Laune! Sie bestimmt die Neigungen der Frauen in

der Liebe wie in der Literatur. Der große „Herzenskündiger“, ein weisester Dichter, hat uns die Elfenkönigin Titania vorgeführt, wie sie an einen Eselskopf, an einen Eselskopf im wörtlichen und figürlichen Sinn, ihre Zärtlichkeit verschwendet. Ich fürchte, es ist eine leidige Thatsache, daß nicht bloß in Sommernachtsträumen, sondern auch gar häufig in der Wirklichkeit schöne und schönste Hände Eselsköpfe liebkosen. Warum nahmen und nehmen die Clauren und Hackländer, was immer für Namen sie haben mögen, in der Lektüre der Frauen allzeit einen so breiten Raum ein? Weil die Clauren ihren schönen Leserinnen nicht zumuthen, zu denken, und weil sie ihre Nichtigkeit, Hohlheit und Gemeinheit hinter einem mit gleißendem Flitter gestickten Flore zu verstecken wissen. Wehe dem Autor, welcher diesen Flor anzuwenden verschmäht oder vergisst, und wäre es auch nur der Schatten einer Idee von einem Flor. Die Frauen haben durchschnittlich keine Empfänglichkeit und kein Verständniß für die keusche Nacktheit der Schönheit und die herbe Nacktheit der Wahrheit erschreckt sie. Um gerecht zu sein, sie können nichts dafür: es liegt das in ihrer Natur. Es hat wohl nie eine wunderbarere Versinnlichung des „Ewig-Weiblichen“ gegeben als die Venus von Medici. Sie ist hüllenlos, allein sie bemüht sich, wenigstens ihre Hände zu einem Flore zu machen. Ein ungalanterer Mann als ich würde sagen: sie kokettirt mit der Schamhaftigkeit. Etwas Koketterie gehört allerdings zu den Elementen, aus welchen das schönste Wesen der Schöpfung zusammengesetzt ist, genannt Weib. Darum lieben die Frauen Schminken, Krinolinen, Schleier, Masken und Schönpflästerchen aller Art. Das Weib will durchaus mehr scheinen als sein und verlangt das auch von den Männern. Auf der weiten Erde gibt es vielleicht kaum drei Frauen, welche den Shakspeare wirklich und wahrhaft kennen, ehren und lieben. Warum? Weil er die Dinge mit ihren Namen nennt, weil er natürlich ist wie die Natur, nackt, wahr bis in die innerste Fiber.

5.

Mit dem Vorstehenden sollte nicht etwa angedeutet werden, daß Struensee ein Dummkopf und Mathilde eine schamlos sich wegwerfende Frau gewesen sei: sondern nur, daß Liebe und Ehrgeiz Verbindungen eingehen können, welche jeder Berechnung spotten. Daß aufseiten Struensee's keine wahre Liebesleidenschaft im Spiele gewesen — er hatte nichts vom Schlage Romeo's — scheint ausgemacht. Auch die Königin mag anfangs mehr für ihren Ehrgeiz als für ihr Herz von Struensee erwartet haben; denn die schöne Neunzehnjährige hatte sich's in den Kopf gesetzt, zu regieren. Aber nach Frauenart gewann sie das Werkzeug bald lieber als den Zweck und es unterliegt keinem probehaltigen Zweifel, daß die arme Mathilde eine innige und glühende Neigung für ihren Vorleser hegte und diesem alles gewährte, was eine Frau zu gewähren hat.

Im Sommer von 1770 haben sich die beiden gefunden und von da an, anderthalb Jahre lang, mitsammen Dänemark regiert. Mit der Staatsweisheit eines Bekenners der alleinseligmachenden „Encyclopédie“ und mit der Leidenschaftlichkeit einer Frau. Der Beginn dieses Regiments ward markirt durch die plötzliche Entlassung des Grafen Holk, welchen Uneingeweihte noch immer für den allmächtigen Günstling angesehen hatten. An seine Stelle als ersten Hüter und Zeitvertreiber des Königs setzte Struensee zunächst den Kammerjunker Warnstatt, dann den Herrn von Brandt, welchen er nicht zu fürchten hatte und auf den er sich verlassen konnte.

Man muß Struensee bei aller seiner Unzulänglichkeit und bei allen seinen Missgriffen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Beste des Staats wollte. Er war eine leicht, aber nicht unedel angelegte Natur, welche erst durch ein märchenhaftes Steigen und einen plötzlichen Sturz vergemeinert und verniedrigt wurde. Aus viel weicherem und werthloserem Stoffe gebildet als aus dem Metall,

woraus große oder auch nur mittelmäßige Staatsmänner geschmiedet sind, vermochte er weder Glück noch Unglück zu ertragen. Ein Idealist aus der Schule des aufgeklärten Despotismus, begriff er nur das Machen von oben herab, nicht das Pflanzen und Wachsen von unten herauf. Es lag das in der Zeit. Die Staatsraison eines zweiten Friedrich, eines zweiten Josef war im Grunde doch auch nur eine veredelte Schafezuchtspolitik. Wir haben alle Achtung vor diesen „erleuchteten" Despoten, welche sich aus den Windeln byzantinisch-christlicher Vorstellungen vom „göttlichen Recht der Fürsten" soweit herausgewickelt haben, daß sie sich nur als die „ersten Diener des Staats" angesehen wissen wollten; aber wir sagen doch mit dem alten Wieland: „Vor dem Glück, unter dem Skepter sive Stock solcher ersten Staatsdiener leben zu müssen, bewahre uns der Himmel!" Struensee wirthschaftete ganz in dieser Schablonenmanier, welche auf der Ansicht beruhte, es bedürfte, um die Völker vorwärts zu bringen, weiter nichts als die Grundsätze der französischen „Philosophen" und der deutschen Aufklärer zu verwirklichen, nämlich mittels Edikten. Nach Art vieler anderer Weltverbesserer von damals, von früher und von später wusste oder bedachte er nicht, daß das Gute den urtheilslosen Massen unendlich viel schwerer zuzuführen ist als das Schlechte, daß die absurdesten Vorurtheile des Volkes mehr, weit mehr geschont werden wollen als die edelsten Menschenrechte, daß die plumpe Diplomatik von Pintendemagogen ausreicht, die stumpfe Menge Diamanten der Wahrheit wegwerfen und gierig nach Glasperlen der Lüge und des Unsinns greifen zu machen, und daß endlich das Volk jeder Zeit höchst willig war, auf Begehren seiner Feinde seine Freunde zu hassen, zu verfolgen, zu steinigen und zu kreuzigen[1]).

---

1) „Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jauchzend den Irrthum begrüßt,
Hat keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde versüßt."

Schefer.

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß Struensee, falls er länger im Besitze der Macht geblieben, es statt zu bloßen Anläufen zu wirklich ersprießlichem Schaffen und Thun gebracht hätte. Der Anfang seiner Machtübung nach innen und nach außen war so übel nicht. Dänemark hatte seit lange unter der brutalen Diktatur geseufzt, welche die Gesandten Russlands, ein Saldern, ein Filosoffow übten. Struensee zerbrach dieses Joch und zwar so geschickt, daß die herrschsüchtige Zarin in Petersburg sich wohl oder übel darein finden musste. Die Leitung der äußeren Politik durch Struensee lässt überhaupt am wenigsten Tadel zu, indem dieselbe auf das verständige Princip basirt war, daß Dänemark mit allen Staaten in Frieden und Freundschaft leben, aber keinem unterthan sein sollte und wollte. Nicht das gleiche Lob kann man der von Struensee angestrebten Reform der inneren Verwaltung zollen. Die Tendenz war auch hier im ganzen gut und vernünftig, aber die Ausführung ließ vieles, alles zu wünschen übrig. Ueberall ein hastiges Dreinfahren und doch nirgends ein rechtes Durchgreifen, ein despotisches Theoretisiren, dem keine energische Praxis folgte, und an sich richtigste Entwürfe durch die Einwirkung persönlicher Interessen, persönlicher Sympathieen und Antipathieen gestört, verwirrt, in ihr Gegentheil verkehrt. So erging es mit den versuchten Finanzreformen, mit dem Versuche der Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, mit dem Versuche einer Umgestaltung des Heer- und Flottenwesens, mit dem Versuche der Einführung unbedingter Pressefreiheit.

Struensee's Hauptfehler war, daß er nicht begriff, nicht begreifen wollte, in den staatsmännischen Berechnungen seien nicht abstrakte Begriffe, sondern vielmehr Menschen die Ziffern, womit man zu rechnen habe, Menschen mit allen ihren Schwächen, Thorheiten, Vorurtheilen und Leidenschaften. In Verkennung dieser großen Thatsache kam er dazu, alle Klassen der Nation gegen sich einzunehmen und zu erbittern. Er stieß den Adel vor den Kopf, ohne die Bauern für sich zu gewinnen, er machte die Officiere,

Soldaten und Matrosen zu seinen Feinden ohne die Bürger zu seinen Freunden zu machen. Und das that er unter einem Volke, mit dessen Bildung es nicht weit her war und welchem er demnach schon in seiner Eigenschaft als Fremder verhasst sein musste.

Zu alledem kamen leichtsinnige Missgriffe in der Wahl der Personen, welchen der Günstling die höchsten Staatsämter anvertraute. Mit der Einführung des neuen Systems — wenn ein ewiges Experimentiren diesen Namen verdiente — war der alte Bernstorff und die ürigen Minister entlassen und scheinbare oder laue Anhänger wie der Freiherr von Schack-Rathlow und der General Gheler in den Staatsrath berufen worden. Die verhängnißvollste Berufung war jedoch die des Grafen von Ranzau-Ascheberg, eines begabten, aber ränkesüchtigen und gewissenlosen, der hohen Aristokratie des Königreichs angehörigen, aber in seinem Vermögen gänzlich zerrütteten Mannes, welcher zur Zeit der Verschwörung gegen Zar Peter den Dritten zu Petersburg im Umgange mit Katharina der Zweiten und den Orlows seine Schule gemacht hatte. Ranzau beherrschte den Staatsrath, mittels welcher Behörde der dänische Adel noch immer eine einflußreiche Stellung im Staate behauptet hatte. Man kann sich also denken, wie es auf den herrschsüchtigen Grafen und seine Standesgenossen wirken musste, als Struensee kraft königlicher Kabinettsordre vom 27. December 1770 den Staatsrath aufhob, „weil sich diese Einrichtung mit dem Princip einer absoluten Monarchie nicht vertrüge“.

Diese tolle Unklugheit, wodurch Struensee das gewichtige Mittel verlor, durch eine aus Eingeborenen höchsten Ranges und Ansehens bestehende Versammlung seine Person und seine Maßregeln zu decken, wurde durch keinerlei verständige Vorkehrungen gutgemacht. Im Gegentheil, der Günstling taumelte von da ab, während er höher und immer höher zu steigen wähnte, abwärts auf seiner abschüssigen Bahn wie ein Berauschter. Denn ein solcher war er: der Wein der Macht war ihm zu Kopfe gestiegen und hatte ihn förmlich benebelt. Es genügte ihm jetzt

nicht mehr, das Wesen der Gewalt zu besitzen: er wollte auch den Schein derselben haben. Nach Titeln und Würden gierend, ließ er sich zum Grafen machen und zum Geheimen Kabinettsminister ernennen. Aber auch dieser in Dänemark ganz neue Titel war ihm noch nicht gut genug. Er wollte es geradezu ausgesprochen und öffentlich erklärt wissen, daß er und kein anderer unbeschränkter Gebieter von Dänemark sei. Daher musste der unzurechnungsfähige und willenlose König im Juli 1771 das unerhörte Edikt ausgehen lassen, welches verkündete, „daß alle von dem Grafen und Geheimen Kabinettsminister Struensee unterzeichneten Anweisungen und Befehle dieselbe Kraft und Giltigkeit haben sollten, als wären sie vom König unterschrieben, und daß diese Anweisungen und Befehle augenblicklich befolgt werden müssten.“ Damit war die Fiktion von Christians des Siebenten Regierung vernichtet und hatte der König seine Absetzung dekretirt.

6.

Aber König Struensee der Erste sollte nicht lange herrschen. Je blendender die Höhe war, zu welcher er sich emporgeschwindelt, um so rascher und tiefer war auch sein Sturz. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß das wahnsinnige Aktenstück, worin er sich die ganze königliche Machtvollkommenheit mit pralerischem Geräusch übertragen ließ, zugleich sein Todesurtheil enthielt. Um so mehr, da gerade von jetzt an seine Wachsamkeit nachließ, seine frühere fieberhafte Thätigkeit auffallend erlahmte und mit halben Maßregeln der Willkür muthlose Transaktionen und taktlose Koncessionen wechselten. Sein persönlicher Anhang war sehr gering. Er hatte, wenn man die Königin und seinen Bruder, den er nach Dänemark gezogen, ferner den Grafen Brandt, den jungen Oberst Falkenskiöld und den Leibarzt Berger

ausnimmt, eigentlich keine Freunde. Die Zahl seiner Feinde dagegen war Legion. Schon im September 1771 schrieb ein englischer Beobachter der dänischen Hof- und Staatszustände: „Die Unzufriedenheit wächst hier täglich. Sollte das Volk wirklich so weit aufgereizt werden, um seinen Groll an dem verhassten Grafen Struensee auszulassen, so wird die Rache des dänischen Pöbels grausam und blutig sein." Der Engländer hätte dem Hauptworte Pöbel das Beiwort vornehm geben sollen, denn natürlich war es der vornehme und nicht der geringe Pöbel, welcher das nach wenigen Monaten beginnende Trauerspiel vorbereitete und in Scene setzte.

Schon machte sich die allgemeine Gährung in Soldaten- und Matrosen-Meutereien Luft, welche nur mit Mühe beschwichtigt werden konnten. Man fühlte das Bevorstehen einer gewaltsamen Veränderung und man wünschte sie. Auch fand die sich bildende Verschwörung einen Mittelpunkt in der Königin-Witwe Juliane, welche merkte, daß endlich ihre Zeit gekommen wäre.

Sie wäre vielleicht trotz allem, was vorgegangen, noch nicht so entschieden gekommen gewesen, wenn Struensee und Mathilde in ihren persönlichen Beziehungen die nöthige Zurückhaltung und Vorsicht beobachtet und dadurch eine Hauptstoffquelle der gegen sie gerichteten Agitation abgegraben hätten. Aber für Ehrgeizige und Liebende ist des gescheiden altrömischen Poeten „goldene Mittelstraße" bekanntlich nicht gebaut. Wie ihr Liebhaber von seinem Ehrgeize, so war die Königin von ihrer Liebe berauscht. Sie war jetzt nicht mehr das schüchterne sittsame Mädchen von fünfzehn Jahren, sondern eine glühende Frau, schwelgend in den Genüssen ihrer Leidenschaft und ihre Tage in rauschenden Vergnügungen verbringend. Ihr Verhältniß zu dem Minister war gar kein Geheimniß mehr. Neugierige Hofdamen hatten nicht sehr züchtige Untersuchungen an den Bettstücken und der Leibwäsche der Königin angestellt und hatten die nächtlichen Gänge Struensee's zu Mathilde dadurch konstatirt, daß sie Mehl oder Puder vor die Schlafzimmer-

thüre derselben streuten, worin sich der Fuß des Günstlings abdrückte und wovon er die weiße Spur bis in sein Gemach mit zurücknahm. Diese Praktiken spielten nachmals in dem Processe der Königin keine geringe Rolle. Die Hofdamen, welche sich um Beibringung derartiger Beweismittel gegen ihre Gebieterin bemühten, wurden ausdrücklich als „unbescholtene Jungfrauen“ aufgeführt. Das ist die Züchtigkeit der Höfe oder war es wenigstens zur Zeit, von der wir handeln.

Die Königin kam mit einer Tochter nieder und Struensee beging die Albernheit, nur mit Beihilfe Bergers und mit Ausschluß anderer Aerzte und sonstiger Personen die Entbindung zu bewerkstelligen. Selbstverständlich unterschrieb der König die Vaterschaft dieses Kindes, wie er ohne Anstand sein Todesurtheil unterschrieben haben würde, hätte ihn Struensee oder Brandt darum angegangen. Auf Mathilde's Bitte hatte die Königin-Witwe mit scheinbar größter Bereitwilligkeit und Freundlichkeit die Neugeborene aus der Taufe gehoben. Sie hatte auch gute Ursache, vergnügt auszusehen, denn die Geburt dieses Kindes kam ihr außerordentlich zu baß. Wenn bisher über das Verhältniß zwischen der Königin und dem Minister nur in Hofkreisen gezischelt und geflüstert worden war, so wurde jetzt auch außerhalb derselben offen davon geredet, ja laut geschrieen. Auf den Schlössern des Adels, in den Kanzleien, in den Bürgerhäusern und Kramläden der Hauptstadt, in den Kasernen und auf den Werften, in Soldatenkneipen und Matrosenspelunken hieß die neugeborene Prinzessin nicht anders als Prinzeß Struensee.

Das Gerede kam auch der Königin zu Ohren und das anzügliche Gezischel und Gekicher ihrer Hofdamen, ja ihrer Zofen sogar, ließ sie endlich ahnen, wie von ihr und Struensee in der Stadt und im Lande gesprochen werde. Jetzt erschrak sie. Es war, wie wenn ein Blitz den vor ihr liegenden Abgrund plötzlich erhellte. Wohl ihr, wenn sie den drohenden Blick, womit, wie Shakspeare sagt, das Schicksal die Menschen ansieht, wenn es ihnen wohlthun

will, beachtet, verstanden und recht befolgt hätte. Noch war es Zeit, aber nicht lange mehr; denn kurz darauf erwirkte Struensee das erwähnte berüchtigte Juli-Edikt zu seinen Gunsten, d. h. zu Gunsten seines Untergangs. Vergebens hatte Mathilde den Minister beschworen, vorsichtig zu sein, vorsichtig in den Staatsgeschäften, vorsichtig auch im Umgange mit ihr. Zwar eine Weile befolgte er wenigstens die letztere Warnung; allein die Warnerin selbst fand die Beschränkungen, welche sie ihm und sich eine Zeit lang auferlegt hatte, bald zu lästig. Die widerwillig geübte Zurückhaltung verschwand wieder und die beiden berauschten sich abermals in einem Glücke, auf dessen Flüchtigkeit und schreckliches Ende recht eigentlich gedichtet zu sein scheint, was der erlauchte Bauer vom Ufer des Ayr in seinen berühmtesten Versen vom Unbestand aller Lust gesungen hat [1]). Dann und wann freilich erwachten sie aus dem Taumel und sogen mit Schrecken die Witterung der Gefahr ein, welche in der Luft hing [2]). So versagte einmal, gegen

1) „Pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white, then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm."

2) Die ganze Sachlage, wie sie zu dieser Zeit war, hat gerade hundert Jahre später ein begabter dänischer Künstler, K. Zahrtmann, in einem historischen Gemälde scharf und lebensvoll charakterisirt. Das Gemälde stellte den König Christian den Siebenten dar, auf einem Sopha zurückgelehnt, das eine Bein hoch in Luft gestreckt, in kindischem Behagen damit sich ergötzend, daß er einen über seinem Kopfe aufgehangenen Papagei mit einem Stocke neckt. Von ihm unbeachtet sitzen Struensee und Mathilde, letztere in stark dekolletirtem Kleide, an einem Tische und spielen Schach. Das Spiel ist offenbar nur der Vorwand ihres zärtlichen Geplauders, wie ihre liebetrunkenen Blicke beweisen. Hinter ihnen aber hat sich unversehens eine Thüre geöffnet und in derselben erscheint, drohend wie das Verhängniß, die Königin-Witwe Juliane. Der Künstler ließ sich durch höfische Machenschaften bestimmen, die ursprüngliche Form seines Werkes bedeutend abzu-

den Herbst von 1771 zu, dem Günstling sein ganzer Muth und er bat fußfällig die Königin, ihm Urlaub zu geben, damit er ein Land verließe, wo er von Feinden umringt sei und ihm ein schlimmer Ausgang drohe. Zugleich gab er ihr zu bedenken, daß sein Bleiben ihre eigene Lage nur verschlimmern könnte. Allein Mathilde wollte von Struensee's Entfernung nichts wissen, schlechterdings nichts. Sie sagte: „Wenn Sie gehen, so zwingen Sie mich durch Ihren Weggang zu einem Schritte, welcher mein Glück oder mein Verderben entscheiden wird." Es bedarf keines großen Scharfsinns, zu errathen, daß die arme leidenschaftliche Frau ihrem Freunde damit andeuten wollte, sie könne nicht von ihm lassen; daß sie ihm zu verstehen gab, wenn er ginge, würde sie ihm folgen. Struensee kannte seine königliche Freundin hinlänglich, um zu wissen, daß sie die Frau war, Wort zu halten. Darauf aber wollte er es nicht ankommen lassen, und so blieb er.

7.

Er hatte wahr gesprochen: er war von Feinden umringt. Aber warum machte er keinen Versuch, sich einen Weg der Rettung zu bahnen? Er machte mehr als einen solchen Versuch, aus dem Labyrinth von Mißverhältnissen, in welches er sich verrannt hatte, herauszukommen, gerieth aber dadurch nur immer tiefer hinein. In Wahrheit, seine ganze Situation hatte schlagende Aehnlichkeit mit einem jener irischen Sümpfe, die jeden, der sich auf ihre trügerische Oberfläche wagt, unerbittlich verschlingen. Das arme Opfer müht sich freilich mit Händen und Füßen ab, aus der

---

schwächen und zu verwässern, namentlich mittels Ersetzung der Figur Juliane's durch die einer beliebigen Hofdame. Vgl. A. Strodtmann: „Das geistige Leben in Dänemark. (1873), S. 56."

zähen Masse herauszukommen; aber je mehr es zappelt und strampelt, um so schneller sinkt es, sinkt und sinkt, bis der schwarze mörderische Morast über seinem Kopfe zusammenschlägt.

Giftspinne Juliane vollendete ihr Netz. Es war plump gewoben und wurde brutal gehandhabt, aber es that seinen Dienst. Scheinbar that auch die Regierungsmaschinerie, wie Struensee sie eingerichtet, noch immer vortrefflich ihren Dienst. Es war zuletzt ein reines Polizeiregiment, eine Säbelherrschaft. Man war derselben gegenüber unzufrieden, man klatschbasete, höhnte, schimpfte, hasste, meuterte auch mitunter; aber der revolutionären Stimmung fehlte die Organisation, bis diese von der auf Friedensburg ihre Zeit abpassenden Königin-Witwe Juliane in die Hand genommen wurde. Es war auch gar keine Hexerei, die beabsichtigte Revolution zu organisiren, denn es sollte nur eine Palastrevolution à la Byzanz oder Petersburg sein. Von einer Staatsumwälzung war keine Rede und es handelte sich rein nur darum, an die Stelle der Personen, welche die Marionette von König-Simpel regierenden Drähte regierten, andere zu setzen. Dem Volke machte man dabei etwelches himmelblaues Brimborium vor von Abstellung der Missbräuche, Erleichterung der Steuerlast u. s. w., wie das bei derartigen Anlässen so bräuchlich ist.

Juliane sah ein, daß vieles, alles darauf ankäme, sich einiger tüchtigen Helfershelfer im Militär zu versichern. Es gelang ihr, indem sie die beiden Obersten Eickstedt und Köller für ihre Pläne gewann. Der letztere wurde geradezu der Vertraute ihrer Anschläge und hat durch seine Energie denselben hauptsächlich zum Siege verholfen. Keiner von allen, welche der übermüthige Günstling absichtlich oder unabsichtlich gekränkt hatte, hasste ihn so unversöhnlich wie Köller und der Instinkt des Hasses ließ ihn errathen, wie Juliane ihrer verstellten Freundlichkeit ungeachtet gegen die Königin und Struensee gesinnt sei. Er näherte sich ihr und die beiden in Galle schwimmenden Seelen fanden sich. Es fehlte dem Komplott auch nicht an einem höchst schlauen

Bosseler und Gelegenheitsmacher; denn ein solcher hatte sich in Guldberg, dem Geheimschreiber des Prinzen Friedrich, gefunden, — so ein Mensch, wie sie in jeder Verschwörung vorkommen, ein Mensch mit dem Tritt einer Katze und mit Händen, die nach Bedarf der Umstände die Urkunden fälschende Feder oder die Giftphiole zu handhaben und unter allen Umständen kein Gewissen zu haben verstehen.

Die Königin-Witwe wollte sich aber nicht nur der Gewalt bemächtigen, sondern dieselbe auch dauernd behaupten. Das erste ließ sich mit Hilfe der Köller, Eickstedt und Guldberg allenfalls erreichen, das zweite jedoch erforderte noch andere Verbündete. Juliane warf ihre Blicke auf den Grafen Ranzau, welcher seinem Wüstlingsruf und seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen zum Trotz doch noch immer für das Haupt der Aristokratie galt und durch Geburt, Talente und Verbindungen einer Stellung genoß, welche ihn jeder Regierung, an der er keinen vorragenden Antheil hatte, gefährlich machen konnte. Die Königin-Witwe sondirte den Grafen, allein dieser gab Ansichten zu erkennen, welche ganz und gar nicht nach ihrem Geschmacke waren. Juliane wollte die absolute Despotie in Dänemark aufrecht erhalten wissen, zu ihrem eigenen und ihres Sohnes Gebrauch. Ranzau dagegen gab zwar deutlich zu erkennen, daß er bereit sei, den Günstling und die Königin Mathilde stürzen zu helfen; aber er deutete auch an, daß mit diesem Sturz eine Veränderung der Regierungsweise verbunden sein, dem Adel das, was ihm das Jahr 1660 geraubt hatte, zurückgegeben und Dänemark aus einer absoluten in eine durch die Aristokratie beschränkte Monarchie verwandelt werden sollte. Juliane fand bei so bestellten Sachen nicht für gut, weiter gegen Ranzau mit ihrem Anschlage sich herauszulassen. Sie brauchte jedoch nicht lange zu warten, bis der charakterlose Mann sich unbedingt zu ihrer Verfügung stellte.

Das ging so zu. Ranzau hegte bei aller seiner Zerfahrenheit ein lebhaftes Standesgefühl. Er grollte der jungen Königin, er grollte dem Günstling, weil diese mit

ihren Neuerungen das Ansehen und Interesse des Adels empfindlich verletzt hatten. Aber er war nicht unversöhnlich. Im Gegentheil, er war zur Stunde noch bereit, mit der Königin und Struensee sich zu verbünden, unter der Bedingung, daß das Regierungssystem zum Vortheile des Adels geändert und ihm selbst gestattet würde, nicht nur einen Finger, sondern die ganze Hand in der Regierung zu haben. Herr von Sprengporten, der schwedische Gesandte, welchem, wie auch dem englischen und französischen, alles daran gelegen war, Struensee am Ruder zu erhalten, weil dessen Politik Schweden, England und Frankreich gegenüber eine korrekte war, — Sprengporten sah, was in Ranzau vorging, nahm Rücksprache mit ihm und machte ihm einleuchtend, daß es für den Grafen besser und lohnender wäre, den Günstling auf den richtigen Weg zurückzuführen als sich selbst und den Staat den unberechenbaren Zufällen einer gewaltsamen Veränderung preiszugeben. Beweglich und sanguinisch, wie er war, ging Ranzau auf der Stelle zu Struensee, stellte mit freundschaftlicher Lebhaftigkeit diesem die ganze Lage vor, bat, warnte, zeigte, wie der schwarz und schwärzer heraufziehenden Gefahr zu begegnen wäre. Alles vergeblich! Der Günstling muß zu jener Stunde, welche sein Schicksal noch hätte zum Besseren wenden können, mit völliger Verblendung geschlagen gewesen sein. Er dankte, die Lippen von einem hochmüthigen Lächeln gekräuselt, dem Grafen für seine Theilnahme und ließ ihn stehen. Wüthend und nur noch auf Rache sinnend eilte Ranzau nach Friedensburg, der Königin-Witwe zu sagen, daß er der Ihrige sei. Jetzt wurden unverweilt die einzelnen Fäden des Komplotts straff angezogen und wurde der Aktionsplan festgestellt.

Derweil war das Jahr 1771 zu Ende gegangen. Der Hof hatte den Sommer auf Hirschholm zugebracht und im Spätherbste das der Hauptstadt näher gelegene Lustschloß Friedrichsburg bezogen. Die junge Königin hegte Abscheu vor Kopenhagen und ließ sich nur mit äußerstem Widerwillen bestimmen, nach schon völlig eingebrochenem Winter

die Verlegung der Hofhaltung in das Stadtschloß zuzugeben. Struensee beschwichtigte ihre Besorgnisse durch Aufzählung der von ihm getroffenen militärischen Sicherheitsmaßregeln. Er scheint den Warnungen zum Trotz, welche ihm der englische Gesandte zu dieser Zeit wiederholt zukommen ließ, keine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm alle diese Maßregeln auf's schmählichste versagen würden.

Am Abend des 16. Januars 1772 stralte der kopenhagener Königspalast von Kerzenlichtern und rauschten seine Säle von Musik. Es war großer Ball bei Hofe. Königin Mathilde, jetzt in ihrem einundzwanzigsten Jahr und im Vollglanz ihrer Schönheit stehend, war an diesem Abend, dem letzten, wo sie das Diadem trug, so heiter, wie sie seit lange nicht mehr gewesen. Sie tanzte die letzte Quadrille mit dem Prinzen Friedrich, ihrem und ihrer Kinder Todfeind. Eine Stunde nach Mitternacht ist das Fest zu Ende, die Herrschaften ziehen sich in ihre Gemächer zurück und Stille breitet sich über die weiten Räume des Schlosses, dessen Wachtposten die Grenadiere vom Regiment des Oberst Köller innehaben. Gegen drei Uhr Morgens brennt nur in dem Kabinette der Königin-Witwe Juliane noch Licht.

Zu dieser Stunde erscheint der Oberst Köller in großer Uniform in dem Wachtzimmer des Schlosses, läßt die Officiere der Wachtmannschaft wecken, versammelt sie um sich und erklärt ihnen mit soldatischer Strenge und Kürze, daß er vom Könige Befehl habe, die Königin, den Grafen Struensee und ihre Anhänger zu verhaften. Die Officiere denken nicht daran, die Vorweisung einer vom König unterzeichneten Ordre zu verlangen, sondern erklären sich zum Gehorsam bereit. Draußen umstellt zur gleichen Zeit der Oberst Eickstedt das Schloß mit seinem Dragonerregimente, um jede Verbindung mit der Stadt zu hindern. Köller steigt mit seinen Officieren zu der ängstlich harrenden Königin-Witwe hinauf, bei welcher Prinz Friedrich, Graf Ranzau und Guldberg versammelt sind. Nach einer letzten kurzen Verabredung wird weiter vorgeschritten. Das Unheil ist im Gange.

Juliane, ihr Sohn, Ranzau und Guldberg machen sich zum König auf den Weg und der Graf übertölpelt den bestürzten, aus dem Schlafe aufgeschreckten ersten Kammerdiener, ihnen die Thüre des königlichen Schlafgemaches, dessen Schlüssel er in Verwahrung hat, aufzuschließen. Darauf wird an dem Bette des armen König-Simpels eine lärmende Ueberraschungs- und Angstscene aufgeführt. „Die Stadt ist in Aufruhr! Das Volk schreit nach Gerechtigkeit gegen die Königin und Struensee! Es will Opfer haben! Es droht mit Absetzung!“ Dazu der König: „Rathet mir, helft mir! Wohin fliehen? Was soll ich thun?“ — Worauf Ranzau, im voraus von Guldberg aufgesetzte Verhaftsbefehle vorbringend: „Diese Papiere unterzeichnen und Ew. Majestät, das königliche Haus und Dänemark sind gerettet!“ Das Unterschreiben macht Christian dem Siebenten wenig Sorge. Was hat er seit Jahren nicht alles unterschrieben! Aber wie er zur Feder greift, fällt sein wirrer Blick auf den Namen Mathilde, der auf dem ersten ihm vorgelegten Papiere steht. Er stutzt, zaudert, wirft die Feder weg. Ging ein Lichtblitz durch sein Gehirn? Rührte ein edles Gefühl den Sumpf seiner Seele auf? Die Verschworenen merken, daß alles auf dem Spiele stände, falls der König auch nur für fünf Minuten Herr seiner selbst wäre, und stürmen daher mit neuen Schreckbildern auf ihn ein, zwingen ihm die Feder in die Hand und er unterschreibt.

Inzwischen ist der Oberst Köller in das Schlafzimmer des Günstlings gedrungen. „Was gibt es denn?“ fragt der Ueberraschte noch halb im Schlafe. „Sie werden es schon sehen. Stehen Sie nur auf!“ erwidert der Oberst barsch, faßt den Minister brutal an der Kehle und schüttelt ihn. Struensee ist angedonnert, völlig fassungslos, wie Wachs unter den Händen Köllers. Ihm, der es in Dänemark zum Gesetze gemacht, daß kein Edikt, kein Befehl, welche nicht von dem König oder ihm selbst unterzeichnet waren, Giltigkeit hatte, ihm fiel es jetzt gar nicht ein, nach einem schriftlichen Verhaftsbefehl zu fragen. Möglich immerhin, daß

diese Frage ihm Rettung gebracht, denn Köllers Officiere, die keineswegs in die Verschwörung eingeweiht waren, hätten dadurch erfahren, daß ihr Oberst ganz und gar nicht auf königlichen Befehl handle. Nie vielleicht hat ein Mann, welcher ein Land beherrschte, widerstandsloser sich fällen und fangen lassen. Kein Zucken von Mannhaftigkeit, keine Regung von Energie. Nichts als schmählichste Schlaffheit und Feigheit. Eine kleine Seele, die „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" der Gefahr den Nacken beugt und die Hände den Fesseln darbietet. So lässt sich der Gebieter eines Königs und der Günstling einer Königin ins Gefängniß schleppen .... Man ist doch wohl berechtigt, von einem Manne als von einem Glückspilze zu reden, welcher so ganz nach Pilzart vor dem ersten nachdrücklich gegen ihn geführten Schlage zusammenknickte. Man spreche nicht von dem überwältigenden Eindruck einer plötzlichen Gefahr. Sie war für den Günstling durchaus keine plötzliche. Nach der Unterredung mit Ranzau, nach allen den empfangenen Warnungen musste er darauf gefasst sein. Aber Gefahr ist wie Einsamkeit. Beide verengen kleine Seelen, während sie große weiten; beide erdrücken gemeine Geister, während sie edle erheben und stählen. Struensee war eine kleine Seele, ein gemeiner Geist. Die Romantik kann ihn bemitleiden; aber die Geschichte muß ihm das Urtheil sprechen, daß er nur ein Schwindler gewesen sei, ganz und gar unwürdig, von einer Frau wie Mathilde geliebt zu werden.

Aus dem Schlafzimmer des Königs eilt Ranzau nach dem der Königin. Eickstedt und andere Officiere begleiten ihn auf diesem Gange. Es hat aber im Schlosse schon Lärm genug gegeben, um die arme Mathilde zu wecken. So wurde sie wenigstens nicht im Schlafe überfallen und sie hat bei der jetzt folgenden abscheulichen Scene einen Muth entfaltet, welcher Zeugniß gibt, daß in dieser Frau etwas von dem Stoffe gewesen, aus welchem Heldinnen gemacht sind. Aber sie war ja nicht in einer Epoche des Heroismus geboren, sondern in einer Epoche gewissenloser

Intrike und erzstirniger Brutalität. Es hat auch die letztere in dieser ganzen Zeit sicherlich nie brutaler sich geoffenbart als zu der Stunde, wo der wüste Ranzau und seine Spießgesellen die unglückliche Königin gefangen nahmen.

Wie sie Geräusch in ihrem Vorzimmer hört, ruft Mathilde nach ihren Kammerfrauen. Bleich, verstört, nur halb angezogen drängen sich die Dienerinnen herbei. Die Königin springt aus dem Bette und fragt, was der nächtliche Lärm bedeute, was denn vorgehe. Man sagt ihr, daß Graf Ranzau sie im Namen des Königs sprechen wolle und mit einer Anzahl von Officieren im Vorzimmer harre. „Graf Ranzau? Im Namen des Königs? Ruft eilends den Grafen Struensee!“ — „Ach, Majestät, der Herr Minister ist verhaftet.“ — Da schlägt die Königin in der bitteren Gewissheit ihres Untergangs die Hände vor das Gesicht und ruft aus: „Verrathen und verloren! Auf ewig verloren!“ Aber rasch wieder Meisterin ihrer selbst, wirft sie einen Pudermantel über ihr Schlafgewand und sagt: „Lasst sie eintreten, die Verräther. Ich bin auf alles gefasst.“

Sie geht den Eintretenden entgegen. Ranzau verbeugt sich ceremoniös und lies't der Königin den von dem König vorhin unterzeichneten Verhaftsbefehl vor. „Geben Sie her, ich will es mit eigenen Augen lesen.“ Der Graf reicht ihr das Papier. Sie lies't es vom Anfang bis zum Ende durch, wirft es dann zu Boden, setzt den Fuß darauf und sagt, vor Verachtung zitternd: „Daran erkenne ich die Verräther und den König.“ Darauf Ranzau: „Majestät, ich bitte Sie, die Befehle des Königs zu respektiren.“ Mathilde wieder: „Die Befehle des Königs? Befehle vielmehr, wovon er nichts weiß und welche nur die infamste Verrätherei seiner Thorheit entrissen hat. Nein; solchen Befehlen gehorcht keine Königin!“ . . . Man sieht, diese zwanzigjährige Frau benahm sich eben so mannhaft, wie Struensee sich weibisch benommen hatte. Sie that noch mehr: sie, die arme schwache verlassene Frau, versuchte sogar physische Gegenwehr gegen die Gewalt.

Ranzau erklärt ihr, daß er seinen Auftrag vollziehen müsse und daß derselbe kein Zögern vertrage. Worauf die Königin: „Ich verweigere Rede und Fügsamkeit, bevor ich den König gesehen und gesprochen habe.“ Und sie eilt der Thüre zu. Der Graf vertritt ihr den Weg und stößt eine Drohung aus. „Sie sind ein Elender! Wie, ziemt dieser Ton einem Diener gegen seine Königin? Sie sind der verächtlichste der Menschen, ein Schmachbeladener, den ich niemals fürchten werde.“ Ranzau murmelt: „Man muß ein Ende machen“ — und winkt einem der Officiere mit den Augen. Ein Auftritt hebt an, von dessen Schmach alles Wasser der Ostsee die dänische Aristokratie nicht reinwaschen kann.

Der Officier — ich kann den Namen des Buben nicht mit Bestimmtheit angeben; es muß aber entweder der Leutnant Beck oder der Leutnant Bay oder der Leutnant Oldenborg gewesen sein, denn diese drei hatte Ranzau bei sich — der Officier packt mit roher Faust die Königin. Sie entreißt sich seinem Griff und stößt einen markdurchdringenden Hilferuf aus. Nun umringen alle die Memmen und Verräther die Unglückliche und werfen sich alle auf sie. Sie durchbricht die Kette, springt zum Fenster, reißt es auf und will sich hinausstürzen. Da fasst sie wieder einer der Schurken. Vom Paroxismus der Wuth erfüllt, packt sie den Elenden bei den Haaren und schleudert ihn zu Boden, ebenso einen zweiten, bis sie endlich, von allen zugleich angefallen, nach einem schrecklichen Ringen athemlos, mit aufgelösten Haaren, halbnackt und ohnmächtig zu Boden sinkt . . . . Die nothdürftig wieder zu sich Gekommene zwingt Ranzau, sich anzukleiden, während er sie mit wüsten Schimpfreden überschüttet. Dann schleppt man sie in den Hof hinunter, verschließt sie in eine Kutsche und führt sie nach der Festung Kronburg ins Gefängniß. Und doch war diese furchtbare Stunde noch nicht die bitterste ihrer Leidensgeschichte. Diese kam erst dann, als sie erfahren musste, daß auch der sie verrathen habe, dem sie vertraut, dem sie Ehre, Ruf und Krone geopfert hatte.

In der Morgendämmerung wurden auch Struensee's Bruder, der Oberst Falkenskiöld, der Graf Brandt, der Leibarzt Berger und etliche andere Anhänger Struensee's verhaftet. Dann setzte man ein ekelhaftes Revolutionsspektakel in Gang, indem man dem Pöbel die Häuser des gestürzten Ministers und seiner Kreaturen preisgab, betrunkene Matrosen in den Straßen tumultiren und Vivats auf den König, die Königin-Witwe Juliane und den Prinzen Friedrich brüllen ließ. Die Geistlichen mussten die Kanzeln der Hauptstadt von Dankgebeten für die glücklich vollbrachte Umwälzung ertönen lassen. Ja, man scheute die kolossal lächerliche Lüge nicht, sie den Himmel dafür preisen zu lassen, daß er den König vor den frevelhaften Absichten des „Königsmörders“ Struensee bewahrt habe. Christian der Simpel musste im Galaaufzug eine Rundfahrt durch Kopenhagen machen, um sich „mit seinem Volke über die gemeinsame Rettung zu freuen“. Kurz, die ganze bodenlose Niederträchtigkeit, wie verworfene Parteien, wann sie siegreich sind, zu entfalten pflegen, trat auch hier schamlos zu Tage. Selbstverständlich war es eine erste Sorge der siegreichen Verschwörer, sich gegenseitig mit Belohnungen zu überhäufen. Sämmtliche Häupter des Komplotts wurden auch Mitglieder des wiederhergestellten Staatsraths, an dessen Spitze zum unsäglichen Verdrusse Ranzau's Juliane nicht ihn, sondern ihren jämmerlichen Sohn Friedrich stellte. An die fremden Höfe ergingen Depeschen, worin gesagt war, die vor sich gegangene Palastrevolution sei nur eine „Familienangelegenheit“, welche mit der Politik nichts zu thun habe. Die Höfe ließen sich das Fait accompli gefallen und der englische Gesandte begnügte sich, die siegreichen Verschwörer zu warnen, an der Person der Königin Mathilde, der Schwester seines Königs, sich zu vergreifen; denn in diesem Falle müsste und würde England vergeltend einschreiten.

8.

Nach dem Siege kam die Rache. Es lässt sich, so, wie die Menschen nun einmal sind, wenig dagegen einwenden; denn es liegt leider in der menschlichen Natur, zu schreien: „Wehe den Besiegten!“ Bei Palastrevolutionen pflegt es, wo möglich, noch unsauberer herzugehen als bei Volksrevolutionen, und wenn Struensee und seine Anhänger in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 unter den Waffen der Verschwörer gefallen wären, so müsste sich ein Kenner der Menschen und der Geschichte begnügen, dies als eine der gewohnten Unsauberkeiten, wie sie Staatsstreiche zu begleiten pflegen, achselzuckend hinzunehmen. Dagegen muß es jedes menschliche Gefühl empören, wenn, wie hier der Fall war, statt in der Erhitzung des Kampfes nach demselben mit kaltem Blute Morde begangen werden und zwar unter den Formen der Rechtspflege. Die Processirung, Verurtheilung und Hinrichtung des gestürzten Günstlings steht als eines der brennendsten Skandale, als eine der gröbsten Satiren auf die Justiz da, welche die Weltgeschichte kennt. Denn die Wahrheit ist, nicht die Besiegten, sondern vielmehr die Sieger waren nach dem formalen Rechte, nach den Gesetzen Dänemarks die Schuldigen. Aber freilich, was ist in der Staatspraxis und, ach, in der Privatpraxis das formale Recht? Eine schöne Illusion. Was ist das wirkliche Recht? Die Macht und der Erfolg. Das müsste allerdings den Glauben an eine sittliche Weltordnung auch in Leichtgläubigen von Grund aus zerstören, wenn nicht die große Thatsache, daß die Weltgeschichte doch immer wieder als Weltgericht sich manifestirt, denselben aufrecht erhielte. Ueber wie viele von ihrer Zeit als „Große“ Umschmeichelte hat dieses unerbittliche Gericht nicht schon den Wahrspruch „klein“ gefällt!

Es widerstrebt mir, die ganze Kloake der gegen die Besiegten angehobenen Procedur aufzudecken. Der daraus aufsteigende Brodem ist zu abscheulich. Genug, schlechte

Menschen, Juliane, Prinz Friedrich und ihr Anhang, fanden noch schlechtere, welche sich dazu hergaben, die von jenen gewollten Morde in angebliche Rechtsformen zu kleiden. Zu Blutopfern waren Struensee und Brandt ausersehen. Der Hauptanklagepunkt gegen den letzteren war ein so absurder, daß er unglaublich sein würde, falls er nicht aktenmäßig verbürgt wäre. Der blödsinnige König zankte, schimpfte und balgte sich nämlich mitunter mit seinem Gesellschafter und Wächter Brandt herum. Bei einer solcher Gelegenheit hatte der König den Grafen Brandt einen „Kujon“ geschimpft und gedroht, er wolle demselben tausend Stockprügel geben lassen. Im Fortgange der schönen Unterhaltung waren dann die beiden Herren handgemein geworden. Der König hatte dem Grafen nach der Zunge gegriffen und Brandt den König in den Finger gebissen. Aus dieser Katzbalgerei machten Brandts Ankläger und Richter ein Attentat auf das Leben des Monarchen!

Die in der Anklageakte gegen Struensee vorgebrachten Beschuldigungen waren, mit Ausnahme der dritten und sechsten, kaum weniger albern. Er wurde nämlich angeklagt: 1) eines entsetzlichen Anschlags gegen die Person des Königs; 2) des Vorhabens, den König zur Abdankung zu zwingen; 3) des verbotenen Umgangs mit der Königin; 4) der Art und Weise, wie er den Kronprinzen erzogen habe; 5) der großen Gewalt und des Ansehens, das er sich erworben; 6) der Art, wie er den Staat verwaltet habe. Der dritte Punkt war der weitaus bedenklichste. Er gab Struensee's Feinden nicht nur den besten Vorwand, ihn physisch zu tödten, sondern er brach ihm auch moralisch den Hals, indem er sich gerade inbetreff dieses Kardinalpunkts als ein jämmerlicher Feigling und Verräther benahm.

Man sagt, und es ist bei der ganzen Gestalt der Procedur sehr glaublich, daß seine Richter oder vielmehr Henker den verlorenen Mann sowohl mit der Androhung der Folter schreckten als auch durch die Vorspiegelung kirremachten, es wäre ein Rettungsmittel, das einzige Rettungsmittel für ihn, wenn er die Königin Mathilde möglichst

tief in seine Angelegenheit verstrickte. Aber trotz alledem durfte ein Mann nie thun und konnte nur ein Schwächling und Schwindler thun, was er that, indem er in seinem Verhöre vom 21. Februar gestand, daß er der Liebhaber der Königin gewesen sei und ihrer höchsten Gunst genossen habe. Von jetzt an kann er nur noch das Gefühl der Verachtung für sich in Anspruch nehmen. Es würde ihn nicht einmal entschuldigen, wenn die Sage, man habe ihn mittels Vorlegung eines falschen Protokolls, worin Mathilde angeblich ihrerseits die Verschuldung bereits eingestanden hatte, zum Geständniß bewogen, mehr wäre als eine Sage.

Genau aber in demselben Maße, in welchem Struensee in der Achtung des unbefangenen Beobachters seiner Laufbahn fällt, steigt die arme schöne gefangene Königin, deren Stern schon in einem Alter, wo der anderer Frauen sich kaum erhebt, in trübstem Gewölke unterging. Ich wiederhole es, Mathilde wäre unter glücklicheren Umständen eine Zierde ihres Geschlechtes, vielleicht der Geschichte geworden. Denn ihr ursprüngliches Wesen war gut und edel und sie entfaltete in ihrem furchtbaren Missgeschick einen Adel der Seele, welcher sie thurmhoch über den Mann stellt, an den sie ihre Huld weggeworfen.

Man wollte oder konnte der Schwester König Georgs des Dritten von Großbritannien nicht ans Leben, wenn schon Juliane's Haß sich am liebsten mit dem Blute der jungen Frau gesättigt hätte. Aber sie sollte wenigstens zu Grunde gerichtet werden und zwar für immer. Am 9. März begab sich zur Einvernehmung der Königin eine Kommission nach Kronburg. Sprecher derselben war der Freiherr von Schack-Rathlow, den man früher mit Grund für einen Ehrenmann gehalten hatte, der sich aber jetzt als der Niederträchtigste der Niederträchtigen benahm. So schnell findet die unbeschränkte Gewalt, selbst die schlechteste, sogar unter scheinbaren Ehrenmännern willigste Werkzeuge. Mathilde empfing ihre Inquisitoren mit ruhiger Würde und machte alle raffinirten Verhörkünste durch ihre Fassung und Geistesklarheit zu Schanden. Die Herren schienen mit ihrem

Witze zu Ende zu sein, wussten nicht wo aus und ein, stockten und beguckten angelegentlich die Schnallen ihrer Schuhe. Nur einer wusste Rath, der Freiherr von Schack, der „Ehrenmann“. Hier konnte nur die schmachvollste List zum Ziele führen und er zögerte nicht, einer solchen sich zu bedienen.

Plötzlich sieht er die unglückliche Fürstin starr an und sagt: „Ihr Leugnen ist vergeblich. Graf Struensee hat seinen verbrecherischen Umgang mit Ihnen vollständigst und umständlichst eingestanden.“ Mathilde sträubt sich gegen die Wirkung dieses Keulenschlags. „Nein — ruft sie aus — es ist unmöglich, unmöglich! Struensee kann das nicht gethan haben! Nein, nein! .... Und wenn, so stelle ich alles in Abrede, was er gesagt hat.“ Schack bemerkt, wie das ganze Wesen der Unglücklichen unter dem Eindrucke der furchtbaren Nachricht bebt und zittert, daß ihre Fassung schwindet, ihre Besinnung wankt, und mit satanischer, aber auf eine nicht gemeine Kenntniß des Frauenherzens gegründeter Tücke fährt er fort: „Struensee hat dieses sein Geständniß wiederholt, bestätigt und unterzeichnet. Dieweil nun aber Königliche Majestät die Sache so bestimmt in Abrede stellen, so liegt gegen den Elenden die Anklage auf ein neues Verbrechen vor, auf das Verbrechen frechster Verleumdung geheiligter Majestät, welches nur die qualvollste Todesstrafe sühnen kann.“

Dieser Stoß ging ins Herz. Mathilde fiel, von einer Ohnmacht angewandelt, in ihren Stuhl zurück und ein Lächeln der Befriedigung kräuselte die Mundwinkel des freiherrlichen Ehrenmannes. Was alles musste in der Seele der armen jungen Frau wühlend und peinigend durcheinanderstürmen, während sie sich langsam wieder erholte! Der Mann, dem sie alles hingegeben, hatte sie schnöde verrathen? Aber sie hatte ihn geliebt, sie vermochte ihn von einem qualvollen Tode zu retten, wenn sie gestand. Und warum nicht alles gestehen, was man haben wollte? Welchen Ruf hatte sie jetzt noch zu erhalten, welche Ehre zu wahren? Für wen? Wozu? Was war ihr jetzt noch die Welt und ihr Urtheil? Jetzt, nachdem er sie verrathen,

er! Musste sie ihn nicht hassen, aber konnte sie es? Nein! Sei es jene über Tod und Hölle triumphirende Frauenliebe, sei es ein himmelisches, nein, ein reinmenschliches Erbarmen, wovon die erlauchte Unglückliche bewegt war, sie wollte versuchen, um jeden Preis versuchen, den Schwerbedrohten zu retten.

Flüsternd fragt sie ihren Peiniger: „Und wenn ich nun eingestände, was Struensee ausgesagt hat, was dürfte dann der Unglückliche von der Gnade seines Königs hoffen?" Der Freiherr-Ehrenmann blickt auf die Bebende und erwidert sanft und beruhigend: „Vieles, alles! Aber es ist zu diesem Zwecke nöthig, daß Sie Ihr Geständniß unterzeichnen." Und er schiebt ihr das inzwischen eiligst gefertigte Protokoll zur Unterschrift hin. An allen Gliedern bebend, ergreift mit einer gewaltsamen Anstrengung Mathilde die Feder, beugt sich über den Tisch und beginnt ihren Namen zu schreiben. Aber sie hat nur erst die Anfangsbuchstaben gemacht, als sie aufblickt und den tückischen Triumph in Schacks Zügen bemerkt. Da schleudert sie die Feder weg und stößt die Worte hervor: „Ihr betrügt mich schandbar! Struensee hat mich nicht angeklagt! Ich kenne ihn! Nein, er hat es nicht gethan, er kann es nicht gethan haben!" Sie will aufspringen, aber die Kniee brechen ihr ein, es saus't ihr in den Ohren, es dunkelt ihr vor den Augen und — der Freiherr-Ehrenmann hebt die weggeworfene Feder auf, steckt sie in die willenlose Hand Mathilde's und lässt diese Hand, mit der seinigen führend, die angefangene Namensunterschrift vollenden. Dann überlassen die Herren die Königin, welche das zu sein durch diese Unterschrift aufhörte, ihren Schmerzen und ihrer Betäubung und eilen mit dem kostbaren Protokoll nach Kopenhagen zurück.

9.

Nachdem die Verhöre beendigt und die Akten zum Gebrauche von Richtern hergerichtet waren, welche nur Sprachrohre für das, was man ihnen zum voraus diktirt hatte, sein sollten und wollten, trug vor dem außerordentlich bestellten Gerichtshof am 24. März Namens des Königs der Prokurator Bang die Anklage gegen die Königin vor. Man gewährte ihr in dem Advokaten Uldall einen Vertheidiger, der seine Pflicht so so la la that. Selbstverständlich ohne Erfolg. Am 6. April sprach der Gerichtshof das Ehescheidungsurtheil gegen die Königin Mathilde aus. Juliane und ihre Vertrauten hatten gewünscht, auch die Prinzessin Luise, die kleine Tochter Mathilde's, in das traurige Geschick der Mutter zu verwickeln und dieselbe förmlich als im Ehebruch gezeugt brandmarken zu lassen. Allein die Sache hatte, auch abgesehen davon, daß sie sich schlechterdings nicht beweisen ließ, mancherlei Haken und man ließ sie daher fallen. Dagegen war man grausam genug, zu bestimmen, daß die geschiedene Königin ihre Kinder nur noch einmal und dann nie wieder sehen sollte.

Am 21. April schritt der Gerichtshof zur Behandlung der Anklage gegen Struensee und Brandt. Der Generalfiskal Wivet brachte eine Anklageakte vor, die, aus absurden Lügen, gemeinen Schimpfereien und schlechten Späßen zusammengestoppelt, kaum ihres Gleichen haben dürfte. Der Ton dieses Aktenstücks erhellt schon hinlänglich daraus, daß Struensee, „vormals ein Medikus, jetzt ein Graf", darin genannt wird, „ein so großer Spitzbube, als nur jemals in Deutschland auf der Messe ein- und ausgeläutet worden", und daß ihm wiederholt vorgerückt wird, er habe „einen solchen fetten Wanst, als ob er Vitellius wäre". Die gegen Brandt erhobene Anklage würde noch nichtssagender und frivoler gewesen sein, wäre das möglich gewesen. Im übrigen war ja gegen beide das Urtheil gesprochen, bevor die Anklage vorgebracht wurde. Die am 25. April gefällte Blutsentenz

lautete, „daß der Graf Johann Friedrich Struensee, sich selbst zur wohlverdienten Strafe und Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu, Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, seiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entsetzt sein, sein gräfliches Wappen vom Henker zerbrochen und sodann Johann Friedrich Struensee's rechte Hand und darauf sein Kopf ihm lebendig abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden solle." Ganz genau in denselben Ausdrücken war das gegen Brandt erlassene Urtheil gehalten. Man sieht, die infamen, von Juliane und ihrem Anhang bestellten Justizmörder hielten es nicht einmal der Mühe werth, ihren Blutspruch mit etlichen wohlfeilen Motiven auszustaffiren. Wesswegen Struensee Ehre, Leib und Gut verwirkt hätte, warum er geköpft und geviertheilt werden sollte, war gar nicht gesagt. Die ganze Procedur ist eins der kynischsten Possenspiele gewesen, welche Parteiwuth und Kabinettsjustiz jemals aufgeführt haben.

Am 26. April unterzeichnete Christian der Siebente die beiden Todesurtheile. Es machte dem König-Simpel nicht mehr Skrupel, die Ermordung von zwei Männern zu bestätigen, welche Jahre lang seine vertrautesten Freunde und Genossen gewesen, als es ihm gemacht hätte, den Tod einer Fliege zuzulassen. Er ist nach der struensee'schen Katastrophe noch sechsunddreißig Jahre lang so hingesimpelt, bis zu seinem im Jahre 1808 endlich erfolgten Tode dem Namen nach König, in Wahrheit ein verachteter und lästiger Sklave seiner Umgebung.

Die Hinrichtung Struensee's und Brandts erfolgte am 27. April 1772. Brandt benahm sich auf dem Gange zum Schaffot mannhafter als jemals in seinem Leben und auf der Henkerbühne wahrhaft heldisch. Struensee, der während seiner letzten Tage die Stimmung und das Gebaren eines flennenden Frömmlers und bußfertigen Sünders gezeigt hatte, erschien auch auf dem Schaffote würdelos und schlotterig. Er hatte nicht zu leben gewusst und wusste nun auch nicht zu sterben. Der Scharfrichter behandelte

den Unglücklichen so ungeschickt, daß seine Hinrichtung eine schauderhafte Metzelei war[1]). In dem während und nach der ganzen barbarischen Scene von den anwesenden Volksmassen beobachteten Stillschweigen sprach sich eine so unverkennbare Missbilligung der beiden Justizmorde aus, daß die Anstifter derselben allerlei Versuche machten, den Fanatismus der Bevölkerung von Kopenhagen wieder zu galvanisiren. Es gelang aber nicht und das dänische Volk hatte bald sattsame Veranlassung die Betrachtung anzustellen, daß durch die vorgegangene Palastrevolution seine Lage keineswegs verbessert, sondern eher noch verschlimmert worden sei. Es liegt uns eine Depesche des englischen Gesandten vom 17. Oktober 1772 vor, worin mit dürren Worten gesagt ist, daß Dänemark durch die struensee'sche Katastrophe aus dem Regen unter die Traufe kam. Das Regiment Juliane's, des Prinzen Friedrich und ihrer Sippschaft war despotisch und ganz unfähig zugleich. Die Tyrannei einer Oligarchie ist bekanntlich die schlimmste aller Tyranneien und das erwies sich recht klärlich und kläglich schon durch die Art und Weise, wie die jetzt in Dänemark herrschende Oligarchie gegen einige der Anhänger des gemordeten Günstlings verfuhr. So wurde der General Gheler seines Ranges und Gehaltes beraubt und aus dem Lande verwiesen, weil er, wie es in dem Urtheile hieß, „weil er Anlaß gegeben, daß man ihn im Verdacht gehabt"; so wurde der junge Falkenskiöld, „weil er ein Freund Struensee's gewesen", auf Lebenszeit auf den öden Felsen Munkholm gesetzt.

Inbetreff der armen Mathilde war zuerst bestimmt worden, daß sie in Dänemark bleiben und in der jütischen Stadt Aalborg wohnen sollte. Da ihr aber der dänische Boden unter den Füßen brannte, so vermittelte ihr Bruder,

1) „Mit dem Tubus in der Hand hatte die Königin-Witwe Juliane vom Schloßthurme der Christiansburg herab die ganze Exekution beobachtet und, als die Reihe an Struensee gekommen war, sich vor Ergötzen die Hände reibend ausgerufen: Nun kommt der Dicke!" Jenssen-Tusch a. a. O. 381.

Georg der Dritte, daß sie nach Deutschland gehen durfte, wo er ihr in Celle eine Zufluchtsstätte bereitete. Am 30. Mai 1772 schiffte sie sich zu Kronburg auf einer englischen Fregatte ein und verließ gebrochenen Herzens ein Land, wo ihre Kinder zurückblieben und wo ihre Jugend durch den grausamsten Schicksalssturm geknickt worden war. In Celle gewann sie die aufrichtige Bewunderung und Anhänglichkeit aller, welche ihr nahekamen. Ohne Bitterkeit, doch mit inniger Reue blickte sie auf das zurück, was ihr Irrthum, ihre Verschuldung und ihr Verderben gewesen war. Schlicht, sanft und geduldig trug sie ihr Loos. Sie hatte es nicht allzu lange zu tragen. Der Tod war milder gegen sie, als das Leben gewesen: schon am 10. Mai 1775 starb sie, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

So verlief, so endigte diese dänische Hoftragödie, deren edelstes und beklagenswerthestes Opfer eine Frau war, die gefehlt hatte, die sich aber von ihrem Falle zu der hochherzigsten Opferfreudigkeit erhob, um den zu retten, der sie verrathen hatte. Ihr Fehltritt gehört ihrer Zeit, ihr Edelmuth gehört ihr selbst an. Ihre wirkliche Schuld musste in der Anschauungsweise ihrer Zeit als eine sehr unerhebliche erscheinen. Denn die Epoche des aufgeklärten Despotismus ist zugleich eine Epoche der gänzlichen Verwirrung aller sittlichen Begriffe gewesen. Wie hätte es auch anders sein können zu einer Zeit, wo Dirnen von der Sorte der Pompadour, ja von der Sorte der Dubarry die Geschicke großer Staaten lenkten? In Wahrheit, es ist ein ebenso unleugbarer als tröstlicher Vorschritt, den die europäische Gesellschaft seit hundert Jahren gemacht hat, daß heute nicht mehr wie damals die Forderungen des Sittengesetzes nur — um in der Hofsprache des „philosophischen“ Jahrhunderts zu sprechen — an die „Canaille“ und „Roture“ gestellt werden. Eine Grävenitz, eine Kosel, eine Lichtenau wären jetzt in Deutschland eine Unmöglichkeit. Kein deutscher Fürst könnte es heutzutage mehr wagen, den Thronfolger zu zwingen, seiner Maitresse angesichts des ganzen Hofes die Hand zu küssen, wozu bekanntlich Friedrich Wilhelm

der Zweite noch im Jahre 1797, also kurz vor seinem Tode, seinen Sohn, den nachmaligen Friedrich Wilhelm den Dritten, gezwungen hat. Ich gebe zu, daß die Besserung vornehmer Sitten vielfach noch nicht weiter vorgeschritten sein mag, als bis zur rücksichtsvolleren Wahrung des äußeren Anstandes. Aber daneben ist es doch nur gerecht, zu sagen, daß in die höheren und höchsten Gesellschaftskreise die Einsicht gedrungen, bürgerliche Tugend und häusliche Sitte ziere auch Fürstenschlösser und Königspaläste und erfülle sie mit dem besten und dauerndsten Glücke, welches das Leben überhaupt zu geben vermag.

Die Hexe von Glarus.

Niemand kann sich rühmen, die Tiefen menschlicher Dummheit und Bosheit ergründet zu haben.
Jeremia Sauerampfer.

Zu den zahllosen Schlupfwinkeln des Mittelalters, aus welchen der Anno 1789 losgebrochene Revolutionssturm die Stickluft der Barbarei, Verrottung und Knechtseligkeit wegzufegen hatte, müssen auch die Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft gezählt werden. Wahre Satiren auf Republik und Demokratie, diese von selbstsüchtig-bornirten Oligarchen und stupiden Pfaffen missregierten Länder und Ländchen! Es kam denselben nicht einmal zu gute, was anderwärts der „aufgeklärte Despotismus“ im Sinn und Geiste der Zeit für Wiederöffnung der verstopften und verschütteten Lebensquellen that. Denn die schweizerischen Junker und Bonzen waren eifrigst bedacht, alle Einwirkung der friederich'schen und josefi'schen Reformen möglichst von der Schweiz abzuhalten, und es gelang ihnen das vortrefflich, insbesondere dadurch, daß sie ihren angeblichen Mitbürgern und wirklichen Unterthanen jede, auch die dringendste, zeitgemäßeste und heilsamste Neuerung kurzweg als „frömde Kaiberei“ signalisirten.

Seither ist es anders geworden, sehr anders. Zwar stoßen Joggeli Kleinhirn, Heireli Wissenlos und Ruodeli Engherz im Umkreise der Eidgenossenschaft noch oft und misstönig genug mitsammen ins Uristierhorn der Unkultur;

zwar könnte eine Wiederholung des Fegewerkes von 1789 verschiedenen schweizerischen Kantonen, allwo noch mittelalterlicher Unrath genug hängen geblieben ist, nicht schaden: allein daneben steht die Thatsache, daß die Schweiz vom Segen freier Staatsformen ein glänzendes argumentum ad oculos geliefert hat, indem sie in materieller und intellektueller Civilisation Vorschritte machte, wie solche binnen so kurzer Zeit gemacht zu haben kein anderes Volk der alten oder modernen Geschichte sich rühmen kann. Denn, genau genommen, datirt, was die Schweiz in der Neuzeit vor sich gebracht, erst von der großen Reformperiode von 1830, maßen das Gute, was die Zeit der Helvetik und Mediation etwa geschaffen hatte, in der Restaurationsepoche wieder nach Menschenmöglichkeit vernichtet worden war.

Damals, als nach Vernichtung des Napoleonismus die „Restauration" ihre Bleihand auf die armen betrogenen Völker Europa's legte, standen Schweizer — allen voran der berüchtigte Renegat Haller — in der Vorderreihe der Söldlinge einer Reaktion, welche, um das Ancien Régime in Kirche und Staat zurückzuführen, log und betrog, predigte, ediktirte, jesuiterte, muckerte, einkerkerte, mordete und exilirte. Das Gebet der Dummheit oder der Schufterei um Zurückführung der „guten alten frommen Zeit" ist aber auch heute noch lange nicht verstummt und darum will ich mich, wie ich so oft schon gethan, wieder einmal der Mühe unterziehen, an einem mit aktentreuen Farben gemalten Bilde aufzuzeigen, wie es in der guten alten frommen Zeit eigentlich zu- und hergegangen [1].

---

1) Die Hauptquelle der zu erzählenden kultur- und sittengeschichtlichen Episode floß bislang in Lehmanns „Vertraulichen Briefen über den Hexenhandel zu Glarus" (1783). Nun hat uns aber J. Heer im „Jahrbuch des historischen Vereins des Kanton Glarus" 1865, S. 9 fg., in verdankenswerther Weise mit den Akten selbst bekannt gemacht, wenigstens auszüglich.

1.

Das verhexte Kind.

Zur Novemberzeit von 1781 war im Flecken Glarus, dem wohlbekannten Hauptorte des aus einem größeren, einem kleineren und einem kleinsten Hochgebirgsthale bestehenden Freistaats gleichen Namens, die öffentliche Meinung heftig und nachhaltig bewegt. In dem Hause des wohlehrsamen und hochgeachteten Doktors und „Fünferrichters“ Tschudi hatte etwas „grusam Grüseliges“ sich ereignet. Das jüngere Töchterlein des genannten Herrn nämlich, die neunjährige Anne Marie, der verhätschelte Liebling der Eltern, war in eine ganz absonderliche Krankheit verfallen. Die Kleine hatte seit Monatsfrist an Krämpfen gelitten, die mitunter von Hallucinationen begleitet waren. Arme und Beine versteiften sich von Zeit zu Zeit und der linke Fuß wurde so unbrauchbar, daß das Kind oft gar nicht mehr darauf zu stehen vermochte. Diese Krankheitssymptome waren jedoch unbedeutend im Vergleiche mit den neuestens eingetretenen: — die arme kleine Anne Marie brach nämlich vom 12. November an eine Menge von Stecknadeln, Haften, eisernen Nägeln und Drahtstücken aus. Bis zum 13. December hatte das Kind allein an Stecknadeln — landesmundartlich „Gufen“ genannt — mehr als 100 Stücke ausgebrochen; zuweilen 10 oder gar 20 Stücke täglich.

Dieses höchst erschreckliche Gufen-, Haften-, Nägel- und Drahtstücke-Vomirungsmirakel konnte natürlich keine natürliche Ursache haben und bald war die Bewohnerschaft von Glarus — „Meine gnädigen Herren und Oberen“, d. h. die höchsten Verwaltungs- und Justizbehörden, sowie selbstverständlich eine wohlehrwürdige Geistlichkeit inbegriffen — der einmüthigen und entschiedenen Ansicht, die arme Anne Marie sei verhext; es könne gar nicht anders sein. Kraft still-

schweigenden Uebereinkommens gebrauchte man aber das anrüchige Wort nicht, sondern sagte, das Kind sei „verderbt" — ein Euphemismus, welcher deutlich erkennen lässt, daß die Menschen, wenn sie sich dem höheren oder niedrigeren Blödsinn in die Arme werfen, dies doch nicht thun, ohne sich instinktartig vor dem gesunden Menschenverstande zu schämen. Freilich ist es nicht minder gewiß, daß gerade dieses Schamgefühl häufig noch zu einem heimlichen Sporn wird, welcher den Menschen auf der einmal betretenen Bahn des Afterwitzes vorwärts stachelt. Du sollst nicht recht haben! sagt er trotzig zu dem Verstand und begeht lieber eine Dummheit und Tollheit nach der anderen, als daß er der Stimme des helläugigen und nüchternen Mahners und Warners Gehör und Beachtung schenkte.

Also die neunjährige Anne Marie Tschudi war verhext oder „verderbt", das stand fest. Aber wer hatte es der Kleinen „angethan"? Wer hatte mittels höllischer Praktiken dem armen Kinde Stecknadeln, Nägel, Haften und Drahtstücke in den Magen gezaubert? Wer war die „Verderberin", zu deutsch: die Hexe? . . . . Antwort: — die Anna Göldi, gewesene Dienstmagd im tschudi'schen Hause, welches sie unter absonderlichen Umständen unlängst verlassen hatte.

2.

Die Hexe.

Anna Göldi, die letzte amtlich als solche charakterisirte und behandelte Hexe der Schweiz, war, aus der damals züricherischen, jetzt zum St. Gallergebiet gehörenden Herrschaft Sax gebürtig, im Jahre 1776 als ein Mädchen von sehr „bestandenem" Alter — sie zählte nämlich 39 Sommer — bei einer angesehenen Familie im Flecken Glarus in

Dienst getreten. Nachdem sie denselben vier Jahre lang zur Zufriedenheit ihrer Brotherrschaft gethan, verließ sie im September von 1780 dieses Haus und trat beim Doktor und Fünferrichter Tschudi als Magd ein. Auch in dieser Stellung hielt und führte sie sich tadellos. Wenigstens hat weder der Herr Doktor noch die Frau Doktorin Tschudi über das Verhalten ihrer Dienstmagd als solcher irgendwelche Klage vorgebracht. Während des ganzen bisherigen Aufenthalts der Göldi in Glarus war demnach ihr Leumund ein guter.

Allein dieser gute Ruf ging in den Augen der Glarner vollständig zunichte, als man später einen Einblick in die Vergangenheit der Hexe gewann. Es war die Jugendgeschichte eines blutarmen, von frühauf verwahrlosten Geschöpfes, wie es solcher oder ähnlicher Geschichten viele, unzählige gibt in dieser unserer vortrefflich eingerichteten Welt. Zweimal war der Anna das Weibliche begegnet, einem unehelichen Kinde das Leben geben zu müssen. Das erstemal war die Katastrophe sogar mit Umständen verknüpft gewesen, welche einen so starken Verdacht des Kindsmordes auf sie warfen, daß sie die Strafe des Prangerstehens über sich hatte ergehen lassen müssen. Das zweitemal hatte sie in Straßburg geboren, wohin sie zu diesem Zwecke von ihrem damaligen Brotherrn — Vater des Kindes — gesandt worden, dem Herrn Doktor Zwicki zu Mollis im Glarnerland, in dessen Hause Anna sechs Jahre lang gedient hatte. Indessen muß angemerkt werden: — man erfuhr zu Glarus diese misslichen Umstände zu spät, als daß dieselben auf die Hexenprocedur einen Einfluß hätten üben können. Die „heilige Dummheit" besorgte demnach das Blutgeschäft ganz allein ohne der Beihilfe schlechter Leumundszeugnisse zu bedürfen.

Die Anna Göldi lebte im tschudi'schen Hause mit dem Herrn, der Frau und dem älteren Töchterlein Susanne in Frieden und Verträglichkeit. Dagegen herrschte zwischen der Magd und der „meisterlosen" jüngeren Tochter, der etwa neunjährigen Anne Miggeli (Zärtlichkeitsname für Marie), eine Art von kleinem Krieg, indem das verwöhnte Kind

des Hauses der Anna allerhand Neckereien und Possen anthat und dafür von der Magd gelegentlich ein „Püffli“ abbekam. Anne Miggeli war stets der angreifende Theil, aber diese Unart wurde wie andere von den Eltern dem Lieblingskinde straflos nachgesehen. Im Oktober von 1781 fand wiederum so ein Auftritt zwischen der Anna und dem Aennchen in der Küche statt. Wenige Tage nachher erklärte die Kleine, sie habe in ihrer Frühstücksmilchtasse eine „Gufe“ gefunden.

Dieses Phänomen wiederholte sich in den folgenden Tagen noch mehrmals, und da es den zärtlichen Eltern nicht von ferne in den Sinn kam, daß der kindische Muthwille ihres „meisterlosen“ Töchterleins dieses Gufenspiel treiben könnte, wurde die Magd zur Rede gestellt. Sie gab „mit Lachen“ zur Antwort, sie besitze gar keine Stecknadeln, habe also auch keine in die Milch gethan. Als jedoch etliche Tage hernach wiederum eine Gufe, nicht in Aennchens Frühstücksmilch zwar, aber in einem „Möckli“ Brot erschien, wurde die Magd sofort aus dem Dienste weggeschickt.

Die plötzlich obdachlos Gewordene suchte eine augenblickliche Unterkunft bei Bekannten im Flecken, bei dem alten Schlosser Rudolf Steinmüller und seiner Frau. Diese riethen ihr, sie möchte beim Herrn Amtslandammann Tschudi und beim Herrn Pfarrer Tschudi — (die schweizerischen Oligarchieen waren wahre Weichselzöpfe von Vetter- und Basenschaften, ganz ähnlich dem berüchtigten „Verwandtschaftshimmel“ des „Schreiberparadieses“ Altwirtemberg) — über die grundlose Anschuldigung, welche gegen sie erhoben worden war, eine Beschwerde einlegen. Sie that so, fuhr aber übel damit. Der Bonze — die Frau Doktorin und Fünferrichterin Tschudi war seine Nichte — griff sogar nach seinem Meerrohr, um damit der Beschwerdeführerin geistlich zuzusprechen, und der Herr Landammann sagte ihr: „Thut Abbitte bei Eurem Herrn und dann machet, daß Ihr zum Flecken und zum Lande hinauskommt!“

Das war natürlich weit mehr ein Befehl als ein

Rath. Allerdings setzte das Abbittethun ein Bekenntniß des Schuldigseins voraus; aber was sollte und wollte die arme Magd machen? Sie musste in den sauren Apfel beißen, namentlich auch, um ihre Kleider und die 16 „Doublonen“ (Louisd'or), ihre Ersparnisse, welche sie ihrem bisherigen Dienstherrn „zum Aufheben“ gegeben, herauszubekommen. Sie leistete die Abbitte, erhielt ihre Sachen, gab das Geld — damit es ihr nicht etwa von dem Herrn Landvogt ihrer heimatlichen Landschaft, der „gar ein hungriger sei“, unter irgend einem Vorwande weggenommen würde — dem Schlosser Steinmüller in Verwahrung und verließ am 29. Oktober Flecken und Freistaat Glarus.

3.

Die Fahndung.

Achtzehn Tage nach der Abreise der Göldi begann die schon gemeldete Stecknadeln-, Haften-, Nägeln- und Drahtstücke-Brechruhr der kleinen Anne Marie Tschudi und „böserte“ es damit von Tag zu Tag bedenklicher und bedenklichst. Dabei war es wunderbar — (oder vielmehr gar nicht wunderbar, brummt der alte, wohlerfahrne Herr, der gesunde Menschenverstand) — daß das absonderliche Gebreste mehr und mehr mit allerhand Beiwerk sich garnirte, je mehr die kindliche Kranke der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wurde.

Maßen aber jede Wirkung ihre Ursache haben muß, so vereinigten sich die sämmtlichen hosenlosen und behos'ten Klatschbasen von Glarus zunächst dahin, daß das „Gufenspeien“ der Kleinen auf jene angeblich durch die Anna Göldi in die Frühstücksmilch gethanen Gufen zurückzuführen sei. Zwar hatte früher weder Anne Miggeli selbst, noch sonst jemand behauptet, daß die Kleine eine jener Gufen

verschluckt habe, und ebensowenig fiel es jemand ein, die wundersame Procedur des Gufenspeiens einmal einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Aber wozu mit solchen Nebendingen sich befassen, wenn die Hauptsache so klar ist? „Dä frömd Kog[1]) von Magd hat's gethan, was brauchen wir weiter Zeugniß?" Also werden sich wohl „Meine gnädigen Herrn und Oberen" mit dem Dinge befassen müssen, malefizgerichtlich nämlich. Und richtig, das Protokoll des „evangelischen" Rathskollegiums vom 26. November 1781 besagt, daß gegen die Anna Göldi klagend angezeigt worden, „sie hätte der Anne Marie Tschudi zu verschiedenen malen Gufen in der Milch zu essen gegeben," woraufhin M. G. H. und O. den weisen Beschluß fassten, „dieser verruchten Dirne unverzüglich nachschlagen", d. h. auf sie fahnden zu lassen.

Kaum war dieser Rathschluß im Flecken bekannt geworden, als dem alten Schlossermeister Steinmüller seine Bekanntschaft mit der „verruchten Dirne" bedenklich vorkam, so bedenklich, daß er sich beeilte, alle Beziehungen zu derselben dadurch abzubrechen, daß er ihr mittels des werdenberger Boten das ihm zum Aufbewahren übergebene Geld in ihre Heimat nachschickte, nebst „freundtlichem grautz", wie er sich in seinem glarnerischen Hochdeutsch ausdrückte. Am Schlusse seines Begleitschreibens ermahnte er die Adressatin noch beweglich: „Thaut Bauss! (thut Buße)".... Das alles bewahrte aber den armen alten Mann nicht davor, daß an ihm in Erfüllung ging, was bei Hexenproceduren nicht Ausnahme, sondern Regel war: daß nämlich der Hexenwahn in einem gegebenen Falle nicht mit einem Opfer sich begnügte. Ist es doch gar häufig geschehen, daß eine „Hexe" mit oder wider Willen Dutzende, ja Hunderte von Personen jedes Alters, Geschlechtes und Standes mit in's Verderben gerissen hat. Auch die letzte, auf deutschem Boden gerichtlich gemarterte und gemordete Hexe sollte ihre Todesbahn nicht allein gehen.

---

1) Kog ist das glarnerische Nationalschimpfwort, ganz entsprechend dem zürcherischen Kaib.

Es währte aber eine gute Weile, bis es gelang, die Unglückliche aufzugreifen. Mein Herr Doktor Zwicki in Mollis nämlich, welcher besorgen mochte, eine Processirung der Anna könnte unter andern auch zu Tage fördern, daß er ihr vor Zeiten ein allzu gütiger Dienstherr gewesen, hatte sie durch einen nächtlicher Weile über den kerenzer Berg in's Werdenbergische entsandten vertrauten Mann warnen lassen. Die Gewarnte verließ sofort die Wohnung ihrer Schwester in Sax, wanderte das Rheinthal hinunter, über Rorschach nach St. Gallen, von da durch's Appenzellerland in's Toggenburg, wo sie in Degersheim einen Dienst fand. Da aber inzwischen „Läufer" mit Steckbriefen von Glarus in's Land ausgegangen, wurde die Arme nach elf Wochen aufgespürt, aufgegriffen, an Glarus ausgeliefert und daselbst am 21. Februar 1782 eingebracht und in den neuen Thurm gesetzt.

Die Delinquentin war also da. Es fragte sich nun, vor welchem Forum sie processirt werden sollte. Denn im Kanton Glarus gab es damals und bis zum Jahre 1837 in Folge der paritätischen Verhältnisse des Ländchens eine dreifache Verwaltung und Rechtspflege: — eine „gesönderte" evangelische, eine „gesönderte" katholische und eine „gemeine" (gemeinsame). Das geeignetste Forum für den obschwebenden Handel wäre ohne Zweifel der „gemeine" Rath gewesen. Aber, wie aus den Umständen erhellt, war der evangelische Rath zu jener Zeit so zusammengesetzt, daß er sich für ein „Malefizgericht" im Sinne der guten alten frommen Zeit am besten qualificirte, und so wusste es mein Herr Doktor und Fünferrichter Tschudi sammt dem Weichselzopfe von tschudischer Vetter- und Basenschaft dahin zu bringen, daß der „evangelische" Rath den Proceß in die Hand nahm. Damit war der Ausgang desselben schon deutlich angezeigt. Denn „Meine Gnädigen Herren und Oberen" vom evangelischen Rathe waren im Teufels- und Hexenglauben stark wie Martin Luther und daher voll guten Willens, mittels Opferung einer Hexe dem Reiche Satans Abbruch zu thun.

Die „öffentliche Meinung", in 99 Fällen bekanntlich

allzeit dem Unsinn, und zwar leidenschaftlich, und, so es gut geht, vielleicht in einem hundertsten Falle der Vernunft, und zwar frostig, zugethan, — die öffentliche Meinung übte übrigens über die guten Glarner zu Ungunsten der „Hexe“ einen solchen Terrorismus, daß selbst Männer, welche für aufgeklärt und wissenschaftlich gebildet mit Recht galten, demselben nicht zu trotzen wagten.

So auch mein Herr Doktor Marti, „unzweifelhaft der gebildetste Arzt des Kantons“ und ein Mann „von freier Denkungsart“, dessen Klugheit aber noch bedeutend größer war als seine Bildung und sein Freisinn. Denn, mit der Untersuchung des „verderbten“ Kindes und mit Begutachtung des absonderlichen Kasus amtlich betraut, wand er sich in seinem Berichte zwischen Sinn und Unsinn kläglich-klüglich hin und her, also beschließend: „Was aber die Art und Weis, wie die Stecknadeln und Heftli und zwar erstere in so großer Anzahl dem Kinde beigebracht worden, betrifft, ist es in der That schwer zu begreifen und wird niemand erklären können als die ungeheure Uebelthäterin selbst“.

Also auch der begutachtende Arzt fühlte sich berufen, zum voraus die Angeklagte als eine „ungeheure Uebelthäterin“ zu kennzeichnen, d. h. zu verdammen. Ehrenhafter und pflichtgetreuer, aber freilich weniger der öffentlichen Meinung gemäß wäre es gewesen, wenn mein Herr Doktor Marti durch genaue und schlaue Beobachtung der „verderbten“ Anne Miggeli dahinter zu kommen gesucht hätte, wie es sich mit den Krämpfen, Gichtern und Visionen des Kindes eigentlich verhielte, und insbesondere mit dem Gufenspeien. Es liegen nur zwei Zeugnisse von Personen vor, welche es überhaupt der Mühe werth gehalten haben, das Gufenwunder etwas näher anzusehen, und diese beiden Zeugnisse lauten so, daß jeder Nichthexengläubige zu der entschiedenen Ansicht kommen muß, die neunjährige Anne Marie müsse ein gar nicht gewöhnliches Talent für Taschenspielerei gehabt haben und hätte, bei weiterer Ausbildung desselben, auf Jahrmärkten als Messerverschluckerin und

Feuerspeierin leicht ihr Brot verdienen können. In ganz Glarus scheint nicht einem einzigen Menschen auch nur entfernt der Gedanke einer Möglichkeit aufgegangen zu sein, daß ein zwar nicht verhextes, aber allerdings „verderbtes" Kind mit einer ganzen Bevölkerung seinen koboldischen Muthwillen treiben könnte.

4.

„Gewaltthätige Kunstkraft".

Am 21. März hatte die Hexe ihr erstes förmliches Verhör zu bestehen, vor der von „Meinen Gnädigen Herrn und Oberen" bestellten Untersuchungskommission, und die Procedur nahm dann ihren regelrechten Fortgang. Aber bevor das geschah, spielte sich noch eine eigenthümliche Episode dieses Hexenhandels ab.

Mein Herr Doktor und Fünferrichter Tschudi erschien nämlich vor der Untersuchungskommission und stellte vor, „er habe gehört, daß dergleichen bösen Leut' das von ihnen Verderbte wieder gut machen können; dahero er so dringend als möglich bitte, bei der Göldi auf gütliche Weise zu vernehmen, ob sie das Kind nicht wieder zu seiner ehevorigen Gesundheit bringen könne." Man fand den Wunsch billig und beauftragte den Landweibel und Gefängnißwärter, die Hexe in der angegebenen Richtung zu bearbeiten. Dies geschah, jedoch anfänglich ohne Erfolg; denn, sagte die Gefangene, „was sollte ich dem Kinde helfen können? Ich habe ihm ja auch nichts zu Leide gethan." Ein ganz richtiger Instinkt rieth der Unglücklichen, auf das an sie gestellte Ansinnen nicht einzugehen. Sie fühlte dunkel, daß, wenn sie als Heilerin sich versuchte, sie damit zugleich als „Verderberin" sich bekennen würde. Aber man ließ ihr keine Ruhe, man suchte gleichermaßen die Furcht wie die Hoffnung

in ihr aufzuregen, indem der Landweibel ihr bald drohte, sie werde, wenn sie sich weigerte, „mit dem Scharfrichter angegriffen werden“, bald sie vertröstete, sie werde, so sie nachgäbe, „dann zumalen bälder erledigt werden“. Die Arme gab nach. „Bringt in Gottes Namen das Kind“, sagte sie. „Ich will mit der Hilfe Gottes und dem Beistand des heiligen Geistes versuchen, ihm zu helfen.“ Dann fügte sie schwer aufseufzend hinzu: „Oh, was für ein unglücklich Mensch bin ich!“

Noch am Abend desselben Tages wurde das kranke Kind aufs Rathhaus gebracht, allwo in der Rathstube die Hexe ihre Heilkünste in Anwendung bringen sollte. Insbesondere an dem linken Bein Anne-Miggeli's, welches angeblich kürzer geworden als das rechte. „Komm in Gottes Namen! Wenn ich schon bei den Leuten ein' Hex sein muß, so will ich dir doch helfen und dir nichts Böses thun.“ Mit diesen Worten begann die Göldi ihre Manipulationen, d. h. Streicheln, Kneten und Strecken des kranken Beins. Dieses Experiment wurde zu wiederholten malen gemacht und, siehe, Anne-Miggeli's linkes Bein war wieder so lang und gesund wie das rechte. Aber noch „grimmte“ es die Patientin im Leibe, wesswegen die Hexe ein Laxirmittel verordnete, wozu der Vater Miggeli's die Ingredienzien lieferte. Das trieb die letzte Gufe von dem Kinde und, siehe, dasselbe war jetzt wieder so ganz gesund und frisch und hellauf, wie es vordem nur jemals gewesen.

Männiglich und weibiglich zu Glarus schlug die Hände über den Köpfen zusammen ob dieser „unbegreiflich gelungenen“ Heilung, ob dieser „so gewaltthätigen Kunstkraft“ der Anna Göldi. Die Hexe hatte das arme Kind enthext, nachdem sie es behext hatte, kein Zweifel! Se. Ehrwürden, Pfarrherr Tschudi legte den Knopf seines geistlichen Meerrohrs tiefsinnig an die Nase und gab das Orakel von sich: — „Eine so gewaltige Kunstkraft kann nur vom Teufel sein. Anathema sit! Sie ist eine Hexe, sie muß eine Hexe sein. Nur Unchristen und Atheisten können das be-

zweifeln. Dixi et salvavi animam meam“ .... Es gab dazumal in Glarus weder Unchristen noch Atheisten, nicht einmal, wenn mir recht ist, Freimaurer, und demnach war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß „dä frömd Kog“ eine schandbare und überwiesene Hexe. Die heilige Dummheit fragte natürlich nicht danach, daß Gemüthsart und Gebaren der Angeklagten ganz und gar nichts Hexenhaftes hatten, ja daß sogar die Herren von der Untersuchungskommission sich nicht entbrechen konnten, an einer Stelle der Akten anzuerkennen, daß die Anna Göldi eine „geschlachte (sanftmüthige) und ehrliche“ Person. „Thut nichts; sie wird verbrannt!“

5.

Das zauberische „Leckerli“.

Es kam aber Methode in den Aberwitz; denn bekanntlich ist es einer der vielen Vorzüge, welchen die germanische Rasse vor der romanischen voraushat, daß sie allen höheren und tieferen Blödsinn mit methodischer Gründlichkeit und systematischer Grandezza traktirt und agirt. Diese christlich-germanische Tugend erregte in etlichen Glarnern und Glarnerinnen etwelche Skrupel, ob wohl die „geschlachte und ehrliche“ Anna Göldi an der Anne-Miggeli das Höllenwerk allein oder aber mit Beihilfe eines Zweiten oder Dritten vollbracht habe. Und wer wohl könnte ihr ruchloser Beiständer und Bruder in Belzebub sein? Hm, sie hatte ja im abgelegenen Hause des alten Steinmüller „auf der Abläsch draußen“ verkehrt, hatte demselben, als sie aus Glarus entwichen, Geld zum Aufbewahren gegeben und er hatte ihr mit einem verdächtigen Briefe, welcher aufgefangen worden und zu den Akten gekommen war, dieses Geld „nebst freundtlichem grautz“ nachgeschickt. Der Ruodi Stein-

müller war auch von jeher so ein „eigener“ Mensch gewesen, so ein „Pröbler“ und halber „G'studirter“, der seinen Kopf in die Bücher steckte, wo immer er konnte, und sich allezeit zugeknöpft und verschlossen beiseite gehalten hatte. Unheimelig das! . . . „Ich will nüt g'schwätzt ha, Herr Vetter, währli nei, gar nüt; aber der alt' Ruodi uff der Abläsch ist syn Lebtag ein aparter Ma gsi und, hm, Ihr wüsset scho, Herr Vetter“ . . . . „Jo fryli, Frau Bas'. Auch ich will niemand verschänden, währli nei; aber daß der alt' meineid' Kog, der Ruodi, mit der Hex', der Göldi, causam communem g'machet hat, wie der Lateiner sagt, ist sicher.“

Derlei Dialoge, wie sie wohl auch im tschudi'schen Hause gehalten wurden, trugen ihre Früchte und zwar dann, als der malefizgerichtliche Scharfsinn mit der Frage sich herumquälte, in welcher Weise die Hexe die Stecknadeln, Haften, Drahtstücke und Nägel dem armen Kinde in den Leib gehext habe. Glücklicher Weise mussten sich „Meine Gnädigen Herren und Oberen“ nicht allzu lange darob die Köpfe zerbrechen. Denn Anne-Miggeli war so gefällig, auf eindringliches Befragen die Auskunft zu geben, daß die Behexung mittels eines „Leckerli“ (Lebkuchen) geschehen sei und zwar in Gegenwart des Ruodi Steinmüller. „Heureka!“

Diese seine Angabe formulirte das „nun Gottlob wieder völlig restituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tschudi vor der Untersuchungskommission also: — „An einem Sonntag unter Tags ist in der Magdenkammer der Ruodi Steinmüller bei Anna auf dem Bett gesessen und Einer ist am Boden umengehapet (herumgekrochen), der weder Arm noch Bein gehabt.“ — (Se. höllische Majestät machte also hier in einer neuen eigenthümlichen Gestalt höchstihre Aufwartung.) — „Da hat mir die Anna aus einem Häfeli ein überzuckertes Leckerli gegeben, das ich in der Kammer essen musste, wo die Anna sagte, ich sollte dem Vater und der Mama nichts davon sagen.“

Da haben wir's! Also aus einem zauberischen Lebkuchen waren im Leibe des unglücklichen Kindes alle Gufen,

Nägel u. s. w. erwachsen? Schrecklich! Und der Steinmüller war also auch dabei gewesen? Schrecklicher! Und der Gottseibeiuns war während der Vollbringung des Leckerli-Zaubers leibhaftig am Boden „umengehapet"? Schrecklichst!

So verfinstert waren Gehirne und Gewissen „Meiner Gnädigen Herren und Oberen", wie überhaupt der guten Glarner und Glarnerinnen, daß die ungeheuerliche Lüge des Kindes nicht den leisesten Zweifel erregt zu haben scheint. Noch mehr, die arme Angeklagte selber wurde durch die Aussage Miggeli's in eine Gemüthsverwirrung geworfen, von welcher befangen sie zeitweilig die kindlich-blödsinnige Dichtung des Kindes für Wahrheit und Wirklichkeit hielt. Es kam ja, wie bekannt, in zahllosen Hexenproceduren ähnliches vor: — die armen Opfer, durch die über sie verhängte Verfolgung zur Verzweiflung getrieben, glaubten zuletzt selber an alle die unmöglichen Verbrechen, welche man ihnen schuldgab.

Schon in den ersten „gütlichen" Verhören gestand die Angeklagte alles, was man von ihr gestanden haben wollte: die ganze Leckerli-Zauberei, „wie es das Kind gesagt habe", fügte sie ausdrücklich hinzu. Auf die Frage: „Woher sie das zauberische Leckerli gehabt?" schwieg sie hartnäckig eine ganze Stunde lang. Dann, auf wiederholtes Andringen, sagte sie unter heftigem Jammern: „Vom Ruodi Steinmüller". Im Protokoll heißt es hierbei: — „Das Amt frägt, man gewahre an ihr, daß sie immer so s t a u n e; ob sie etwa dem Steinmüller mit ihrer Angabe Unrecht thue? worauf sie antwortet, sie wisse nicht, was sie thue." Dann widerrief sie noch in demselben Verhör ihre den Steinmüller belastende Aussage. „Aber wer sonst hat Euch das Leckerli gegeben?" Ganz außer sich schrie sie zuletzt: „Der Teufel hat es mir gegeben!" Das Amt fasste diesen Unsinn begierig auf. „In welcher Gestalt ist er Euch erschienen?" „In einer leiden (garstigen) Gestalt."

6.

Auf der Folter.

Der Hexe also war man sicher. Es galt jetzt, auch des Hexenmeisters sich zu versichern. Am 29. März wurde daher der alte Rudolf Steinmüller in Haft gebracht; allein der Greis war ein zäher Glarner und ließ sich nicht sobald herbei, durch Zugeständniß des ihm schuldgegebenen Afterwahns sein eigenes Todesurtheil zu sprechen. Mit der Hexe konfrontirt, stellte er die Aussagen derselben fest und entschieden in Abrede. Sie dagegen, nun einmal schon vom Geiste der Lüge besessen — wenn auch im anderen Sinne — beharrte bei ihren Angaben und beide gaben die Erklärung ab, daß sie bereit seien, ihre Aussagen „am Folter zu erhärten".

Meine Gnädigen Herren und Oberen säumten denn auch nicht, dieses unfehlbare Beweismittel in Anwendung zu bringen und beriefen zu diesem Zwecke den Scharfrichter von Wyl, Meister Volmar, welcher am 4. April in Glarus eintraf und zunächst durch seine bloße Anwesenheit im sogenannten Schreckverhör („Terriz-Examen") in Wirksamkeit trat. Im zweiten Terriz-Examen nahm die Göldi alles gegen Steinmüller Ausgesagte zurück und bat den Angeschuldigten unter Thränen um Verzeihung. „Aber" — fragten die Richter — „warum hast du den Steinmüller beschuldigt?" — „Weil das Kind es gesagt hat, daß der Steinmüller und noch einer dabei gewesen sei." — „Und wie ist es denn bei der Verderbniß des Kindes zugegangen?" — Nach langem „Staunen" die Göldi: „Der bös Geist hat es gethan." — „Hast du denn ein Verständniß oder Bund schriftlich oder mündlich mit dem bösen Geist? Sag' es! Die Obrigkeit, die an Gottes statt sitzet, kann dir von solcher bösen Verbindung wiederum helfen." Die Angeklagte verneint das Teufelsbündniß entschieden; aber am folgenden

Tage, im dritten Schreckverhör, ist sie schon so mürbe geworden, daß sie bekennt, zwei Tage, nachdem sie mit der kleinen Anne Marie einen Streit gehabt, sei der Teufel in Gestalt eines „wüsten schwarzen Thiers“ zu ihr in die Küche gekommen und habe „mit den Klauen“ röthlichgelben Wurmsamen und weißes Gift, in ein Papier eingewickelt, ihr überreicht, und diese Substanzen habe sie in einem angefeuchteten Stücke Brot dem Kinde zu essen gegeben.

Bei dieser Angabe blieb die Hexe, als sie am 11. April zum erstenmal der Folterung unterworfen ward. Die Folterart war der sogenannte „Zug“, auch Expansion oder Elevation geheißen, wobei die Gemarterte, mit auf den Rücken gebundenen Händen mittels eines an letztere geknüpften Seiles frei in der Luft schwebend, durch eine an der Decke der Folterkammer befestigte Rolle in die Höhe gezogen wurde, und zwar mit an ihre Füße gehängten Steinen, bis ihr die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe standen — „ad majorem dei gloriam“.

Die Herren Malefizrichter vernahmen mit Befriedigung das Bekenntniß der gemarterten Hexe, daß diese in direktem Verkehr mit dem Teufel gestanden und von Sr. höllischen Majestät selber das verderbliche Zaubermittel empfangen habe. Aber das „nun Gottlob wieder völlig restituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tschudi machte ihnen einen Strich durch dieses mittels der Folter glücklich gewonnene Resultat, indem das Kind standhaft dabei verblieb, es sei nicht mittels eines angefeuchteten „Möckli“ Brotes verderbt worden, sondern mittels eines im Beisein des Ruodi Steinmüller von der Anna Göldi erhaltenen „Leckerli's“. Quer das! Aber der Anne-Miggeli, so angesehener Leute Kind, welche mit „Meinen Gnädigen Herren und Oberen“ vielfachst versippt waren, war natürlich unbedingt zu glauben und so musste man den „frömden Kog“ von Hexe schärfer mit der Tortur angreifen, um ihre Bekenntnisse mit der Angabe von Tschudi's Töchterli in Einklang zu bringen.

Desshalb wurde die Unglückliche am 13. April zum

zweitenmal gefoltert und, siehe da, das Ergebniß dieser „ungütlichen“ Befragung war ganz das gewünschte. Denn das Opfer, glücklich in den Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, ja des Wahnsinns hineingemartert, sagte zu allem, was man fragte, ja und Amen; also auch dazu, daß sie das Kind mit einem vom Steinmüller erhaltenen Leckerli in dessen Beisein verhext habe. Die wohlweisen Richter wollten aber ganz sicher gehen und verordneten daher der Hexe den dritten und qualvollsten Foltergrad. Sie erlitt denselben am 8. Mai, „wo — besagt das Protokoll — die Delinquentin mit dem Gewichtsteine hart aufgezogen, lang hängend gelassen und bei den Hauptfragen immer stark gezuckt (d. h. auf- und abgeschnellt), ja überhaupt auf das allerschärfste gepeinigt worden“. Am Schlusse dieses „ungütlichen“ Verhörs hat dann das Protokoll die Bemerkung: „Endlich ist die Göldi entlassen, matt und hart zugerichtet, und wieder in den neuen Thurm gethan worden.“ Selbstverständlich hatte sie alle ihre Angaben schließlich noch einmal „am Folter erhärtet“.

Dadurch war der unglückliche Steinmüller wieder arg belastet worden und die Reihe, „scharf angegriffen“ zu werden, kam jetzt an ihn. Indessen konnte die Quälerei des Angeschuldigten nur bis zur Drohung mit der Folter, nicht bis zur Anwendung derselben getrieben werden. Der arme alte Mann, zur Verzweiflung gebracht, an der Welt und an sich selbst irre geworden durch das Zureden seiner Verwandten und durch die Drohungen seiner Richter, gestand, nachdem er lange standhaft die verrückte gegen ihn erhobene Beschuldigung abgewiesen, dieselbe zu, beschrieb sogar im Delirium der Angst, wie und aus welchen Substanzen (Stahlspäne, Eiweiß, Gips, Honig, Vitriol, „Galizensteinwasser“, „Gold-Vernies“ u. s. w. im Blödsinn) er das Zauber-Leckerli bereitet habe, widerrief dann sein tolles Geständniß wieder völlig und entschieden, ließ sich hierauf abermals „mürbe“ machen und endigte damit, daß er sich der Gewalt seiner lieben Mitmenschen-Bestien entzog. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai erhenkte er sich in

seinem Kerker. Was aber dem Lebenden nicht angethan worden, musste wenigstens dem Todten widerfahren. Der Leichnam wurde dem Henker übergeben und von diesem zum Hochgerichte gekarrt. Dort wurde dem Todten die rechte Hand abgehauen, um an den Galgen genagelt zu werden, unter welchem man den Körper verscharrte. Das Vermögen des Hexenmeisters wurde natürlich von rechtswegen konfiscirt, wie denn auch dieser Hexenproceß gleich so vielen anderen, ein recht einträgliches „Geschäft“ gewesen ist. In Folge der Einziehung von Steinmüllers Vermögen, sowie der Konfiskation der 16 Doublonen der Hexe, ferner einer dem Doktor Zwicki in Mollis zuerkannten Buße von 200 Kronenthalern und einer weiteren im Betrage von 100 Kronenthalern der Witwe Steinmüllers auferlegten, hatte nämlich nach Abzug sämmtlicher Proceßkosten der „protestantische Landessäckel“ von Glarus einen reinen Profit von 754 Gulden.

7.

Fiat justitia!

Am 24. Mai erklärten „Meine Gnädigen Herren und Oberen vom evangelischen Rath“ den Handel für reif („matur“) und die Urtheilsfällung musste demnach erfolgen.

Nun scheint aber doch die Vernunft in das enge Felsenthal von Glarus einen obzwar nur dünnen Lichtstral hineingeworfen zu haben und scheint dieser Lichtstral auch durch das Schlüsselloch des evangelischen Rathsales geschlüpft zu sein. Denn unter den Mitgliedern des Malefizgerichtes tauchten Bedenken auf gegen die Fällung eines Todesurtheils. Insbesondere soll — die Akten sind hier sehr lückenhaft und wahrscheinlich nachmals absichtlich lückenhaft gemacht worden — der Herr „Landschreiber“ der Meinung gewesen

sein, die Göldi am Leben zu lassen. Aber er drang damit nicht durch, weil ein anderer Einfluß, nämlich der des offenbar ganz schafköpfigen und äußerst rachsüchtigen Herrn Doktor Tschudi, mächtiger war als der seinige.

Also wurde denn dem schmachvoll zeitwidrigen Werke des Unsinns und der Leidenschaft, hervorgerufen durch die Bosheit eines verzogenen Kindes, die Krone aufgesetzt und am 16. Juni „laut unserer Malefizgerichts-Ordnung" gegen die Hexe Anna Göldi die Sentenz gefällt, daß sie „durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet und ihr Körper unter dem Galgen vergraben werden, auch ihr in hier habendes Vermögen konfiscirt sein solle".

Das Urtheil ist übrigens in wunderlich gewundener Sprache verfasst. Man glaubt bei Lesung dieses Aktenstückes mit anzusehen, wie der Herr Landschreiber, welcher dasselbe zu redigiren hatte, sich drehte und wand, um die Ehre seines Landes nach Menschenmöglichkeit zu decken. Desshalb kommen die Worte Hexe und Hexerei in dem Urtheile gar nicht vor. Die Göldi wird vielmehr nur ganz allgemein als „Uebelthäterin" bezeichnet, weiterhin als eine „Vergifterin" und ihre angebliche Verschuldung als eine „Gräuelthat gegen das Töchterli des Herrn Dr. Tschudi".

Am 18. Juni 1782 fiel bei dem Galgen auf dem „Spielhof" das Haupt der Anna Göldi unter dem Richtschwerte.

Die Akten schweigen gänzlich über das Verhalten des Opfers bei der Urtheilsfällung und Ermordung. Es existirt nur die Ueberlieferung, daß Bonze Tschudi, welcher die Delinquentin „auszutrösten" hatte, geäußert habe, sie sei als „reumüthige und bußfertige Sünderin" gestorben. Das will eben nur sagen, daß die Unglückliche, an Leib und Seele gebrochen, die geistliche „Auströstung" in stumpfer Willenlosigkeit über sich ergehen ließ und gleich so vielen hunderten und tausenden von „Hexen" vor ihr den Tod als den Heiland willkommen hieß, der sie von einem qualvollen Dasein und von ihren lieben Mitchristen erlöste.

Als es zu spät, erwachten Gewissen und Scham unter

den Verfolgern und Mördern der beiden Opfer. Ein Wohldiener „Meiner Gnädigen Herren und Oberen“ erbat sich von denselben die Erlaubniß, „die Proceßakten zur Ehre der Obrigkeit in Druck zu befördern“. Allein man fand für gut, sich diese „Ehre“ zu verbitten; denn der Schrei der Entrüstung über den Göldi-Handel — Schlözer brandmarkte denselben in seinen Staatsanzeigen mit dem neuen Wort „Justizmord“ — welcher in der ganzen gesitteten Welt wachgeworden, hatte inzwischen auch an den Felswänden des Glärnisch Widerhall gefunden. Die Glarner von heute aber gäben sicherlich etwas darum, daß ihr Land nicht der traurigen Berühmtheit genösse, die Stätte zu sein, auf welcher innerhalb der Gränzen des deutschen Sprachgebietes die letzte Hexe gerichtet und hingerichtet worden ist.

Beaumarchais.

. . . πολυμητις Ὀδυσσευς.

Homer.

Caeruleus Proteus —
Verum, ubi correptum manibus vinclisque tenebis,
Tum variae eludent species atque ora ferarum.
Fiet enim subito sus horridus atraque tigris
Squamosusque draco et fulva cervice leaena,
Aut acrem flammae sonitum dabit atque ita vinclis
Excidet aut in aquas tenuis dilapsus abibit.

Vergilius, Georg. IV, 405.

Eines Abends speis'te der Duc d'Orléans, Regent von Frankreich, in Gesellschaft seiner Favorite-Maitresse, Madame de Parabère, seines Premierministers Dubois, Erzbischof von Cambray, und des schottischen Finanzschwindlers Law[1]. Seine königliche Hoheit, der originellen und braven Pfälzerin Elisabeth Charlotte genialischer und lüderlicher Sohn, betrank sich wie gewöhnlich, und als ihm beim Nachtisch ein Staatsaktenstück zur Unterzeichnung gebracht wurde, versagte dem Betrunkenen die Hand den Dienst. Er reichte das Papier Madame de Parabère hin

1) Kurz zuvor hatte man in Paris diese „Grabschrift" für Law in Umlauf gesetzt: —

„Ci-git cet Ecossais célèbre,
Ce calculateur sans égal
Qui, par les règles de l'algèbre,
A mis la France à l'hôpital."

mit der Aufforderung: „Signe, putain!“ Worauf die also zwar nicht sehr höflich, aber doch sehr richtig Angeredete: „Das ist nicht meine Sache.“ Der Regent gab das Papier dem Erzbischofe von Cambray und sagte: „Signe maquereau!“ Seine Eminenz in spe wies das Ansinnen ebenfalls zurück und nun wollte der Duc das Papier dem Tausendkünstler Law aufdringen mit den Worten: „Signe donc, voleur!“ Als aber auch der Schotte sich weigerte, unterschrieb der Herzog, so gut es eben gehen wollte, und stellte während dieser Arbeit die allerliebste Betrachtung an („fit cette belle réflexion“): „Das Königreich Frankreich ist vortrefflich regiert, das muß man sagen; regiert von einer Metze, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold [1]).“

Da haben wir ein Kabinettstück, welches die Orgie der Regentschaft malt, eine Orgie, die dem heuchlerischen Miserere der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten folgte. Der gealterte Sünder war folgerichtig ein Betbruder geworden, und kaum hatte er die Augen geschlossen, als in der französischen Gesellschaft der erzwungenen Fastenzeit, deren Taktstab Gleißnerin Maintenon geführt, jener tobende Fasching folgte, dessen zuchtlosem Reigen Philipp von Orléans vorantaumelte. Es war die mit lachendem Leichtsinn vollzogene Mission dieses Prinzen, einen der Grundsteine und Eckpfeiler des von dem „großen Monarchen“ aufgebauten französischen Sultanats nach dem andern zu zerstören, zu Müll zu zerreiben und das reinpersönliche Regiment, den vollendeten Absolutismus zur Karikatur, zum Hohn- und Spottbild auf dessen Wesen zu machen. Schon dadurch, daß er den verworfensten Menschen seiner Zeit, den Erzbischof und Kardinal Dubois, mit dem Skepter des Königthums handiren ließ.

1) Mathieu Marais, avocat au Parlament de Paris: Journal et Mémoires sur la Régence et le règne de Louis XV. (1715—37). Ed. par de Lescure. Paris 1863, I, 489. Vgl. Barbier: Journal hist. et anecdot, du règne de Louis XV. Paris 1847—52, I, 104.

Der Regent hinterließ dem fünfzehnten Ludwig das „Ancien Régime", die Monarchie des Urgroßvaters, als einen ungeheuren Kehrichthaufen, welcher sich, vom Skepticismus-Scheidewasser des Jahrhunderts durch und durch getränkt, in jenes grund- und bodenlose Kothmeer der politischen Anarchie und der moralischen Pestilenz verwandelte, das man die Regierung der Pompadour und Dubarry nennt, weil von einer Selbstregierung Ludwigs des Fünfzehnten keine Rede sein kann[1]).

1) Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind die „Rettungen" so sehr in der Mode, daß man nicht ansteht, selbst die anrüchigsten und abscheulichsten, auf Grund der bestimmtesten Zeugenaussagen ihrer Zeitgenossen vom Schuldigspruch der Geschichte betroffenen historischen Charaktere reinwaschen, ja sogar glorificiren und heiligsprechen zu wollen. Rechnet man hinzu, daß von in philologischen und historischen Seminarien zurechtgemachten jungen Leuten, welche klein und steril von Geist, aber groß im vorweggenommenen Professorendünkel sind, heute der Sallust, morgen der Tacitus „vernichtet" wird, so müßte man den ganzen Schwindel sehr lächerlich finden, falls er nicht eine sehr ernste Seite hätte. Die Rettungen und Vernichtungen neuester Mode sind nämlich ohne Zweifel ein Ausfluß der schönfärbenden, leisetreterischen, sammetbehandschuhten und bepatschuliten Historik, welche, um den Despoten und Dunklern der Gegenwart zu schmeicheln, die Despoten und Dunkler der Vergangenheit in möglichst milder oder gar in verklärender Beleuchtung zu zeigen sich bemüht. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn auch der Pompadour und der Dubarry so ein „Retter" erstände. In Erwartung desselben will ich meinerseits einer Forderung der Gerechtigkeit genügen, indem ich die gäng und gäben, bis ins Ungeheuerliche übertriebenen Meinungen über die Kosten, welche die beiden genannten königlichen Bettschwestern direkt für ihre Personen Frankreich verursachten, hier gelegentlich auf das richtige Maß zurückführe und zwar auf Grund der authentischen Dokumente, welche Le Roi neuerlich in französischen Archiven aufgefunden und in seinen „Curiosités historiques" (Paris 1864) veröffentlicht hat.

Jeanne Antoinette Poisson, von Kindheit auf und auch später als Ehefrau des Steuerpächters d'Etiolles durch ihre Mutter mit allem Fleiß vorbereitet für „le rôle honorable auquel elle venait de parvenir", war vom September 1745 an bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt- und Staatsmaitresse Ludwigs des Fünfzehnten. In diesen 19 Jahren hat sie einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geschriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Person verbraucht und demnach dem französischen Volk aus der Tasche ge-

Als sodann der wohlmeinende und gutmüthige, aber beschränkte und schwache sechszehnte Ludwig dem schandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauspiel, zu sehen, wie alle die gutgemeinten Versuche, eine bis an den Hals in das besagte Kothmeer versunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu stellen, kläglich misslangen. Wie hätten sie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, schon in allen Geistern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatsache wiederholen und einschärfen — man hätte sie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gern vertuscht, geleugnet und vergessen — die große Thatsache, daß die privilegirten Klassen aristokratisch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher später zur terroristischen Carmagnole ausgeschlagen ist. Um 1780 war in Frankreich der sociale Zersetzungsproceß schon so weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Versailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und

langt: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin, die uneheliche Tochter einer gewissen Anne Becu, hieß ursprünglich Jeanne, erhielt aber von dem Grafen Jean Dubarry, welcher sie aus dem Schmutze der Pariser Gassenprostitution aufhob, ihrer blendenden Schönheit halber den Beinamen L'Ange. Der edle Herr Graf beeilte sich, den durch den Tod der Pompadour erledigten Platz auszufüllen, und schloß mit Lebel, dem vertrauten Kammerdiener des Königs, das Kupplergeschäft ab. Um Mademoiselle L'Ange „courfähig" zu machen, musste sie eine Scheinehe mit dem Bruder des Grafen, mit dem Grafen Guillaume Dubarry eingehen, welcher Edelmann für Geld zu diesem „Sakrament" sich hergab. Bei dieser Gelegenheit erfand man der Braut auch einen legitimen Vater, welchen man Jean Jacques Gomard de Vaubernier taufte. Die sechsundzwanzigjährige Scheingräfin wurde i. J. 1769 als „Maîtresse en titre" inthronisirt und blieb es, bis der König starb (1774). In diesen fünf Jahren hat sie für ihre Person verbraucht und demnach Frankreich gekostet 12,459,529 Livres. Die Kosten des „Parc aux Cerfs", welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755—1771 unterhielt, sind nicht aktenmäßig festzustellen. Dieses Harem war übrigens keineswegs ein „Park", sondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirschgarten gehabt hatte, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médéric zu Versailles.

Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragödie „Brutus“ von Voltaire mit stürmischem Beifall („avec enthousiasme“) begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verse: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravée et les rois en horreur.“

Das arme, todesbänglich sich abzappelnde Königthum sank immer tiefer in den grundlosen Schlamm hinab, bis ihm derselbe über dem Kopfe zusammenschlug. Dann kam ein vulkanisches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüste Masse und die Sündflut begann. Sie musste folgerichtig zu einer europäischen werden, wie ja auch die Ursachen der Revolution keineswegs nur französische, sondern vielmehr europäische oder, wenn man will, menschheitliche gewesen sind. Aber Frankreich, d. h. Paris war das Zifferblatt der Weltgeschichteuhr und der auf 1789 vorgerückte Zeiger verkündete, daß wiederum ein Weltalter abgelaufen sei. Da, wo Jungfrau Klio die seit 1815 gemachten Anstrengungen, den Weltgeschichteuhrzeiger hinter 1789 zurückzurücken, im großen „Schuldbuch“ verzeichnet, schreibt sie achselzuckend die Randglosse bei: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant . . .“

Es ist die Epoche des versinkenden Ancien Régime und die der aufkochenden Revolution, in welche das Leben des Mannes fiel, dessen Laufbahn auf den folgenden Blättern nachgegangen werden soll, und zwar unter Vortritt eines scharfausblickenden Pfadfinders und verläßlichen Führers [1]). Schwerlich dürfte ein zweites Menschendasein

1) Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Études sur la société en France au XVIIIe siècle, d'après des documents inédits. Deuxième édition. 2 vols. Paris 1858. Ich gestehe gern, daß, wie ich durch dieses Buch zu der vorliegenden Studie angeregt worden, mir dasselbe auch zur Hauptquelle für das Thatsächliche gedient hat. Selbstverständlich habe ich aber auch noch viele andere Quellen benutzt. Loménie's Arbeit — zwei starke Bände, 1115 Seiten — gehört ohne Frage zu den besten biographischen, welche in unserem Jahrhundert erschienen sind. Ja, wenn ich recht erwäge, ist das Buch

aufzufinden sein, welches in dem Grade geeignet wäre, ein sittengeschichtliches Spiegelbild jener Zeit abzugeben, wie das ruhelose, buntwechselnde, mit dem mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen verflochtene Dasein von Beaumarchais es ist, — von diesem französischen Proteus, welcher in seiner Person die wunderlichsten Gegensätze und widerhaarigsten Widersprüche vereinigte. Denn was kann es Gegensätzlicheres und Widerspruchsvolleres geben, als Handwerker und großer Herr, Abenteurer und Geschäftsmann, Schriftsteller und Millionär, Operndichter und Schiffsrheder, Diplomat und Revolutionär, Agent Ludwigs des Sechszehnten und Lieferant des Wohlfahrtsausschusses, ein boshafter Spötter und ein herzguter Mensch, mitunter ein Wüstling, immer aber ein ehrerbietiger Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater gewesen zu sein?

1.

Der Bildungsapparat hat im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter den bürgerlichen Klassen an Vielgestaltigkeit unstreitig sehr bedeutend zugenommen. Aber es dürfte, was z. B. Frankreich angeht, doch sehr fraglich sein, ob in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Mittelstand den ideellen Interessen auch nur halbwegs die Beachtung und Theilnahme zuwende, welche derselbe in der zweiten des achtzehnten dafür hatte und hegte. Wer da weiß, was für große Erfolge die seit 1815 eifrigst geübten pfäffischen Verdummungskünste, insbesondere im französischen Kleinbürgerthum erreicht haben, wird sehr geneigt sein, zu bezweifeln, daß im Paris des zweiten bonaparte'schen

die gediegenste Biographie, welche die französische Literatur überhaupt besitzt. In wahrhaft historischem Geiste angelegt, vereinigt sie mit emsiger Forschung und gesundem Urtheil stilistische Klarheit und künstlerische Architektur.

Empire oder auch der improvisirten Republik von 1870 eine Handwerkerfamilie existirte, deren Mitglieder — namentlich auch die weiblichen — einen Grad von Kultur erreichten, eine geistige Regung und Bewegung manifestirten, wie dies die Mitglieder der Familie des Uhrmachers André Charles Caron thaten, dem in seinem bescheidenen Hause in der Straße Saint-Denis am 24. Januar 1732 sein Sohn Pierre Augustin Caron geboren wurde.

Der junge Caron hat 25 Jahre später aus der Verpuppung seines bürgerlich-väterlichen Namens den adeligen Schmetterling „de Beaumarchais" hervorschlüpfen und auf den Luftströmungen des Ruhms, nicht selten auch im pfeifenden Windzuge des Skandals lustig durch die Welt flattern lassen. Allein niemals vergaß er seines Ursprungs in der „boutique d'horloger" in der Straße Saint-Denis und sein Vater war und blieb allfort für ihn ein Gegenstand aufrichtiger Ehrfurcht und zärtlicher Fürsorge. Sehr begreiflich daher, daß der alte Uhrmacher auf seinen Sprößling stolz war und dem reich, vornehm und berühmt Gewordenen einmal schrieb: „Tu me recommandes modestement de t'aimer un peu; cela n'est pas possible, mon cher ami: un fils comme toi n'est pas fait pour n'être qu'un peu aimé d'un père qui sent et pense comme moi" ... Es ist nicht überflüssig, derartige Bezeugungen menschlich-edlen Verkehrs gelegentlich den Verleumdern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenzuhalten, welche, sei es aus Unwissenheit oder aus Tücke, fortwährend von der „Gemüthlosigkeit" und „Herzenshärte" der Menschen jener wunderbar großen Zeit zischeln und winseln ... Unter den fünf Schwestern von Beaumarchais sind namhaft zu machen die zweite, Marie Louise, die Heldin jenes zu Madrid mit Don Clavijo bestandenen Abenteuers, welches die Ehre hatte, von Göthe dramatisirt zu werden; und die vierte, Marie Julie, in welcher der französische Esprit moussirte wie Champagner und die ihr Lebenlang dem Bruder eine gleichgesinnte, verständnißvolle und treuergebene Freundin gewesen ist.

Der Sohn des Hauses, „gai et drôle“, zum Metier des Vaters angeleitet und im übrigen buntdurcheinandergewürfelte Bildungselemente so zu sagen im Fluge haschend, hatte bis zum 20. Lebensjahre hin alle Aussicht, aus einem pariser Gamin ein pariser Vaurien zu werden, ein potenzirter sogar, und Père Caron sah sich einmal veranlasst, als drastisches Besserungsmittel eine zeitweilige Verbannung aus dem väterlichen Hause in Anwendung zu bringen. Den Jugendmost heiß und hoch aufgähren, auffieden, aufschäumen zu lassen ist nun einmal, wie die Gefahr, so auch das Vorrecht genialer Begabung, und wenn die dabei reichlich entwickelte Kohlensäure die Nerven der an- und umwohnenden Völker Philistäa's heftig afficirt, so hat das nicht eben viel zu bedeuten. Wahrhaft geisthaltiger Most klärt sich doch zu edlem Weine, so da „der Menschen Herz erfreuet“. Das Genie kann auch nichts dafür, wenn die liebe Mittelmäßigkeit wähnt, das Sieden und Schäumen und Sausen wäre Hauptsache und Selbstzweck, desshalb mittels reichlicher Anwendung der Pottasche der Lüderlichkeit eine schlechte Nachahmung des genialisch-naturgemäßen Gährungsprocesses zuwegezubringen sich bemüssigt findet und sodann folgerichtig nicht zu edlem Wein sich klärt, sondern zu fauligem Essig „umsteht“.

Der junge Caron stand nicht um, sondern ward als Sauser und Brauser zunächst ein tüchtiger Uhrmacher. Er besaß jene glücklich gebauten Hände, welche alles geschickt anzufassen und aus jedem Ding etwas zu machen wissen. Zwanzigjährig, ist er in seiner Kunst soweit gewesen, daß er eine neue Art von Uhren-Regulator („échappement“) erfand, und diese Erfindung gab ihm Veranlassung, zum erstenmal in der Rolle aufzutreten, welche er nachmals zu einer weltgeschichtlichen erhoben hat, in der Rolle eines Processlers („plaideur“). In Wahrheit, er hat nicht nur sein Lebenlang Processe aller Art geführt und die meisten schließlich gewonnen, sondern man ist auch berechtigt, sein ganzes Leben einen unablässigen Proceß, eine echte und gerechte „Plaidoierie“ zu nennen. Ein rechter Kampfhahn

um und um, durch und durch, ein allzeit gestiefelter und gespornter Geist, stets fertig und bereit, auf die Mensur zu treten, falkenäugig, spottlächelnd, biegsam, zäh und schneidig wie eine beste Stahlklinge ... Er hatte seine Erfindung eines neuen „Echappement“ dem Monsieur Lepaute, einem berühmten Uhrmacher von damals, anvertraut, welcher sich unredlicher Weise die Ehre dieser Erfindung aneignete, indem er dieselbe als seine eigene im „Mercure“ ausposaunte, ohne Zweifel auf die Schüchternheit und Unbekanntschaft des jungen Erfinders rechnend. Eine arge Verrechnung; denn der junge Unbekannte war kein schüchterner, sondern er ging dem Unredlichen im Merkur scharf zu Leibe, wusste die Sache vor die Akademie der Wissenschaft zu bringen, von derselben einen vollständig zu seinen Gunsten lautenden Entscheid herauszuschlagen und außerdem die ganze an sich unbedeutende Angelegenheit so gewandt ins Publikum, sowie an den Hof zu tragen, daß ihm dieses sein erstes Plaidoyer zwar noch nicht einen Ruf, doch aber schon eine gewisse „Notoriété“ verschaffte. Ah, er war ein „praktischer“ Bursche, ein sehr praktischer! Wo ihn die Schale der Auster des Glückes eine Ritze, und wenn auch die kleinste, ersperbern ließ, da ist er, scharfspitzkeilig und aalglatt zugleich, im Handumdrehen hineingeschlüpft.

Im Juni von 1755 treffen wir den Sausewind von Uhrmacher bereits als eine betitelte Person. „Caron fils, horloger du roi,“ schreibt er sich und darf es; denn eine von ihm gefertigte, in einen Fingerring gefasste Uhr hat Gnade gefunden vor den Augen Ihrer babylonischen Majestät Jeanne Antoinette Poisson, Madame d'Etiolles, Marquise de Pompadour. Auch der „allerchristlichste“ Sultan selber hat aus der Dunstwolke seiner gähnenden Langeweile heraus einen Blick gnädiger Neugier auf den angehenden Künstler geworfen und begehrlich-lüsterne Blicke warfen verschiedene große und kleine Damen des Hofes dem hoch und schlank gewachsenen jungen Manne zu, dessen Züge so hübsch, dessen Mienenspiel so belebt, dessen Augen so unternehmend, dessen Auftreten so sicher und keck. Die Männer freilich

zucken die Achseln und brummen: „Der Geck!“ Aber die Weiber flüstern ganz leise in sich hinein: „Ein Prachtmensch von Mann!“

Unser Caron hatte aber nicht umsonst in jungen Jahren schon einen Regulator erfunden. Das will sagen: er wusste den Gang seiner Lebensuhr zu dieser Zeit bereits sehr verständig zu reguliren und bei aller Geckerei als ein praktischer Mann das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Als einem Franzosen war ihm überdies die Weisheit angeboren, daß man in dieser Welt mittels der Weiber am besten und leichtesten weiterkäme, und der Uhrenkünstler und Lebenspraktiker zog dem blendenden, aber gefährlichen Glücke, welches ihm in der Region der Duchessen, Marquisen und Comtessen vorübergehend lächeln konnte, das bescheidenere, aber solidere vor, welches ihm durch eine allerdings kleinste Dame des Hofes zu Theil ward. Da war nämlich ein alter und gebrechlicher Herr, Pierre Augustin Francquet geheißen, der eins der zahllosen Hofämter jener Zeit besaß, welche, eifrig erstrebt und mit schwerem Gelde erkauft, ihre Inhaber nicht nur leidlich nährten, sondern auch vortrefflich mästeten. Der alte Küchenschreiber oder, wie sein Titel französisch groß- und lächerlichmaulig lautete, der „Controleur clerc d'office de la bouche de roi“ besaß neben seinem Alter, seinem Amt und seinen Gebresten eine etwa dreißigjährige, hübsche, dralle, muntere Frau und etliche Monate nach dem Tage, an welchem Madame la Controleuse unserem Caron ihre Uhr zum Reguliren gebracht hatte, fand Sieur Francquet, daß Alter und Krankheit ihm nicht länger gestatteten, seinem Amte mit gebührender Würde vorzustehen. Demzufolge trat er dasselbe an den jungen Caron ab und zwar um den Preis einer lebenslänglichen Jahresrente. Also ward der junge Uhrmacher ein Hofbeamter, dessen Brevet vom 9. November 1755 datirte und der unter anderen Obliegenheiten auch die hatte, abwechselnd mit seinen Herren Kollegen die Schüsseln auf die königliche Tafel zu setzen, in großem Kostüm, Hut unter'm Arm, Degen an der Seite.

In der höfischen Rangordnung kam er unmittelbar nach dem Halstuchknüpfer des Königs („cravatier ordinaire du roi“). Gewiß hatte der Küchenschreiber und Tafelbeschicker Ludwigs des Fünfzehnten keine Ahnung, daß in ihm ein Kerl steckte, welcher bestimmt wäre, der spottlachende Todtengräber des französischen Königthums zu werden.

Zwei Monate, nachdem der künftige Dichter der „Hochzeit des Figaro“ Hofbedienter geworden, that der alte Francquet ihm den Gefallen, ihm auch anderweitig Platz zu machen, indem er starb. Im November 1756 heiratete unser Küchenkontrolirer die trostlose und wohlbemittelte Witwe und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß er seinem schlichten Namen Caron den hoch- und volltönenden „de Beaumarchais“ anklebte, welchen er, wie er sagte, einem kleinen Lehensgute seiner Frau entlehnte. Das Manöver, dadurch aus der „Canaille“ oder „Roture“ in die „Noblesse“ sich hinüberzuschwindeln, gelang jedoch erst fünf Jahre später wirklich, — gelang dann, als unser Abenteurer und Geschäftsmann im Jahre 1761 um den Preis von 85,000 Francs die Stelle eines Sekretärs des Königs sich erkaufte. Dieser Kauf machte den Uhrmacherssohn von rechtswegen adelig und er konnte, als man ihm später seinen Adel bestreiten wollte, triumphirend-spöttisch ausrufen: „Niemand kann mir meine Noblesse streitig machen; denn ich besitze die Quittung dafür (car j'en ai la quittance)!“

Inzwischen war sein Eheglück und sein Wohlstand nicht von Dauer gewesen, indem schon im September von 1757 seine Frau von einem typhösen Fieber weggerafft wurde. Da er zu sorglos gewesen, das Vermögen seiner Frau unanfechtbar rechtskräftig sich zusichern zu lassen, warf ihn dieser Todesfall in die Armuth zurück, so daß er Mühe hatte, seine Hofbedienstung zu behaupten, die ihm nicht mehr als 1500 Francs jährlich einbrachte. Aber der rüstige Schwimmer arbeitete sich bald wieder obenauf und vorwärts. Zunächst gereichte es ihm zu einem Förderungsmittel, daß er von bedeutender musikalischer Begabung und Uebung, ein tüchtiger Flötenbläser und eleganter Harfner

war. Die Harfe ist zu jener Zeit in Frankreich ein noch so neues Instrument gewesen, daß z. B. Diderot dasselbe erst im Jahre 1760 kennen lernte. Es kam aber rasch in die Mode und Beaumarchais' meisterliche Behandlung desselben hatte einen großen Ruf in den Salons. Die vier legitimen Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die Prinzessinnen Victoire, Adelaide, Sophie und Louise — ihr zärtlicher Vater gab ihnen die süßen Namen Coche, Loque, Graille und Chiffe — hörten von der Geschicklichkeit unseres Mannes, ließen ihn rufen, nahmen Unterricht bei ihm und bald wusste er sich den gelangweilten vier alten Jungfern so angenehm zu machen, daß sie ihm die Anordnung und Leitung der kleinen Familienkoncerte übertrugen, welche sie in ihren Zimmern veranstalteten und welchen gewöhnlich der König, die Königin und der Dauphin anwohnten. Der Plebejer aus der Straße Saint-Denis wusste sich in diesem Kreise mit solchem Geschick und Takt zu bewegen, daß er sich allgemeine Achtung und Gunst erwarb. Der König bot eines Tages dem Harfner seinen eigenen Lehnsessel und eines andern sagte der ernste und ehrbare Dauphin — (es ist der im Jahre 1765 gestorbene Sohn Ludwigs des Fünfzehnten gemeint) — von ihm: „Das ist der einzige Mensch, welcher mit Wahrhaftigkeit zu mir spricht."

Weiland Caron und jetzo De Beaumarchais war also auf gutem Wege, ein rechter Hofgünstling zu werden. Aber der Weg zur Hofgunst ist bekanntlich mit verdächtigem Buschwerk eingefasst, hinter welchem zahllose grüne Neidaugen lauern. Besitzer derartiger Augen stellten sich auch wohl in erklecklicher Anzahl unserem keck aus- und aufschreitenden Harfenkünstler in den Weg, Spottknallbonbons vor seinen Ohren loslassend oder auch Knüttel vornehmer Grobheit zwischen seine Beine werfend. Aber unser neugebackener „De" ist mit Zungen- und Degenspitze rasch bei der Hand, wo es gilt, seine „Noblesse" darzuthun. Kommt da eines schönen Abends in großer Gala aus den Gemächern von Mesdames de France, als ihm das bekannte nette Abenteuer mit der Uhr begegnet. „Monsieur — redet

ihn ein Hofmann an, welcher sich so eben gegen seine Mithöflinge gerühmt hat, den Schützling der Prinzessinnen „dekoncertiren“ zu wollen — Monsieur, erweisen Sie mir, da Sie in der Uhrmacherei so bewandert sind, die Gefälligkeit, diese meine in Unordnung gerathene Uhr zu untersuchen.“ — „Mein Herr, seit ich aufgehört habe, mich mit dieser Kunst zu beschäftigen, bin ich darin sehr ungeschickt geworden.“ — „Ah, Monsieur, thun Sie mir doch den Gefallen!“ — „Von Herzen gern; aber ich sage Ihnen, ich bin sehr ungeschickt.“ Spricht's, nimmt die Uhr, öffnet sie, hält sie an's Licht und thuend, als wollt' er sie untersuchen, läßt er sie zu Boden fallen. Dann sagt er zu seinem dekoncertirten Dekoncertirer: „Ich habe Ihnen vorhergesagt, daß ich äußerst ungeschickt“ — geht davon und überläßt es dem Gefoppten, die Trümmer seiner Uhr zusammenzusuchen. Nicht so komisch, sondern sehr tragisch endigte ein ähnliches Abenteuer. Gröblich beschimpft von einem übermüthigen Hofherrn, dem Chevalier des C . . . . ., schlug sich Beaumarchais unter den Mauern des Parkes von Meudon mit demselben und rannte seinem Gegner den Degen durch die Brust. Der Verwundete starb, dachte aber im Sterben hoch genug, die Nennung des Namens seines Tödters zu verweigern, so daß Beaumarchais' gefährlicher Sieg für ihn weiter keine üblen Folgen hatte. Erwägt man aber, wie himmelhoch dazumal noch politisch und social die Aristokratie über der Bourgeoisie stand, so dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, diesen durch den Sohn eines pariser Kleinbürgers einem Seigneur straflos versetzten Todesstoß mit unter die zahllosen Vorzeichen der Revolution zu rechnen, welche bereits in allen Schichten der französischen Gesellschaft zu gähren und zu wühlen begonnen hatte.

2.

Allerhand Widerwärtigkeiten also, worunter auch Duelle, brachte seine Stellung als Quasi-Kapellmeister der Töchter des Königs unserem flinken, vielgewandten Musiker und Küchenschreiber ein, nicht aber Geld. Und dies war doch gerade das Ding, dessen er am meisten bedurfte, maßen man die Kosten einer Laufbahn bei Hof mit einer Jahreseinnahme von 1500 Francs unmöglich bestreiten konnte. Noch dazu hatten Mesdames de France von den Pflichten ihres Quasi-Kapellmeisters ganz eigene, so zu sagen prinzessliche Begriffe. Sie standen nämlich nicht an, den liebenswürdigen Harfner und Flötenbläser mit allerlei Aufträgen, Einkäufen u. s. w. zu begnadigen, dachten aber nicht entfernt daran, ihm seine Auslagen zu erstatten. Große Damen, wie große Herren, hielten und halten sich bekanntlich allezeit häufig davon befreit, mit so Gemeinem, wie Rechnungen bereinigen, Schulden bezahlen u. dgl. m. sich zu befassen. Nachdem Beaumarchais dies erkannt und überhaupt erfahren hatte, daß die Musik, welche er den Prinzessinnen machte, für ihn durchaus keine „Musik mit ihrem Silberklange" sei, sah er sich nach Eröffnung anderweitiger Hilfequellen um.

Sollte er es mit der Schriftstellerei versuchen? An Vorübungen hierzu in Versen und Prosa hatte er es nicht fehlen lassen und er hatte seinen Stil namentlich zum Rabelais und zum Montaigne in die Schule geschickt. Der „Barbier von Sevilla" und die „Hochzeit des Figaro" wissen noch davon zu erzählen. Bei der Machtstellung, welche die Literatur zu jener Zeit in Paris gewonnen hatte, würde es der quecksilberigen Beweglichkeit, der wunderbaren Aneignungsfähigkeit und dem geschmeidigen Formtalent unseres Mannes nicht übermäßig schwer geworden sein, als Autor, was man so sagt, einen Stand sich zu machen. Auch konnte wohl die Reizung, in der von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gewaltiger anschwellenden

literarischen Sturm- und Drangsymphonie ein Instrument, ein vortretendes vielleicht, zu spielen, die innerste Fiber von Beaumarchais' Wesen sympathisch berühren. Allein der Mann dachte dermalen nicht von weitem daran, daß es ihm beschieden sein würde, eines Tages das von Zerstörungsjubelklängen strotzende Finale dieser Symphonie zu komponiren. Und dann stoßen wir hier auf etwas, das zwischen den Trägern der französischen und der deutschen Befreiungsliteratur einen so charakteristischen Unterschied markirt. Zwischen der überwiegenden Mehrzahl derselben wenigstens.

Lassen wir nämlich vor unseren Augen den langen Zug der erlauchten Ritter vom Geiste vorübergehen, welche im ewiggroßen achtzehnten Jahrhundert ihre ewigglorreiche Riesenarbeit in Deutschland gethan, den langen Zug der Helden und Märtyrer, welche dem deutschen Genius die Pfaffenbinde vom Auge genommen, den Wahn, den Fanatismus und den Despotismus auf allen Gebieten siegreich bekämpft, die deutsche Aufklärung, Wissenschaft und Poesie geschaffen, ja geradezu in unserem Lande zuerst eine Civilisation, welche des Namens werth war, begründet haben: so erkennen wir, daß diese Heroen, diese unsere Heiligen wirklich und wahrhaft vom „göttlichen Anhauch" [1]) erfasst und von echtester Inspiration getrieben waren, daß sie aus innerstem Herzensdrange, mit rührender Selbstlosigkeit und opferfreudiger Begeisterung für Menschenwohl und Menschenwürde ihre befreiende Mission zur Hand genommen und durchgeführt haben. Ein edler, ja ein heiliger Enthusiasmus war hier überall das Grundmotiv. Anders bei den Franzosen, nur den einzigen Rousseau vielleicht ausgenommen. Denn berechnend und praktisch, wie die Franzosen sind, haben die französischen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts ihre emancipative Aufgabe nicht in der Weise von begeisterten Propheten, sondern vielmehr in der Art scharfrechnender Geschäftsleute gefasst und gethan. Um das recht deutlich zu sehen, braucht man sich bloß zu erinnern,

1) „Afflatus divinus" beim Cicero und Ovidius.

wie ein Klopstock und Kant, ein Lessing und Herder, ein Göthe und Schiller ihre literarische Stellung nahmen und verstanden, und dann auf Voltaire hinüberzublicken, zur Zeit, wo er sich die Frage stellte, ob er die Literatur zu seinem „Geschäft" machen sollte. Seine Antwort war diese: — „Ich habe so viele arme und verachtete Schriftsteller gesehen, daß ich die Anzahl derselben keineswegs vermehren will. In Frankreich muß man Amboß oder Hammer sein; ich meinestheils bin zum Amboß nicht geboren." Er ist denn auch bekanntlich ein tüchtigster Stahlhammer geworden, dessen Schläge ruhmvoll durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende hinabschallen werden, ob sich Finsterlinge und Lakaien vor Aerger darüber noch so oft auf den Kopf stellen mögen. Aber bekannt ist auch, daß der kluge Mann, statt die Anzahl der armen und verachteten Schriftsteller zu vermehren, lieber unter die Spekulanten ging und mittels Handels- und Finanzoperationen sich in den Stand setzte, als reicher Herr mit Muße und Behagen seine weltgeschichtliche Spottarbeit zu vollbringen.

Beaumarchais fand, daß sein „Patron", der Patriarch von Ferney, sehr wohl und weise gethan, eine jährliche Einnahme von 130,000 Livres sich zu erspekuliren, und diese Findung ward zu einer fruchtbaren, nachdem er im Jahre 1760 Gelegenheit gehabt, einer der ersten Finanzgrößen von damals, Herrn Paris du Verney, mittels seiner Beziehungen zu Mesdames de France einen wichtigen und dankbar anerkannten Dienst zu leisten. Der Geldmann fand an Beaumarchais so großen Gefallen, daß er ihm großmüthig die Mittel gewährte, die geschäftsmännische Laufbahn zu betreten. Durch Paris du Verney mit gutem Rathe, mit Fonds und Kredit unterstützt, ward unser unternehmender Mann Spekulant und Finanzer und hat es als solcher glücklich bis zum mehrfachen Millionär gebracht, was etwas heißen wollte zu einer Zeit, wo der Millionarismus noch nicht eine so ordinäre, obzwar mehr oder weniger papierene Thatsache war, wie er es heutzutage ist. Sein Lebenlang ist Beaumarchais von da ab ein Geschäfts-

macher geblieben; durch alle seine buntwechselnden, vielfachst gewundenen Lebensgänge, Unternehmungen und Abenteuer schlängelt sich der goldene Faden der Spekulation. Er war ein Realist jeder Zoll, stets auf bestimmte Ziele gerichtet und festen Schrittes darauf losgehend, wenn auch mitunter auf weiten Umwegen. Zunächst wollte er reich werden und er wurde es; aber, obzwar praktisch und realistisch wie ein Schweizer, hat er den Geldsack doch niemals als ein an sich werthes Ding betrachtet und geschätzt, sondern nur für einen Materialbeitrag zu dem Piedestal angesehen, auf welchem die hübsche Figur des Messire Caron de Beaumarchais der Mit- und Nachwelt sich präsentiren sollte. Und doch geschähe wiederum dem Manne schweres Unrecht, wollte man ihn für einen vorragenden Typus der französischen Nationaleitelkeit ausgeben und für weiter nichts. Nein! Denn es war etwas vom echten und rechten Feuer des Jahrhunderts in ihm, ein ruheloser Thätigkeitsdrang und emancipativer Schaffenstrieb, und er hat in seiner Art tüchtig mitgearbeitet an der Anhäufung jenes unermesslichen Kultur-Kapitals, von dessen Zinsen das neunzehnte Jahrhundert geistig lebt...

Es wirkt komisch, wenn wir unseren Proteus, den künftigen komödischen Kehrausgeiger des Ancien Régime, zunächst als wohlbestallten „Lieutenant-général des chasses aux bailliage et capitainerie de la varenne du Louvre“ wiederfinden, was zu deutsch sagen will: als Oberaufseher des Jagdmonopols, welches im Umkreise von Paris auf 12 oder 15 Lieues weit dem Könige ausschließlich zustand. Beaumarchais hatte für schweres Geld dieses Hofamt erkauft, welches ihn zum ersten Officier des Herzogs de La Vallière, Generalkapitän der Jagden, machte, ihm gewisse richterliche Befugnisse übertrug und dem Uhrmachersohn Grafen und Barone zu Untergebenen gab. Wir sehen ihn also in eigener Karrosse gravitätisch nach dem Louvre fahren, um daselbst ebenso gravitätisch dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ vorzusitzen, vor welchem alle Eingriffe in das königliche Jagdmonopol zur Verhandlung kamen. Das Monopol, wie das zur Aufrechthaltung des-

selben bestimmte Tribunal, gehörten mit zu den verhassstesten Einrichtungen des Ancien Régime und die Vernichtung beider im Jahre 1789 zu den volksbeliebtesten Maßregeln. Der Schöpfer des Figaro in langer Robe, auf einem mit Lilien bestickten Richterstuhl eine der drückendsten Anmaßlichkeiten des Despotismus wahrend, — Frau Historia hat nicht allzu viele Bilder von so prickelnd-ironischer Kaustik in ihrem unendlichen Fibelbuch, aus welchem die großen Kinder noch weniger lernen als die kleinen.

Aber in dem Lebensbilderbuch unseres Helden ein weiteres Blatt umwendend, finden wir denselben in einer von den vorhergehenden sehr verschiedenen Situation. Nämlich in der eines ritterlichen Bruders und zwar auf spanischem Boden . . . Göthe hat, wie bekannt und wie schon erwähnt worden, diese Beaumarchais-Episode dramatisirt und ein Trauerspiel daraus gemacht, welches der sonst so klarverständige Merck, einer der wenigen Deutschen, die nicht von der Autoritätsmichelei befangen gewesen sind, in allzu herber, ja ungerechter Weise einen „Quark" genannt hat. Das Thatsächliche des Abenteuers war dieses: — Beaumarchais' Schwester Marie war mit ihrem Manne, dem Architekten Guilbert, und mit ihrer jüngeren Schwester Louise nach Madrid gegangen. Madame Guilbert und Mademoiselle Caron errichteten daselbst mitsammen ein Modemagazin. Louise Caron war schon eine ältliche Jungfrau von nahezu dreißig Jahren, als der spanische Literat Josef Clavijo sie im Jahre 1763 kennen und lieben lernte. Er gab ihr ein förmliches Heiratsversprechen und die Verbindung sollte stattfinden, sobald der Bräutigam das Amt eines königlichen Archivars, um welches er sich zur Zeit bewarb, erlangt haben würde. Er erhält die Stelle und das kirchliche Aufgebot findet statt. Aber plötzlich bricht Clavijo sein Wort, tritt zurück und wirft dadurch einen schweren Makel auf seine Verlobte. Diese geht ihren Bruder um Rath und Hilfe an. Messire Caron de Beaumarchais schnallt seinen Degen um, eilt spornstreichs nach der „Hauptstadt der Zwiebeln und der Serenaden" und zwingt mittels seiner

aus Kaltblütigkeit und Energie gemischten Interventionspolitik dem treulosen Seladon eine für diesen wenig, für Mademoiselle Caron dagegen sehr ehrenvolle Erklärung ab. Noch mehr, der Spanier, erschreckt, mit einem so entschlossenen Gegner zu thun zu haben, sucht eine Versöhnung mit seiner verlassenen Braut und geht den Bruder um seine Vermittelung an. Diese wird gewährt; aber zur Stunde, wo Beaumarchais wähnt, die Heirat würde nächster Tage stattfinden, muß er erfahren, daß Clavijo hinterrücks gegen ihn machinirt und kabalirt, daß derselbe ihn eines mörderischen Ueberfalls bezüchtigt und daraufhin von der Regierung den Befehl erschlichen hat, ihn zu verhaften und aus Madrid zu vertreiben. Unser Messire, ganz Feuer und Flamme, eilt zu den Ministern, dringt zum Könige selbst, rechtfertigt sich, enthüllt das Lug- und Trugding Clavijo's und bringt es dazu, daß der ehrlose Mann seines Amtes entsetzt und vom Hofe verjagt wird. Die Heldin dieses Clavijo-Abenteuers, welches im Mai und Juni von 1764 spielte, ist nachmals die Frau eines in Madrid angesiedelten Franzosen Namens Durand geworden. Ihr Bruder verbrachte nahezu ein Jahr in der spanischen Hauptstadt, spielend, tanzend, musicirend und liebelnd; daneben spekulirend und Projekte schmiedend. Er schrieb viel während dieser Zeit: Briefe voll liebevoller Pietät an seinen Vater, erotische Madrigale und satirische Couplets; aber nicht minder geschäftsmäßige Denkschriften, welche er den spanischen Ministern unterbreitete. Er wollte in Spanien eine französische Kompagnie organisiren, welche den Handel mit Louisiana ausbeuten sollte; er reichte einen Plan ein, die sämmtlichen spanischen Kolonieen mit Negern zu versorgen, und einen anderen, wie die Kolonisation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre. Allein Spanien war und ist schlechterdings kein Boden, worauf Beaumarchaise gedeihen konnten oder können, und so schüttelte denn unser Messire bald wieder den Staub eines Landes von den Füßen, aus welchem er die Namen und wohl auch die erste Idee der Figuren seiner zwei großen Streitkomödien als Ausbeute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorschritt der Laufbahn des jetzt nahezu fünfunddreißigjährigen Odysseus der französischen Literatur stoßen wir zuvörderst auf einen Umstand, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleichzeitige deutsche Verhältnisse hinüberzublicken. Es ist das Verhältniß der bahnbrechenden Männer des Jahrhunderts zu den Frauen. Auch hier stehen sich deutscher Idealismus und französischer Realismus scharf erkennbar gegenüber. Ein unverlöschlicher Glanz wie von Sternenlicht, ein ewiger Duft von Poesie umfließt die Beziehungen Klopstocks zu Fanny und Meta, Wielands zu Sophie Gutermann, Göthe's zu Friederike Brion, Schillers zu Lotte von Kalb, Voß's zu Ernestine Boie, Herders zu Karoline Flachsland und selbst des hochernsten und scharfverständigen Lessings Ehe mit Eva König ist voll dichterischer Weihe. Dagegen halte man nun das Verhältniß Voltaire's zur Emilie du Châtelet oder das Rousseau's zur Louise de Warens. Oder man stelle mit einer der klopstock'schen Oden an Cidli, mit einem der göthe'schen Lieder an Lotte, Friederike und Lili, mit einem der Briefe von Herder und Voß an ihre Bräute die briefliche Aeußerung unseres Beaumarchais zusammen: „Ich erhole mich von den Geschäften" — aber die Wendung ist so echtfranzösisch, daß man sie schlechterdings französisch mittheilen muß: „Je me délasse des affaires avec les belles-lettres, la belle musique et les belles femmes." Ist es nicht, als träte man aus einem Hain voll Frühlingsduft, Mondschein und Nachtigallengetön in ein modisch aufgeflittertes Kaffeehaus, wo Dominosteine klappern und eine tadellos angekleidete Dame du Comptoir lockende Blicke versendet?

In Wahrheit, die Frauen sind häufig genug die „Zerstreuung, aber niemals die Beschäftigung, die Begeisterung oder die Qual" von Beaumarchais' Leben gewesen. Sein Verhalten zu denselben war niemals ein sentimentales,

sondern allzeit entweder ein sinnliches oder ein spekulatives — „spekulativ“ selbstverständlich nicht im deutsch-philosophischen, sondern im französisch-geschäftsmännischen Sinne genommen — und so verlief denn auch seine einzige derartige Beziehung, die einen höheren Schwung nehmen zu wollen schien, seine Liebschaft mit der jungen, schönen und scheinbar sehr reichen Kreolin Pauline Le B......, welche Liebschaft ihn unmittelbar nach seiner Heimkehr aus Madrid nach Paris stark beschäftigte, in den trostlos dürren Sand geschäftlicher Auseinandersetzungen von höchst prosaischer Natur.

Nachdem unser Parvenu das unerquickliche Drama dieses „Délassement“ durchgespielt hatte, schickte er sich an — im Jahre 1767 — den bisherigen Eigenschaften seiner ulysseischen Persönlichkeit die eines dramatischen Autors beizufügen. Daß ein Mann seines Schlages, ein Mann der rastlosen Bewegung und Thätigkeit, ein Handelnder par excellence, welcher schon so manche Scene der Tragikomödie des Menschenlebens mitangesehen und mitgemacht hatte, sich, so er überhaupt literarisch thätig sein wollte, vorzugsweise zum Drama hingezogen fühlen musste, liegt auf der Hand. Aber man hätte der ganzen Anlage seines Wesens zufolge erwarten sollen, daß er die Laufbahn eines Dramatikers als Komöde begänne. Dem war jedoch nicht so und Beaumarchais hat erst später erkannt, worin seine eigentliche Kraft und Mission läge. Zunächst versuchte er sich im Rührfache, welches zu dieser Zeit in der Mode war und die Bretter, welche die Welt bedeuten, unter Wasser setzte.

Jedermann weiß, daß in der großen literarischen Revolution, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der politischen voraufging wie der Blitz dem Donner auch eine bedeutsame Umwandlung, ja Umwälzung des französischen Theaters mitinbegriffen war. Schon Voltaire, der große Zerstörer, hatte es gewagt, die von Corneille und Racine geschaffene konventionelle Tragik mehr oder weniger zu modificiren. Es musste sich aber auch auf diesem Gebiete erst der Einfluß der englischen Literatur geltend machen,

die Franzosen mussten erst mit dem richardson'schen sentimental-moralisirenden Familienroman und dem lillo'schen Rührdrama bekannt sein, bevor Diderot es unternehmen konnte, Melpomene von den Stelzen der „tragédie classique“ herabsteigen zu lassen, die majestätisch-steifleinene Dame so zu sagen in eine wohlmeinende, thränenreiche Haus- und Familienmutter umzuschneidern und sie in der theatralischen Region anzusiedeln, allwo Schauspiele aufwucherten, welche man der Mischgattung der „tragédie domestique“ und der „comédie sérieuse“ (auch wohl und zwar mit Recht „comédie larmoyante“ genannt) beizählte. Die Bezeichnung „bürgerliches Drama (drame bourgeois)“ zeigt den Gegensatz zum höfisch-heroischen der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktion trat das privatliche Intrikenspiel, an die Stelle des knarrenden Phrasenblasebalges die träufelnde Thränendrüse. Der ganze Genre ist dann auf deutschem Boden durch Iffland zu einer quasiklassischen Gestaltung und durch Kotzebue zur Karikatur gediehen. Aber man darf nicht übersehen, daß in den Schauspielen dieser Gattung alles Seufzergewinsels und Thränengeträufels ungeachtet ein revolutionärer Luftzug sich fühlbar machte. Hinter alle dem Genebel sentimentaler Zerflossenheit trat in diesen „bürgerlichen“ Dramen für sehende Augen und hörende Ohren immer wieder eine Tendenz hervor, welche den Inhalt von des Abbé Sieyès berühmtem Pamphlet vorwegnahm: — Der dritte Stand ist nichts; aber er will etwas, er will alles werden.

Diesen revolutionären Instinkt beurkundete nun auch Beaumarchais' Erstlingsdrama „Eugenie“, dessen Handlung einen edelmännischen Schurkenstreich zum Angelpunkte hat. Die Censur fühlte diese oppositionelle Spitze wohl heraus und zwang desshalb den Autor, die Scene seines Schauspiels nach England zu verlegen und den Personen desselben englische Namen zu geben. Der ästhetische Werth des Stückes ist übrigens ein sehr geringer und selbst die theatralische „Mache“ desselben war so mittelmäßig, daß es bei der

ersten Darstellung am 29. Januar 1767 mit Glanz durchfiel. Eugenie's Vater war aber nicht der Mann, desshalb sein Kind aufzugeben. Er stutzte das Ding für eine zweite Aufführung besser zurecht, so daß seine zwei Vorzüge als dramatischer Autor, eine ungemeine Geschicklichkeit in der Scenirung und eine seltene Kunst des Dialogs, recht ins Licht traten, und so hatte Eugenie — die Titelrolle wurde gespielt von der jungen und liebenswürdigen Mademoiselle Doligny, welche acht Jahre später glanzvoll die Rosine im Barbier von Sevilla machte — doch noch einen recht leidlichen Erfolg. Viel schlimmer erging es unserem angegangenen Dramatiker mit seinem Schauspiel „Deux amis", welches man als ein kaufmännisches bezeichnen kann und welches er drei Jahre später auf die Bühne brachte. Es wurde förmlich von der Bühne weggepfiffen und Grimm führte in seiner „Literarischen Korrespondenz", wo er dieses Fiasko's erwähnte, den darüber in Paris umgehenden Stachelvers an: —

„J'ai vu de Beaumarchais le drame ridicule,
Et je vais en un mot vous dire ce que c'est:
C'est un change où l'argent circule
Sans produire aucun intéret[1])."

Aber mochten sie pfeifen, spotten und lachen, Messire Caron de Beaumarchais hatte inzwischen anderweitig sein Schäfchen auf's Trockne gebracht und zwar in Gestalt der jungen, schönen und reichen Witwe Geneviève Madeleine Lévêque, mit welcher unser glücklicher Glücksritter im April 1768 sich verheirathete. Leider hielt auch diese Ehe nicht vor. Denn nachdem Madame Beaumarchais ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, starb sie schon im November von 1770 im Kindbett und das Kind folgte ihr zwei Jahre später ins Grab. Die Neuigkeitsjäger zischelten, Beaumarchais

---

1) Noch gröber heißt es in einer gleichzeitigen Satire von Palissot: —

„Beaumarchais, trop obscur, pour être intéressant,
De son dieu Diderot est le singe impuissant."

habe seine Frau vergiftet, um sie zu beerben. Eine ganz lächerliche Verleumdung, um so mehr, da ja der größere Theil des Vermögens der Verstorbenen aus lebenslänglichen Renten bestanden hatte. Aber werft dem Pöbel, dem vornehmen wie dem niedrigen, das Dümmste hin, er wird stets begierig darnach schnappen. Ganz in der Ordnung also, daß die zahlreichen Feinde unseres Parvenu, welcher, so wie er war, zahlreiche Feinde haben musste, später denselben der öffentlichen Meinung nicht ohne Erfolg als einen „Giftmischer" signalisiren konnten. Denn was ist leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, dessen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilslosigkeit und Bosheit.

4.

Bislang, d. h. bis zum Tode seiner zweiten Frau, konnte der Lebenslauf des Uhrmacherssohns aus der Straße Saint-Denis wohl eine stetig aufsteigende Spirallinie heißen. Nun aber schien es mit dem Aufsteigen zu Ende zu sein. Dickes Gewölke des Missgeschickes umhüllte den Weg unseres Glücksritters und heftiger Strichregen des Aergernisses schlug ihm ins Gesicht. Aber der Mann hatte scharfsichtige Augen, ein gesundes Knochengestell, eine kräftige Lunge und eine Seele voll stählerner Springfederkraft. Solche dauerhaft und elastisch gebaute Sterbliche können fallen; aber sie fallen nie auf den Kopf, sondern katzengleich stets auf die Beine, und sie lassen sich durch einen so gelegentlichen Sturz keineswegs abschrecken, die Kletterung nach Fortuna's Stangenspitze abermalen zu beginnen.

Im Jahre 1771 war die Lage von Beaumarchais keine liebliche. Seine junge, schöne, reiche Frau todt, sein Ruf als dramatischer Autor nicht sehr viel über oder gar unter dem Strich, sein Privatcharakter hässlich verdächtigt.

Dazu nun kam ein Proceß, welcher angestrengt wurde, um ihn zu entehren und ökonomisch zu ruiniren. Diese Gefahr aber rief in Beaumarchais den Proceßkünstler wach, wie es einen solchen niemals wieder gegeben hat, und als der erste Proceß einen zweiten zeugte, diente derselbe nur dazu, die ganze Genialität, alle die Talente unseres Mannes zur höchsten Kraftäußerung zu steigern, zu einer vielseitigen Thätigkeit, mittels welcher er zu einem höchst bedeutenden Vermögen gelangte und zu einem so glänzenden Rufe, daß er für eine Weile der berühmteste und populärste Mann seines Landes und seiner Zeit gewesen ist.

Der Gönner und Kompagnon von Beaumarchais, Paris du Verney, starb hochbejahrt im Juli 1770 mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,500,000 Francs, dessen Erbe einer seiner Großneffen, der Graf de la Blache, war. Diesem war die Freundschaft, welche sein Großoheim für Beaumarchais gehegt, stets ein Dorn im Auge gewesen, und da unser Emporkömmling wohl wusste, was er bei Gelegenheit von dem Herrn Grafen zu erwarten haben würde, hatte er Sorge getragen, mittels eines im April 1770 abgeschlossenen Vertrages seine geschäftlichen Beziehungen zu Herrn du Verney in aller Form zu ordnen, d. h. zu klarem Abschlusse zu bringen und das beiderseitige Soll und Haben festzustellen. In der ganzen Sache hat sich Beaumarchais, das musste jedes unbefangene Auge sofort erkennen, durchweg rechtlich und ehrenhaft benommen. Aber der Herr Graf de la Blache pflegte von dem Kompagnon seines Verwandten zu sagen: „Je hais cet homme comme un amant aime sa maitresse!“ und war daher, sobald sein Großoheim die Augen geschlossen hatte, wüthend darauf aus, Vernunft und Recht beiseite zu setzen, um seinen Haß zu befriedigen. Er begnügte sich nicht, Beaumarchais wegen der Zahlung von 139,000 Livres, welche derselbe angeblich seinem verstorbenen Großoheim noch schuldig gewesen sei, zu belangen, sondern zog den Gehassten auch wegen angeblicher Fälschung des Rechnungsabschlusses vom April 1770 vor Gericht. Der Proceß

währte für jene Zeit nicht allzulange, nämlich nur acht Jahre, und wurde im Juli 1778 in dritter und letzter Instanz durch das Parlament der Provence vollständig zu Gunsten von Beaumarchais entschieden, dessen Gegner vergebens alle Mittel vornehm-nichtswürdiger Kabale in Bewegung gesetzt hatte und schließlich mit allen seinen Forderungen abgewiesen, außerdem aber zur Bezahlung der Proceßkosten und zur Entrichtung von 12,000 Francs an seinen Widerpart „pour raison de calomnie“ verurtheilt wurde.

Inmitten der Trubel dieser Procedur fand unser zu Handen seiner Richter unermüdlich „Mémoire“ auf Mémoire loslassender Proceßkünstler Zeit und Stimmung, seinen „Barbier von Sevilla“ zu entwerfen und auszuführen. Zu seinem Schaden hat er auch Zeit und Stimmung noch zu anderem gefunden. Nämlich zu einem Liebeshandel mit der hübschen und pikanten Mademoiselle Ménard, einer Komödiantin vom Theater Français. Derartige Damen, wohl wissend, was für ein zerbrechlich Ding ihre Tugend, haben die vorsichtige Gewohnheit, lieber zwei oder mehrere Hüter und Schützer besagter Zerbrechlichkeit anzustellen als nur einen, und daher kann es nicht überraschen, daß Mademoiselle neben ihrem „väterlichen Freunde“ Beaumarchais noch einen jungen Grandseigneur, den Duc de Chaulnes, mit besagtem Hüteramt betraut hatte. Der Duc war seiner Pflicht eine Weile sehr eifrig nachgekommen und hatte seine schöne Schützlingin unter anderem auch mit einem Töchterlein beschenkt. Dann war der bizarre Mensch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf seinem Posten abgelös't, als er auf den Einfall kam, es sei eine Schmach, von einem „Roturier“ verdrängt worden zu sein, und folglich müsste er den Eindringling umbringen. Beaumarchais' trefflicher Biograph Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homerischen Helden Ulysses und Ajax; allein alle seine Vielgewandtheit vermochte unsern Caron-Ulysses nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu

werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —“ lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces“. Aber noch in derselben Stunde überfiel der wüthende Ajax seinen Mithüter komödiantischer Tugend, überfiel denselben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ würdevoll vorsaß, überschüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hause, würgte, zerbläute und zerraufte ihn, schund ihm mit seinen herzoglichen Nägeln das Gesicht, kurz, führte sich wie ein besoffener Matrose oder wie ein Kurfürst von Hessen auf. Es ist halb mitleidswerth und halb lächerlich anzusehen, wie der Misshandelte in dieser kläglichen Situation sich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Respekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Respekt soweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer gleiches mit gleichem vergalt und, wie er in seinem über dieses Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft seines Armes dem Herzog einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzte“. Herbeigerufene Polizeimannschaft riß endlich die homerischen Zweikämpfer auseinander und unser geprügelter und zerraufter Ulysses besaß Elasticität genug, eine auf den Abend dieses Unglückstages angesetzte Vorlesung seines „Barbier von Sevilla“ nicht zu versäumen und einer zahlreichen Versammlung sein Stück mit Geist und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht zu Ende. Der Duc de Brillière, Minister des königlichen Hauses, und das Tribunal der Marschälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwischen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wissen, „en vertu de sa quittance“ ein solcher — zur Verhandlung kamen, mischten sich darein. Der Duc de Brillière belegte Beaumarchais mit Hausarrest, bis der König in der Sache seinen Willen kundgethan hätte.

Der Gerichtshof der Marschälle aber citirte den Arrestanten, ließ sich von demselben unschwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, sondern auf dem Duc de Chaulnes läge, schickte daraufhin diesen Grandseigneur mittels einer Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarrest Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Minister des königlichen Hauses, erbos't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs“ einen Arrest aufzuheben, welchen er, Monseigneur le Duc, „im Namen des Königs“ verhängt hatte, schickte, immer „im Namen des Königs“, den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübsche Probe, fürwahr, der Justizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Minister die Freilassung des Vergewaltigten, welcher gerade damals seinen gegen den Grafen de la Blache geführten Proceß in erster Instanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche sein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er sich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern seines Gefängnisses hervor ein Feuer, dessen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung versetzte und welches eins der gehässigsten und gehasstesten Institute der Willkürherrschaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou“, welches auf Betreiben des Kanzlers dieses Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitresse Dubarry Ludwig der Fünfzehnte kraft Edikts vom 7. December 1770 gewaltsam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches gesetzt hatte.

Von unserem Proceßkünstler, welcher jetzt im Begriffe, ein superlativischer zu werden, war in Erfahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Processe Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu

leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohnegleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlages ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kickericki ein ganzes Volk wachkrähte und das alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Processes zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zugänglicher sein, so der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geschenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unser gelehriger Freund ließ sofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten besetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie sie sagte. Beaumarchais gab auch diese Summe noch, wogegen Madame versprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, so der freigebige Mann seinen Proceß verlöre. Der Sekretär jedoch sollte in jedem Falle seine 15 Goldstücke behalten. Nach diesen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieser Audienz verlor er seinen Proceß durch Parlementsspruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und sogar *seine* Elasticität schien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber sie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir sehen den seltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weise war es ein verschwindend kleiner Nebenumstand in diesem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Basis ward, auf welcher stehend er ein welthistorisches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm

gewissenhaft die 100 Goldstücke und die Diamantenuhr zurückgestellt; er aber, in seiner Erbitterung über den Verlust seines Processes, in seiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu seinen Ungunsten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erlickert hatte, aus der Tasche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldstücke jemals empfangen zu haben. Ein erstes drohendes Kickericki vonseiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüstung über die Verunglimpfung seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anstrengt. Daß dieser Gerichtshof, so wie er war — das „Parlement Maupeou" — seinem Mitglied Goëzman unter allen Umständen gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verstand sich von selbst. Aber einerlei, unser Vielgewandter fühlt angesichts dieser Gefahr zum erstenmal seinen Genius ganz und voll und so setzt er sich hin und schleudert seine weltberühmten vier „Mémoires" aufs Papier, aus logischer Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und schmetternden Donnern der Beredsamkeit gewobene Offenbarungen der polemischen Muse, die kaum ihresgleichen haben. Die bewunderungswürdigste Kunst des unvergleichlichen Proceßkünstlers aber war diese, daß er sich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt seiner Nation aufschwang, zum Geist und Feuer sprühenden Rächer der von der französischen Justizpflege hunderttausendfältig geschädigten und geschändeten Gerechtigkeit, zum unwiderstehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpressung und Grausamkeit zusammengeschwindelten Justizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufsehen, welches die beaumarchais'schen Streitschriften erregten, war ungeheuer: sie sind in Wahrheit ein Ereigniß gewesen, nicht allein für Frankreich, sondern für ganz Europa. Es wurde darin

einer der wichtigsten Grundsätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze, siegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, dessen Sache seine Landsleute und Zeitgenossen mit Fug „la cause de la nation“ nannten, zu verurtheilen, und es scheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerstehen verurtheilt würde, den Entschluß gefasst hatte, diesem Aeußersten durch Selbstmord zu entgehen. Der Urtheilsspruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme“ und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour“ erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, seinem Amte zu entsagen, und verlor sich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem unendlich viel besseren Mann, als er selber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was soviel hieß wie: Du bist unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du bist bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieses Urtheil werthete, diese Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie schon damals ein Theil der französischen Aristokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime stand, kann schon die eine Thatsache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Fest veranstalteten. In seinem Einladungsschreiben hatte der letztgenannte Grandseigneur zu Beaumarchais gesagt: „Wir sind aus einem sattsam guten Hause, um Frankreich zu zeigen, wie es einen so großen Bürger, der Sie sind, ehren soll.“ War das nicht auch schon wiederum ein Stück Revolution?

Das Parlement Maupeou ist an der Todeswunde

gestorben, welche ihm Beaumarchais' Feder geschlagen. Dasselbe aufzulösen und die früheren Parlemente wiederherzustellen, ist bekanntlich eine der ersten Regierungshandlungen Ludwigs des Sechszehnten gewesen. Nun war für unseren „Blamirten" die Zeit gekommen, sich entblamiren zu lassen. Noch bevor das Jahr 1775 zu Ende, wurde durch Entscheid des „Grand-Conseil" des pariser Parlements das gegen ihn ergangene Urtheil, sowie die Entscheidung des Parlements Maupeou in Sachen De la Blache contra Beaumarchais für null und nichtig erklärt und der genannte Proceß an das Parlement der Provence zu Aix als an die letzte Instanz gewiesen. Dort erfolgte dann, wie schon erwähnt worden, im Juli 1778 der völlig zu Gunsten unseres Proceßkünstlers lautende endgiltige Spruch. Bevor ihm jedoch in dieser Weise seine Rehabilitation und sein Recht zu Theil ward, begegnet uns der „blamirte" Proteus in einer neuen Rolle: — der Uhrmacher, Musiker, Küchenschreiber, Jagdgerichtspräsident, Duellant, Spekulant, Rührdramenschreiber und Parlement-Maupeou-Tödter wird diplomatischer Geheimagent Ludwigs des Fünfzehnten.

5.

In der Leidensgeschichte der unglücklichen — wenn auch keineswegs schuldlosen oder gar „engelreinen" — Königin Marie Antoinette gibt es einen Umstand, welcher sehr geeignet ist, denkender Menschen Mitleid wachzurufen. Ich meine die bebende Angst, welche der Königin im November 1790 eingejagt wurde durch die Nachricht, daß „cette misérable créature", die Halsbandgeschichte-Lamotte, aus England, wohin sie entflohen war, zurückkehren würde. Die Großen der Erde, falls dieselben Zeit hätten, Geschichte zu studiren, und Verstand genug, sie zu verstehen, könnten aus diesem Zittern der armen Königin, wie aus der ganzen

Halsbandprocedur und ihren Nachwehen, manches, sogar vieles lernen. Vor allem dieses, daß in der Stickluft des Despotismus, wie alles Gemeine und Schlechte, so auch die Verleumdung vortrefflich gedeiht und daß die Gewaltsamkeit, womit die freie Erörterung niedergehalten wird, mit Nothwendigkeit die Menschen dahin führt, von ihren Vergewaltigern selbst das Abenteuerlichste und Infamste als selbstverständlich mit Begierde zu glauben.

Unter den zahllosen Symptomen der unheilbaren und unaufhaltsamen Fäulniß des Ancien Régime trat als eines der bezeichnendsten der heimliche Krieg hervor, welchen Hof und Regierung gegen die oppositionelle, in England und Holland aufgestellte Presse, die häufig nur eine Schandpresse war, zu führen sich veranlasst sahen. In diesem Kriege ließ sich jetzt Beaumarchais verwenden und zwar zu Gunsten des scharlachenen Lasters, der Haupt- und Staatsmetze Dubarry. Von einem Proteus kann man natürlich nicht verlangen, daß er ein Charakter sei, und unser Mann hat auch nie den Anspruch erhoben, ein solcher zu sein. Trotzdem dürfen wir billig vermuthen, daß es wenigstens seinem Reinlichkeitssinne keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben müsse, sich mit der ihm aufgegebenen schmutztriefenden Mission zu befassen. Er hatte aber kaum eine andere Wahl. Nach seiner Verdonnerung durch das Parlement war dem Blamirten par ordre du mufti absolutes Stillschweigen auferlegt worden, wodurch es ihm rein unmöglich gemacht war, an seiner Rehabilitation zu arbeiten. In diesem unerträglichen Zustande befand er sich, als ihm der König durch seinen ersten Kammerdiener De la Borde sagen ließ, er könnte, so er wollte, seine Entblamirung verdienen. Schwerlich dürfte im Jahre 1774 ein Franzos oder überhaupt ein Mensch gelebt haben, welcher unter diesen Umständen nicht mit Beaumarchais geantwortet hätte: „Ich stehe Sr. allerchristlichsten Majestät zu Befehl."

Es lebte damals ein französischer Industrieritter niedersten Grades, Théveneau de Morande, in London und zwar lebte er von dem Skandal, welchen er in Form von

Libellen nach Frankreich hinüberschmuggelte, — ein zu jener Zeit, wie männiglich weiß, überhaupt sehr schwunghaft betriebenes Geschäft. Eines Tages erhielt Dame Dubarry vonseiten dieses Biedermannes die briefliche Anzeige, daß er demnächst ein Buch, dessen Heldin Madame wäre, veröffentlichen werde unter dem anziehenden Titel: „Mémoires secrets d'une femme publique". Aufgestürmt durch die also Bedrohte, verlangte Sultan Ludwig vom englischen Kabinette die Auslieferung des Libellisten. Die Regierung des Urlandes der Heuchelei gab zur Antwort: Wir können den Kerl nicht öffentlich ausliefern, weil das gegen Gesetz und Brauch Altenglands verstößt; wenn aber Se. allerchristlichste Majestät im Geheimen eine Truppe Policisten herüberschicken und den Lumpenhund heimlich aufheben und entführen lassen will, werden wir dazu beide Augen zudrücken. Auf dies hin schickte der französische Polizeiminister wirklich in aller Heimlichkeit die gehörige Anzahl von Policisten nach London. Allein der schlaue Morande, welcher in Paris seine Korrespondenten besaß und zwar in hohen Gesellschaftsregionen, hatte Wind bekommen, signalisirte die bevorstehende Ankunft seiner Entführer in spe geräuschvoll dem englischen Publikum und so sahen die Sendlinge der pariser Polizei ihr Unternehmen nicht nur zum voraus vereitelt, sondern entgingen auch nur mit höchster Noth der Gefahr, vom londoner Pöbel in die Themse geworfen zu werden. Stolz auf diesen Erfolg, beeilte Morande den Druck seiner Denkwürdigkeiten der Dubarry und bald lagen 3000 Exemplare zur Versendung nach Frankreich über Holland und Deutschland bereit. Inzwischen war Ludwig der Fünfzehnte auf den Gedanken gekommen, in Güte mit dem gefürchteten Pamphletisten zu verhandeln und mit dieser Verhandlung unsern vielgewandten Blamirten zu betrauen. Beaumarchais übernahm den Auftrag, ging im März von 1774 unter dem Namen Ronac (Anagramm von Caron) nach London, wusste sich mit dem ebenso misstrauischen als pfiffigen Morande in Beziehung zu setzen und von demselben zu erlangen, was

der König wünschte. Die Handschrift und die 3000 gedruckten Exemplare des Libells wurden in der Nähe von London in einem Kalkofen verbrannt und es kostete diese Operation 20,000 Francs, welche aus der französischen Staatskasse zur Vergütung an Morande sofort bezahlt wurden, sowie ferner alljährlich 4000 Francs, welche lebenslängliche Rente sich der wohlerfahrene Arbeiter im Unkraut des Aergernisses ausbedungen hatte. Man sieht, das französische Volk hatte den Schutz des „guten" Rufes der Scharlachenen ganz anständig zu honoriren; denn, wohlverstanden, Monsieur Morande bezog auch noch unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten seine Jahresrente. Im übrigen muß man Beaumarchais bezeugen, daß er seine schmutzige Mission möglichst säuberlich vollzog, indem er sich weigerte, dem Ansinnen des Duc d'Aiguillon, welcher damals gemeinsam mit der Staatsmetze Frankreich regierte, zu entsprechen, dem Ansinnen, die Korrespondenten und Korrespondentinnen Morande's zu erlickern und zu verrathen. Die Worte, welche er hierüber später an Ludwig den Sechszehnten schrieb, gereichen ihm sicherlich zur Ehre: — „Trop heureux de parvenir à supprimer ces libelles sans en faire un vil moyen de tourmenter sur des soupçons tous les gens qui pourraient déplaire, je refusai de jouer le rôle infame de délateur, de devenir l'artisan d'une persécution peut-être générale et le flambeau d'une guerre de bastille et de cachots."

Als Beaumarchais nach Paris zurückeilte, um den Lohn seiner erfolgreichen Mühwaltung zu empfangen, d. h. seine Rehabilitation, fand er den König todt und dessen Enkel und Nachfolger sehr geneigt, von seiner so eben bewährten Geschicklichkeit im Fache der geheimen Agentur ebenfalls Gebrauch zu machen. Demzufolge finden wir unsern Unermüdlichen im Jahre 1774 noch einmal auf dem Wege nach London, um die von dorther drohende Veröffentlichung eines Pamphlets zu hintertreiben, welches unter dem Titel: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers"

— erscheinen sollte und dessen vergiftete Spitze gegen die junge, damals noch kinderlose Königin Marie Antoinette gerichtet war, welche gleich ihrem Gemahle dadurch höchlich beunruhigt wurde[1]). Ausgestattet mit einem Attest von der Hand Ludwigs des Sechszehnten, ward Beaumarchais beauftragt, den Autor ausfindig und stumm zu machen. Nicht mit Dolch und Gift, aber mit Geld. Der Autor war ein italischer Jude, Angelucci, und Beaumarchais wurde um den Preis von 36,000 Francs richtig mit demselben handelseinig. Allein der verschmitzte Sohn Israels suchte unsern Vielgewandten zu überlisten und nach Empfang der genannten Summe, sowie nach Verbrennung von 4000 Exemplaren seines Machwerks, dasselbe dennoch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die energische Vereitelung dieses Unterfangens wurde für Beaumarchais zu einer ganzen Reihenfolge von Abenteuern, die ihn, immer auf der Fährte des Halunken von Juden, von London nach Amsterdam, von Amsterdam nach Nürnberg, von Nürnberg nach Wien führten, wo er, in höchster Aufregung, im Wundfieber — denn er ist unterwegs bei einem tapfer bestandenen Raubanfall verwundet worden — die Kaiserin Maria Theresia bestürmte, den Schuft von Angelucci, den Verleumder und Beschimpfer ihrer Tochter, an Frankreich auszuliefern. Der patriarchalischen Despotin kam aber der in die Hauptstadt Oestreichs hereingeschneite Stürmer und Dränger selbst höchst verdächtig vor und sie fand es bedenklich, daß „so ein Mensch“ überhaupt mit den Angelegenheiten der Königin von Frankreich sich zu schaffen machte. Die Folge davon war, daß der arme Beaumarchais einen ganzen Monat lang als Gefangener in Wien zurückgehalten wurde, bis

---

1) Wahrscheinlich bezog es sich auf das in Rede stehende Libell, wenn Marie Antoinette in einem aus Choisy vom 8. Oktober 1775 datirten Brief an ihren Bruder Joseph äußerte: — „L'année dernière le roy et moy nous avons été mis sur la voie d'abominables libelles préparés contre moy et encore mouillés de la presse. On a découvert que c'étoit une spéculation de fripon qui nous donnoit à nous même ce dont il étoit l'auteur.“

man sich aus Paris Aufschluß über ihn verschafft hatte. Dies geschehen, ließ man ihn laufen und die Kaiserin bot ihm zum Abschied ein Geschenk von 1000 Dukaten, welches anzunehmen er stolz verweigerte, wie er denn auch vom französischen Hofe keine Bezahlung seiner Dienste in diesen Libell-Sachen weder forderte noch empfing, einzig und allein um seine Rehabilitation arbeitend. Trotzdem verursachte die Unterdrückung der Pamphlete Morande's und Angelucci's, welche mitsammen keinen Franc werth waren, der französischen Staatskasse eine Ausgabe von 172,000 Francs, zu einer Zeit, wo der Staatsbankerott schon vor der Thüre stand. Und noch immer gibt es „Historiker“, welche schamlos genug sind, die Finanz- und sonstige Lotter- und Luder-Wirthschaft des Ancien Régime schönfärben zu wollen!

Es liegt im Wesen der diplomatischen Geheimagentschaft, ja, wie Wissende wollen, auch der öffentlichen Diplomatik, mit Anrüchigem häufig sich befassen zu müssen. Ist doch die genialste Denkerin, welche Deutschland bislang hervorgebracht hat, soweit gegangen, zu prophezeien, im Wörterbuch der Menschheit werden Diplomat und Schurke dereinst gleichbedeutend sein. In Erwartung dieser paradiesischen Zukunft sagen wir, daß unser Geheimagent zunächst allerdings noch ein weiteres mißduftendes Geschäft abzuthun hatte, eine Unterhandlung mit dem bekannten Chevalier d'Eon, welcher von Ludwig dem Fünfzehnten in den schmutzigen Kanälen seiner Privat-Diplomatie verwendet und gezwungen worden war, sich als Weib zu verkleiden, jetzt aber von London aus mit Drohungen und Forderungen der Regierung Ludwigs des Sechszehnten äußerst unangenehm sich machte [1]. Nachdem es Beaumarchais

1) Im Vorbeigehen sei das wenig bekannte Kuriosum erwähnt, daß ein gewisser Gaillardet zur Erklärung der gezwungenen Verkleidung d'Eons die tolle Hypothese aufgebracht hat, König Georg der Dritte habe eines Tages seine Frau, die Königin Sophie Charlotte, mit dem Chevalier in flagranti ertappt. Die Königin, welche durch d'Eon Mutter Georgs des Vierten geworden, habe, unterstützt von ihrem Leibarzte, ihrem bekanntlich sehr bornirten Gemahl weiszumachen ge-

gelungen war, dem alten Abenteurer, der so vielen Lärm in der Welt gemacht, den Mund zu stopfen — das Stopfungsmaterial waren 120,000 Livres — wurde ihm endlich der sehnsüchtig begehrte und wohlverdiente Lohn zu Theil, seine schon gemeldete feierliche Entblamirung und Rehabilitation (September 1776). Also wieder ein „ehrlicher“ Mann in den Augen von aller Welt, ging der Sieur Caron de Beaumarchais frisch daran, die diplomatische Gewandtheit, welche er sich erworben, in einer ehrenhafteren Region zu erproben als dort, wo die Morande und Angelucci und d'Eon sich umtrieben.

6.

Beaumarchais'sche Beweglichkeit kann sich jedoch nicht begnügen, nur eine Sehne am Bogen zu haben. Hände, welche gebaut sind wie die unseres Mannes, fassen immer rechts und links an und bewältigen spielend die verschiedenartigsten Sachen zur gleichen Zeit. Das ist ein rastloses Agiren, Spekuliren, Processiren und dazu noch ein Dramatisiren, kraft dessen der „Barbier von Sevilla“ am 23. Februar 1775 in Scene geht, nachdem es seinem Verfasser unsägliche Mühe gekostet hat, das Stück durch die Censur zu bringen, obgleich den demokratisch-revolutionären Grundgedanken desselben keiner der Herren Censoren witterte. Vielleicht, daß dieser Gedanke unserem Komöden selber nicht zu klarem Bewusstsein gekommen. Aber vorhanden war er und zwar in dem bedeutungsvollen Umstand, daß der

wusst, der Chevalier sei ein Weib. Der König habe darüber bei Ludwig dem Fünfzehnten Erkundigung eingezogen und der letztere, um die Königin zu schonen, die Angabe derselben bestätigt, zugleich aber zur Aufrechterhaltung der Fabel den Chevalier gezwungen, beständig Frauenkleider zu tragen.

Barbier Figaro, ein auf der untersten Leitersprosse der socialen Hierarchie stehender Mensch, in dem Drama die Hauptrolle innehat und dieselbe in einer Weise durchführt, welche klärlich darthut, wie unendlich er den Standespersonen, die er gängelt und leitet, überlegen sei. Es heißt, wenigstens Urtheilsfähigen gegenüber, nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß Figaro's Auftreten auf der Theaterbühne die symbolisch-prophetische Antecipation vom nahebevorstehenden Auftreten des Volkes auf der Weltgeschichtebühne gewesen sei.

Der Zudrang zur ersten Aufführung war ein beispielloser; aber das Stück missfiel und La Harpe gab darüber das strenge Verdikt ab: „Es hat zu viel von einer Posse, seine Weitschweifigkeiten haben Langeweile, seine schlechten Spässe Widerwillen, seine schlechten Sitten Entrüstung erregt.“ Aber Beaumarchais, längst gewöhnt, seine Erfolge der Welt zu entreißen, gab seinen Barbier nicht so leicht verloren. Am 23. Februar durchgefallen, erschien die Komödie, abgekürzt und wie mit Dampfkraft umgeschmolzen, schon am 25. zum zweitenmal auf den Brettern. Am 26. schrieb Frau Du Deffand an Horaz Walpole: „Gestern war ich in der Komödie von Beaumarchais, welche man zum zweitenmal gab. Bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen, hatte sie gestern einen außerordentlichen Erfolg. Sie wurde beklatscht, daß die Wände des Sales hätten bersten mögen; sie wird bis zu den Wolken erhoben.“ Jetzt war die Stellung des Barbiers von Sevilla in der dramatischen Literatur Frankreichs entschieden. Seit dem Schöpfer des Tartuffe war kein Komöde mehr aufgestanden wie der Schöpfer des Figaro und diese Charakterfigur durfte auf dem social-politischen Gebiete ganz dieselbe Bedeutung ansprechen, welche auf kirchlich-religiösem dem Heuchler Molière's zukommt. Die Fabel des Stückes ist bekanntlich eine sehr alte Geschichte: — die Nasführung eines alten Gecken von Vormund, welcher seine schöne junge Mündel heiraten möchte. Aber die Behandlung dieses Stoffes ist so voll Kraft und Grazie, der Dialog funkelt

so prächtig von Geist, Witz und Bosheit, daß ein besseres Intrikenstück kaum gedacht werden kann.

Wunderlichst drängen und häufen sich die Kontraste, mitunter die grellsten, im Dasein unseres Mannes. Zur Zeit, wo er sich seiner Komödie halber mit Censoren, Kritikastern, Schauspielern und Schauspielerinnen herumbeißt, wird ihm die absonderliche Aufgabe gestellt, seinen sterbenden Gönner, den atheistischen Prinzen von Conti, zu überreden, mit den kirchlichen Sterbesakramenten sich versehen zu lassen. Der Verfasser des Barbiers von Sevilla in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Paris daran arbeitend, den „französischen Alkibiades" — wie man den Prinzen nannte — „en bon chrétien" sterben zu machen, d. h. demselben die Annahme der letzten Oelung aufzureden . . . ist das nicht eine der bizarrsten Scenen der tollschönen Tragikomödie jener Zeit? Und auch dies ist ein bizarrer Charakterzug derselben, daß nach dem Tode des französischen Alkibiades, welcher Mitglied der Akademie gewesen war, der gelehrte Direktor dieses Instituts, Monsieur Gaillard, dem Verstorbenen in öffentlicher Sitzung eine Lobrede hielt, deren Inhalt für uns ganz märchenhaft klingt. „Die Helenen, die Ariadnen und so viele andere haben, geblendet von seinem Ruhm, entzückt von seiner Anmuth, darnach verlangt, von ihm besiegt zu werden, und haben nicht ihre Niederlage, sondern nur seine Unbeständigkeit beklagt. Alle Schönen bevorzugten ihn und *er* bevorzugte alle." So leierte es noch lange weiter in der Lobpsallirung der Wüstlingschaft des Prinzen und dies geschah in feierlicher Versammlung des Instituts von Frankreich, als schon die Sturmglocken leise zu schwingen begannen . . . .

Die weltgeschichtliche Schicksalsironie hat es, wie jedermann weiß, gewollt, daß das in Frankreich auf die Neige gehende absolute Königthum der jenseits des Oceans erstehenden Demokratie aufhelfen musste. Daß und warum und wie der französische Hof mit den amerikanischen Rebellen gegen England gemeinsame Sache machte, ist sehr bekannt. Wenig dagegen in engeren und gar nicht in weiteren Kreisen,

daß in diesem ewig denkwürdigen Unternehmen Beaumarchais nicht nur einen Finger, sondern eine ganze Hand hatte, daß er eins der bedeutendsten Triebräder der widerenglischen Politik seines Landes, einer der eingreifendsten Bundesgenossen der Nordamerikaner, ja geradezu eine gegen Großbritannien kriegführende Macht gewesen ist.

Das wurde er aber erst im Verlaufe dieses „Geschäftes"; denn wir sehen ihn zuvörderst in seiner alten bescheidenen Rolle als geheimer Agent in dasselbe eintreten. Als solcher ist er im Auftrage des Grafen von Vergennes, welcher — einer der tüchtigsten Minister, die Frankreich jemals gehabt — zur Zeit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gegen den Herbst von 1775 zu wiederum nach London gegangen. Sein Auftrag war, das französische Kabinett über den Stand der englischen Parteien und ihre Stellung zur amerikanischen Frage genau zu unterrichten; daneben auch unauffällige Beziehungen mit den nach England hinübergeschickten Agenten der amerikanischen „Insurgenten" anzuknüpfen. Unser Proteus löf'te diese Aufgaben meisterlich. Durch einen alten Bekannten von Madrid her, Lord Rochford, wusste er sich einen Späherpfad in das Kabinett des englischen Premier, Lord North, zu bahnen, während er zugleich der vertraute Tischgenosse von Wilkes, damals Lordmajor von London, war und demnach mit der Opposition, welche bekanntlich die Sache der Amerikaner begünstigte, so zu sagen auf du und du stand. Schon im September von 1775 sandte er ein Mémoire an Ludwig den Sechszehnten, dessen Darlegungen schließlich also zusammengefasst waren: „Die Engländer werden ihrer Gegenbemühungen ungeachtet Amerika einbüßen. Der Streit ist hier in London noch heftiger entbrannt als drüben in Boston. Das Ende der Krisis wird ein Krieg mit Frankreich sein." Im Fortgang seiner Berichte an den König und an den Grafen Vergennes kommt Beaumarchais immer wieder auf diesen Gedanken zurück: — „Die Amerikaner werden triumphiren, aber man muß sie in ihrem Kampfe unterstützen; denn falls sie unterlägen,

würden sie sich gemeinsam mit den Engländern gegen uns kehren.“ Zunächst empfahl er, da Frankreich noch nicht zum Kriege gerüstet sei, geheime Unterstützungen der Rebellen in Form von Handelsgeschäften und seine Anschauung drang im französischen Kabinett allmälig durch.

Im Juni von 1776 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten eifrig dabei, das von ihm vorgeschlagene eigenthümliche „Handelsgeschäft“, kraft dessen die Amerikaner mit Waffen, Feldgeräthe und Munition versehen werden sollten, ins Werk zu setzen. Die französische Regierung griff dabei im geheimen dem kühnen Händler zunächst mit einer Million Francs unter die Arme und auf Vergennes' Betreiben mit einer gleichgroßen Summe der spanische Hof. Sofort begann Beaumarchais seine Unternehmungen, indem er, mit dem nach Paris gekommenen Agenten der Amerikaner, Silas Deane, in Verbindung getreten, Schiffe ankaufte, ausrüstete, bemannte und befrachtete, um den Rebellen drüben die nöthigen Kriegsmittel zuzuführen. Das Geschäft, anfänglich mit so geschickter Heimlichkeit betrieben, daß die argwöhnischen Engländer nichts merkten, nahm nach und nach große Verhältnisse an, und nachdem die Sachen so weit gediehen waren, daß Frankreich die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannte, ein Bündniß mit denselben schloß und England den Krieg erklärte, machte das Haus Beaumarchais den Seekrieg des Hauses Bourbon gegen das Haus Hannover förmlich mit. So zwar, daß das beaumarchais'sche Schiff „Le fier Rodrigue“ von 60 Kanonen namentlich in dem Seetreffen auf der Höhe der Insel Granada, wo der französische Admiral D'Estaing den englischen Admiral Byron zum Rückzug zwang, tapfer zur Entscheidung mitwirkte.

Allein das weltgeschichtliche, zu Gunsten der Befreiung Nordamerika's unternommene und durchgeführte Handelsgeschäft hatte neben seiner glänzenden auch seine dunkle Seite. Zwar die Amerikaner waren nicht undankbar — in Worten. So hatte z. B. Silas Deane aus Paris an den leitenden Ausschuß des Kongresses der Vereinigten

Kolonien geschrieben: „Ich würde hier nie an's Ziel gekommen sein ohne die unermüdlichen, großmüthigen und geschickten Bemühungen des Herrn de Beaumarchais, welchem die Vereinigten Staaten mehr Dank schuldig sind als irgendeinem Menschen auf dieser Seite des Oceans." Unglücklicher Weise hatte unser Geschäftsmann nicht nur schön klingende Worte nöthig, sondern auch und mehr noch klingendes Geld. Gerade damit aber, d. h. mit der Anerkennung und Abzahlung des nach und nach bedeutend angewachsenen Guthabens von Beaumarchais wollten oder konnten die Amerikaner nicht herausrücken und sie brachten ihn dadurch gegenüber seinen heimlichen Kompagnons, d. i. gegenüber dem französischen und spanischen Hofe, nicht selten in die peinlichste Verlegenheit. Die Yankees haben bekanntlich gegen das Schuldenzahlen von jeher eine unbesiegliche Abneigung gehabt. Im April von 1781 anerkannte der Kongreß, daß er dem Sieur de Beaumarchais noch 3,600,000 Livres schuldete. Von dieser ganzen Summe hatte er i. J. 1787 noch keinen Franc erhalten, und als er endlich einen derben Heischebrief hinüberschickte, erhielt er die überraschende Antwort, daß „die Vereinigten Staaten ihm nicht nur nichts schuldig seien, sondern im Gegentheil er ihnen 1,800,000 Francs schulde." Auf die unablässigen Reklamationen vonseiten Beaumarchais' hin ließ sich der Kongreß i. J. 1793 wieder herbei, anzuerkennen, daß die Vereinigten Staaten ihrem Gläubiger in der That 2,280,000 Francs schuldeten; aber vom Bezahlen war auch jetzt keine Rede, obgleich Beaumarchais von der Dachkammer aus, welche er damals als Flüchtling in Hamburg bewohnte, flehentliche Vorstellungen an den Kongreß und an das amerikanische Volk richtete. Umsonst. Diesen Proceß hat der große Proceßkünstler nicht gewonnen, obzwar das Recht in wahrhaft schreiender Weise auf seiner Seite war. Er vermachte denselben seinen Hinterlassenen und die Familie Beaumarchais hat dann auch den Proceß noch volle 36 Jahre fortgeführt, bis zum Jahre 1835, wo ihr die Regierung der Vereinigten Staaten die Wahl

ließ zwischen 800,000 Francs oder nichts. Natürlich musste sie sich entschließen, die mit schnöder Rechtswidrigkeit und Undankbarkeit ihr angebotene Abfindungssumme zu wählen. Unendlich viel anständiger und gerechter als die Yankees handelte Ludwig der Sechszehnte gegen Beaumarchais, indem er diesem als Entschädigung für seine in dem amerikanischen Handelsgeschäft nachgewiesenermaßen erlittenen Verluste 2,275,625 Livres bewilligte, und dies noch dazu gerade zur Zeit, als der also Entschädigte seine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne brachte.

Man muß bornirt sein wie ein glaubenseiniger Tiroler und servil wie ein deutscher Patent-Liebhaber, um nicht einzusehen, daß lange vor dem 23. Juni und dem 14. Juli 1789 die französische Revolution thatsächlich schon in raschem Gange war. Widerstandslos mit der Zeitströmung treibend machte der arme sechszehnte Ludwig mit seinen Maurepas, Vergennes, Turgot und Necker Revolution. Ein sehr lautredendes Zeugniß hierfür ist die vertrauliche Verbindung der Regierung mit dem Manne, welcher den Figaro geschaffen, das Parlement Maupeou todtgeblitzt, die Sache der amerikanischen Rebellen mit Wort und That höchst bedeutend gefördert und zum Ueberfluß so eben auch noch den ganzen Voltaire in 70 Bänden in 8 und in 92 in 12 herausgegeben hat.

Dieses letztere Unternehmen, vom Jahre 1779 datirend und während der Fortdauer des großen amerikanischen Geschäftes gleichsam so nebenher betrieben, war bei den damaligen Mitteln des Bücherdrucks und Bücherhandels ein wahrhaft kolossales, ein bis dahin beispielloses. Zu den technischen und ökonomischen Schwierigkeiten kam auch noch die weitere, daß nahezu die Hälfte der Werke des großen Spötters in Frankreich verboten war, was freilich nicht hinderte, daß die verpönten Voltaireismen in den herrschenden Klassen mit Wollust verschlungen und wieder verschlungen wurden. Ist es doch eine allgemein bekannte Thatsache, daß Parlementsräthe, während sie voltaire'sche Bücher zur Verbrennung durch Henkershand und Buch-

händler des Verkaufs dieser Bücher halber zur Einthürmung verdonnerten, dieselben verpönten Bücher als ihre Lieblingslektüre in ihren Taschen hatten. Selbstverständlich ließ sich Beaumarchais nicht in die Sache ein, bevor er sich einen Rückanhalt gesichert hatte, und zwar in der Person des damaligen Quasi-Premier, des alten Grafen von Maurepas, der bekanntlich ein entschiedener „Voltairien" war und dem Unternehmen seinen und des Königs heimlichen Schutz zusicherte. Das steht unbestreitbar fest. Der gute Gudin, Beaumarchais' treuester Freund und begeisterter Denkwürdigkeitenschreiben, Gudin, welcher für unsern Freund das gewesen, was Spucknapf Boswell für Johnson war, mag das Faktum ein bischen zu sehr dramatisirt haben. Ihm zufolge erfuhr Beaumarchais, daß Katharina die Zweite vorhätte, eine Gesammtausgabe der Werke Voltaire's in Petersburg drucken zu lassen. (Es war dieses Vorhaben nur einer der bekannten, von Zeit zu Zeit mit Schall und Knall von der Zarin nach Europa hereingeworfenen liberalen Windstöße, losgelassen, um die französischen Schöngeister in dampfende Weihrauchpfannen umzudüpiren.) Beaumarchais rennt mit dieser Neuigkeit spornstreichs zum Grafen Maurepas nach Versailles. „Excellenz, welche Schmach für Frankreich, wenn ein vollständiger Voltaire zuerst bei den Barbaren von Russen erschiene!" — „Allerdings eine Schmach. Aber was thun? Sie wissen, mein Lieber, ich bin eingeklemmt zwischen den Klerus und das Parlement, welche mitsammen nur allzusehr den Nachtvögeln gleichen, die sich über das Licht des Tages erbosen (qui, trop semblables aux oiseaux de la nuit, s'effarouchent à l'éclat du jour). Indessen, die Sache ließe sich vielleicht doch wagen; aber ich kenne in unserem Lande nur einen Mann, welcher eines solchen Wagnisses fähig wäre." — „Wer ist der Mann, Herr Graf?" — „Sie." — „Nun ja, ich bin der Mann dazu, aber falls ich mein Geld, meine Zeit und Arbeit an die Sache wage und Klerus und Parlement kommen dann her und lassen mir das ganze Unternehmen konfisciren, wie

dann?" — „Hm, wissen Sie was? Wagen Sie frisch darauf los. Ich werde unter der Hand das Unternehmen schützen und verspreche Ihnen, daß auch der König — (den ich ja am Schnürchen habe, dachte der alte Voltairien in Parenthese) — Ihnen seinen Schutz angedeihen lassen soll."

Daraufhin ging unser Vielgewandter tüchtig ins buchhändlerische Zeug. Er kaufte dem Buchhändler Panckoucke die im Besitze desselben befindlichen, handschriftlich hinterlassenen und bislang noch ungedruckten, übrigens nicht sehr bedeutenden Werke Voltaire's um 160,000 Francs ab, ließ aus England für 150,000 Livres prächtige Lettern kommen, kaufte drei Papiermühlen in den Vogesen und nahm vom Markgrafen von Baden das alte Schloß zu Kehl in Miethe, um daselbst eine großartige Druckerei zu errichten. Hier wurde also der Gesammt-Voltaire in 162 Bänden (Oktav- und Duodezausgabe zusammengezählt) und in einer 15,000 Exemplare starken Auflage gedruckt — die ersten Bände erschienen 1783 — und es galt nun, den weitaus größten Theil dieser Masse von Voltaireismus rheinüber und nach Frankreich hineinzuschmuggeln, was kaum möglich gewesen wäre, hätte die Regierung nicht offenkundig durch die Finger gesehen. Zwar war Voltairien Maurepas schon 1781 mit Tod abgegangen, zwar bliesen die Pfaffen die Posaunen des Fluches und rührten die verknöcherten Juristen-Oligarchen der Parlemente die Pauken der Verfolgung gegen die fluchwürdige Invasion Gesammt-Voltaire's in Frankreich; allein unser Ulysses-Buchhändler hatte sich beeilt, nach Maurepas' Tod zum nicht minder mächtigen Beschützer seines Unternehmens den Herrn von Calonne zu gewinnen, namentlich dadurch, daß er dem Bruder des Ministers, dem Abbé de Calonne, ausgesucht feine Diners gab. Im übrigen ist zu sagen, daß die Voltaire-Spekulation, vom Standpunkt des Geldsacks angesehen, eine verfehlte war. Die Leute bekamen es doch allmälig sehr satt, 70 oder gar 92 Bände Voltaireismen zu lesen oder gar zu kaufen, und Beaumarchais hatte nie mehr als 2000 feste Abnehmer. Seine Verluste bei

diesem Unternehmen sind daher enorme gewesen; allein er hatte dermalen weder Zeit noch Lust, sich viel daraus zu machen.

7.

Denn wie hätte unser Proteus, von jeher himmelweit entfernt von der Gemeinheit, das Geld als Selbstzweck anzusehen, sich groß um Geldverluste kümmern mögen zur Zeit, wo er, in eine wahre Glanzwolke von Berühmtheit eingehüllt, zur Zenithhöhe seines Daseins sich erhob? Ganz im Gegentheil! Um leichter emporzuschweben, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Das will, prosaisch zu sprechen, sagen, daß Beaumarchais unter den vielen anderen Mitteln, welche er in Bewegung setzte, um seine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne zu bringen, auch dieses anwandte, von zahlreichen Lumpen von Grandseigneurs und Petitemaitresses, von Literaten und Komödianten sich anpumpen zu lassen. In der That, es befanden sich unter seinen Schuldnern Prinzen und Pairs, welche ihm Kapitalien und Zinsen zwar nicht in Geld, aber doch in allerhand „guten Diensten“ zurückbezahlten. Ah, er war ein Staats- und Prachtmensch von Praktiker, unser Vielgestaltiger und Vielgewandter. Er wusste, was das „Eine Hand wäscht die andere“ zu bedeuten hat in dieser schmutzigen Welt, wo die großen und kleinen Erfolge errungen werden, — so errungen werden, daß fürwahr die Hände des Gewaschenwerdens sehr bedürfen.

Wohl, er hatte also inmitten seiner hundertfältigen Arbeiten als Privat- und Staatsspekulant, als kriegführende Macht, Proceßkünstler, Buchdrucker, Buchhändler und Voltaire-Schmuggler seine große Streitkomödie geschrieben: „Le mariage de Figaro“. Ein pulsirendes, explodirendes Ding von Lustspiel; eine Revolutionsbombe, mitten in die lüder-

lich-lustige Gesellschaft des Ancien Régime hineingeworfen, welche sich über das allerliebste Gesprühe und Geprassel dieser Höllenfeuerkomik zu Tode lachte. Ein Leichtfuß von Graf, welcher seinem Diener Figaro dessen Schätzchen abspenstig machen will, aber schmählich abgeführt, von dem Diener überlistet und unendlichem Gelächter preisgegeben wird — weiter nichts. Aber wie ist das in Handlung gesetzt! So, daß, wer sehende Augen hatte, auf dem Kopfe des triumphirenden Figaro schon die rothe Mütze erblicken, und wer hörende Ohren besaß, aus dem Hintergrunde der Bühne schon die Fallbeilschläge dumpf hervortönen hören konnte.

Gab es solche Augen und Ohren? Es scheint, und wunderlicher Weise scheinen sie in und an dem, wie man leider gestehen muß, etwas sehr schafsmäßig gebildeten Antlitz des armen sechszehnten Ludwig gesessen zu haben. Man kennt aus den Memoiren der Madame Campan die Scene, wo sich der nicht uneinsichtige Schwächling von König in Gegenwart der Königin von besagter Madame die seit dem Ende des Jahres 1781 handschriftlich umlaufende neue Komödie vorlesen ließ. Als die Vorleserin den Höhepunkt des Stückes erreicht, d. h. den berühmten Monolog Figaro's im fünften Akt, jenes prächtige Kriegsmanifest des Volkes gegen das Junkerthum, vorgetragen hatte, fuhr Ludwig los: „Das ist abscheulich! Dieses Stück soll niemals aufgeführt werden! Man müsste die Bastille zerstören, falls die Aufführung dieser Komödie keine gefährliche Inkonsequenz sein sollte. Dieser Mensch verhöhnt ja alles, was an einer Regierung zu respektiren ist.“ Worauf Marie Antoinette mit einer Betonung, welcher man anmerkte, daß sie „die Hochzeit des Figaro“ nicht ungern auf den Brettern sähe: „Also das Stück kommt nicht zur Aufführung?“ — „Nein, Madame, gewiß nicht! Sie können sich darauf verlassen . . .“ Ach ja, man konnte sich auf die Festigkeit des armen Schlosserlehrlings von König verlassen. „Nie soll dieses Stück aufgeführt werden!“ hatte er gesagt und, siehe, am 27. April 1784 wurde die Hoch-

zeit des Figaro auf der Bühne des Theater Français mit Pomp und Pracht und unerhörtem Halloh gefeiert.

Wir können es doch nur mit sehr gemischten Gefühlen mitansehen, welche Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe Beaumarchais in Bewegung setzen musste, um seine Komödie zur Darstellung zu bringen, — er, der so eben in den Unabhängigkeitskampf Amerika's werkthätig eingegriffen hatte, ein Mithandelnder in einem Drama gewesen war, welches — nur Schwachköpfe begreifen das nicht und nur gelehrte Lakaien können es zu leugnen versuchen — in seiner Gesammtwirkung eine unermessliche Wohlthat für die Menschheit. Wenn man aber den Eindruck empfängt, daß unser Mann aus dem historisch-heroischen Fache, in welchem er so eben mit Glück aufgetreten war, in das der Intrike herabgesunken, so kann man doch wieder nicht umhin, der Gewandtheit, Energie und Beharrlichkeit, womit er den Proceß Beaumarchais contra Ludwig den Sechszehnten führte, Bewunderung zu zollen. Es gelang ihm, wie jedermann weiß, die Frage: Aufführung oder Nichtaufführung der Hochzeit des Figaro? zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer französischen Staatsfrage zu machen. Es bildete sich zu Gunsten der Darstellung des Stückes eine Verschwörung, an welcher Minister und Hofdamen, Prälaten und Parlementsräthe, Generale und Admirale, kurz, alle sich betheiligten, welche irgendwie zur „Gesellschaft" gezählt wurden. Und nicht etwa nur die Leichtfertigen und Zuchtlosen agitirten für den Figaro, nein, auch so anerkannt ehrsame und tugendhafte Personen wie die Prinzessin von Lamballe verlangten mit brennender Neugier, die Komödie in Scene gehen zu sehen. Es ist, entgegen der Angaben der Madame Campan, jetzt erwiesen, daß auch die Königin für die Aufführung Partei nahm, und ebenso, daß der Graf von Artois und andere Prinzen, daß die Herren Fronsac, Polignac, Vaudreuil und eine ganze Wolke von Ducs und Duchessen, Marquis und Marquisen, Comtes und Comtessen es kaum erwarten konnten, „von der Bühne herab durch Figaro der Verachtung der Massen signalisirt zu werden".

Und so geschah es. Denn wie hätte ein armer Strohmann von sechszehntem Ludwig dem Figarosturm auf die Länge widerstehen können? Nachdem er sich erst die Erlaubniß, daß die „Hochzeit“ vor der Crême der höfischen Gesellschaft im Landhause des Grafen von Baudreuil zu Gennevilliers gespielt werden dürfte, hatte entreißen lassen, war kein Aufhalten mehr. An dem schon bezeichneten Apriltage von 1784 erschien das „abscheuliche“, das „niemals zu spielende“ Stück auf den Brettern des Theater Français, dessen Eingangsthüren von der vornehmen Menge schon am Morgen belagert und förmlich erstürmt wurden, so daß in dem Gedränge drei Personen den Erstickungstod fanden. Der Beifall, welcher die Aufführung von Scene zu Scene begleitete, steigerte sich bis zur Raserei. Der Erfolg war ein beispielloser. Achtundsechzig Darstellungen folgten einander auf dem Fuße. Binnen acht Monaten, vom 27. April 1784 bis zum 10. Januar 1785 brachte das Stück der „Comédie-Française“ nicht weniger als 346,167 Livres ein, wovon 41,499 dem Verfasser zufielen, ohne daß unter dieser Summe die Einnahme der 50. Aufführung begriffen gewesen wäre, deren Ertrag nach Beaumarchais' Wunsch und Bestimmung den Armen von Paris zugetheilt wurde. Der Schöpfer des Figaro war überhaupt ein Mann, an dessen weiches Herz die Armen und Verlassenen nie vergeblich appellirten. Es ist sogar erwiesen, daß er an in Noth gerathenen Feinden, Verleumdern und Beschimpfern eine Mildthätigkeit übte, von welcher die Bonzen und Zeloten, welche fortwährend vom Christenthum belfern, puhsten und zetern, bekanntlich wenig oder nichts wissen.

Selbstverständlich war der Schöpfer des Figaro nach seinem jüngsten beispiellosen Triumphe nicht minder Gegenstand der Anfeindung als der Bewunderung. Es regnete Angriffe auf ihn, alle literarischen Lumpenhunde kläfften ihn neidisch an. Einen der Kläffer, einen gewissen Suard, dessen gemeine, anonym gegen Beaumarchais geschleuderte Bosheiten insgeheim durch den Grafen von Provence er-

muthigt, ja sogar, wie man sagte, redigirt wurden, fertigte unser Mann mit den Worten ab: „Meinen Sie, ich würde, nachdem ich Löwen und Tiger besiegt habe, um meine Komödie auf die Bühne zu bringen, mich herablassen, eine Wanze zu züchtigen?“ Aber —

„Ach, der schrecklichste der Schrecken
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze . . .“

Wanze und Kompagnie wussten es nämlich dahin zu bringen, dem guten sechszehnten Ludwig einzubilden, unter den „Löwen und Tigern“ Beaumarchais' seien eigentlich er, der König, und seine Frau Marie Antoinette verstanden. Ludwig, dessen Sanftmuth mitunter starken Anwandlungen von Jähzorn weichen musste, ließ sich durch diese absurde Einflüsterung so zur Wuth stacheln, daß er auf der Stelle, am Spieltische sitzend, auf der Rückseite einer Karte eine Lettre de Cachet ausfertigte, kraft welcher Beaumarchais am Abend des 8. März 1785 verhaftet und in das schimpfliche Gefängniß von Saint-Lazare, dem Verwahrungsorte jugendlicher Wüstlinge, Verschwender und Schuldenmacher, gebracht wurde. Die Entrüstung über diesen Akt brutaler Gewalt, welcher an die schlimmsten Zeiten despotischer Willkürübung erinnerte, war allgemein. Der König kam auch rasch zur Erkenntniß des begangenen Missgriffs und ordnete schon nach fünf Tagen die Freilassung des Gefangenen an. Noch mehr, gütig und gerecht von Natur, wie er war, wollte er dem gemisshandelten Manne eine Genugthuung zartester Art geben und so erhielt Beaumarchais eine Einladung in den engsten Hofcirkel nach Trianon, um daselbst einer Aufführung seines „Barbier von Sevilla“ auf dem Liebhabertheater der Königin anzuwohnen. Marie Antoinette selber spielte hierbei die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Grafen Almaviva . . . Also leckte und lohte das revolutionäre Feuer schon i. J. 1785 in die innersten Ge-

mächer des Königthums hinein und die unseligen Menschen da drinnen spielten mit dem scheinbar harmlos-ergötzlichen, in Wahrheit aber erbarmungslos-verzehrenden Elemente. Daß zur Wirksamkeit dieses Feuers in den Massen von allen französischen Autoren seines Jahrhunderts Beaumarchais durch seine zwei großen Streitkomödien das Meiste beigetragen hat, ist Wissenden wohl bekannt.

8.

Nun aber ist die Arbeit unseres Vielgestaltigen und Vielgewandten gethan und seine Mission zu Ende. Denn die Losung lautete jetzt: Plänkler zurück und Triarier vor! Wenn die Mirabeau, die Danton, die Robespierre auf die Bühne treten, bleibt für die Beaumarchaise kein Raum mehr darauf. Also sehen wir denn unsern Mann von der Sonnenhöhe seines Ruhmes, seines Glückes und seiner Volksbeliebtheit rasch bergabwärts gehen, und das Gestirn, welches in so wechselnden Brillantfarben gespielt hat, erbleicht mehr und mehr, um zuletzt unbeachtet zu verlöschen. Zwar fuhr Beaumarchais fort, mit möglichster Rüstigkeit zu spekuliren, zu processiren und zu dramatisiren; allein sein fernerweites Dichten und Trachten bringt doch nur noch matte Nachspiele oder auch unerquickliche Nachwehen seiner früheren Anstrengungen und Erfolge zuwege. Wie kläglich nimmt sich der Proceß Beaumarchais contra Kornmann-Bergasse neben dem Proceß Beaumarchais contra Goëzman aus, wie waschlappig der Operntext „Tarare" (1787) und das Rührstück „La mère coupable" (1792) neben dem Barbier und der Hochzeit! „Alles hat seine Zeit!" spricht der Koheleth und der skeptische Weise hätte hinzufügen können: Wehe dem Autor, wehe dem öffentlichen Charakter überhaupt, welcher nicht fühlt, wann s e i n e Zeit

um ist! Aller Anfang ist schwer, ja wohl; aber das rechtzeitige Aufhören ist eine noch schwierigere Kunst. . . . . .

Beaumarchais hatte i. J. 1787 von der Stadt Paris die ganze Bodenstrecke käuflich erworben, welche die linke Seite des Boulevard ausmacht, der den Bastilleplatz mit dem Boulevard du Temple verbindet und jetzt den Namen des großen Proceßkünstlers und Komöden trägt. Hier, gerade der Bastille gegenüber und wie derselben zum Trotz erbaute er sich ein Prachthaus, dessen Bau und Einrichtungen ihm nicht weniger als 1,663,000 Francs kosteten. Aus den Fenstern dieses i. J. 1789 noch nicht ganz vollendeten Narrenschlosses („folie“), wie Napoleon später das kostspielig-bizarre Ding ganz richtig bezeichnete, sah der Schöpfer Figaro's am 14. Juli den auf die alte Zwingburg ausgeführten Sturm mit an. Wer aber im Falle war, den Bastillesturm aus den Fenstern seines Hauses mitanzusehen, welches mehr als anderthalb Millionen gekostet hatte, der konnte unmöglich dem Schicksal entgehen, für einen „Aristokraten“ zu gelten, und da aristokratisch und verdächtig bald Wörter von gleicher Bedeutung waren, so wurde unser Sieur Caron de Beaumarchais binnen kurzem ein Gegenstand, auf welchen ein zum Sankt Jakobus und zur Sainte-Guillotine betender Patriotismus mit Argwohn zu blicken sich veranlasst sah. Ein bedenklicher Umstand ohne Frage, wenn man erwägt, daß die mit der rousseau-robespierre'schen Republik schwangergehende Dame Revolution dem absonderlichen Gelüste nachgibt, nicht allein ihre Kinder, sondern auch ihre Väter zu verschlingen. Glücklich Voltaire und Diderot, daß sie i. J. 1793 nicht mehr lebten; denn sie wären dem „Rasoir national“ schwerlich entgangen. Daß Beaumarchais demselben entging, kann für ein halbes oder ganzes Wunder gelten.

Er wollte nicht emigriren, obzwar es gar nicht nach seinem Geschmacke, daß die Witze Figaro's in blutigen Ernst übersetzt wurden. Er konnte auch nicht stillsitzen in seinem prächtigen Hause am Bastilleplatz; er musste spekuliren und processiren, das war sein Lebenselement. Gewiß kam auch

noch eine patriotische Regung dazu, um ihn anzueifern, zu Anfang des Jahres 1792 der Regierung seine guten Dienste anzubieten. Zunächst zu dem Zwecke, dem Mangel des Staats an Waffen abzuhelfen. Er übernahm es, 60,000 Gewehre zu liefern, die er aus Holland kommen lassen wollte. Inzwischen kam der 10. August und fegte König, Thron und Regierung weg. Am folgenden Tage stürmte eine Pöbelschar das Prachthaus unseres Spekulanten, welchem es zuvor noch gelungen war, seine dritte Frau und sein einzig Kind Eugenie nach Havre zu retten. Die wüthende Menge durchwühlte das Innere der „Folie" von unten bis oben, „sans cependant soustraire une épingle", weil man ihr weisgemacht hatte, der „Aristokrat" Beaumarchais hätte sein Haus zu einem heimlichen, mit Waffen vollgestopften Arsenal für Monsieur und Madame Veto gemacht. Obgleich der Augenschein die lächerliche Grundlosigkeit dieser Anschuldigung zeigte, verfügte der Sicherheitsausschuß der Commune dennoch die Verhaftung von Beaumarchais, welcher bekanntlich am 23. August in die „Abtei" gebracht wurde, wenige Tage später eine Hauptscene der Septemberblutorgie. Zum Glück für unsern Gefangenen fiel dem Prokurator der Commune, Manuel, ein, daß er früher verschiedene Händel mit Beaumarchais gehabt und daß sich der berühmte Komöde höchst geistreich über ihn lustig gemacht habe. Wie wär' es, wenn ich eine „edle Rache" an meinem Gegner nähme? denkt Manuel und thut so, indem er am 30. August nach der Abtei eilt und Beaumarchais befreit.

Unerschüttert durch die Gefahr, daß die Säbel der Septembermörder so zu sagen haarscharf über seinem Kopfe hingestrichen, nimmt unser Mann sein 60,000 Gewehre-Geschäft wieder auf, in welches er 745,000 Francs gesteckt hat und eilt, den Gang desselben zu beschleunigen, mit einem Regierungspasse versehen nach dem Haag. Hier lies't er am 1. December in der Zeitung, daß er in Paris der Verschwörung gegen die Republik, der heimlichen Korrespondenz mit Ludwig dem Sechszehnten und der Verschleu-

derung öffentlicher Gelder angeklagt sei. Unter diesen Umständen nach Paris zurückkehren, heißt seinen Kopf in den Tigerrachen stecken; aber unser furchtloser Ulysses wagt es. Im März von 1793 finden wir ihn wieder in der französischen Hauptstadt, wo jetzt „La Terreur“ dunkelroth zu wirthschaften angefangen hat. Er läßt ein Mémoire drucken, in welchem er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht nur energisch zurückweis't, sondern auch seine Verleumder mit äußerster Kühnheit angreift. „Ich bin — mit diesen Worten begleitete er das Exemplar seiner Denkschrift, welches er dem Nationalgardenkommandant Santerre übersendet — ich bin gekommen, meinen Kopf dem Schwerte der Justiz zu überliefern, so ich nicht den Beweis beibringe, daß ich ein großer Bürger.“

Der kühne Mann — es gleicht, wie schon gesagt, einem halben oder ganzen Wunder! — wurde nicht guillotinirt; aber der Wohlfahrtsausschuß gab ihm auf, die unglückseligen 60,000 Gewehre endlich zu beschaffen, welche derweil die Engländer in Holland mit Beschlag belegt hatten. Um die Waffen loszueisen, geht Beaumarchais, weiland Geheimagent des inzwischen hingerichteten Königs, als „Kommissär der Republik“ unter dem Namen Pierre Charron abermalen nach Holland. Seine Bemühungen führen ihn im Zickzack von Amsterdam nach Basel, von Basel nach Hamburg, von Hamburg nach London. Aber während er allen seinen Witz aufbietet, um den so zu sagen unmöglichen Auftrag des Wohlfahrtsausschusses zur Vollziehung zu bringen, setzt daheim in Paris der Sicherheitsausschuß den geheimen Agenten des Wohlfahrtsausschusses auf die Liste der Emigranten, d. h. der Proskription, und belegt sein unbewegliches und bewegliches Eigenthum mit Beschlag. Noch mehr — und dies kennzeichnet traurig-deutlich das anarchische Durcheinander dieser Bastard-Republik — die von Havre nach Paris zurückgekehrten Angehörigen unseres Vielgewandten, dessen Vermögen durch das schließlich gänzlich misslungene Gewehrgeschäft einen tödtlichen Schlag empfing, die Frau, die Tochter und die Schwester von Beaumarchais

wurden auf Anordnung des Sicherheitsausschusses eingekerkert und hätten sicherlich „la fatale charrette“ bestiegen, falls nicht wenige Tage nach ihrer Verhaftung der 9. Thermidor dem Blutregimente, welchem er keineswegs ein Ende machte, eine andere Richtung und demzufolge den drei Citoyennes Caron die Freiheit gegeben hätte.

Derweil saß der geächtete Flüchtling Beaumarchais zu Hamburg in einer kahlen, kalten Dachkammer und musste erfahren, wie es thut, wenn die garstige Megäre, die Sorge um das tägliche Brot, einem dreiundsechzigjährigen Exilirten in die grauen Haare greift. Erst nach Einsetzung der Direktorialregierung konnten seine Angehörigen die Streichung des Verbannten von der Emigrantenliste erlangen und so kehrte er im Juli 1796 nach Frankreich zurück, verheiratete seine Tochter mit einem braven jungen Manne, welcher später einer der angesehensten Bourgeois von Paris geworden ist, und dann ging er mit Jünglingsfeuer daran, die Regierung proceß-künstlerisch zu zwingen, ihm wenigstens seine Baarauslagen im mehrerwähnten Waffenhandel zurückzuerstatten. Im Januar von 1798 gelangte er zwar nicht zu seinem Gelde, doch aber zu der förmlichen Anerkenntniß, daß ihm die Republik 997,875 Francs schuldete.

Dies war der letzte Erfolg, welcher — freilich weit mehr Schein als Wirklichkeit, denn die Republik schuldete zwar, bezahlte aber nicht — dem alten Kampfhahn im bunten Proceßgange seines ruhelosen Daseins zutheil geworden. Das letzte Lebensjahr des Greises — er selbst zeichnet sich in einem aus dieser Zeit stammenden Vers als „un bon vieillard grand, gris, gros, gras“ — verlief friedlich und ein freundliches Wort, welches ihm der jugendliche Sieger Bonaparte brieflich aus Italien sagte, mag einen Freudenschimmer darauf geworfen haben. Hierbei ist erwähnenswerth, daß Bonaparte, welcher ja bekanntlich auf seinen italischen und ägyptischen Siegesflügen den Ossian und den Werther las, in Beaumarchais nicht den streitkomödischen Schöpfer des Figaro, sondern den Rührdramatiker schätzte: — („Je saiserai avec plaisir toutes

les circonstances qui se présenteront de faire la connaissance de l'auteur de la Mère coupable"). Figaro's Hochzeit hat Napoleon, wie jedermann weiß, auf Sankt Helena als die „révolution déjà en action" beurtheilt und verurtheilt. Der große Despot vermochte auch nach seinem Sturze den Gedanken einer Opposition noch nicht zu ertragen.

Beaumarchais seinerseits hat die bittere Enttäuschung unzähliger Zeitgenossen, daß Bonaparte's so hoffnungsschön aufgegangenes Gestirn zum Irrstern wurde, welcher kaiserwahnwitzig die Welt durchrasete, nicht mehr miterlebt. Nachdem er noch mit Geist und Feuer ein Mémoire über den schnöden Gesandtenmord bei Rastadt niedergeschrieben, ist er in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 tödtlich vom Schlage getroffen worden. Friede und Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Rastlosen, welchen der Tod so plötzlich zur Ruhe gebracht hatte, — er, der große Beruhiger, welcher, so die altgewordenen Kinder sich müde gearbeitet mit Hirn oder Hand, mit Hacke und Hammer, mit Feile und Feder, mit Fibel und Bibel, und sich müde gespielt haben mit den Rechenpfennigen der Leidenschaften oder mit den Seifenblasen des Ruhms, mehr oder weniger freundlich zu ihnen sagt: — Geht schlafen, ihr Verbrauchten und Unnützen, damit für Frischlinge Raum werde auf der ewigen Ringbahn des Lebens!

Das rothe Buch.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.
Thomas de Celano.

1.

Voltaire, welcher, genauer angesehen, weit ernster gestimmt war als oberflächliche Betrachter von dem Verfasser der „Pucelle" wissen, hat eines Tages die Aeußerung gethan, daß einer, der sich anhaltend mit historischen Studien und Arbeiten befasst habe, nicht mehr fähig sei, mit rechter Freude in das Leben zu blicken. In Wahrheit, es bedarf nur etwa noch eines Anfluges von Hypochondrie, um den Geschichtekundigen zu der pessimistischen Ansicht zu verleiten, die griesgrämig-religiöse Anschauung von unserer Erde als einem „Jammerthal" sei doch nicht so ganz ohne, ja, dieses Jammerthal sei geradezu nicht mehr und nicht weniger als eine Bühne, worauf Narren und Schurken das Drama agiren, welches Weltgeschichte zu nennen sie mit einander übereingekommen sind. Auch wenn sich der Säure des Pessimismus die Süßigkeit des Humors beimischt, wird es der letztere kaum zu einem größeren Zugeständnisse bringen als zu diesem, die Komödia humana habe häufig bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Komödia diabolika und Thoren und Schelme spielten in derselben unbestritten die Hauptrollen.

Feste Nerven gehören dazu und ein solid angelegtes Kapital von gesundem Menschenverstand ist erforderlich, um historisches Wissen mit unbeirrbarer Urtheilskraft zu verbinden, mit einer Urtheilskraft, welche in dem ungeheuren Wirrsal disparater, in ihren Einzelnheiten wenig erbaulicher oder auch geradezu anwidernder Erscheinungen das ewige Grundgesetz einer unendlich langsamen und schwierigen, aber stätigen und unaufhaltsamen Entwickelung nicht aus den Augen verliert. Der weltgeschichtliche Entwickelungsproceß wäre aber keiner, könnte keiner sein, so er nicht ein sittlicher. Die sittliche Idee ist demnach die Seele der menschlichen Civilisation, d. h. der vorschreitenden Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes. Der negative Motor dieses Vorschritts heißt Schuld, der positive Vergeltung. In der That, der ganze Verlauf der Weltgeschichte ist nur eine unendliche Notenfolge zum Texte des Jus Talionis. Schiller, an dessen geschichtlichen Versuchen der gemeine Neid silbenstechender Kleinmeisterei früher schon und neuestens wieder den gewohnten Kitzel, „das Stralende zu schwärzen“, geübt hat, Schiller, welcher mehr historischen Sinn besaß als Dutzende von zunftmäßigen Historikern zusammen, er sah mit Augen, wie sie eben nur Sehern, nicht aber Sitzfleischern vom Genus der gedankenlos-gelehrten Wiederkäuer gegeben sind, die große „Vergelterin thronen mit des Gerichtes Wage“.

Solchen sehenden Augen sichtbar, thront sie auch an Orten wo man sie wahrlich nicht vermuthen sollte. Als im Sommer von 1863 auf dem deutschen Fürstentage zu Frankfurt — diesem weltgeschichtlichen Armuthszeugniß, welchem sich an schneidender Schärfe nur etwa das in der Zeit von 1848—49 in derselben Stadt geschwatzt habende deutsche Parlament gleichstellen läßt — der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich es aussprach, daß „der deutschen Nation bislang die Mittel politischer Entwickelung entzogen gewesen seien“, da hat er wohl nicht daran gedacht, daß er das Sprachrohr der „Vergelterin“ sei, welche ihn, den Erben der Lothringer-Habsburger, wenn auch in mildester Form, über seinen Großvater Franz und dessen Metternich,

über Friedrich Wilhelm den Dritten und dessen Hardenberg, über die deutsche Fürstenschaft der Vergangenheit und der Gegenwart, über die Heilige-Allianz-Politik von Wien, Karlsbad und Olmütz das auf schuldig lautende Verdikt, den gerechten Verdammungsspruch fällen ließ.

„Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!“ Dieses Wort, von dem unglücklichen Relejeff im Jahre 1825 am Strande der Newa gesprochen und wie ein slavisches Echo des bekannten schiller'schen klingend, tönt uns auch aus allen Akten und Scenen der ungeheuren Tragödie entgegen, welche französische Revolution betitelt ist und immer und immer wieder die Blicke denkender Menschen auf sich zieht.

Es hat lange gewährt, bis eine allseitig unbefangene und gerechte, eine wahrhaft historische Anschauung und Würdigung des ungeheuren Ereignisses an die Stelle des blindeifrigen für und wider getreten ist. Denn obzwar in Wurzeln und Anfängen ein Produkt zwingender Nothwendigkeit, wurde die Revolution mit einem Fanatismus, welcher dem christlich-frommen der Autos de Fé, der Bartholomäusnächte und Dragonnaden nichts nachgab, mit einer Leidenschaftlichkeit durchgeführt, welche rechts und links wiederum Leidenschaften entzünden musste. Unmittelbar unter den Eindrücken der Schreckenszeit und ihrer Nachwehen wurde es guter Ton, die Revolution in Bausch und Bogen zu verdammen. Dann kam Napoléon, um mit seinem Gloire-Lack die verblassten Züge der Liberté vollends zu überpinseln. Hierauf erfüllte das Heilige-Allianz-Elend die Welt, eine Zeit, wo die Menschen- und Völkerrechte förmlich in Acht und Bann gethan wurden und eine zwischen Opiumrausch und Blödsinn schwankende Romantik den gesunden Menschenverstand als den ärgsten aller Verbrecher verfolgte. Da war es denn ganz in der Ordnung, daß die armsäligst-servilen Kapuzinaden gegen die glorreichen Ideen und titanischen Thaten der französischen Staatsumwälzung hergegeifert wurden. Nun aber erfolgte ein Umschlag. Die allmälig wieder sich sammelnde und kräftigende

Vorschrittspartei in Europa und vorab in Frankreich griff — gerade wie die Reaktion ihrerseits auf das Mittelalter zurückgegriffen und dasselbe zweckdienlich schöngefärbt hatte — auf die Erinnerungen der Revolution zurück und stutzte dieselben zweckdienlich zu, die Lichtseite in die volle Beleuchtung rückend, die Schattenseite unter der Draperie achselzuckender Phrasen möglichst verbergend. So kam es, daß in den Händen der Parteien die Geschichte der französischen Revolution zu einem bloßen „Phantom" ward, an welchem die einen die Gottgefälligkeit des Obskurantismus und Despotismus, die andern die Vorzüge des Liberalismus und Demokratismus demonstrirten.

Endlich aber sind wir doch dazu gelangt, ohne so oder so gefärbte Parteibrillengläser uns das grandiose Revolutionstrauerspiel anzusehen, welches den aristotelischen Satz, daß die Tragödie da sei, um durch Schrecken und Mitleid zu wirken und dadurch die Leidenschaften zu reinigen, welthistorisch illustrirt. Wir wissen jetzt, daß wir ein ungeheures Wechselspiel von Schuld und Sühne, von Frevel und Strafe vor uns haben, und unter allen gebildeten Nationen Europa's sind Geschichtschreiber von bedeutenden Gaben und lauterem Willen aufgestanden, um uns die einzelnen Akte und Scenen des beispiellosen Drama's bis ins einzelne und einzelnste hinein vor Augen zu führen. Auch ist eine bewunderswerthe Geduld und Mühewaltung darauf verwendet worden, die tausendfach verschlungenen Fäden der Revolutionsursachen bloßzulegen. Gerade in dieser Richtung ist jedoch manches noch zu thun, um insbesondere der fortgesetzten bedientenhaften Schwarzmalerei des großen Ereignisses gegenüber deutlicher aufzuzeigen und klarer zu veranschaulichen, daß die Revolution mit allen ihren Schrecken nur die naturnothwendige, unausbleibliche Vergeltung der Verschuldung des Ancien Régime gewesen ist.

Für diesen Satz wird die nachstehende Episode aus der Geschichte der konstituirenden Nationalversammlung einen unwiderleglichen, einen so zu sagen mathematisch-strikten Beweis beibringen.

2.

Zu Ende Novembers von 1789 benachrichtigte der redliche, strenge, aufrichtig-fromme Jansenist Camus die Nationalversammlung, daß ein geheimes Verzeichniß der höfischen Verschleuderungen der Staatsgelder existirte, welches den Titel „Das rothe Buch" führte. Dies hieß der Versammlung ein sehnlich begehrtes Wild zeigen und den Jagdruf erheben. Alsbald begann auch die Hatz.

Camus hatte es eigentlich nur darauf abgesehen, durch Einsicht in den „Livre rouge" dem Pensionenunwesen zu Leibe gehen zu können. Allein das Rothe-Buch-Skandal nahm rasch viel größere Dimensionen an: — es wurde ein tüchtigster Hebel zum Umsturz der Monarchie.

Die Nationalversammlung beschloß auf die erwähnte Anregung hin, es sollte die Liste sämmtlicher Pensionäre des Hofes veröffentlicht und zu diesem Ende das rothe Buch gedruckt werden. Dieser Beschluß jagte dem Finanzminister Necker, welcher die Geheimnisse des rothen Buches gar wohl kannte, gewaltigen Schrecken ein und er wusste seine Bedenken, so viel Schmähliches bekannt werden zu lassen, auch dem Finanzausschuß der Nationalversammlung einzuflößen. Minister und Ausschuß wollten die widerwärtige Sache mittels etwelchem parlamentarischem Hokuspokus, wie ja Minister und Ausschüsse solchen in derartigen Fällen immer bei der Hand haben, vertuschen. Aber das ging nicht. Der unerbittliche Camus gab keine Ruhe und zudem waren die Ausflüchte, die Bekanntmachung des geheimen Ausgabebuches zu unterlassen, gar zu dumm. Entblödete man sich doch sogar nicht, mit der kläglichen Lüge vor die Nationalversammlung zu treten, die Veröffentlichung des rothen Buches sei fast eine Unmöglichkeit, da die Druckkosten kaum weniger als 280,000 Livres (!) betragen würden. Die Versammlung beantwortete diese ungeheuerliche Dummheit damit, daß sie das Anerbieten des pariser Buchdruckers Baudoin, das Buch gratis zu drucken, annahm.

Necker stand auf glühenden Kohlen oder saß auf Nadelspitzen. Er hat eben auch in dieser Angelegenheit, wie auf seiner ganzen Laufbahn bewiesen, daß er nur in den Augen seiner Tochter ein großer Mensch und Minister gewesen ist. Die Tragweite seines Blickes ging im Grunde niemals über die Wände eines Bankier-Komptoirs hinaus. Statt den Argwohn, welchen die Existenz des rothen Buches wachgerufen hatte, durch rasche Veröffentlichung desselben und durch den leicht erbringlichen Nachweis, daß es auch etliche für den Staatsdienst mehr oder weniger nothwendige Ausgabeposten enthielte, zu dämpfen und zu mindern, mehrte und durchgiftete er vielmehr diesen Argwohn durch eine ängstliche Heimlichthuerei und setzte dem laut und lauter anschwellenden Rufe: „Das rothe Buch! Das rothe Buch!", welchen die Nationalversammlung und die Presse alltäglich erhoben, wahrhaft kindische — Neckereien entgegen. Bald hieß es, das unselige Buch befände sich gerade in den Händen des Königs; bald, der Herr Minister habe dermalen keinen Augenblick Zeit, mit dieser Sache sich zu befassen; bald, der Herr Minister sei krank und gänzlich außerstandes, seinen Drangsalirer Camus — (möchte ihn doch der Teufel holen!) — zu empfangen. Aber der hartnäckige Jansenist ließ nicht ab von der Fährte des Wildes, und da seine Geduld zu Ende, so erhob er in der Sitzung vom 5. März 1790 so bestimmte und herbe Klagen gegen Necker, daß die Versammlung mittels eines ernsten und bündigen Votums dem Minister aufgab, das rothe Buch ihrem Pensionsausschuß auszuliefern, dessen Obmann Camus.

Noch zehn Tage zog Necker die Sache hin, dann aber, am 15. März, theilte er in Gegenwart seines Kollegen Montmorin dem genannten Ausschusse das Buch mit, dessen Einband von rothem Marokkin so viele hässliche Mysterien umschloß. Die allerhässlichsten sollten aber unbekannt bleiben. Ludwig der Sechszehnte hatte nämlich bei Auslieferung des Buches die Bedingung gestellt, daß der Inhalt der Blätter desselben, worauf die geheimen Ausgaben seines Großvaters verzeichnet waren, nicht bekannt werden sollte.

Der Finanzausschuß ehrte diese, obzwar einem Pompadour- und Dubarry-Louis gegenüber übelangebrachte Enkelpietät und ließ demzufolge die betreffenden Blätter mit einem Papierbande verkleben. Das ganze Buch enthielt 222 Blätter. Die ersten zehn waren mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, die folgenden zweiunddreißig mit Ausgaben während der Regierung Luwigs des Sechszehnten angefüllt; die übrigen waren leer.

Am 18. März zeigte Camus der Nationalversammlung an, daß das rothe Buch endlich ausgeliefert sei. In den ersten Tagen Aprils schon war es gedruckt und aus seinen Blättern ging ein Getose hervor und über Frankreich hin, als wäre des alten Aeolus bekannter Sturmsack geplatzt[1]).

„Endlich haben wir das rothe Buch!" triumphirte Camille Desmoulins in der 21. Nummer seiner „Révolutions de France et de Brabant". „Die Kommission der Pensionen hat die sieben Siegel gelös't, welche es verschlossen hielten, und erfüllt ist die furchtbare Drohung des Propheten: Revelabo pudenda tua! Du sollst nicht einmal ein Feigenblatt finden, um angesichts der Welt deine schmachvolle Nacktheit zu verhüllen, nein! Man wird deinen ganzen Aussatz erblicken und auf deinen Schultern die Brandmarke: Galérien — welche du, Ancien Régime, so wohl verdient hast."

Noch nachdrücklicher und eindrucksvoller sprach sich in seinem Journal „Révolutions de Paris" der strenge Loustalot aus, wohl einer der tüchtigsten und ehrenhaftesten Menschen von damals. „Während der letzten Jahr/Ludwigs des Fünfzehnten und seit der Throngelangung Ludwigs des Sechszehnten ist das Elend der Bevölkerung Frankreichs immer größer geworden. In den Städten verbarg ein sinnloser Luxus, welcher so ziemlich alle Klassen gleichmäßig verdorben hatte, nur nothdürftig eine furchtbare Armuth.

1) Livre rouge, Paris 1790. Der Inhalt dieser Separatausgabe des fatalen Buches wurde auch im Moniteur von 1790 veröffentlicht, in den Nummern 78, 97, 98, 101, 107, 109, 111, 113, 117.

Auf dem Lande waren die Bauern in der Nähe der Städte von allen Lastern der letzteren angefressen und von einer mit der Liebe zur Arbeit unverträglichen Raubgier besessen. Weiter in die Provinzen hinaus lebten die Landleute in zerfallenen Hütten, waren mit Lumpen angethan und nährten sich großentheils mit schlechtem Schwarzbrot, mit Wurzeln und Wasser. Nächst dem Loos der Bauern war das des Soldaten das jammervollste. Um nicht daran zu zweifeln, genügt es, das Kommisbrot (pain de munition) gesehen zu haben. Die Hauptursache von allem diesem Elend war die Verschwendungswuth eines schwelgerischen Hofes, wo Julien und Messalinen mit Klaudiussen und Neronen um den Preis der Infamie stritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menschen kostete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold zeugte und wo die französische Nation weniger galt als ein Rennpferd oder sonst irgendein Spielzeug . . . Les't das rothe Buch!"

3.

Und man las es, man staunte, lachte, knirschte mit den Zähnen, schrie auf vor Entrüstung und Zorn. In Wahrheit, Camille hatte recht: die „Pudenda" der Monarchie waren entblößt. Wenig auch nützte es, daß die Unzuchtkosten des Dubarry-Louis mit einem Papierstreifen verklebt waren; denn die Lotterwirthschaft, wie sie unter des „sittenreinen" und „haushälterischen" sechszehnten Ludwigs Regierung mit den Staatsgeldern getrieben worden und wurde, reichte gewiß allein schon aus, die revolutionäre Stabbrechung über ein solches Königthum vollständig zu rechtfertigen.

Um jedoch gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Gesammtsumme der geheimen königlichen Ausgaben, welche

in dem rothen Buche verzeichnet waren, an und für sich betrachtet nicht als eine unmäßige sich darstellte. Sie betrug nämlich von 1774 bis 1786 nicht mehr als 227,985,517 Livres und es befanden sich darunter, wie schon erwähnt worden, etliche staatsdienstliche Kostenposten, obzwar nur wenige („Affaires de finances“ — „Affaires étrangères et postes“). Die öffentliche Entrüstung aber wurde wachgerufen durch die Entdeckung, wie, wofür und an welche Leute die Staatsgelder so schamlos vergeudet worden, auch unter und von dem „sparsamen“ und „gewissenhaften“ Sechszehnten.

Da waren zuerst die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence und der Graf von Artois. Diesen beiden Herren bezahlte der Staat mitsammen jährlich für ihre Prinzenschaft 8,240,000 Livres, eine für damals gewiß sehr anständige Apanage. Allein sie genügte bei weitem nicht. Dem rothen Buche zufolge hatte der lüderliche Verschwender Artois nur während Calonne's Finanzministerschaft neben seinem regelmäßigen Einkommen nicht weniger als 14,550,000 Livres außerordentlich aus der Staatskasse bezogen, um die Schulden seines Lotter- und Lasterlebens zu bezahlen, was Calonne dem König als nothwendig vorgestellt hatte, „um die Gemüthsruhe des Prinzen zu sichern“, und Ludwig der Sechszehnte genehmigt hatte, weil die Gemüthsruhe einer so hohen Person mit 14 Millionen, dem zerlumpten und hungernden Volke abgepresst, denn doch nicht zu theuer erkauft war. Der „philosophische“ und nur „seinen Studien lebende“ Provence hatte sich begnügt, innerhalb derselben Frist nicht mehr als 13,824,000 Liv. außerordentlich aus dem Staatsschatze zu beziehen. Sehr theuer kam das französische Volk auch das Kindbetten der Prinzessinnen zu stehen. Für ihre Mühewaltung, den Duc de Berry zur Welt gebracht zu haben, bezog die Gräfin d'Artois 24,078 Livres und sieben Jahre später abermals „pour son accouchement“ wiederum 24,000; dazwischenhinein auch 24,078 Livres „comme simple cadeau“.

Die Rubrik „Dons et gratifications“ enthielt überhaupt allerliebste Ausgaben. Zum Beispiel: dem Herrn von Croismard 50,000 L., um ihn „in den Stand zu setzen, das Gut Voisins zu kaufen“. Dem Herrn Gourdin 15,000 L., damit er „die Charge des Herrn Gaffe zu kaufen vermöge“. Dem Polizei-Generallieutenant Sartines, „zur Bezahlung seiner Schulden“ 200,000 L. Dem Herrn de Lamoignon 200,000. Der Madame de Maurepas 166,000. Der Gräfin von Albany, weil sie die Frau des Prinzen Eduard Karl Stuart, 60,000 L. jährlich. Dem Herzog von Polignac ein Geschenk von 1,200,000 L. zum Ankauf der Domaine Fenestrange. Derselbe Seigneur, notorisch eine der gefräßigsten und verderblichsten Hofwanzen, bezog eine jährliche lebenslängliche Pension von 120,000 L. Die verschiedenen Mitglieder der Familie Polignac, gemeinschädliches Geziefer allesammt, hatten zusammen Pensionen von mehr als 700,000 L.

Das Pensionenkapitel war überhaupt ein rares, absonderliches, märchenhaftes. Die Prinzen von Geblüt — oh Himmel, was war das mitunter für „Geblüt“! — verschmähten es, obgleich mit Gütern und Reichthümern aller Art ausgestattet, keineswegs, noch jährliche Pensionen im Betrage von 2,550,000 L. einzusacken. Mit ihnen wetteiferte die hochnoble Familie Noailles, deren Mitglieder in Form von Pensionen und Gratifikationen jährlich um nahezu 2 Millionen die Staatskasse erleichterten. Ein Herr Desgalois de la Tour hatte drei Pensionen, zusammen 22,720 L.; die erste „als erster Präsident und Intendant“, die zweite „als Intendant und erster Präsident“, die dritte „pour les mêmes considérations“. Dem Marquis d'Autichamp waren vier Pensionen zugetheilt; die erste „für die von seinem verstorbenen Vater geleisteten Dienste“, die zweite „ebendafür“, die dritte „ebendesshalb“, die vierte „ebendesswegen“. Ein deutscher Prinz besaß gleichfalls vier Pensionen; die erste „für seine Dienste als Oberst“, die zweite „für seine Dienste als Oberst“, die dritte „für seine Dienste als Oberst“, die vierte „für seine Dienste als Nicht-Oberst

(pour ses services comme non-colonel)". Dem Generalanwalt Joly de Fleury gab man eine lebenslängliche Jahresrente von 17,000 L. dafür, „daß er seine Stelle an seinen Sohn abgetreten". Die Gräfin d'Ossun, Staatsdame der Königin, war mit einer Pension von 20,000 L. bedacht. Der Haarkräuseler Ducrot hatte eine lebenslängliche Pension von 700 L. jährlich, weil er ein Prinzessin-Töchterlein des Grafen Artois „frisirt" hatte, welches gestorben, bevor es Haare gehabt. Es gab Pensionäre, die unter ihren eignen Namen, dann unter denen ihrer Frauen, ihrer Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern in den Listen figurirten. Nicht minder solche, welche, wie z. B. eine Marquise de la Force, längst gestorben und begraben, dennoch wunderbarer Weise fortfuhren, ihre Pensionen zu beziehen. Mit welcher bronzestirnigen Schamlosigkeit die Minister zu ihren und ihrer Familien Gunsten dies Unwesen, diese ruchlosen Diebereien trieben, kann das Beispiel des Marschalls und Kriegsministers de Ségur zeigen. Obgleich vom Könige mit Gnadenbeweisen und Geschenken überhäuft, obgleich für seine Person an Besoldungen und Pensionen jährlich 98,622 L. beziehend, obgleich in den Stand gesetzt, nicht weniger als 11 Mitgliedern seiner Familie — darunter, wie er angab, zehn Officieren, von welchen sich aber bei näherem Zusehen vier als Mädchen herausstellten — Pensionen zuzutheilen, hatte der Mensch noch die Frechheit, im Jahre 1787 von dem König weiter zu erbitten: ein erbliches Herzogthum, 60,000 L. Pension, 15,000 L. Pension für seine zwei Kinder und eine Baarsumme, um seine Schulden zu bezahlen.

Also wurde unter des „gewissenhaften" und „sparsamen" Sechszehnten Regiment mit den Staatsgeldern gewirthschaftet. Vergleicht man mit diesen Summen und vergleicht man auch mit den weiteren, welche die Königin Marie Antoinette, die eine unterthänige Spucknapfhistorik neuestens mit aller Gewalt zu einer Heiligen umschönfärben möchte, mit vollen Händen an die flüchtigsten Modethorheiten und Weiberlaunen, sowie an ihre Günstlinge, die Polignacs, Coigny,

Dillon, Fersen, wegwarf, die winzigen Bagatellen, welche im rothen Buche unter der Rubrik „Almosen“ zu finden sind, so wird man auch wissen, was man von der vielgerühmten Christlichkeit und Barmherzigkeit Ludwigs und seiner Frau zu halten hat. Der Ausgabenetat für König und Königin persönlich wurde im Jahre 1789 auf 25 Millionen jährlich „beschränkt“, — ein Einkommen, womit, wie man denken sollte, ein „haushälterischer“ Familienvater und eine „verkannte deutsche Frau“ schon hätten auskommen können.

Es konnte nicht fehlen, daß da und dort ein Blick der Neugier auch hinter den Papierstreifen zu dringen suchte, womit im Originalexemplare des rothen Buches die Schandausgaben des fünfzehnten Ludwig verklebt waren. Nur eine Probe von den Miasmen, welche von dort hervorstanken: — Als die Dubarry in ihrer Stellung als neue Haupt- und Staatsmaitresse feierlich bei Hofe eingeführt und vorgestellt wurde, gab sich Madame Katherine de Béarn dazu her, der „Maitresse en titre“ bei dieser Einführung und Vorstellung zur „Pathin“ zu dienen, wie man das nannte, und erhielt für diese schmachvolle Gefälligkeit 20,000 Livres. Das französische Volk hatte demnach das Vergnügen, 20,000 L. dafür zu bezahlen, daß eine ehrlose Dame eine aus dem Pfuhl der pariser Gassenprostitution aufgelesene Dirne in das „Ochsenauge“ des versailler Schlosses begleitete.

Und da will man sich noch verwundern, daß ein allezeit zwischen Extremen, zwischen Sokkus und Kothurn, zwischen Sklaverei und Empörung, zwischen Infamie und Glorie hin und her sich werfendes Franzosenthum bei Enthüllung aller dieser Schändlichkeiten in Wuth ausgeborsten ist? Der Terrorismus von 1792—94 schrieb den rothen Kommentar zum rothen Buche von 1790.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Menschliche Tragikomödie.

Siebenter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Siebenter Band.

We are born, we laugh, we weep,
We love, we droop, we die!
Ah! wherefore do we laugh, or weep?
Why do we live, or die?

Procter.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Digitized by Google

Inhalt des siebenten Bandes.

	Seite
Mirabeau und Marie Antoinette	1
Ein Junker-Komplott	46
Gefängnißleben zur Schreckenszeit	109
Die Göttin der Vernunft	136

Mirabeau und Marie Antoinette[1]).

And he that might the vantage best have took,
Found out the remedy.

Shakspeare.

1.

Genie und Geld.

Eines Morgens im September von 1789 wurde heftig an die Thüre des Grafen de la Marck geklopft, eines brabantischen Edelmanns, der in Paris lebte, in französischen Bergwerken spekulirte und zu den Hofkreisen in vertrauten Beziehungen stand. Der Graf hatte noch nicht Zeit gehabt, sein „Herein!" auszusprechen, als schon die Thüre aufging und ein lässig-elegant gekleideter Mann von Mittel-

1) Quellen: Mémoires biographiques, littér. et polit. de Mirabeau, écr. par lui-même, par son père, s. oncle et s. fils adopt. 8 vols. Paris 1834—36. — Souvenirs sur Mirabeau, par E. Dumont. Paris 1832. — Correspondance entre le comte Mirabeau et le comte de la Marck. 3 vols. Paris 1851. Mémoires s. l. vie privée de Marie Antoinette, par Madame Campan. 3 vols. Paris 1823. Mémoires de la Fayette, publ. p. s. famille. 4 vols. Bruxelles 1837. Mémoires de Barère. 4 vols. Paris 1842—43. Mémoires secrets, par le comte d'Allonville. 5 vols. Paris 1838. Mad. de Staël, Considérations. 4 vols. Paris 1818. Mémoires de Weber, concern. Marie Antoinette. 2 vols. Paris 1822. Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II.; ihr Briefwechsel, herausgegeben von A. v. Arneth. Leipzig 1866 2c. 2c.

größe, athletischem Knochenbau und einem starken Ansatze von Beleibtheit hastig eintrat, flüchtig grüßte und mit einer Metallstimme, deren Umfang, Klangfülle und Geschmeidigkeit jedes Wort verrieth, die Aeußerung vorbrachte: „Mein Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun.“ — „Was für einen?“ — „Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht . . . Ich besitze nicht einen einzigen Thaler . . . Leihen Sie mir ein Stück Geld.“ — — „Ich gab ihm, erzählt La Marck, eine Rolle mit fünfzig Louisd'or; mehr hatte ich nicht zur Hand. Er dankte lebhaft und sagte: „Ich weiß nicht, wann ich Ihnen das Geld werde zurückgeben können. Ich konnte mich um die Verlassenschaft meines Vaters noch gar nicht bekümmern, auch haben mir meine Verwandten darob bereits Processe angehängt.“

Der Brabanter mochte sich über die Zurückgebefähigkeit seines Schuldners, der so, wie er vor ihm stand, einer gewissen Jungfer Anne Pottevin seit siebzehn Jahren seinen Hochzeitrock schuldig war, eigene Gedanken machen. Sie liefen darauf hinaus, aus der dargeliehenen Geldrolle einen starken Faden zu spinnen, welcher den Jahrgänger von Göthe, den Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau und dermalen, im September von 1789, noch als der „Volksgraf“ hochgelobt und vielgepriesen, mit dem Hofe oder wenigstens mit dem Königthum zusammenbinden sollte.

Er hinwiederum, der Blatternarbige, mit seinem vor lauter Hässlichkeit fast schönen „Eberkopf“, den eine fabelhafte Haarfülle bedeckte, mit seinen unter dichten Brauen groß und flammend hervorblickenden, nach Wunsch und Willen ihres Besitzers jetzt Verführung stralenden, jetzt Zornblitze schleudernden, immer aber das olivenfarbige, pockenzerrissene Gesicht eigenthümlich beleuchtenden Augen, mit seinem etwas schief geschlitzten Mund, aus welchem so schütternde Donner hervorgebrochen, dessen sinnlich aufgeworfene Lippen so viel geküsst hatten und in dessen Winkeln das Spottlächeln überlegener Ironie eingekerbt war, — er, der Auswürfling des Adels und der Vorkämpfer und Verächter des Volkes, der vom Vater Verfluchte und Ver-

folgte, aber von Sophie Monnier zu ihrem Abgott Erhobene, er, die Furcht der Männer und das Entzücken der Weiber, Finanzgenie und Bettler, Staatsmann und Zotenbücherschreiber, Gesetzgeber und Wüstling, ein Koloß von Arbeitskraft und von Ausschweifung, Aristokrat und Tribun, er, der auf den Seelen seiner Zuhörer spielte wie ein Virtuos auf Klaviertasten, der die Menschen verachten musste, weil er sie kannte, und dennoch nach der Macht und Gewalt lechzte, sie in seiner Weise glücklich zu machen, — er, um alles in ein Wort zusammenzufassen, Mirabeau, dachte vielleicht, das Gefühl der Demüthigung, vor einem La Marck als bittender Borger gestanden zu haben, niederwürgend, gerade dasselbe, was er vor Zeiten zur Vertröstung der Jungfer Anne Pottevin, als sie die Bezahlung seines Hochzeitrockes heischte, gesagt hatte: — „Bah, ich werde Minister werden. Das ist sicher!"

Nicht etwa nur zur Beschwichtigung von Gläubigern und Gläubigerinnen, die sich unangenehm machten, war das gesprochen. Der Mann glaubte zuversichtlich, daß der Ministerschaft-Wechsel, welchen er vor Jahren schon auf die Zukunft gezogen hatte, richtig von dieser eingelöſ't werden würde. Er fühlte in jedem Nerv und in jedem Muskel, daß er das Zeug in sich habe, der Minister seines Landes zu sein, in der Weise, wie vormals die „rothe Eminenz" Richelieu es gewesen war. Und doppelt berechtigt kam sich dieses sein Gefühl vor, seitdem die Revolution ausgebrochen war und der Genius Mirabeau's die ganze Spannweite und Flugkraft seiner Fittige in der Nationalversammlung erprobt und erwiesen hatte. Und dreifach berechtigt war sein Wunsch, zeigen zu dürfen, was alles unter den Simsonslocken seines Eberkopfes stecke, was er wolle, könne und vermöge, wenn er wohlmeinende Plattköpfe wie Necker und Lafayette ihre kleinen Mittelchen dem Flammenschritte der Riesin Revolution entgegenstellen sah oder wenn er gar erfahren musste, daß selbstgefällige Mittelmäßigkeiten wie Lameth, Duport und Barnave des Glaubens lebten, sie seien dazu geboren und bestimmt, das auf den Sturmwogen

rollende Staatsschiff zu lenken. Selbstverständlich fürchteten und haßten die genannten und andere Plattköpfe und Mittelmäßigkeiten in Mirabeau die überlegene Genialität und Kraft, während sie sich anstellten, als fürchteten und haßten sie in demselben nur den unzuverlässigen Wüstling und feilen Abenteurer. Unglücklicher Weise sorgte Mirabeau allzu sehr dafür, daß dieser Vorwand, ihn von der Macht fernzuhalten, nachmals das ganze Schwergewicht einer Thatsache erhielt.

Er hat einmal schmerzbewegt ausgerufen: „Die Verirrungen meiner Jugend kommen mir theuer zu stehen!“ Er hätte später sagen können: „Noch theurer, noch viel theurer kommt es mir und Frankreich zu stehen, daß ich diese jugendlichen Verirrungen mit in mein reiferes Alter herübergeschleppt und nicht aufgehört habe, Roué zu sein, als ich anfing, Staatsmann zu werden.“ Freilich suchte er über diesen Stein des Anstoßes dadurch hinwegzukommen, daß er eines Tages in seiner lässig-vornehmen Manier das Axiom hinwarf: „Die kleine Moral tödtet die große“ — allein der selbstgerechte, von sich selbst und von anderen, insbesondere von seiner Tochter, weit überschätzte Necker hatte doch wohl recht, die Wichtigkeit gerade der angeblich „kleinen“ Moral dem genialen Eberhäuptigen gegenüber zu betonen und demselben zu sagen: „Sie sind zu geistreich, als daß Sie kein Gefühl für die Nothwendigkeit dieser Stütze haben sollten.“ ... Zu der „kleinen“ Moral, Herr Graf von Mirabeau, gehört aber, denken wir, nicht nur, daß man so viel Selbstbeherrschung besitze, die letzten Kräfte eines für das allgemeine Beste kostbaren Lebens nicht in den Armen von „Mesdemoiselles“ Hélisberg und Coulomb, Tänzerinnen von der Oper, zu vergeuden; sondern auch, daß man Hände habe, an welchen nicht die leiseste Spur von Bestechungsgeldschmutz haftet. „Auch das Genie muß doch vor allem anderen leben.“ Ja wohl, und das war vielleicht die „große“ Moral, von welcher Mirabeau sprach. Wenn aber das Genie zum Gelde sagt: „Ich will dein getreuer Knecht sein, wenn du mir zu Mesdemoiselles Hélis-

berg und Coulomb und dergleichen hübschen Dingen mehr verhilfst" — so wäre es für das Genie besser, es lebte gar nicht.

Mirabeau ist bekanntlich ein Hauptgestirn am konstitutionellen Illusionenhimmel und Leute, welche ehrlich und aufrichtig an das Lug- und Trug-Evangelium des Konstitutionalismus glauben, pflegen von dem Manne nie zu sprechen, ohne bedauernd beizufügen: „Ja, wenn ihm längeres Leben gegönnt gewesen wäre! Er hätte sicherlich die Revolution gebändigt und die Bewegung in das heilsame Geleise der verfassungsmäßig beschränkten Monarchie hineingeleitet." Die kreuzbraven Philister! Sie wissen nicht, was sie reden. Gewiß, Mirabeau war kein Umsturzmann. Schon darum nicht, weil er ganz entschieden das gewesen, was im Grunde jeder ist, welcher um eines Hauptes Länge über die Menge emporragt: — ein Aristokrat. Und nicht nur ein Aristokrat des Geistes war er, sondern auch seiner Geburtsaristokratie vergaß er niemals. Jedermann weiß ja, daß er gerne von der Bartholomäusnacht sprach, weil er dabei Gelegenheit hatte, zu sagen: „Der Admiral Coligny, der, im Vorbeigehen bemerkt, mein Vetter gewesen ist." Aber Mirabeau war ein Liberaler. Er bekannte sich zu dem als Abstraktion der englischen Verfassung nach dem Festlande von Europa importirten Liberalismus, dessen Haupttendenz war und ist, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum zum Mitgenusse der Privilegien zu helfen, welche früher für die Fürsten, für den Adel und Klerus allein bestimmt waren. Um diese Privilegien nach unten etwas weiter ausdehnen zu können, muß man oben etwas weniges davon wegnehmen, was man im konstitutionellen Jargon „die Krone verfassungsmäßig beschränken" heißt. Mirabeau wusste recht wohl, daß die Bourgeoisie die angedeutete Stellung im Staate verlangte, sowie, daß dieses Verlangen ein unwiderstehliches, und endlich, daß die Bourgeoisie keineswegs willens sei, die Fahne Montesquieu's mit der Fahne Rousseau's zu vertauschen, d. h. vom Liberalismus zum Radikalismus, vom Konstitutionalismus zum Demokratismus vorzugehen. Er wollte also ein konstitutioneller Minister

oder vielmehr der konstitutionelle Minister par excellence werden, der Richelieu des 18. Jahrhunderts. Um sich aber als solcher zu qualificiren, um sich möglich, d. h. nothwendig zu machen, musste er, wie er glaubte und wie in der That die Sachen lagen, den Revoluzer spielen, und maßen er ein Meister der Revolutions-Phrase, so spielte er so meisterhaft, daß viele, sehr viele Leute das Spiel für bare, blanke, volle Wahrheit nahmen und in dem „Volksgrafen“ den grimmigsten Wauwau, den höllischen Drachen erblickten, welchen der Abgrund ausgespieen, um das Königthum zu verschlingen. Die Königin Marie Antoinette, deren starke Seite bekanntlich Menschenkenntniß nicht gewesen ist, lebte vollständig dieses Glaubens und sie mag daher, als es schlechterdings nöthig schien, „le monstre“, wie sie Mirabeau nannte, zu sehen und zu sprechen, demselben entgegengetreten sein mit einer Empfindung, als gälte es, dem Satan selber standzuhalten.

Der Mann also war ein Liberaler nach englischem Zuschnitt und wollte konstitutioneller Premierminister sein. Das war ohne Zweifel sein Recht; denn warum sollte eine solche Kraft nicht berechtigt sein, sich geltend zu machen? Aber hätte er, an's Steuerruder gestellt, das Staatsschiff wirklich über alle die Wirbel und Strudel hinweg und an allen den Riffen und Klippen vorüber in das sanfte Fahrwasser des Bourgeoisliberalismus geführt? Hätte er, seine Simsonslocken schüttelnd, den entfesselten Dämonen mit Erfolg sein „Quos ego!“ zugerufen? Hätte er wirklich die so eben zum mänadischen Tanz antretende Bakchantin Revolution gebändigt und zum wohlabgezirkelten konstitutionellen Menuett gezähmt und dressirt? . . . Warum nicht gar? Das ist ja alles nur Konjektural-Narrethei! Kann man Kometen reiten? Wird ein Mensch von Aug' und Ohr und Verstand so dumm sein wollen, zur Springflut zu sagen: Bleib' stehen! und zur vor Elektricität berstenden Wetterwolke: Verschlucke deinen Blitz! Die Revolution ist nur die unausweichliche Konklusion ihrer Prämissen gewesen. Sie musste also sein, wie sie war. Das ist so gewiß wie das Einmaleins.

2.

Die Ministertraube hängt hoch.

La Marck zögerte nicht, seinen Faden zu spinnen. Allein der erste Versuch, das eine Ende desselben der Königin in die Hand zu geben, lief übel ab. Umsonst machte der pfiffige Hofmann aufmerksam, welche Vortheile aus dem Genie, aus den Leidenschaften und aus der Armuth Mirabeau's sich ziehen ließen. Marie Antoinette hatte damals, am Vorabend der explosivischen Oktobertage von Versailles noch gar keine Ahnung von dem furchtbaren Ernst ihrer Lage. Sie wähnte in ihrem Leichtsinne, das schon tödtlich getroffene absolute Königthum könnte und würde zu retten sein durch champagnerbegeisterte Gardeofficiere, weiße Kokarden, Oh-Richard-oh-mon-roi-Arien und dergleichen Firlefanz mehr. In ihrem denkträgen, so recht lothringisch-habsburgischen Hochmuth beantwortete sie die Eröffnung des Grafen mit einem Ausrufe der Entrüstung: — „Wir werden, denk' ich, niemals so tief sinken, um zu dem Aeußersten und Peinlichsten genöthigt zu sein, nämlich bei Mirabeau Hilfe zu suchen!"

Man muß jedoch der Königin bezeugen, daß ihr Stolz, obzwar derselbe vor der unwiderstehlichen Gewalt der Umstände mitunter sich beugen musste, dennoch immer wieder zu seiner ursprünglichen Höhe sich aufrichtete. Noch nach dem 20. Juni von 1792, dem furchtbaren Vorspiele zum furchtbareren 10. August, war sie ja die ganze Tochter der Maria Theresia, d. h. vom Scheitel bis zur Sohle vom Bewußtsein des Gottesgnadenthums erfüllt, voll unbezähmbaren Hasses und Grolles gegen alle, welche ihrer Meinung nach an der Unantastbarkeit monarchischer Allmacht gesündigt hatten. Daher ließ sie denn auch den Lafayette so schnöde abblitzen, als der General, nach dem 20. Juni aus seinem Lager nach Paris geeilt, in die Tuilerien kam,

um dem König seine Dienste anzubieten. Sie hatte bei dieser Gelegenheit ihrem armen königlichen Eheknecht seine Lektion gut einstudirt. Ludwig der Sechszehnte empfing den General äußerst höflich, aber sehr kalt, und ließ sich nur auf einen Austausch banaler Redensarten ein. Schon nach etlichen Minuten fand es desshalb der angekältete Lafayette gerathen, sich zu entfernen. Als die Thüre hinter ihm zufiel, rief Madame Elisabeth, die gute, sanfte Schwester des Königs, aus: „Wir müssen das Vergangene vergessen und uns mit vollem Vertrauen dem Manne in die Arme werfen, welcher allein imstande ist, den König und seine Familie zu retten!“ Wogegen Marie Antoinette hoch herab: „Lieber zu Grunde gehen als durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet werden!“ Wohl, sie sollte ihren Willen haben; aber zu ihrer Entschuldigung mag gesagt werden, daß der Instinkt des Hasses ihr vielleicht die unzweifelhafte Wahrheit zuflüsterte, Lafayette wäre gar nicht der Mann, Rettung zu bieten ....

Mirabeau indeß ließ sich nicht entmuthigen. Er wollte leben, „rasend gut leben“, wie das der genialische deutsche Schuft Gentz zwanzig Jahre später auch wollte, und außerdem besaß der Franzose, was der Deutsche nicht besaß, einen auf ein großes Ziel gerichteten Ehrgeiz. Er wollte einen tiefen Griff in die Geldkisten des Hofes thun, um mit den Damen von der Oper trimalchionische Orgien feiern zu können; aber er wollte doch zugleich auch Frankreich regieren. So setzte er sich hin, noch im Oktober von 1789, um ein „Mémoire“ zu verfassen, worin Ludwig dem Sechszehnten der Rath ertheilt wurde, derselbe sollte sich mit der königlichen Familie und mit dem ganzen Apparate des Königthums aus Paris entfernen und nach Rouen begeben, um die Freiheit seines Wollens und Handelns wieder zu erlangen, welche er in Paris eingebüßt hätte. Dieses Mémoire ward durch Vermittelung von La Marck dem Grafen von Provence zugestellt, damit derselbe es seinem königlichen Bruder überreichte. Allein Provence wies diesen Auftrag zurück. Der schlaue Prinz wandelte ja gerade damals ab-

sonderliche Schleichwege, welche ihn an ein Ziel führen sollten, das er erst im Jahre 1814 erreichte, und es lag ihm darum gar nicht am Herzen, die schon im Fallen begriffene Krone wieder auf dem Haupte des Bruders befestigt zu sehen.

Mirabeau muß den Grafen von Provence frühzeitig errathen haben. Denn der Prinz wurde für eine Weile — und zwar dann, als Mirabeau den Herzog von Orléans weggeworfen, nachdem er erkannt hatte, derselbe sei „feig wie ein Lakai“ — eine Trumpfkarte in dem Ministersehnsuchtsspiel des „Volksgrafen“. Eine Trumpfkarte freilich, von welcher bald offenbar werden sollte, daß sie in Wirklichkeit nicht „stach“. Solidere Hoffnungen waren am Ende doch immer noch auf den Versuch einer Vereinbarung mit den Mitbewerbern um die Macht zu basiren. In erster Linie standen da Lafayette und das „Triumvirat“ Lameth, Duport und Barnave. Der General, das Triumvirat und der Volksgraf verabscheuten sich freilich gegenseitig. Aber was thut das? Man schließt ein Kompromiß, einander zu helfen; mit dem stillen Vorbehalte, später einander zu vernichten. Es kam aber nur zu einem Versuche der Vereinbarung und zwar im Hause einer Nichte Mirabeau's, der Frau Marquise d'Aragon, wo sich die Fünfe zusammenfanden. Mirabeau muß jedoch aus dieser Zusammenkunft einige Hoffnung geschöpft haben, daß wenigstens Lafayette seinen Plan fördern würde. Denn nur hieraus erklärt es sich, daß jener etliche Tage darauf die Rednerbühne der Nationalversammlung bestieg, um eine pompose Lobrede auf diesen zu halten, welchem er sonst die lächerlichsten Spottnamen aufklebte.

Zur gleichen Zeit suchte er auch andere Leitern an die, ach, steile und spröde Felswand der Machthöhe anzulegen. Am 17. Oktober ließ er sich durch La Marck dem Minister Montmorin vorstellen und bot geraden Weges seine Dienste an, indem er sagte: „Die Nationalversammlung ist ein stätiger Esel, den man nur mit großer Vorsicht besteigen und reiten kann.“ Montmorin war aber harthörig. Er sprach von dem Gesandtschaftsposten in

Konstantinopel, worauf der Eberkopf nachlässig etwas von dem Gesandtschaftsposten in London hinwarf, im Tone eines Mannes, welcher mehr wollte. Das reale Ergebniß dieser Unterredung war, daß der Minister den, der es gern gewesen wäre, wissen ließ, der König sei bereit, ihm zur Bezahlung seiner Schulden zu verhelfen.

Mirabeau besann sich doch noch eine Weile, den Köder zu verschlucken. Alles ursprünglich Edle in seiner Natur sträubte sich gegen den qualvoll demüthigenden Gedanken, ein Erkaufter des Hofes zu sein. Denn wie sehr auch charakterlose Schönfärber von sogenannten Historikern sich bemüht haben, den Schmutz des ganzen Handels zu überfirnissen, der Schmutz ist doch für jedes Auge, das sehen will, unter der beschönigenden Firnißkruste sichtbar, sehr deutlich sichtbar. Mirabeau war kein Gekaufter, sagten und sagen Leute, welche selber jahraus jahrein gierig nach der Ehre zappeln, gekauft zu werden; er ließ sich nur vom Könige für die guten Dienste bezahlen, welche er dem Königthum leistete, und da diese Dienste mit seinen Grundsätzen übereinstimmten, so war er kein feiler Ueberläufer, sondern nur ein nach Verdienst belohnter Diener. Diese Hofrathslogik würde recht schön sein, wenn ihre Prämissen wahr wären. Die Wahrheit ist aber diese: — Mirabeau nahm Geld vom Hofe, bevor er demselben Dienste geleistet hatte, und bis zur Stunde, wo er sich kaufen ließ, hatte er seine ganze Kraft aufgeboten, das Königthum dem klaffenden Abgrunde der Revolution näher zu schieben. Doch er hatte dies ja, wie auch oben angedeutet worden, nur gethan, um sich in der entscheidenden Stunde als Retter der Monarchie zwischen diese und den Abgrund zu stellen, nicht? Freilich, freilich. Aber wäscht ihm etwa die Lüge, im Dienste des Königs zu handeln, während er nur in dem seines Ehrgeizes handelte, den Bestechungsgeldschmutz von den Händen? Daß er selber, um den Stachel des peinigenden Gefühls, ein Verkaufter zu sein, zu stumpfen, sich das Sophisma vorgaukelte, er habe, indem er sich kaufen ließ, keineswegs sich verkauft, ist bei

einem Manne, dessen ursprünglicher Stolz seinem Genie gleichkam, sehr begreiflich und auch sehr verzeihlich.

La Marck spannte jetzt alle Nerven an, den Handel richtig zu machen. „Nehmen Sie doch an!“ schrieb er an Mirabeau. „Sie sollten gar nicht mehr von gemeinen Dingen bedrängt werden. Erst dann, wann Sie von derartigen Sorgen ganz frei sind, vermögen Sie sich als der zu zeigen, welcher Sie sind, nämlich als der allen Ueberlegene.“ Der geschäftige Graf gab sich übrigens die größte Mühe, Mirabeau nicht nur zu einem Verkauften, sondern auch zum Minister zu machen. Er war gescheid genug, zu begreifen, daß man dem Manne Geld und Macht geben müsste, um ihn zufriedenzustellen. In dem Erzbischof von Bordeaux, Champion de Cicé, sowie in Talon hatte der Graf eifrige Mitarbeiter und zu Ende Oktobers schienen die Sachen soweit gediehen zu sein, daß Mirabeau eine Ministerliste entwerfen konnte, der zufolge der oberste Rath der Krone also zusammengesetzt werden sollte: — Necker (Premierminister, „weil man ihn ebenso machtlos machen muß, wie er unfähig ist, und dennoch seine Popularität dem Könige erhalten soll“), der Erzbischof von Bordeaux, der Herzog von Liancourt, der Herzog von La Rochefoucauld, Lafayette, Talleyrand, Mirabeau, die Grafen von La Marck, Montmorin und Ségur. Man sieht, diese Ministerliste war aristokratisch genug: mit Ausnahme des zu einer glänzenden Nullität verdammten Bankier aus Genf lauter Herzoge, Marquis und Grafen. Schade nur, daß Gilles-Cäsar oder Cromwell-Grandison, wie Lafayette von Mirabeau bespottnamset wurde, nicht mit in diesem Ministerding sein wollte. Der General hatte allerdings so ungefähr dasselbe Staatsideal wie der eberköpfige Graf; denn auch Lafayette wähnte das Glück Frankreichs davon abhängig, daß man das Land mit einer nach der englischen Verfassungsschablone zugeschnittenen Konstitution beschenkte. Mit andern Worten, das Königthum sollte zu einem Figuranten degradirt und die Macht im Staate der parlamentarisch organisirten Aristokratie und Bourgeoisie über-

tragen werden. Daß er selbst, Lafayette, bei dieser Veranstaltung die bedeutendste Figur machen würde, war für den Oberkommandanten der Nationalgarde, welcher sich damals auf der Zenithhöhe seiner Vergötterung befand, selbstverständlich. Es sollte aber, wollte er, dabei alles anständig, reinlich und „moralisch“ hergehen. Darum konnte er sich nicht entschließen, dem verrufenen, von Gläubigern gehetzten Mädchenverführer und Weiberentführer Mirabeau eine Stelle neben sich einzuräumen, und natürlich musste ihn der Neid, womit seine Mittelmäßigkeit auf die Genialität des Nebenbuhlers blickte, in diesem Widerwillen noch bestärken.

Die stürmische Leidenschaftlichkeit, womit Mirabeau nach der Ministerschaft gierte, hatte inzwischen im Schoße der Nationalversammlung das Misstrauen aller Gegner, Neider und Hasser des Mannes zu bitterem Argwohn gesteigert. Diesem Argwohn entsprang jener bekannte, durch Lanjuinais eingebrachte und durch Blin unterstützte Antrag, die Versammlung möge beschließen, daß während der Dauer ihrer Sitzungen und noch binnen drei Jahren nachher keines ihrer Mitglieder ins Ministerium berufen werden dürfe. Umsonst schüttete Mirabeau einen Zornwolkenbruch von der Rednerbühne herab; umsonst rief er mit bitterer Ironie aus, man sollte doch lieber geradezu beschließen, daß er, der Herr von Mirabeau, Deputirter von Aix, nicht Minister werden dürfe: die Versammlung erhob die Motion Lanjuinais-Blin zum Beschluß. Der Pfeil saß tief und fest in Mirabeau's Brust. „Ich fühle mich im Abend meines Lebens,“ schrieb er an seine Schwester. „Entmuthigt zwar bin ich noch nicht, wohl aber müde. Die Umstände haben mich isolirt. Ich sehne mich nach Ruhe. Könnte ich sie nur mit Ehre und Sicherheit finden! Falls ich dazu noch ausreichendes Vermögen hätte, würde ich versuchen, glücklich zu sein, und wär' es auch, daß ich meine Zeit mit Kegelschieben hinbrächte.“

Der Traum, auf parlamentarischem Wege zur Rolle eines modernen Richelieu zu gelangen, war also ausgeträumt.

3.

Die Waare und ihr Preis.

Vor dem in der Straße Faubourg Saint-Honoré gelegenen Hôtel Charost, welches der Graf La Marck bewohnte, hielt an einem der ersten Apriltage von 1790 ein Wagen, aus welchem der Graf von Mercy stieg, Botschafter Oestreichs am französischen Hofe. Während dieser Diplomat zum Hausherrn hinaufging, näherte sich von den Champs-Elysées her mit tief in die Stirne gedrücktem Hut ein Mann der Mauer des Gartens, welcher nach jener Richtung hin das genannte Hôtel einfasste. Der Ankömmling — es war Mirabeau — öffnete mittels eines Schlüssels, den er bei sich trug, die kleine in die Gartenmauer eingelassene Thüre, durchstrich eilends den Garten, betrat das Haus, huschte die Treppe hinauf und gelangte, ohne von jemand wahrgenommen worden zu sein, in das Kabinett, wo Mercy und La Marck ihn erwarteten: — der Kauflustige und der Mäkler die Waare.

Es handelte sich, da der „Volksgraf" nicht der öffentliche Minister der Krone sein konnte, darum, denselben zum geheimen, zum vertrauten Rathgeber, so recht zum Geheimrath und Einbläser des Königthums zu kaufen. Der Herr Graf Mercy handelte dabei als Käufer im Namen und Auftrage des Hofes. Die Waare, d. h. Mirabeau mit seinen Talenten, seiner Redemacht und seinem Einflusse, war sehr willig, sich kaufen zu lassen. An diesem Tage jedoch kam der Handel noch nicht zu völligem Abschluß, sondern wurden nur die gegenseitigen Bedingungen mehr oder weniger artikulirt festgestellt; denn die drei gräflichen Herren haben sich ohne Zweifel mittels Winken und halben Worten leicht unter einander verständigt und gewiß ist das „Geschäft" in den alleranständigsten Formen eingeleitet und abgewickelt worden, wie dies ja die höhere Privat- und Staatsgaunerei so in der Uebung hat.

Aber es fehlte eben noch der Punkt auf dem i, ohne welchen bekanntlich das i gar keins ist. Nämlich Ludwig der Sechszehnte hatte sich unschwer durch Mercy überreden lassen, wie vortheilhaft es sei, den Mirabeau zu kaufen; allein des Königs souveräne Königin widerstrebte bislang dem Handel und ohne Marie Antoinette's Zustimmung durfte und konnte natürlich der arme gute Hampelmann von Kronenträger nichts thun. Die Umstände wurden jedoch von Tag zu Tag drängender und drohlicher und La Marck und Mercy waren unermüdlich, den Widerstand der Königin zu brechen und ihren Abscheu gegen Mirabeau wenigstens zu einem nur passiven herabzustimmen. Sie gab endlich nach und — der „Volksgraf" miethete ein ganzes Haus für sich allein in der Chaussée d'Antin, nicht minder ein Landhaus bei Argenteuil, schaffte sich eine Equipage an, einen Kammerdiener, Lakaien, kurz das ganze Zubehör der Grandseigneurschaft, und stürzte sich, er, der vor kurzem bekannt hatte, daß er sich „müde und im Abend seines Lebens fühle", gleich einem von Jugendkraft Strotzenden in Luxus und Lustgenuß.

Kauf und Verkauf waren also richtig zu Stande gekommen. La Marck eröffnete dem „Freunde", daß der König dessen Schulden im Betrage von 208,000 Livres bezahlen, ferner ihm eine geheime monatliche Pension von 6000 Livres geben und endlich 1 Million in Gestalt von 4 Bankbilleten in La Marcks Hände niederlegen wollte, welche Million der Verkaufte erhalten sollte, sobald die Sitzungen der Nationalversammlung zu Ende wären. Als Mirabeau diese Gewährungen vernahm, muß er vor Freude ganz toll sich gebärdet haben. Denn La Marck schreibt: „Sein Vergnügen ging bis zum Exceß und machte mich erstaunen. Indessen erklärt sich diese Trunkenheit sehr natürlich aus der Genugthuung, endlich einmal dem bedrängnißvollen und abenteuerlichen Leben zu entfliehen, welches er bislang geführt hat." Der Gekaufte setzte sich über die Demüthigung weg, daß man dem Mohren den Hauptpreis erst dann ausbezahlen wollte, wann der Mohr

seine Dienste gethan hätte; sowie über die weitere, daß man die zur Bezahlung seiner Schulden bestimmte Summe ihm nicht selber anvertraute, sondern dem Erzbischof von Toulouse, Herrn von Fontanges. Vielleicht tröstete sich Mirabeau über den letztern Umstand mit der traurigen Wahrheit, daß ja, so lange die Welt steht, niemals ein recht schmutziger Handel richtig gemacht wurde, ohne daß ein Pfaffe die Hand mit darin gehabt hätte. Uebrigens schien der Hof nicht bloß Geld geben zu wollen. Es muß als sicher angenommen werden, daß die beiden Unterhändler La Marck und Mercy schlau und geschickt genug waren, das verblasste Traumbild einer künftigen Premierministerschaft wieder aufgefrischt den Augen Mirabeau's vorzugaukeln. Warum auch sollten ein dankbarer König und, was mehr zu bedeuten hat, eine dankbare Königin ihrem Geheimrath nicht gewähren, was zu erlangen eine neidische und undankbare Nationalversammlung ihn verhindern wollte? Der Ex-Volksgraf glaubte an das Phantasma oder log sich wenigstens selber vor, daß er daran glaubte.

Der Hof seinerseits musste natürlich begierig sein, zu erfahren, ob das von ihm auf Mirabeau's Genie hypothekisirte Kapital wohlangelegt und zinstragend sei. Eine Gelegenheit hierzu fand sich bald. Die Nationalversammlung hatte nämlich bei der Möglichkeit, daß Frankreich in Folge des „bourbonischen Familienvertrags“ durch den zwischen England und Spanien entbrannten Nootka-Sund-Zank als Alliirter der letzteren Macht in einen Krieg verwickelt werden könnte, ausreichende Veranlassung, zur Erörterung der Frage zu verschreiten, ob die Nation dem Könige das Recht zugestehen sollte, über Kriegsführung und Friedenschließung zu bestimmen. Am 16. Mai begann die Debatte und füllte, mehr und mehr sich erhitzend, acht Sitzungen aus. Soll der König das Recht haben, nach seinem Wohlmeinen Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, d. h. in oberster Instanz über Gut und Blut, Wohlfahrt und Verderben der Nation souverän zu verfügen? Der Hauptkämpe für die Bejahung der Frage war Mirabeau, der Hauptkämpe für die Ver-

neinung Barnave, dessen Entgegnung auf des Eberköpfigen royalistisches Plaidoyer ihn auf den Gipfelpunkt seines Rednerrufes stellte. An diesem seinem großen Ruhm- und Glückstage wurde Barnave nach beendigter Sitzung im Triumphe weggetragen, möglicher Weise auf denselben Armen, welche später, am 29. November von 1793, auf dem Revolutionsplatze sich erhoben, um dem Citoyen Sanson Beifall zu klatschen, als derselbe das vom Guillotinemesser abgeschnittene Haupt des Triumphators von 1790 aus dem Korbe nahm, um es dem Volke zu zeigen. Was Mirabeau betraf, so hörte er an jenem Maitag von 1790 — im Verlaufe der Debatten desselben nannte Robespierre den König schlechtweg den Kommis der Nation („le roi est le commis de la nation") — so zu sagen officiell auf, der „Volksgraf" zu sein. Patrioten von der Farbe Marats und Patriotinnen, welche stark nach dem Fischmarkte rochen, zeichneten mitsammen auf der Terrasse der Feuillans den Baum an, an welchem der „Verräther" aufgehenkt werden sollte, und als er am folgenden Tage, am 22. Mai, von seiner Wohnung nach der Manége sich begab, hörte er auf den Straßen ein Pamphlet ausschreien mit dem Titel „Hochverrath des Grafen von Mirabeau!"

Allein der Mann mit dem Eberkopfe müsste nicht der Verfasser des Schandbüchertriumvirats „Ma conversion", „Rubicon" und „Erotica-Biblion" gewesen sein, wenn noch eine leiseste Regung von Scham sich in ihm fühlbar gemacht hätte. „Der große Verrath des Grafen von Mirabeau?" sagte er, in den Sitzungssal tretend. „Bah! Man wird mich heute im Triumph aus der Versammlung wegtragen oder aber in Fetzen (on m'emportera de l'assemblée triomphant ou en lambeaux)" . . . . . Der gute Louis Blanc, welcher die Ausdauer besaß, dreizehn Bände hindurch die Geschichte der französischen Revolution beharrlich durch rosenrothe Brillengläser anzusehen, schlug bei dieser Stelle besagter Geschichte ganz verblüfft die Hände über dem Kopfe zusammen und rief aus: „Oh, Schmerz! Oh, Mitleid! Oh, Räthsel von unergründlicher Tiefe! Dieser Mann,

welcher so gut wusste, daß der Argwohn des Volkes diesmal auf der richtigen Fährte war, dieser Mann, welcher vielleicht das am selben Morgen vom Hofe empfangene Gold in seiner Tasche trug, er nahm die Haltung der verleumdeten Tugend an, er entlehnte ihre Inspiration, er redete ihre Sprache!" Als ob das so verwunderlich wäre? Wenn ein Mensch vom Schlage Mirabeau's einmal angefangen hat, sich selber zu belügen, so thut er es eben à la Mirabeau, d. h. im großen Stil, und Stil, Form, Färbung, Lack sind oder bedeuten wenigstens bekanntlich auf dieser unserer lieben Erde alles. Große Worte sind daher nur allzu häufig der Schild, hinter welchem die menschliche Kleinheit sich birgt. „Vor etlichen Tagen wollte man mir einen Triumphzug bereiten und heute schreit man in den Straßen den Hochverrath des Grafen Mirabeau aus — sagte der berühmte Redner auf der Tribune — allein ich bedurfte dieser Lektion nicht, um zu wissen, daß es vom Kapitol nicht weit ist bis zum tarpejischen Felsen" . . . . Wenn Herr Schufterle das Talent zum Kompagnon und die Unverschämtheit zur Maitresse hat, so wird er auch Erfolg haben: das ist der Lauf der Welt. Mirabeau jedoch wurde an diesem 22. Mai zwar nicht vom tarpejischen Felsen gestürzt, gelangte aber auch nicht ganz zum Kapitol hinauf. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß die durch i h n beantragte Formulirung des die Tagesfrage erledigenden Gesetzes — („le droit de faire la guerre et la paix appartient à la nation; l'exercice de ce droit sera délégué concurrement au pouvoir législatif et au pouvoir exécutif") — von der Nationalversammlung angenommen und beschlossen wurde, sondern vielmehr die durch Alexander Lameth vorgeschlagene Formulirung („le droit de la paix et de la guerre appartient à la nation; l a g u e r r e n e p o u r r a ê t r e d é c i d é e q u e p a r u n d é c r e t d e l'a s s e m b l é e n a t i o n a l e qui sera rendu sur la proposition formelle et nécessaire du roi et qui sera consenti par lui"). Der wesentliche Unterschied dieser beiden Formeln springt sofort in die Augen. Der lameth'sche

Antrag legte das Recht des Königs, über Krieg und Frieden zu beschließen, vollständig lahm, — also gerade das Prärogativ, welches Mirabeau der Krone hatte sichern wollen. Sobald er aber merkte, daß die Strömung gegen ihn sei, war er gescheid genug, sich zu beeilen, seinem halben Erfolge den Anschein eines ganzen zu geben, indem er erklärte, seine Meinung stimme mit der Meinung Lameths ganz überein.

Aber er täuschte damit im Grunde niemand als vielleicht sich selbst. Sein Ruf freilich war ein zu laut schallender und zu weithin hallender, als daß derselbe plötzlich hätte verstummen können. Allein der Argwohn war wach von diesem Maitag an und heftete sich an des Gekauften Fersen. Schon schnellte der „Grazienschlingel" des wachsenden Jakobinismus, Camille Desmoulins, seine klingenden Witzpfeile auf den Ex-Volksgrafen und sprach von einem neuen Aeschines, welcher durch „das Gold Philipps" erkauft worden sei. Der bissige Fréron seinerseits knurrte nach Bulldoggenart: „Mirabeau, Mirabeau, weniger Talent und mehr Rechtschaffenheit, oder nimm dich in acht vor dem Laternenpfahl!"

4.

Der Handkuß zu Saint-Cloud.

Es heißt unbillig sein, wenn man den Erdengöttern zumuthet, sie sollten ohne weiteres und sogar noch gute Miene zum bösen Spiele machend von ihrem Olymp herabsteigen. Gar süß ist es, an der Bankett-Tafel des Daseins zu sitzen und lustig mitzuschmausen; so süß, daß nur strohhirnige Phantasten der närrischen Ansicht sein können, die Bankettgenossen und Festgenossinnen sollten, wenn die hungernd und dürstend Draußenstehenden herein-

kommen und sagen: „So, jetzt macht uns mal Platz!“ ohne Umstände aufstehen und antworten: „Mit Vergnügen, liebe Brüder und Schwestern.“ Soweit wird es das nur leidlich gezähmte Thier, genannt Mensch, niemals im Christenthum bringen. Die Draußenstehenden werden daher, da gute Worte nichts helfen, von Zeit zu Zeit immer wieder versuchen, sich mit Gewalt in den Bankettsal hineinzudrängen, was man Revolutionen machen nennt. Schade nur, daß der Bankettsal selbst viel zu klein, unendlich viel zu klein ist, um den Millionen-Zudrang zu fassen. Zwar spricht man schon seit vielen Jahrhunderten von Weile zu Weile davon, es sei ein radikaler Um- und Neubau vorzunehmen, was die Leute sociale Reform nennen; allein da man bislang über das Reden hinaus höchstens zu einiger Flickarbeit gekommen ist, so sind Sal und Bankett-Tafel nicht eben viel größer geworden. Wohl denen, die darin sind und daran sitzen! „Beati possidentes“, ist ein guter alter Spruch. Wer im Besitz ist, ist in der Macht; wer aber in der Macht ist, der ist im Recht, auf die Minute hin so lange, als er in der Macht ist. Das ist die „Logik der Thatsachen“, das ist „Realpolitik“; alles andere aber „Ideologie“, „Narrethei“, „Schwindel“, „Humbug“, sagen die Realpolitiker.

Kein verständiger und menschenkundiger Mann wird es der stolzen Tochter Maria Theresia’s übelnehmen, daß sie, welche an mehrbesagter Bankett-Tafel, soweit dieselbe auf französischem Boden stand, unbedingt den ersten Platz einnahm, nicht aus freien Stücken von derselben aufstehen oder auch nur etwas weniger breit sich hinsetzen wollte — welches letztere man „konstitutionell regieren“ heißt — als der französischen Bourgeoisie es eingefallen war, einen Platz im Staatssal und an der Festtafel für sich in Anspruch zu nehmen. Fest entschlossen, dieses freche Begehren der „Roture“ abzuweisen, hinter welcher, — schauderhaft zu sagen! — ja auch schon die „Canaille“, das Volk, gierig herandrängte, wäre Marie Antoinette zweifellos in ihrem Rechte gewesen und geblieben, wenn ihr nicht die

Macht versagt hätte. Diese Fatalität änderte freilich die ganze Sachlage gewaltig und schon der Oktoberschrecken von 1789 hatte der Königin das unverwindbare Gefühl dieser Aenderung eingedonnert. Hierzu kam, daß ein weit feiner als der ihrige organisirter Kopf die Königin fortwährend darauf hinwies, man könnte, wie die Dinge in Frankreich nun einmal lägen, schlechterdings nicht mehr in der guten alten frommen Lettres-de-Cachet- und sonstigen Despoten-Manier vor- und drein- und weiterfahren. Der gemeinte fein organisirte Kopf saß auf den Schultern des Kaisers Leopold, welcher brieflich und mündlich (durch seinen Gesandten Mercy) seiner Schwester ernstlich rieth, sich in Gottesnamen etwas weniger breit hinzusetzen, d. h. in den Konstitutionalismus sich zu finden und zu schicken.

Unter solchen Einwirkungen zwang sich Marie Antoinette mit großer Selbstüberwindung den Entschluß ab, so zu thun, als wäre sie überzeugt, daß man der „Canaille“ nur sich erwehren könnte, indem man die von der „Roture“ angebotene Allianz annähme. Und wer allein wäre im Stande, diese von der Noth des Augenblickes gebotene und selbstverständlich später bei erster günstiger Gelegenheit wieder aufzuhebende Allianz zwischen Hof und Bourgeoisie zustandezubringen? Natürlich Mirabeau, welcher ja seinerseits gerade zu dieser Zeit mit einem für Augen, welche die menschlichen Sachen durch die „Idealbrille“ angucken, sehr widerlichen Zappeleifer sich abmühte, seinem Käufer die Vortrefflichkeit der Waare darzuthun. Und doch ist, die Wahrheit zu sagen, die Waare zu dieser Zeit schon nicht mehr viel werth gewesen. Man erstaunt geradezu über die Banalität, Hohlheit und Sterilität der Rathschläge, welche zur Beschwörung der herandrohenden Krisis Mirabeau dem Hofe zukommen ließ. Die Nemesis war augenscheinlich schon hinter dem Verkauften her: — das Gold der Bestechung verstopfte die Quelle seines Genie's. Er stand nicht mehr an der Spitze der Bewegung, er lief nur noch so nebenher und suchte jene vergeblich auf Seitenwege und auf solchen allmälig nach rückwärts zu lenken.

Wie er in der unsterblichen Opfernacht vom 4. August 1789, in der schönsten Stunde der Geschichte Frankreichs, nicht mitdabeigewesen war, so war er auch am 19. Juni 1790, als es sich um Abschaffung des Junkerthums handelte, nicht mitdabei, indem er, obzwar diesmal in der Nationalversammlung anwesend, ein missbilligendes Schweigen beobachtete. Sowie aber die Versammlung den Schlag gegen den Adel geführt hatte, setzte er sich hin, um eine Denkschrift für den König zu verfassen, in welcher er die Throngefahrtrommel auf das heftigste rührte, den gefassten Beschluß als die „Brandfackel des Bürgerkrieges" verklagte und Lafayette als den Hauptverursächer angab, sei es, daß derselbe aus Dummheit oder aus Tücke („ou bêtement ou perfidement") gehandelt hätte.

Mirabeau's Wuth gegen den „General der Bourgeoisie" war gränzenlos; allein wohl merkend, daß er nicht imstande, diesen Stein des Anstoßes zu beseitigen, versuchte er immer wieder, denselben in einen Aufsteigestein für sich zu verwandeln. In einer seiner für den Hof bestimmten Noten verlangte er die Vermittelung der Königin. Diese sollte in Gegenwart des Königs dem General geradezu befehlen, mit Mirabeau sich zu verbünden und zwar offen, öffentlich, officiell. Als hieraus nichts wurde, begann er wiederum den Guerillaskrieg der Sarkasmen gegen seinen Gegner, welcher darauf hochmüthig trocken bemerkte: „Ich habe den König von England in seiner Macht besiegt, den König von Frankreich in seiner Gewalt, das französische Volk in seiner Wuth; wie sollte mir also beikommen, dem Herrn von Mirabeau zu weichen?" Der Eberkopf machte auch über diese Auslassung plattköpfiger Selbstgefälligkeit ganz vortreffliche Witze; aber er konnte es sich doch nicht verhehlen, daß ihn der General habe abfahren lassen, und zwar so entschieden, daß es nach dieser Seite hin hieß: „Lasciate ogni speranza!"

Aber wie, sollte der gemeinsame Haß, welchen die Königin und der Ex-Volksgraf gegen Lafayette hegten, nicht zu einem Vereinigungspunkte für die beiden werden können?

Mirabeau ergreift diesen Gedanken. Die Idee der Premierministerschaft ist unter seiner Schädeldecke zu einer fixen geworden: sie muß um jeden Preis verwirklicht werden und sie kann es nur mittels der Beihilfe der Königin. Demnach stimmt Mirabeau inbetreff Marie Antoinette's sein Sprachinstrument auf eine Tonart, welche von der früheren diametral verschieden ist. Einem Gekauften und Verkauften gehen ja solche Umstimmungen sehr leicht von der Hand. „Der König hat nur einen Mann und das ist seine Frau.“ Oder: „Vielleicht muß man bald versuchen, was eine Mutter und ihr Kind zu Pferde vermögen.“ Der Honigseim derartiger Schmeicheleien wirkt in den Tuilerien oder vielmehr in Saint-Cloud, allwo sich dermalen, d. h. zur Sommerzeit von 1790, der Hof befindet. Die Tochter Maria Theresia's willigt in das Begehren des „Ungeheuers“, sie zu sehen und zu sprechen. Die Briefe der Königin aus dieser Zeit — die authentischen nämlich — geben uns einige flüchtige Winke über das Abenteuer. So schrieb sie am 12. Juni an den Grafen Mercy: „Die Unterhandlung mit Mirabeau ist im vollen Gange (se suit toujours), und wenn er es ehrlich meint (s'il est sincère), habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein.“ In demselben Briefe äußerte sich Marie Antoinette zustimmend über Mirabeau's Vorschlag, Preußen und Oesterreich zu einer gemeinsamen Intervention zu bewegen, welche nicht in der Absicht einer Gegenrevolution („non pour faire une contrerévolution“), sondern — was natürlich thatsächlich das Gleiche bedeutete — unter dem Vorwand, als Garanten aller auf Lothringen und Elsaß bezüglichen Verträge auftreten zu müssen, unternommen werden sollte. Am 29. Juni schrieb die Königin wiederum an Mercy: „Wir[1]) zählen darauf, am Freitag-Abend Mirabeau zu sehen. Ich habe einen Platz ausfindig gemacht, der freilich

---

1) Ist dieses „Nous comptons“ bloßer Pluralis majestaticus oder ein Zeugniß, daß die Königin beabsichtigte, den König an der Zusammenkunft mit Mirabeau theilnehmen zu lassen?

nicht sehr bequem, aber doch sehr passend gelegen ist, ihn zu empfangen (j'ai trouvé un endroit, non pas commode, mais suffisant pour le voir). Sie sollten ihn dann möglichst bald sehen. Es würde mir angenehm sein (je ne serais pas fachée), wenn es schon am Samstag geschehen könnte, damit ich erführe, welche Wirkung die Zusammenkunft auf ihn hervorgebracht habe (pour savoir l'effet, qu'aura produit sur lui la visite de la veille)" [1]).

Die 37. Nummer von Frérons Journal „L'orateur du peuple" brachte eine vom 4. Juli datirte Zuschrift an den Redakteur, worin die öffentliche Meinung benachrichtigt wurde, daß am Tage zuvor Riquetti der Aeltere (Mirabeau) in geheimnißvoller Weise sich nach Saint-Cloud begeben und dort eine mehrstündige geheime Konferenz gehabt habe, welcher die Königin („une très-grande dame"), der Erzbischof von Bordeaux und zuletzt auch der König („le pouvoir exécutif") anwohnten. Die öffentliche Meinung, gegen ihre verhätschelten Lieblinge nicht weniger nachsichtig als alberne Mütter gegen ihre verwöhnten Kinder, schüttelte ungläubig den Kopf: es konnte ja unmöglich wahr sein, daß der große Führer der Revolution zum Hofe übergelaufen wäre. Und doch war es so und hatte Frérons Journal in der Hauptsache durchaus die Wahrheit gesagt; — der vermeintliche Retter und Heiland des Königthums, welcher an dem Drachen der Revolution zum Ritter Sankt Georg werden sollte und wollte, hatte zu Saint-Cloud die Gnade erfahren, Ihrer Majestät der Königin die Hand küssen zu dürfen.

Die Einzelnheiten dieses Abenteuers sind bis zur Stunde noch nicht mit völliger Sicherheit ermittelt und werden es vielleicht nie sein. Man kann nicht einmal mit Gewissheit angeben, ob Ludwig der Sechszehnte der Zusammenkunft seiner Frau mit Mirabeau angewohnt habe oder nicht [2]). Was wir wissen, beruht auf den Zeugnissen

1) Briefwechsel Marie Antoinette's mit Josef II. und Leopold II., hrsg. v. Arneth, S. 129 und 133.

2) Die „Correspondance inédite de Marie Antoinette", veröffent-

von Mirabeau's Neffen Du Saillant, ferner der Madame Campan und des Herrn Weber, des Milchbruders von Marie Antoinette, welcher gute Mann und ziemlich einfältige Mensch seinen zweibändigen Hymnus auf die königliche Milchschwester „Mémoiren" betitelt und im übrigen die französische Staatsumwälzung gewissenhaft vom Standpunkt eines Milchbruders angesehen hat.

Am 3. Juli also von 1790 machte sich Mirabeau nach Saint-Cloud auf, wo der Hof zum letztenmal der Sommerfrische genoß. Augenscheinlich war der Verkaufte voll der Unruhe des bösen Gewissens. Die Fahrt nach dem Lustschlosse der Königin ist wie eine Diebsfahrt gewesen. Der Neffe Mirabeau's, Du Saillant, musste den Kutscher machen, und als er die Kalesche so verstohlen als möglich vor ein Pförtchen des Schloßgartens gebracht hatte, übergab ihm der Oheim beim Heraussteigen einen an den Kommandanten der Nationalgarde von Paris adressirten Brief mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob man loyal mit mir verhandeln oder ob man mich ermorden lassen will. Falls ich binnen einer Stunde nicht wieder hier bin, so fahre verhängten Zügels zur Stadt, bestelle diesen Brief an seine Adresse, lass' die Sturmglocke läuten und verkündige dem Volke die Falschheit des Hofes." Fast scheint es, das Jahr 1588 sei vor dem Mann aufgestiegen als ein drohendes Gespenst. Dachte er daran, wie der letzte Valois und meineidige Sodomiter, Heinrich der Dritte, seinen gewaltigen Gegner, den Duc de Guise, „Le Balafré", an jenem 23. December im Schlosse zu Blois in sein Schlafgemach lockte, um sich vertraulich mit ihm zu unterreden,

---

licht von dem Grafen von Hunolstein, enthält freilich einen vom 7. Juli 1790 datirten Brief der Königin an ihren Bruder Leopold, worin sie diesem über ihre Zusammenkunft mit Mirabeau Bericht erstattet und ausdrücklich sagt: „Le roy étoit auprès de moi". Allein dieses Zeugniß ist ganz werthlos, weil sich die ganze erwähnte „Correspondance" im Schmelztiegel der historischen Kritik bekanntlich als eine — gelinde gesagt — Mystifikation darstellte, aus scheinbar Echtem und handgreiflich Falschem wunderlich gemischt.

d. h. ihn wehrlos den Meuchelmördern zu überliefern, an welche Se. „allerchristlichste“ Majestät zuvor die Mordwaffen allerhöchsthändig ausgetheilt hatte? Möglich, daß Mirabeau an diese Blutgeschichte dachte. Gewiß aber ist, daß er bei seinem Eintritt in den Garten von Saint-Cloud an nichts weniger dachte als an die Worte des hellenischen Tragikers: —

„Weh' dem, der sich des Königs Schwelle naht!
Ein Sklave tritt er über sie und bleibt es“ [1]).

In dem sogenannten Privatgarten („jardin particulier“) der Königin im Parke zu Saint-Cloud befand sich an der höchstgelegenen Stelle desselben ein Rondell. Hier erwartete die Tochter Maria Theresia's, und zwar allein, das „Ungeheuer“. Wer den Ankömmling an der Gartenthüre empfangen und zu dem Rondell geleitet habe, ist nicht zu erkunden. Auch inbetreff der Einzelnheiten des Gespräches zwischen den beiden wissen wir eigentlich nur, was Ober-Zofe Campan aus dem Munde Marie Antoinette's darüber gemeldet hat. Gewiß ist, daß Mirabeau das ganze Brillantfeuer seines Geistes leuchten und schimmern ließ und daß die Königin ihren ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit aufbot: jener, um den Werth der Waare ins rechte Licht zu rücken; diese, um zu zeigen, daß man mit dem gemachten Handel zufrieden sei und vieles oder gar alles von demselben erwarte. So ist denn, was im Rondell des Gartens von Saint-Cloud vorging, eine vortrefflich gespielte Scene aus einem historischen Intrikenspiel höchsten Stils gewesen.

---

1) Freilich, um den Trimeter herauszubringen, etwas freier übersetzt als billig: —

„Ὅστις γὰρ ὡς τύραννον ἐμπορεύεται,
Κείνου 'στὶ δοῦλος, κἂν ἐλεύθερος μόλῃ.“

Bekanntlich soll der arme Pompejus diese sophokleischen Verse citirt haben, als er vom Borde seiner Galeere in das Boot hinabstieg, welches ihn an die mörderische Küste von Aegypten brachte. Für die tiefe Weisheit und Wahrheit des Spruches haben übrigens, wie jedermann weiß, Anno 1848 die Herren „Märzminister“ und seither so viele andere liberale Gaukler thatsächliche Beweise und Belege in Hülle und Fülle geliefert.

Google

„Einem gewöhnlichen Gegner gegenüber — also begrüßte Antoinette den Verführer und Entführer der armen Sophie Monnier — gegenüber einem Manne, welcher das Verderben der Monarchie geschworen hätte, ohne den Nutzen, welchen dieselbe für ein großes Volk darbietet, werthen zu können oder zu wollen, einem solchen Gegner gegenüber wäre der Schritt, welchen ich thue, sicherlich ein sehr unpassender. Allein gegenüber einem Mirabeau" .... Die Königin spielte gut und wusste, daß sie gut spielte. Sie hat, in den Palast zurückgekehrt, sofort zur Campan gesagt: „Das „„gegenüber einem Mirabeau"" schien ihm unsäglich zu schmeicheln" .... Marie Antoinette ging überhaupt mit dem Vorrath ihrer Schmeichelhonigworte keineswegs sparsam um bei dieser Gelegenheit. Nachdem Mirabeau die Lage des Staats und die Verhältnisse der Parteien auseinandergesetzt hatte, sagte die Königin: „Endlich hör' ich einmal wirkliche Politik! Ich kann zwar nicht alle Ihre Anschauungen und Ideen zu den meinigen machen; allein soviel weiß ich jetzt: Sie sind ein echter Staatsmann!" Worauf der Eberköpfige die Antwort gegeben haben will: „Wenigstens, Madame, sollte man, denk' ich, nicht nöthig haben, sich jenseits des Rheins darüber Raths zu erholen, was man an der Seine zu thun habe" .... Der effektvollen Scene durfte natürlich ein brillanter „Abgang" nicht fehlen. Der von einer stolzen Tochter der Cäsaren, welche den gelungenen Versuch gemacht hatte, dem habsburgischen Hochmuthe den bourbonischen Uebermuth beizugesellen, zu Gnaden angenommene weiland Sträfling vom Fort If, vom Fort Joux und vom Fort Vincennes war oder that begeistert. „Madame" — sagte er beim Abschied — „wann die Kaiserin, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Gnade ihrer Gegenwart erwies, entließ sie denselben nie, ohne ihm die Hand zum Kusse zu reichen." Huldvoll und mit der Anmuth, die ihrem ganzen Gebaren eigen war („avec cette grâce qui accompagnait toujours ses moindres gestes"), entsprach Marie Antoinette der Bitte, indem sie ihren Handschuh auszog und dem „Un-

geheuer" die Hand zum Kusse darbot. Frohlockend rief der Ex-Volksgraf im Abgehen aus: „Ce baiser-là sauve la monarchie!" was, ins Deutsche übersetzt, heißt: „Jetzt bin ich sicher, Minister, Premierminister zu werden!" Der Thor! Wenn er wirklich glaubte, daß „dieser Kuß", d. h. die ihm von der Königin erwiesene Gnade „die Monarchie retten", d. h. ihn ans Staatsruder bringen würde, so wäre damit der Beweis fertig, daß Mirabeau entweder zu dieser Zeit die Natur der Revolution schon gar nicht mehr verstand, ja, daß er sie eigentlich nie recht verstanden habe, oder aber, daß er seine eigene Kraft in wahrhaft lächerlicher Weise überschätzte.

Wie dem sei, er ging triumphirend von Saint-Cloud weg. Seinem Neffen, Du Saillant, welcher mit der Kalesche vor der Gartenthür wartete, war, da der Oheim lange über die anberaumte Zeit ausblieb, um denselben angst und bange geworden. Der Vorschriften Mirabeau's eingedenk, entschloß er sich in seiner Unruhe endlich, nach Paris zurückzufahren und daselbst Lärm zu schlagen. Er hatte aber erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er rückschauend den Oheim hinter dem Wagen einherkeuchen sah. Herangekommen sagte der „Retter der Monarchie" beim Einsteigen: „Ich zitterte, du möchtest schon wegsein. Ich bin zufrieden, alles wird gut gehen. Bewahre das tiefste Schweigen über diese für den Staat unendlich wichtige Fahrt!"

5.

Der 2. April von 1791.

Er täuschte sich bitter: der Kuß auf die Hand der Königin im Garten von Saint-Cloud hielt den logischen Gang der Revolution nicht auf und die geheimnißvolle Fahrt vom 3. Juli wurde keineswegs von „unendlicher

Wichtigkeit für den Staat". Was vermag der Mensch gegen das Schicksal? Was die Korngarbe gegen die Sichel vermag [1]), gibt einer zur Antwort, dessen Genius stralend und majestätischen Fittigschwungs über die von Gleißnerei, Bigoterie und Brutalität dampfende Atmosphäre seines Heimatlandes sich erhob, wie ein Adler hoch über dem Brodem eines giftigen Sumpfes kreis't. Mirabeau, obzwar zu dieser Zeit schon häufig von den Vorwehen des Todes angefröstelt, war viel zu sehr Sanguiniker, um sich jemals lange bei dem — durch einen deutschen Halb-Byron formulirten — Gedanken aufzuhalten, daß

„Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit und schleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefang'nen mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!" . . . .

Ob er aber die Thatsache sich klar machen mochte oder nicht: es ging rasch bergab mit ihm. Er wurde nicht einmal Minister. Die letzten Monate seines Daseins zeigen uns ein mitleidwerthes Hin- und Herfahren, ein fieberisches Hinüber- und Herübertasten. Er pries, was er früher geschmäht; er empfahl, was er früher verworfen hatte. Vordem hatte er z. B. das Papiergeld eine „cirkulirende Pest" genannt, jetzt sah er in der Vermehrung der „Assignate" bis zum Betrage von 1 Milliarde die „wahrhafte Besiegelung der Revolution", welche, orakelte er, „vielleicht zwar noch in Anarchie ausarten könne, aber gewiß niemals zu Gunsten des Despotismus rückwärts schreiten werde." Neun Jahre nach diesem Orakelspruch war ein korsischer Abenteurer der Despot Frankreichs.

1) „To strive, too, with our fate were such a strife
As ife the corn-sheaf should oppose the sikle."
Don Juan, V, 17.

Das eminente Talent Mirabeau's flammte mitunter noch blendend auf; aber hörende Ohren merkten aus seinen Reden in der Nationalversammlung deutlich heraus, daß dem Manne abhanden gekommen, was dem Riesen Antäos die Mutter Erde gewesen ist: — das Princip. Auf der Treibsandbasis der „Opportunität" erbaut man keine großartige staatsmännische Thätigkeit. Mirabeau bewältigte dann und wann noch durch einen genialen Blitzwurf die Nationalversammlung und die öffentliche Meinung; allein er stand doch in der Luft. Der Hof bezahlte ihn zwar, traute ihm aber kaum halbwegs, die Konstitutionellen beargwohnten, die Demokraten hassten ihn. Leute, die mit ihm nichts gemeinhaben als die Käuflichkeit, welche sie dann auch den Käufern bei jeder Gelegenheit betriebsam zu wissen thun, haben in unseren Tagen noch die staatsmännischen Thaten, welche der verkaufte Ex-Volksgraf in seinem letzten Lebensjahre vollbrachte, bombastisirend gepriesen. Zieht aber ein parteiloser Rechner die Summe dieser Thätigkeit, so gewinnt er ein Ergebniß, welches einer Null zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ohne Zweifel hatte der mehr und mehr sinkende Mann zuweilen das überwältigende Gefühl seiner Lage. „Ich möchte nicht allein für eine große Zerstörung gearbeitet haben," hatte er beim Beginne seiner Beziehungen zum Hofe in einem für den König bestimmten Schreiben sich geäußert. Jetzt aber musste sich ihm, wenn er allein war mit seiner Seele, die Erkenntniß aufdrängen, daß er ohnmächtig sei, zu schaffen. Das war Verzweiflung, und um ihr zu entgehen, suchte er, altgewohnte Wege wandelnd, bei der Ausschweifung, was der Ehrgeiz ihm versagte. Allein die Strafe kam diesmal nicht schleichend, sondern galoppirend. Am Abend des 28. März von 1791 erkrankte Mirabeau tödtlich. Man munkelte von Vergiftung, als man aber später laut davon sprach, schrieb Brissot („Mémoires", t. III, ch. 18): „Etliche Tage vor seiner Erkrankung hatte er eine Nacht in den Armen der beiden Operntänzerinnen Hélisberg und Coulomb verbracht. Diese Mesdemoiselles

haben ihn umgebracht (voilà celles qui l'ont tué); man braucht sonst niemand seinen Tod schuldzugeben."

Am Morgen vom 2. April war der Zustand des Kranken hoffnungslos. Wie unser Schiller auf seinem Sterbebette verlangte auch der sterbende Mirabeau die Sonne zu sehen. Als das Tagesgestirn seine Stralen durch das geöffnete Fenster warf, sagte er: „Wenn das nicht Gott ist, so ist es wenigstens ein Vetter von ihm." Den Tag über litt er heftig und seufzte nach Opium. Um $8^1/_2$ Uhr Abends litt er nicht mehr, weil er aus dem schmerzlichen Traume des Lebens zum Tode erwacht war. Die Theilnahme für den Sterbenden hatte sich allgemein und rührend kundgegeben. Der Volksinstinkt, für eine Weile mit zärtlicher Besorgniß zu dem weiland „Volksgrafen" zurückkehrend, ahnte, daß der verschwindende Koloß eine ungeheure Lücke hinter sich zurücklassen würde. Dem Todten wurde, wie jedermann weiß, eine förmliche Vergötterung zutheil; aber seine Gebeine ruhten nicht lange im Pantheon. Sie wurden hinausgeworfen, im November 1793, nachdem der eiserne Schrank („l'armoire de fer") seine schmutzigen Geheimnisse und unter denselben auch das vom Kauf und Verkaufe Mirabeau's ausgespieen hatte . . .

Mirabeau war das lüderliche Genie des 18. Jahrhunderts in seiner höchsten Erscheinungsform. Diese eigenthümliche Species vom Genus Mensch ist nachgerade ausgestorben. Schwächliche Epigonen gibt es freilich noch in unseren Tagen genug und übergenug: Halbtalente, welche sich einbilden, genial zu sein, weil sie lüderlich sind; Leute mit heißen Köpfen und kalten Herzen, welche, so man ihnen die Freiheits- oder Kunstphrase, womit sie sich drapiren, vom Leibe reisst, in der ganzen Blöße ihrer Nichtswürdigkeit dastehen. Dann sieht man, daß sie nur einen Grundsatz, nur ein Ziel kennen und haben, das schuftgentzische „Rasendgutleben". In der Treibhausluft der romantischen Schule ist dieses Ungeziefer in Fülle ausgebrütet worden und hat seither wanzenhaft fortgewuchert. Publicistik, Belletristik und Musik sind die Lieblingsstätten dieser

genialthuenden Wanzeriche, die sich da bei einem wahlverwandten Fürsten einzunisten, dort einem „vor die Bildung“ schwärmenden Bankier anzuschwindeln wissen. Eines ihrer Hauptkennzeichen ist, daß sie, so lange sie jung sind oder wenigstens für jung sich ausgeben können, alles daransetzen, mit „vornehmen“ Weibern herumzuvagabundiren. Ihr Kommen verkündigt die Reklame, ihr Gehen begleitet das Skandal. Was sie mitbringen, sind auf die Zukunft ausgestellte Selbst- oder Kameradschaftsruhmwechsel; was sie zurücklassen, sind Stänkereien und Schulden. Werden sie alt, so bekehren sie sich à la Zacharias Werner und Friedrich Schlegel [1]), nehmen die Weihen oder gehen unter die Mucker; sei es, um nach Verbrauchung aller andern Mittel, sich „interessant“ zu machen, auch d i e s e s noch auszunützen; sei es, weil die angeborene Geistesrohheit schließlich hinter der Maske der Genialität wieder hervorbricht.

Wie aber die urtheilslose Menge, der vornehme und niedrige Pöbel, zu jeder Zeit der Wahrheit die Lüge und dem Sein den Schein vorzog und vorzieht, so hat diese Menge und dieser Pöbel durch die Pseudogenies den Mythus von der Dieselbigkeit des Genius und der Lüderlichkeit gerne sich aufbinden lassen und es springt und haselirt demnach diese Ratte unter der Decke des ungeheuren Hohlschädels Publici noch immer lustig herum. Die Wahrheit ist, daß Männer von echtem Genius, die schaffenden und bauenden Lehrer und Führer, Seher und Propheten, Bildner, Helfer und Tröster der Menschheit keine Tagediebe und Taugenichtse, keine Schlemmer, Söffer, Unzüchtlinge und Schuldenmacher gewesen sind, sondern alle ihre Lebtage lang treufleißige und mühsälige Arbeiter an dem ungeheuren Werke der Vermenschlichung des armen und erbarmungswürdigen Geschöpfes Mensch. Dabei haben, wie selbstverständlich, diese Echten und Rechten neben dem einen Hauptkennzeichen des wahren Genie's, neben der Arbeitslust, auch das zweite, die

---

1) „Viele Verwandlungen gibt's, s o ist in dem Leben die Ordnung: Erstens die Lüderlichkeit, zweitens die Bigoterie.“

Fruchtbarkeit, glänzend bethätigt. So waren die Sophokles, Pheidias, Platon und Aristoteles, die Michel Angelo und Rafael, die Shakspeare und Milton, die Voltaire und Rousseau, die Kepler und Newton, die Lessing und Kant, die Watt und Fulton, die Göthe und Schiller, Herder und Pestalozzi, Mozart und Beethoven. So auch hat in unserer Zeit, gegenüber der romantischen Wiederkäuung mittelalterlichen Quarks, wie gegenüber den Gaukeleien und Gaunereien einer Lucus-a-non-lucendo-Zukunftskunst, ein Wilhelm Kaulbach mittels der Originalität, Ideenfülle, Schönheit und Vielseitigkeit seiner Werke ruhmreich erwiesen, daß der deutsche Genius noch lebt und schöpfungsmächtig arbeitet....

Mirabeau ist ein Genie von Gnaden Ihrer hochheiligen Majestät Natur gewesen. Wie von den erlauchtesten Geistern seines Jahrhunderts, so durfte und musste auch von ihm gesagt werden, daß die große Mutter:

„Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus."

Aber wenn so einem Ritter vom Geiste viel gegeben ist, so wird auch viel von ihm gefordert. Vor allem und unbedingt, daß er reine Hände habe und nicht mit durch Bestechlichkeit beschmutzten eine heilige Fahne zu tragen sich erfreche. Sodann, daß er aus der Aetherhöhe seiner geistigen Aristokratie voll Erbarmen zu den Armen, Schwachen und Unterdrückten sich herniederneige. Gerade hiervon aber trifft man bei Mirabeau kaum eine Spur; denn er hat nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopfe gedacht und die Mission eines Befreiers war ihm nur das Piedestal der zügellosen Wünsche seiner Selbstsucht. Ferner, wenn man auch so gerecht ist und sein muß, zu berücksichtigen, was die Verhältnisse, die ungünstigen nämlich, aus dem Manne gemacht haben, wenn man ihn ansieht und nimmt, wie er war, diesen von Genialität quillenden, von Sinnlichkeit strotzenden, von Leidenschaften lodernden, von einem närrischen Vater verkehrt erzogenen, von den Weibern verzogenen, jetzt dem Hunger gegenübergestellten, dann wieder in allen Lüsten sich badenden, bald durch Schande der Verzweiflung

zugejagten, bald durch Ruhm ganz und gar berauschten Menschen, so würde man dennoch, falls man mit juvenalischer Härte und Herbigkeit urtheilen wollte, sich versucht fühlen, mit parodirender Anwendung eines shakspeare'schen Wortes das Facit zu ziehen —

„Sagt alles nur in allem:
Er war ein Lump!"

Jedenfalls aber verwehrt, mildestens gesprochen, der Schmutzschimmer von Gemeinheit, welcher der Gestalt Mirabeau's unverwischbar anhaftet, derselben den Zutritt in die allerdings nicht sehr geräumige Walhalla der Weltgeschichte, wo die hehrsten Helden und höchsten Heiligen der Menschheit ihrer Unsterblichkeit genießen. Voltaire hat freilich gesagt: „C'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes." Allein dies war gar nicht im moralischen, sondern nur im intellektuellen Sinne gemeint, kann demnach nicht etwa als milderndes Argument zu Gunsten von Mirabeau's Verfehlungen geltendgemacht werden. Wohl aber darf und soll gegen ihn geltendgemacht werden, daß ein wahrhaft großer Mann zugleich ein guter sein muß, weil er eben sonst kein großer sein kann. Marie Josef Chénier war also vollständig in seinem Rechte, als er am 27. November von 1793 im Konvent den Antrag, die Ueberreste Mirabeau's aus dem Pantheon zu entfernen, mit dem Satze begründete: „In Erwägung, daß es ohne Tugend keinen großen Mann gibt" .... Die Lumpe mögen immerhin bei Lebzeiten floriren und ihre Schmach mit dem bequemen Mantel des sogenannten „Opportunismus" bedecken, da ja die Mitwelt allzeit betrogen sein will; aber sie sollen sich darum nicht einbilden, auch noch die Nachwelt beschwindeln zu können.

6.

Der 16. Oktober von 1793.

Sechs Wochen vor dem Tage, an welchem das schuldig sprechende Todtengerichtsverdikt über Mirabeau erging, hatte die Tragödie „Marie Antoinette“ ihren Schlussakt gefunden.

Man braucht heutzutage seine Entrüstung über die Barbarei der Processirung und Hinrichtung der Königin nicht mehr ausdrücklich kundzugeben, da ja nicht nur für alle fühlenden Herzen, sondern auch für alle denkenden Köpfe die Verdammung dieses brutalen Missgriffes der französischen Revolution längst feststeht, man mag von der Schuld oder Unschuld des Opfers halten, was man will. Von dem Brandmal, womit ihr mörderisches Vorgehen gegen die Frauen die Stirnen der großen Revoluzer bemakelte, kann überhaupt nichts, schlechterdings nichts dieselben reinigen. Diese Frauenmörderei hat der Sache der Vernunft und Freiheit unberechenbaren Schaden gebracht, — tiefer greifenden und nachwirksameren Schaden als sonst irgendeine der Ausschreitungen der Schreckenszeit. Was die Tödtung der Königin insbesondere angeht, so war dieselbe ein ungeheurer politischer Fehler und die Tochter Neckers hatte recht, wenn sie in ihrer bezüglichen Flugschrift („Reflexions sur le procès de la reine“) den Revolutionsmännern strafend zurief: „Indem ihr Marie Antoinette opfertet, habt ihr sie heilig gesprochen. Der Tod der Königin hat euch unendlich viel mehr geschadet als jemals ihr Leben.“

Aber in den unbezähmbar kühnen Geistern, welche damals die Geschicke Frankreichs leiteten, war für derartige Rücksichten kein Raum. Nachdem sie den Despoten Europa's einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen hatten, erschien es ihnen nothwendig und wohlgethan, durch Hinzufügung des Hauptes einer Königin, einer Erzherzogin von Oestreich, in welcher sie nur die grimmigste Feindin ihrer Sache sahen, die Herausforderung noch zu verstärken.

Falls für diese That überhaupt eine Entschuldigung zulässig wäre, so müsste man sie in dem Umstande suchen, daß der fanatische Haß, womit die Demokratie auf Marie Antoinette blickte, nur die natürliche Frucht der ruchlosen Verleumdungen gewesen ist, womit die Aristokratie viele Jahre hindurch den Ruf der Königin systematisch vergiftet hatte.

Am 2. August von 1793 wurde die dem Untergange geweihte Tochter Maria Theresia's aus dem Temple nach der Conciergerie gebracht, der Zwischenstation auf ihrem Wege von jenem Kerker zu dem Schaffot auf dem Revolutionsplatz [1]). Beim Hinausgehen aus ihrer Zelle im Temple stieß sie von ungefähr mit dem Kopfe gegen den Thürpfosten und einer der anwesenden Gemeindebeamten richtete, von einer mitleidigen Regung angewandelt, an die Gefangene die Frage: „Haben Sie sich wehgethan?" Worauf die Unglückliche: „Oh nein! Was sollte mir jetzt noch wehthun können?" Ein aus tiefster Seele gequollener Schmerzensschrei! In Wahrheit, sie musste zu dieser Stunde glauben, daß es weiter für sie in der Welt kein Weh mehr geben könnte: — sie hatte ja so eben von ihren Kindern Abschied genommen, auf Nimmerwiederseh'n . . . Noch waren aber nach Ueberführung der Gefangenen in die Conciergerie ihre Freunde für sie thätig und von Brüssel aus leitete der Graf Mercy-Argenteau, „le vieux renard", verschiedene Versuche, die Königin zu befreien. Er soll sich ihrer Rettung wegen sogar mit Danton in Verbindung gesetzt haben und es ist nicht ganz unglaubhaft, daß der Chef der Cordeliers seine Mithilfe zugesagt habe. Denn Danton war keineswegs von Haus aus ein Blutmann und zudem konnten seinem staatsmännischen Blicke die übeln Folgen der Hinopferung Marie Antoinette's nicht entgehen.

---

1) Der fleißige Archivar Emile Campardon hat in sehr dankenswerther Weise die sämmtlichen auf den Proceß und die Hinrichtung der Königin bezüglichen Originalakten gesammelt und unter dem Titel „Marie Antoinette à la conciergerie" veröffentlicht. Diese Aktensammlung in ihrer zweiten und vermehrten Ausgabe (Paris 1864) dient mir hier als Hauptquelle.

Wenn er aber wirklich wähnte, für die Rettung der Königin etwas thun zu können, so täuschte er sich gröblich; auch seine Popularität, also seine Macht, war zu dieser Zeit durch den furchtbaren Wirbelsturm der Revolution bereits müdegejagt und nur fünf Monate nach der Todesfahrt Marie Antoinette's verfiel auch er der tödtlichen Umarmung von Guillotin's unersättlicher Tochter. Zwar gelang es, wie auch die Duchesse d'Angoulême später bezeugt hat („Relation de la captivité de la famille royale à la tour du Temple", p. 87), eine Verbindung zur Befreiung der Königin zu stiften, und im September wusste sich einer der Verbündeten, der Chevalier de Rougeville, Zugang in der Conciergerie, ja sogar im Gefängnisse Marie Antoinette's zu verschaffen. Angesichts der Gefangenen deutete er mit den Augen auf eine Nelke, welche er im Knopfloche trug. Die Königin fand die Nelke schön, worauf Rougeville ihr die Blume darbot. In den Blüthenfalten derselben war ein Papierstreifen verborgen, auf welchem die Worte geschrieben standen: „Ich habe Leute und Geld zu Ihrer Verfügung." Allein der wachthabende Gendarme bemerkte das Papier in den Händen der Gefangenen und entriß es ihr. Der Chevalier flüchtete sich mit Noth und es scheint von da ab kein Rettungsversuch mehr stattgefunden zu haben.

Wie kärglich und kümmerlich das Dasein der Gefangenen in der Conciergerie gewesen ist, weiß männiglich. Doch ist auf Grund unanfechtbarer Dokumente zu sagen, daß die Parteisentimentalität über dieses Thema allerhand verlogene Variationen abgeleiert hat. So z. B. Marie Antoinette habe nur drei Hemden besessen; oder, sie habe, als sie sich eines Tages ein Strumpfband stricken wollte, die nöthigen Garnfäden aus dem Ueberzug ihres Bettes herausziehen und statt der mangelnden Stricknadeln zwei Zahnstocher gebrauchen müssen [1]). Wohlbezeugt ist dagegen

1) Das Original des Inventars, welches über die Hinterlassenschaft der Königin an Leibwäsche und Kleidern unmittelbar nach ihrer Hinrichtung in der Conciergerie aufgenommen wurde, ist noch im

Folgendes: Die Herbstnächte wurden kühler und die Königin bat daher den Gefangenwärter Bault, ihr eine baumwollene Decke zu verschaffen. Bault, welcher zur Erleichterung der Gefangenen that, was er konnte, beeilte sich, den Wunsch derselben bei Fouquier-Tinville anzubringen. „Was? — schrie ihn der steinherzige Staatsanwalt an — du wagst so etwas zu verlangen? Gelüstet dich nach der Guillotine?"

An demselben 3. Oktober, an welchem der Konvent die Ueberweisung der gefangenen Girondisten an das Revolutionstribunal beschloß, nahm der Sankt Dominikus der Revolution, der düstere Fanatiker Billaud-Varennes, das Wort und sagte: „Es muß noch ein weiterer Beschluß gefasst werden. Eine Frau, die Schmach der Menschheit und ihres eigenen Geschlechts, die Witwe Capet, soll endlich die von ihr begangenen Frevel auf dem Schaffote büßen. Ich verlange, daß das Revolutionstribunal ohne Verzug über ihr Loos entscheide." Und „so geschehe es", beschloß der Konvent.

Am 14. Oktober erschien demnach die Königin vor jenem Gerichtshofe, dessen Name von einer rothen Blutwolke umwittert, mit Donnerschall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Zukunft hinabtönen wird. Herman präsidirte und mit ihm bildeten Foucault, Douzé-Verneuil und Lane das Richterkollegium. Als Staatsanwalt fungirte Fouquier-Tinville, der unermüdliche Lieferant von „Gebäcken" für „Dame" Guillotine, als Gerichtsschreiber Fabricius. Auf der Geschworenenbank saßen Gannay (Perückenmacher), Grenier-Trey (Schneider), Antonelle (Ex-Marquis), Chatelet (Maler), Souberbielle (Chirurg), Picard (Handschuhmacher), Trinchard (Schreiner), Jourdeuil (Ex-Huissier), Devèse (Zimmermann), Deydier (Schlosser), Gimond (Schneider). So waren also „Gevatter Schneider und Handschuhmacher"

französischen Staatsarchive vorhanden (cart. W 534 regist. 11) und jetzt bei Campardon (S. 135 bis 137) gedruckt. Dasselbe beweis't, daß die Gefangene weder an Weißzeug noch an Kleidern Mangel hatte. Was z. B. die Hemden angeht, so führt das Inventar deren nicht drei auf, sondern „quinze chemises de toile fine, garnies de petite dentelle."

berufen über die Tochter der Cäsaren den Wahrspruch, den Todesspruch zu fällen. Freilich, es ist das nur eine Formalität gewesen; denn der schwarze Todeswürfel für Marie Antoinette war ja schon vorher im Wohlfahrtsausschuß und im Konvent geworfen worden. Aber trotzdem, die Abkömmlingin so vieler Kaiser, welche die Krone Karls des Großen getragen hatten, von armen Teufeln von Handwerkern gerichtet — das ist ein Hohngelächter der Nemesis, schmetternd wie Weltgerichtsposaunenton!

Citoyen Antoine Quentin Fouquier-Tinville hatte großen Fleiß auf die Anklageakte verwendet und glücklich ein in seiner Art einziges Aktenstück zuwegegebracht, einen seltenen Mischmasch von Abgeschmacktheit und Brutalität. Gleich zum Eingange war darin der Angeklagten vorgeworfen, daß sie „gleich den Messalinen, Brunhilden, Fredegunden und Katharinen (von Medicis), welche man vor Zeiten Königinnen von Frankreich nannte, von dem ersten Tage ihrer Anwesenheit im Lande an die Geißel und der Blutigel (le fléau et la sangsue) der Franzosen gewesen sei." Den untersten Bodensatz der Schändlichkeit schöpfte die Anklage in dem haarsträubenden, durch den verworfenen Hébert veranlaßten Passus aus, worin Marie Antoinette mit der Mutter Nero's, der blutschänderischen Agrippina, auf eine Linie gestellt und des namenlosen Gräuels bezüchtigt wurde, während der Gefangenschaft im Temple ihren unmündigen Sohn zum Incest verführt zu haben[1]). Diese Infamie, von dem Präsidenten des Tribunals beim artikulirten Verhöre der Angeklagten mit Stillschweigen übergangen, aber von einem Vieh von Geschworenen in Erinnerung gebracht, entriß den Lippen der gemarterten Königin die allbekannte, in ihrer Kürze wunderbar beredsame „Appellation an alle

1) „Qu'enfin, la veuve Capet immorale sous tous les rapports et nouvelle Agrippine est si perverse et si familière avec tous les crimes, qu'oubliant sa qualité de mère et la démarcation prescrite par les lois de la nature, elle n'a pas craint de se livrer avec Louis Charles Capet, son fils, et de l'aveu de ce dernier, à des indécences dont l'idée et le nom seuls font frémir d'horreur."

anwesenden Mütter". Als denkwürdig verdient das Gebaren von zwei der vorgeladenen Zeugen, Bailly und Graf d'Estaing, erwähnt zu werden. Der redliche Bailly, mit dem einen Fuße schon ebenfalls auf dem Schaffote stehend, gab auf die Frage des Präsidenten, ob er die Angeklagte gekannt habe, zur Antwort: „Ja, wohl habe ich sie gekannt" — und verneigte sich dabei ehrerbietig vor der Königin. Der Graf d'Estaing dagegen, als sollte noch an den Schranken des Revolutionstribunals daran erinnert werden, daß aristokratischer Haß der Rache der Demokratie die Wege gezeigt und gebahnt hatte, brachte seine Aussagen, welche sich insbesondere auf die Haltung Marie Antoinette's am 5. Oktober von 1789 bezogen, in übelwollendem Tone vor („avec un ton de malveillance"). Wenn er sich aber dadurch Verzeihung für seinen Besitz eines Wappens zu erkaufen wähnte, sollte er bald seines Irrthums überführt werden: — „le rasoir national" auf dem Revolutionsplatze rasirte auch ihn hinweg.

Die Pein der Procedur währte drei Tage und drei Nächte lang; denn das Tribunal saß in Permanenz. Die Königin — niemals verdiente sie so sehr also zu heißen! — benahm sich der furchtbaren Ermüdung trotzend, einfach, vornehm und standhaft. Nachdem ihre von staatswegen bestellten Vertheidiger Tronson-Ducoudray und Chauveau-Lagarde gehört worden waren und der Präsident sein Résumé vorgebracht hatte, zogen sich die Geschworenen zurück. Sie hatten vier Fragen zu beantworten: — „1) Ist es erwiesen, daß Machenschaften und Verständigungen mit den auswärtigen Mächten und anderen Feinden der Republik bestanden haben; Machenschaften und Verständigungen, um diesen Feinden mit Geld beizuspringen, ihnen den Einbruch auf französisches Gebiet zu ermöglichen und den Vorschritt ihrer Waffen zu erleichtern? 2) Ist Marie Antoinette von Oestreich, die Witwe des Louis Capet, überwiesen, derartige Verständigungen unterhalten und an solchen Machenschaften sich betheiligt zu haben? 3) Ist es erwiesen, daß ein Komplott existirte, welches darauf ab-

zielte, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen und also im Innern der Republik den Bürgerkrieg anzufachen? 4) Ist die Witwe Capet der Betheiligung an diesem Komplott überführt?" Man sieht, Citoyen Herman verschmähte es, mochte es nun aus Schamgefühl oder aus Politik geschehen, die angeblich messalinischen und agrippinischen Vergehungen in die Schuldfragestellung mitaufzunehmen. Die Geschworenen beriethen etwa eine Stunde lang; dann brachten sie ein Ja auf alle vier Fragen zurück.

Es war 4 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Lichter verbreiteten nur eine fahle Helle in dem Sale. Düsteres Schweigen herrschte. Der Präsident ließ, nachdem Fouquier-Tinville die Anwendung der strafgesetzlichen Bestimmungen (Code pénal, sect. I, art. 4; part. II, sect. II, art. 2) auf die Schuldiggesprochene gefordert hatte, seiner Verkündigung des Urtheils die Mahnung an das Publikum vorausgehen, daß „Schuldige, wann sie einmal von dem Gesetz erreicht seien, nur noch dem Unglück und der Menschlichkeit angehörten (n'appartiennent plus qu'au malheur et à l'humanité)." Der Mund der Königin zuckte nicht, als der Todesspruch in ihr Ohr fiel. Sie hatte ja alle diese drei schrecklichen Tage und Nächte hindurch nicht mehr um ihr Leben, sondern nur noch um ihres Namens Ehre gestritten. Stumm, aber festen Trittes wandte sie sich, zu gehen, und um 4½ wieder in ihrem Gefängniß in der Conciergerie angelangt, hat sie sich hingesetzt und jenen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, geschrieben, welcher nicht an seine Adresse gelangte, wohl aber an die der Nachwelt, — das zugleich hochsinnige und rührende Testament einer grausam, viel zu grausam für ihre Verfehlungen bestraften Frau[1]).

---

1) Der Gefängnißwärter überlieferte den Brief an Fouquier-Tinville, unter dessen Papieren, nicht, wie es bisher fälschlich hieß, unter den Papieren Robespierre's, er durch die Kommissäre gefunden wurde, welche, nachdem die Reaktion vom 9. Thermidor den Ankläger beim Revolutionstribunal „weggewischt" hatte, im Auftrage des Konvents

Während die Königin schrieb, wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen. Die Volkswehr der 48 Sektionen von Paris trat unter die Waffen, um dem Spruche des Tribunals ungestörten Vollzug zu sichern. Eine sehr überflüssige Entfaltung von trikoloren Uniformen übrigens; denn der Schrecken der Sanguinokratie wuchtete schon zu dieser Zeit und noch acht Monate lang so bleiern schwer auf der Stadt, daß an einen gewaltsamen Versuch, die Todesfahrt Marie Antoinette's zu ihrer Rettung zu benützen, gar nicht zu denken war.

Die Königin hatte mittels des Briefes an Madame Elisabeth mit dem Leben abgeschlossen. Sie dachte jetzt nur noch daran, mit Anstand zu sterben. Das Gefühl für das Schickliche, den Frauen an- und eingeboren, regelte durchweg ihr Gebaren angesichts des Todes. Zeitgenosse Mercier (Nouveau Paris, III, 15) drückt das so aus: „La reine ne perdit point la veille ni le jour de son supplice la passion et l'instinct d'une femme.“ Sie rüstete sorgfältig ihre Haube und zog ein weißes Kleid an. Dann richtete sie, auf ihrem Gurtbette sitzend, an die Gendarmen die Frage: „Glaubt ihr, das Volk werde mich auf das Schaffot gelangen lassen, ohne mich in Stücke zu reißen?“ „Madame“, gab einer der Wächter zur Antwort, „Sie werden auf das Schaffot gelangen, ohne daß man Ihnen ein Leid zufügt.“ Jetzt kam Sanson, der Oberkämmerer von Dame Guillotine. „Sie kommen zeitig, Monsieur,“ sagte die Königin. „Ich vollziehe, was mir befohlen ist, Madame.“ Er war so zeitig gekommen, um der Verurtheilten die Haare abzuschneiden; allein sie hatte diesen schrecklichen Dienst schon selber verrichtet. Man meldete ihr: „Da ist ein Pfarrer von Paris, welcher fragt, ob Sie beichten wollen.“ Die Königin sagte: „Ein Pfarrer von Paris? Es gibt ja keinen mehr.“ Der Geistliche, selbstverständlich ein „prêtre constitutionnel“, kam herein, stellte sich vor

---

die Hinterlassenschaft desselben untersuchten. Campardon gibt S. 125 fg. einen vollständigen Abdruck des Briefes.

und fragte: „Wünschen Sie, daß ich Sie begleite, Madame?“ Worauf Marie Antoinette: „Wie Sie wollen, Monsieur.“

Schlag 11 Uhr öffnete sich das Gitterthor des Hofes der Conciergerie und das Opfer trat heraus. Das Antlitz der Königin war bleich, aber ihr Blick stolz und ihr Gang fest. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden und Sanson hielt die Enden des Strickes. Man sah, daß er sich Mühe gab, sie nicht anzustraffen, sondern recht lose zu halten. Vor dem Thore stand der verhängnissvolle Karren, mit schmalem Sitzbrett; vielleicht derselbe, auf welchem drei Wochen später Marie Antoinette's große Feindin, Frau Roland, zur Guillotine fuhr. Beim Anblick dieses Fuhrwerkes erbebte die Königin und wankte einen Augenblick auf ihren Füßen. Wenigstens diese Schmach, mochte sie denken, hätte man der Tochter der Cäsaren ersparen können. Aber es musste auch dieser Kelch geleert werden. Man half der Verurtheilten auf den Karrensitz. Der beeidigte Priester nahm neben ihr Platz, hinter dem Sitzbrett ein Gehilfe Sansons, dieser selbst vor der Königin, aber stehend, seinen Dreispitzhut in der Hand. Marie Antoinette trug ein weißes Unterkleid, ein schwarzes Oberkleid und über diesem ein weißes Nachtkamisol mit schwarzen Bandschleifen an den Handgelenken; ferner ein Brusttuch von weißem Musselin und eine weiße Haube mit schwarzem Band.

Der einspännige Karren setzte sich in Bewegung und rollte langsam das Doppelspalier der Volkswehrleute entlang. Die Menge war hinter dem Spalier zahlreich angesammelt, verhielt sich aber schweigend, obgleich ein Lump, der Komödiant Grammont, seinen Dienst als Officier der Nationalgarde schmählich missbrauchend, sich in den Steigbügeln erhob und mit seiner Säbelspitze auf die Verurtheilte wies, wie um den Pöbel aufzufordern, das Opfer zu beschimpfen. Es geschah aber nicht, sei es aus Gleichgiltigkeit, aus Mitleid oder aus Scham. Nur zuweilen brach ein „Vive la république!“ aus den Volkshaufen hervor. Und

doch war das Volk die letzten Tage her giftig-systematisch zur Wuth gegen die Königin aufgestachelt worden, insbesondere durch den wilden Guffroy in seinem Journal „Rougyff“ (Anagramm von Guffroy), in dessen Nr. 8 es geheißen hatte: „Je sonne mon tocsin sur toutes les oreilles françaises, sur l'infernale Marie-Antoinette; elle a paru à la Conciergerie avec l'insolence de la p . . . . . de Jupiter. Ces b . . . . . . de dieux de l'ancien temps ont une morgue incorrigible; il n'y a que la guillotine qui puisse expier leurs grimaces et nous empêcher de faire la figue. On la mêne . . . . alerte, alerte, crack . . . . , que tout soit dit. Ne vous laissez pas berner par une idée brissotine que l'on voudra réchauffer: „„Gardez Marie-Antoinette pour faire la paix““ — vous dit-on sourdement, et moi je vous dis: Faites-lui faire le saut de carpe en avant, les mains derrière le dos, vite, vite, crack!“

Die Königin ließ während ihrer langen Todesfahrt ihre Blicke gleichgiltig über die bewaffnete und die unbewaffnete Menge hinschweifen. Mit dem beeidigten Priester, der im Laienrock ihr zur Seite saß, sprach sie kein Wort. Im Vorüberfahren am Palais-Royal bemerkte sie die Inschrift: „Palais-Égalité!“ und machte unwillkürlich eine Gebärde der Entrüstung. Sie war aber zur Stunde schon an Philipp d'Orléans gerächt; denn für Philipp Egalité war ja der Todeskarren so zu sagen auch schon angespannt und zwanzig Tage später machte er denselben Weg zum Revolutionsplatz. Einen langen Schmerzensblick warf die Königin, angesichts des Schaffots angelangt, über den Tuileriengarten nach dem Palaste hinüber, wo sie vor Jahren als Braut des Dauphin ihren Einzug gehalten hatte, von der Bevölkerung von Paris mit überschwänglichen Huldigungen überschüttet. Und heute? In der unzähligen Menge wagte es nicht ein Mann, grüßend die Hand für sie zu erheben, und wagte es nicht eine Frau, für sie bittend oder betend die Lippen zu regen. Aber

getrost! Nur noch ein paar Minuten und alles ist vorüber und verschwunden und versunken in die ewige Ruhe Nirwâna's.

Sie steigt die Stufen des Schaffots hinan, so gefasst, daß sie in diesen furchtbaren Augenblicken sogar noch der Gesetze und Formen der Höflichkeit eingedenk bleibt. Sie hat nämlich, beim Hinaufsteigen eine der Stufen verfehlend, dem Scharfrichter Sanson auf den Fuß getreten und unterlässt nicht zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr; ich that es nicht absichtlich." Um $12^1/_4$ Uhr fiel ihr Haupt und so verwildert war zu dieser Stunde die Revolution, daß Schuft Hébert seinen infamen „Père Duchesne" (Nr. 299) am Schlusse eines wüsten Schmähartikels über die Hinrichtungsscene sagen lassen durfte: „La g . . . . a été audacieuse et insolente jusqu'au bout. Cependant les jambes lui ont manqué au moment da faire la bascule pour jouer à la main chaude, dans la crainte sans doute de trouver après sa mort un supplice plus terrible que celui qu'elle allait subir. Sa tête maudite fut enfin séparée de son f . . . . col de grue et l'air retentissait des cris de Vive la république! f . . . . . !" Dies die Leichenrede, welche der sanguinokratische Sansculottismus der Tochter Maria Theresia's gehalten hat. . .

Am Tage nach der Hinrichtung der Königin speis'ten Robespierre, Saint-Just, Barère und einer der Geschworenen, welche in dem Processe fungirt hatten, bei Venua zu Mittag. Der Geschworene erzählte die Einzelnheiten der Procedur, und als er auf die ruchlose von Hébert gegen die Angeklagte erhobene Beschuldigung zu sprechen kam, rief Robespierre aus: „Dieser Bösewicht (scélérat) Hébert! Es war ihm also nicht genug, eine Messalina aus ihr gemacht zu haben, sondern er musste sie auch noch zur Agrippina machen?" Die Anwesenden erstaunten. Allein Saint-Just bemerkte in seiner knapp-sentenziösen Weise: „Die Sitten können durch den so eben vollzogenen Akt nationaler Justiz nur gewinnen —" wozu der „Anakreon der Guillotine", Barère, den Senf gab: „Das Messer der Guillotine hat

da einen hübschen Knoten der Diplomatie Europa's durchgeschnitten." Und wieder Robespierre: „Wohl, es ist ein bedeutender Schritt vorwärts auf dem Wege der Revolution; aber die Zahl der Feinde der Republik ist groß." Worauf Saint-Just: „So guillotinirt und deportirt sie alle mitsammen und konfiscirt das Vermögen der Verdächtigen!" „Ja," meinte zum Schlusse Barère-Anakreon, „das Schiff der Revolution kann, wie es scheint, nur auf einem Blutmeer in den Hafen gelangen."

Das Blutmeer fehlte nicht, aber statt in den Hafen der Freiheit gelangte das Schiff nur auf die Sandbank des Despotismus und die erhabene Tragödie der Revolution verlief in das schuftige Satyrspiel des achtzehnten Brumaire.

Ein Junker-Komplott.

O blygd! Är detta er, är detta Göthers stam?
Tegner.

1.

Der König [1]).

Das Gepräge der Münze des Königthums verschleift sich mehr und mehr. Nicht als ob zu wähnen wäre, die Menschen würden sich in den nächsten paar Jahrhunderten oder vielmehr Jahrtausenden ihrer angestammten Knecht- und Schlecht-

---

1) Die Materialien zu diesem Essay sind aus nachstehend verzeichneten Quellen geschöpft. E. G. Geijer: Des Königs Gustav III. nachgelassene und fünfzig Jahre nach seinem Tode eröffnete Papiere. 3 Bde. Hamburg 1843. — Schlözers Briefwechsel, Heft 22, S. 230 fg. — Schlözers „Staatsanzeigen", Bd. 12. — Raumer: Beiträge zur Geschichte Europa's vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges, nach französischen und englischen Gesandtschaftsberichten. 3 Bde. 1839. — Des Königl. Schwed. Hofgerichts Untersuchung und Urtheile über den Königsmörder Ankarström und übrige Mitschuldige. Aus dem Schwedischen. Greifswald, 1792. — Arndt: Schwed. Geschichten. Leipzig 1839. — Clarus: Schweden sonst und jetzt. 2 Bde. Mainz 1847. — Sheridan (zur betreffenden Zeit Attaché der englischen Gesandtschaft in Stockholm): History of the late revolution in Sweden. Dublin 1778. — Clarke: Travels in various countries, p. IV, t. I (Scandinavia). London 1811 bis 1812. — Brown: The northern courts. tom. 2. London 1818. — Nouvelle Biographie générale. Paris 1845 seq.

schaffenheit soweit entwöhnen, um die Monarchie entbehrlich zu finden und zu machen, — o nein! Solch einer phantastischen Hoffnung heute noch sich hinzugeben, nach allen den traurigen Erfahrungen unseres 19. Jahrhunderts sich hinzugeben, wäre pure, blanke Narrethei. Aber das Königthum schöpft die Bürgschaft seines Bestehens jetzt nicht mehr aus einer über alle Kritik erhaben gewähnten Quelle, aus dem sogenannten „göttlichen Recht“, welches längst zu einem Spottlachen geworden ist, sondern es beruht nur noch, wie eben in unseren Tagen alles und jedes, auf Nützlichkeitsgründen. Die Dummheit der bildungslosen Massen nämlich glaubt und die Feigheit der gebildeten Stände stellt sich an zu glauben, Monarchie oder Anarchie seien die einzigen Möglichkeiten; eine dritte gebe es nicht. Der überirdische Nimbus des Gottesgnadenthums um das Haupt des Königthums her ist demnach erloschen: es glaubt, so zuversichtlich es mitunter sich äußern mag, selber nicht mehr daran. Vielmehr wissen die Könige, obzwar sie es sich verhehlen möchten, recht gut, daß sie nur auf der so eben angedeuteten Basis stehen; auf einer Basis also, welcher zwar keineswegs die Dauerhaftigkeit abgesprochen werden kann, der jedoch das Eigenschaftswort „reinlich“ weniger zukommt.

Es ist nun aber ein unbehaglich Gefühl, auf einem so zweifelhaften Boden zu stehen, und dieses Gefühl vermögen sehende Augen auf den Gesichtern der Könige unserer Zeit großgedruckt zu lesen. Die „göttliche“ Sicherheit ist dahin, die fixe Idee der Unfehlbarkeit und Unverantwortlichkeit stößt immer unsanfter mit fixeren Thatsachen zusammen, das naive Allmachtbewusstsein hat einem künstlich zurechtgeflickten platzgemacht und mitunter gibt sich sogar die voreilige Besorgniß kund, die Säulen Jachin und Boas der Monarchie, der Afterglaube der Völker und die gemeine Selbstsucht der Gebildeten und Bevorrechteten, seien wankender als sie in Wahrheit sind und noch lange, vielleicht allzeit sein werden. Arme Könige! Ihr vertraut nicht mehr so recht auf euch selbst, und das verleiht eurem Wollen und Thun,

eurem ganzen Sein und Erscheinen den unerquicklichen Charakter der Halbheit, ja geradezu etwas Schemen- und Schattenhaftes, so daß das Königthum von heute häufig genug nur noch als ein Gespenst des Königthums von ehemals sich darstellt.

Wie so ganz anders treten die Kronenträger des 18. Jahrhunderts vor uns hin! Sie waren inhuman, sie waren brutal, sogar in ihren Bestrebungen als „erleuchtete" Despoten, sie waren roh und grausam selbst als gekrönte „Aufklärer", voll souveräner Verachtung der Menschen und Menschenrechte, mühlsteinhartherzig, genußwüthig bis zur Bestialität, gänzlich gewissen- und skrupellos, Unterthanenschinder, Jagdwütheriche, Menschenfleischhändler, — aber sie waren Gestalten aus einem Guß, Charakterfiguren, ganze Kerle. Nichts Verschwommenes und Verschliffenes, nichts Schemenhaftes und Gespenstiges an ihnen! Despoten durchweg, Tyrannen häufig, Wohlfahrtsausschüssler auf Thronen, Scheusale nicht selten, Narren dann und wann; aber immerhin Menschen von Knochen, Fleisch und Blut, Leute von Rasse, Originale.

Gegen die Sündflutzeit hin, also vom hubertsburger Friedensschluß ab und bis in die achtziger Jahre hinein, hatte der Despotismus noch einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack, indem er mit der Essenz der revolutionären Philosophie des Jahrhunderts sich parfümirte. Er roch nach Voltaireismus und Dideroterie, mitunter sogar ein bischen nach Jean-Jacquerie. Doch ist der letztgenannte Parfüm in den bevorrechteten Kreisen bald nicht mehr comme il faut gewesen: — sein Geruch war ja gar zu scharf. Den „Pucelle"-Spaß hatte man lustig mitgelacht; aber den „Contrat-Social"-Ernst fand man denn doch zu ernsthaft, und wo man allenfalls gute Miene dazu machen wollte, ward eine Grimasse daraus. Als es dann vollends rheinherüber rasaunete: „Allons, enfants de la patrie!" da erblickte und verabscheute man in dem bislang als himmlischem Genius geliebkos'ten Geiste des Jahrhunderts nur noch den höllischen Dämon ....

Zu jener Zeit hat droben in Schweden ein König gelebt, welcher sich selber einen „roi citoyen“ nannte, als Revolutionär anfing und als Don Quijote der Reaktion endete; ein König, welcher im Namen der Freiheit das Junkerthum zu Boden trat und dafür schließkich im Namen der Freiheit vom Junkerthum ermordet wurde, — ohne daß weder in diesem noch in jenem Falle gelogen worden wäre. Denn, in Wahrheit, Gustav der Dritte sowohl, als auch die schwedische Adelskaste wollten ernstlich die Freiheit, nämlich jener und diese wollte sie für sich. Sie wollten frei, d. h. Alleinherren sein in Schweden. Der Adel war es seit dem Tode Karls des Zwölften, des Könignarren oder Narrenkönigs, gewesen und diese schwedische „Freiheitszeit“, dieses Junkerregiment hatte dann auch glücklich den Staat zur wüsten Zerrüttung, das Volk zum bittersten Elend herabgebracht, wie das überall und allzeit der junkerlichen Herrschaft naturnothwendige Folge gewesen ist. Gustav der Dritte entriß dem Junkerthum das Skepter, was ihm hauptsächlich darum gelang, weil die Adelsanarchie in sich selber uneinig gewesen ist, indem die eine Partei der Junker, die „Hüte“, ganz offenkundig an Frankreich, die andere, die „Mützen“, ebenso offenkundig zuerst an England, dann an Russland verkauft war. Der König hat die erlangte Gewalt anfänglich zur Basis einer Helden- und Herrscherrolle im großen Stile zu machen den guten Willen gehabt. Leichtsinn und Lüderlichkeit ließen ihn aber nur dazu kommen, die Rolle eines Königs der Komödie, eines flunkernden Komödiantenkönigs zu spielen. Sein „Abgang“ im fünften Akt hatte jedoch etwas Echttragisches, das noch erhöht wurde durch das Wiederhervorbrechen der besseren Seite seiner Natur auf dem Sterbebette.

Es dürfte ein reinmenschliches, sowie auch ein historisch didaktisches Interesse darbieten, den Auf-, Vor- und Ausgang dieses Neffen Friedrichs des Großen mitanzusehen. Aber vom Gesichtspunkte geschichtlicher Wahrhaftigkeit aus, nicht vom Standpunkt unseres guten Ernst Moritz Arndt, dessen deutschunterthänig oder, wie er arndtisch sagte,

„königisch“ organisirtes Gehirn jedesmal vor Entzücken wirbelig wurde, wann er auf einen seiner angestammten Könige und Herren zu sprechen kam, und welcher demnach auch von dem Schwedenkönige, dessen geborener Unterthan zu sein er hoch sich rühmte, nur in der lobpsallirenden Tonart geredet hat, wie sie dem zur Begeisterung potenzirten beschränkten Unterthanenverstande gegenüber einer königlichen Majestät geziemt.

--

Gustav, nachmals der Dritte genannt, ist am 13. Januar 1746 geboren worden, der älteste Sohn des Schwächlings und Königschattens Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp und der preußischen Prinzessin Luise Ulrike, in welcher eine starke Ader vom Geiste und auch vom Despotengeiste ihres Bruders Friedrich pulsirte. Sie ertrug daher keineswegs so geduldig wie ihr Herr Gemahl die Nullität, in welcher der wirkliche und vielköpfige König, der „Reichsrath“, das nominelle Königthum hielt, und sie hat es auch nicht an Machenschaften fehlen lassen, das Joch dieser Nullität zu brechen, so oft der wüthende Parteizank zwischen den „Hüten“ und den „Mützen“, welcher den Reichsrath, d. h. das oberste Centrum des schwedischen Junkerregiments zerriß, eine günstige Gelegenheit zu bieten schien. Ihre Versuche liefen aber übel ab und sie musste sich der Hoffnung auf ihren heranwachsenden Sohn trösten, welcher allerdings der Junkerei den Meister zeigte; aber nicht zum Vortheile seiner Mutter, wie diese gehofft hatte, sondern zu seinem eigenen.

Der Haß gegen den Uebermuth einer feilen, an das Ausland verkauften, durchaus nichtswürdigen Oligarchie, welche gleich der adeligen Ochlokratie Polens ein abschreckend weltgeschichtliches Beispiel gegeben hat, was für eine verlässliche Stütze der Adel für die Throne sei, — dieser Haß wurde dem Prinzen schon an der Wiege vorgesungen und zwar mit größtem Erfolg. Gustav konnte auch mit

Grund sagen, daß er schon in der Wiege von den Junkern tyrannisirt worden sei. Die gerade im Reichsrath herrschende Partei schlug nämlich vor, daß der kleine Kronprinz mit der wenige Tage nach ihm geborenen Prinzessin Sophie Magdalene von Dänemark verlobt würde, und setzte diese Verlobung, gegen welche Gustavs Eltern des entschiedensten auftraten, i. J. 1750 durch. Der frühreife Prinz gewann überhaupt schon in seinen Knabenjahren so viele Einblicke in das freche junkerliche Treiben und er wurde schon frühzeitig so gewaltsam zwischen den Mützen und Hüten hin- und hergezerrt, daß wir seiner Aufzeichnung Glauben schenken dürfen, in seinem vierzehnten Lebensjahre sei seine Ansicht über den Adel fertig und sein Entschluß inbetreff des künftigen Verhaltens gegen denselben gefasst gewesen. Am meisten habe er zu dieser Zeit gehasst und verabscheut den Reichsrath Palmstjerna, den Freiherrn Pechlin und den Grafen Tessin. Der letztgenannte Magnat, Gustavs Hofmeister, hatte eine heftige Leidenschaft für die Königin Luise Ulrike gefasst und behelligte dieselbe mit verliebten Zumuthungen, bis endlich die beleidigte Dame eine Scene herbeiführte, welche die Entfernung des Grafen vom Hofe zur Folge hatte.

Der Prinz war sechszehn Jahre alt, als der unrühmliche Antheil, welchen Schweden am siebenjährigen Kriege genommen hatte, durch den Friedensschluß von 1762 beendigt wurde. Gustav hegte den Wunsch, für eine Weile in die preußische Armee zu treten, um der Unterweisung seines großen Ohms in der Kriegskunst und im Königsgeschäft theilhaft zu werden, und sprach diesen Wunsch lebhaft aus. Allein der Reichsrath sagte nein; denn es konnte den Herren Junkern keineswegs dienlich erscheinen, daß ihr künftiger Namenskönig etwas Tüchtiges lernte. Vier Jahre später setzte der Reichsrath einem wunschweise geäußerten nein des Kronprinzen sein befehlendes ja entgegen. Gustav machte nämlich einen Versuch, dem ihm selber, noch mehr aber seiner Mutter verhassten dänischen Ehebunde zu entrinnen; aber vergebens. Der Reichsrath

ordnete sofort den Vollzug dieser Heirat an und am 26. September 1766 musste der kronprinzliche Bräutigam wider Willen nach Helsingborg gehen, um seine Braut zu empfangen. Die Erscheinung derselben machte nicht etwa einen ungünstigen Eindruck auf ihn. Er schrieb im Oktober aus Gothenburg an den Grafen Scheffer: „Der Anblick der Prinzessin war sehr edel. Sie sieht gut aus, ohne gerade schön zu sein; sie ist sehr wohlgewachsen, stellt sich mit Würde dar, ist nur etwas zu artig für ihren Rang und schüchterner als sich für ein Frauenzimmer von Stande schickt. Sie ist die Güte selbst, still und mild. Ich versichere Sie, daß ich in ihr eine Frau bekommen zu haben glaube, welche für mich passt. Sie besitzt Schönheit genug, um angenehm zu sein, und nicht genug, um mir den Kopf zu verdrehen; sie hat hinlänglich Verstand, um sich nicht dumm zu betragen, und Charakter-Sanftmuth genug, um sich keine Gewalt über mich anzumaßen“ . . .[1]). Und

1) In den „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel“, deren französische Originalhandschrift zuerst nur als Manuskript gedruckt, dann aber (1866) in deutscher Uebertragung veröffentlicht wurde, findet sich (S. 46) folgende Aufzeichnung von der Hand des Landgrafen über die Brautfahrt nach Helsingborg, welche der Verfasser im Auftrage des Dänenkönigs mitgemacht hatte: „Auf der Brücke von Helsingborg wurde ich sehr höflich empfangen und unmittelbar in das Haus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Gustav des Dritten geführt, welcher mich mit offenen Armen empfing. Er war ein geistig sehr begabter Fürst, der eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte; aber er hatte etwas Falsches in seinem Ausdruck, was mir gleich auffiel. Als die Kronprinzessin sich näherte, begab er sich auf die Brücke, wohin ich ihn begleitete. Ich stand neben ihm, als er sah, wie sie sich im Schiffe erhob, um an's Land zu gehen. Er rief ganz laut: „Gott, wie schön ist sie!“ Und wirklich hatte sie eine sehr majestätische und schöne Haltung. Besonders war sie schön, wenn sie im großen Putz erschien. Sie war groß, hatte große schöne Augen und einen sehr wohlwollenden Ausdruck in ihrem Gesicht. Der Kronprinz reichte ihr die Hand und führte sie in sein Haus. Es war ohne Zweifel das beste in Helsingborg, welches damals nur einstöckige Häuser mit vielen Strohhütten hatte. Die Dragoner von Schonen machten längs der Straßen Spalier, große Leute mit kleinen Pferden und mit Uniformen aus Karls des Zwölften Zeit. Alles hatte ein

dennoch: — arme Sophie Magdalene! Dein Loos war ein richtiges Prinzessinnenloos. Dein Herr Gemahl hatte ja, nach gieriger Erschöpfung aller von der Natur gebotenen Genüsse, sich zur Widernatur gewendet und war auf schmachvollen Lasterwegen bis zur Impotenz hinabgestiegen. Außerdem empfing dich deine Schwiegermutter Luise Ulrike mit einem unerbittlichen, mit einem wahrhaft knöchernen Alteweiberhaß, welcher kein, aber auch gar kein Mittel verschmähte, von Anfang an deinen Gemahl in jeder Weise gegen dich zu verhetzen und deine Tage kummervoll, deine Nächte schlummerlos zu machen. Das gab eine sehr unerquickliche, unglückselige Ehe ab, wenn überhaupt eine solche statthatte. Auch der Prinz fühlte sich unter dem Doppeljoch der Anmaßlichkeit des übermüthigen Junkerthums und seiner herrschsüchtigen Mutter sehr gedrückt und unbehaglich. Er führte damals ein Tagebuch und darein hat er zum Jahresschlusse von 1767 die Verse aus Voltaire's „Oedipe" geschrieben:

„Le passé m'épouvante et le présent m'accable.
Je lis dans l'avenir un sort épouvantable."

Ein sonderbar Ding, dieses kronprinzlich gustavische Tagebuch! Ein Amalgam von Schwärmerei und Blasirtheit, ganz eigenthümlich durchsäuert von unwillkürlich sich kundgebenden Wünschen einer ungeduldigen Kraftgenialität. Nicht selten begegnen uns da Aeußerungen, die im „Diary" Byrons stehen könnten. So aus dem Jahr 1768 die

---

eigenthümliches, sehr kleinliches Aussehen. Abends war Ball im Hause des Kronprinzen, wo man einen Tanzsal auf dem Boden eingerichtet hatte. Statt der Tapeten hatte man die Decken von Handpferden und ähnliche Dinge aufgehängt, um die Seitenwände dieses Gemaches zu bedecken. Der Ball begann. Als Herr von Llano, spanischer Gesandter in Dänemark, welcher auch nach Helsingborg gekommen war und sehr gut tanzte, aber sehr groß und von einem Gewichte war, welches einen festeren Ballsal als diesen erforderte, anfing, mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit zu tanzen, wollte der Sal zusammenbrechen. Man stellte deßhalb den Tanz ein, bis man den Boden mit Balken gestützt hatte."

Worte der Entrüstung über die Machenschaften Katharina's der Zweiten in Polen und über die feige und feile Lumpigkeit des weiland Buhljungen der Zarin, Stanislaus Poniatowski, welchem der prinzliche Tagebücheler zudonnert: „Welche Infamie! Du bist weder König noch Bürger. Stirb, um deines Vaterlandes Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten, und unterwirf dich nicht unwürdig dem Joche!“ Ganz lyrisch schwärmt Gustav weiterhin über den gleichzeitigen Freiheitskampf der Korsen. „Ihr General Paoli ist jetzt der größte Mann der Zeit. Könige der Erde, kommt, um in der Schule eines einfachen korsischen Bürgers die Lehren der Tugend, des Muthes, der Gerechtigkeit und Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt sind.“ Mitten zwischen derartigen Auslassungen stehen Citate aus den Mémoiren des Kardinals Retz, welche der Prinz damals eifrig studirte. Vom Ganzen empfängt man den Eindruck, Gustav sei ein echter Blutsverwandter seines preußischen Oheims gewesen. Friedrich hat ja auch, wie jedermann weiß, zu Rheinsberg in tugendhafter Entrüstung mit der einen Hand den Machiavelli widerlegt, während er zur gleichen Zeit mit der andern Pläne entwarf, bei deren Ausführung er den Machiavellismus übermachiavellisiren wollte. Schon i. J. 1769 sann Gustav alles Ernstes darauf, gegen den Adel einen Staatsstreich zu wagen. Die Indolenz und Muthlosigkeit seines Vaters war aber der Insceneſetzung des Projekts, welches der Prinz ein Jahr zuvor in einer ausführlichen Denkschrift erörtert hatte, so hinderlich, daß es vertagt werden musste.

Die Lage des Prinzen nahm in Folge dessen an Unbehaglichkeit zu und ebenso durch die Missbilligung, welche seine Stellung, d. h. Nichtstellung zu seiner Frau im Publikum fand. Inbetreff dieses Punktes aber fragte Gustav der öffentlichen Meinung nichts nach und klagte seinerseits über die „Langeweile, welche die Prinzessin begleitet“, sowie über „ihre Schroffheit und wenig behagliche Umgangsart“. Er sehnte sich aus Schweden fort, um wenigstens für eine Weile alles abzuschütteln, was ihn drückte und quälte, und

dieser Reisedrang zielte besonders auf Frankreich ab, seitdem Graf Kreutz, außerordentlicher Gesandter Schwedens in Paris, von der französischen Hauptstadt her in seinen Briefen den Prinzen von Voltaire und allen den pariser Herrlichkeiten des „philosophischen Jahrhunderts" gar lockend unterhielt. Im Spätherbste von 1770 durfte Gustav endlich reisen und eilte über Dänemark und durch Deutschland Paris zu, wo er zu Anfang Februars 1771 anlangte, seines Weilens aber nicht lange war. Denn schon am 1. März empfing er von daheim die Botschaft, daß sein Vater Adolf Friedrich am 12. Februar gestorben sei, und zwar so, wie es eines Roi fainéant nicht unwürdig. An einer durch ein überschweres „Gemengsel von Heißwecken, Sauerkohl und Austern" verursachten Magenüberladung nämlich.

Gustav der Dritte — denn der war er jetzt — benützte die ihm knapp zugemessene Zeit in der Hauptstadt Frankreichs vortrefflich, um sich den Nerv der Dinge zu verschaffen, welche er nach seiner Heimkehr in Ausführung zu bringen entschlossen war. Er machte dem scharlachenen Weibe, welches damals im Königsschlosse von Versailles babylonisch thronte, Madame Dubarry, dienstbeflissen seinen Hof und fand Gnade in den Augen der Sultana des fünfzehnten Louis. „Die Maitresse ist für uns — schrieb er triumphirend an einen Vertrauten nach Stockholm — und auch des Königs Herz." Bei sothanen Umständen schlug Gustav aus der französischen Staatskasse 12 Millionen Livres „Subsidien" heraus. Die armen und geplagten Unterthanen des allerchristlichsten Königs waren zwar damals am Verhungern; allein auf solche niedrige Nebenumstände braucht die hohe Politik nicht zu achten und Frankreich hat ja bekanntlich „allzeit die Mittel besessen, seinen Ruhm zu bezahlen". Es gehörte aber dazumal ganz wesentlich mit zur französischen Gloire, mit den Millionen, welche man dem armen, zerlumpten und hungernden Jacques Bonhomme an der Seine, Marne, Loire, Rhone und Garonne auspreßte, droben am Mälar die langen und leeren Taschen schwedischer Prinzen und Junker vollzustopfen.

Auf seiner Heimreise ging der junge Schwedenkönig über Berlin; wahrscheinlich, um auf der Terrasse von Sanssouci beim Ohm „Sauertopf", wie der alte Fritz in der Familie hieß, ein eiliges Privatissimum über den „Despotisme illustré" zu hören. Am Vorabende von Pfingsten landete Gustav zu Karlskrona und wurde hier von dem Senior des Reichsraths, Graf Ekeblad, als König begrüßt. Ein wirklicher zu sein, nicht bloß ein schemenhafter, das war Gustavs energischer Entschluß und er ging sofort, obzwar sehr sachte auftretend und vorsichtig ausschreitend, an die Ausführung desselben. Der feste Grund, auf welchem er fußte, war die Thatsache, daß die schamlos-selbstsüchtige adelige Missregierung in den Volkskreisen eine bittere Unzufriedenheit hervorgerufen hatte. Der Hauptthebel, welchen er anzuwenden beschloß, war demnach die Eifersucht und Erbitterung des Bürgerstandes und der Bauernschaft gegen das Junkerthum. Als ein ebenso handliches wie unentbehrliches Werkzeug schnitt er sich eine höfische Militärpartei zu, bei deren Bildung ihm der Haß zwischen Hüten und Mützen natürlich sehr zu statten kam. Zuvörderst aber führte er — bei Eröffnung des Reichstags von 1771 — die Rolle eines Friedensfürsten und Versöhners mit vielem Anstande durch, wobei ihn seine bedeutende rednerische Begabung sehr unterstützte. Obgleich noch jung an Jahren, war er ein Greis an Verstellung. Selbst der „Principe" des Staatssekretärs von Florenz hätte seine Sache nicht besser machen können. Mittels seiner recht augenfällig hervorgekehrten Beflissenheit, eine Aussöhnung und Vereinbarung zwischen Mützen und Hüten zuwegezubringen — die sogenannte „Komposition" — wie nicht minder mittels scheinbar höchst harmloser Lebensführung — er ordnete allerhand theatralischen Schnickschnack an, stickte allerhöchsteigenhändig Kissen und Teppiche, entwarf Zeichnungen zu Orden und Ordenkostümen — wusste er sich den Augen der Junker als ein wohlmeinender, dem Vergnügen ergebener Scheinkönig darzustellen. Inzwischen aber arbeitete er, von dem französischen Gesandten Vergennes mit blanken „Platten" (écus) unter-

stützt, eifrigst an der Bildung der erwähnten Militärpartei, wozu ihm der Officiersklubb „Swenska Botten" das Material lieferte. Dieser Klubb, an dessen Spitze der Dragoneroberst Freiherr Jakob Magnus Sprengtporten stand, wurde unter Gustavs kluger Einwirkung mehr und mehr ein royalistischer. Sprengtporten war der Mann, welcher den Plan zum Staatsstreiche von 1772 entworfen hat.

Am 29. Mai dieses Jahres wurde die Krönung Gustavs gefeiert und ein Vierteljahr später machte er sich zum wirklichen Könige. Die Vorbereitungen zu dieser Revolution von obenher wurden mit großer Sorgfalt getroffen. Die Geldmittel schaffte Vergennes, im Ganzen 2,034,000 Thaler Kupfermünze. Es wurden Beutel voll Dukaten bereit gehalten, um bei der Garde und Artillerie in der entscheidenden Stunde dem Royalismus das nöthige Gewicht zu geben; bei der Infanterie wurde ein Sechsthalerzettel für den Mann bestimmt. Solche Mitglieder der bestehenden Regierung und des Reichstags, von welchen ein mehr oder weniger energischer Widerstand zu erwarten war, sollten durch Verhaftnahme zum voraus unschädlich gemacht werden. So die Reichsräthe Ribbing und Funck, so die adeligen Reichstagsmannen Essen, Frietsky und Pechlin, die geistlichen Wijkman und Gadolin, die bürgerlichen Sebaldt und Sorbon. Von großer Wichtigkeit war die Herüberziehung der Bürgerwehr von Stockholm zur königlichen Sache. Sie wurde aber geschickt bewerkstelligt. Ein Meisterstreich von Hinterlist ist es gewesen, daß Gustav und seine Helfershelfer das, was sie planten, den Gegnern unterschoben. Es wurde nämlich, als im Publikum die Sage vom nahebevorstehenden Ausbruch einer Verschwörung zu rumoren begann, in der Armee und im Volke sehr kunstreich das Gerücht ausgesprengt, es sei allerdings etwas im Werke, aber gegen den König, dessen Freiheit und Leben von den Junkern bedroht wären.

Bei Vergegenwärtigung von alledem kommt einem unwillkürlich der Einfall, der Hauptmann der Gesellschaftsretterbande vom December 1851 habe mit seinem Staatsstreich

ein Plagiat an dem gustavischen begangen. Auch der Zug verstärkt noch die überraschende Aehnlichkeit, daß, wie am Abende des 1. Decembers von 1851 im Palais Elysée eine große und muntere Gesellschaft versammelt war, so Gustav der Dritte am Abende des 18. August von 1772, also am Vorabend seiner Gesellschaftsrettung, im stockholmer Schlosse ein großes Souper mit Koncert gab und dabei „in ungezwungenster Weise“ den liebenswürdigen Wirth machte, ein ganzes Feuerwerk von Scherzen und Witzen loslassend. Damit freilich ist die angedeutete Aehnlichkeit zu Ende. Denn erstens war der Schwedenkönig, alles zusammengehalten, nicht allein berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, dem schandbaren und verderblichen Junkerregiment ein Ende zu machen. Zweitens ist er bei Ausführung seines Plans mit seiner Person tapfer eingestanden. Drittens hat er seinen Sieg nicht missbraucht wie ein mordwüthiger Tiger, sondern er verfuhr mit schonungsvoller Menschlichkeit und Milde. Selbst gegen entschiedene Gegner so milde, daß der allerentschiedenste, der General Pechlin, nur wenige Monate in Haft blieb. Blut ist bei der ganzen Haupt- und Staatsaktion vom 19. August 1772 gar nicht geflossen. Dagegen ging durch diese allerhöchstselbst gemachte Revolution, welche binnen zwei Stunden den König aus einer Marionette der Oligarchie zum Diktator umwandelte, ein sehr stark vorquillender komödischer Zug hindurch. Die Junker allerdings spielten nicht tragische, aber doch traurige Figuren, während Gustav in seiner Rolle als König-Komödiant geradezu glänzte. Er gaukelte und schauspielte vortrefflich, indem er nach Umständen den Patrioten, den Helden, den Rhetor und sogar den Betbruder sehen ließ. Als er in der Hauptwache zu den versammelten Officieren und Unterofficieren zur entscheidenden Ansprache herantrat, redete er sich in einen Enthusiasmus hinein, daß er momentan wohl selbst glaubte, was er sagte. Er sprach schwungvoll von Gustav Wasa und Gustav Adolf, von der Rettung des Vaterlandes, von der Abschaffung der junkerlichen Missgewalt und der Wiederherstellung der ur-

alten schwedischen Freiheit. Schließlich versicherte er hochpathetisch, er entsage „feierlich dem verhassten Absolutismus (schwed. envälde, Alleingewalt, Alleinherrschaft) und anerkenne es für die höchste Ehre, der erste Bürger eines freien Volkes zu sein." Als er dermaßen flunkerte, hatte er die neue, von ihm verfertigte „Verfassung", welche er dem Lande aufzwingen wollte, schon in der Tasche, welche unter dem blassen Scheine des Konstitutionalismus — aber der Konstitutionalismus ist ja an und für sich und immer und überall nur blasser Schein und blauer Dunst — das Königthum so ziemlich zum absoluten machte. Denn Reichsrath und Reichstag blieben zwar nominell bestehen, waren aber nur Maschinen, welche der königliche Wille mit einiger Geschicklichkeit und Geduld nach Belieben lenken zu können hoffen durfte. Das Wesen der Gewalt vereinigte Gustav in seiner Hand.... Die Schlußscenen der Umwälzung waren mit großem Pomp und Prunk angeordnet: — das „Volk" musste doch auch etwas davon haben, etzliches Spektakel nämlich. Am 20. August that der König auf dem Marktplatze der Hauptstadt eine große Rede an die versammelte Bürgerschaft, um sie zur Leistung des neuen Huldigungs- und Treueschwurs zu begeistern, und erreichte diesen Zweck vollständig. Am folgenden Tage musste der Reichstag daran. Die Repräsentanten der vier Stände wurden im Reichssale versammelt, um welchen her, natürlich nur zur Erhöhung der Feierlichkeit, starke Truppenmassen, auch hinlänglich viele Kanonen und Kanoniere mit brennenden Lunten aufgestellt waren. Gustav hielt vom Throne herab wiederum eine große Rede, worauf die neue „Konstitution" vorgelesen wurde. „Wollt ihr sie annehmen, beschwören, unterschreiben und besiegeln, ihr Herren vom Adels-, Priester-, Bürger- und Bauernstande?" — „Ja wohl, mit Freuden." — (Schade, daß es damals noch keine Photographie gegeben hat, welche die Gurkensalatgesichter der schwedischen Junker in diesem „erhebenden" Augenblicke hätte fixiren können.) — „Und sagt niemand nein?" — „Niemand." — „Nun wohlan," sprach der König gerührt,

zog ein Kirchengesangbuch aus der Tasche und stimmte mit heller Stimme an: „Herr Gott, dich loben wir!“ und wohl oder übel musste die Versammlung mit einstimmen. — Es ist doch eine schöne Sache um die Frömmigkeit! Kein Universalhilfemittel, das an Vielbrauchbarkeit und Wirksamkeit ihr gleichkäme, wesshalb denn auch die Gaukler und Gauner mit diesem der menschlichen Dummheit so wunderbar sympathischen Arkanum allzeit so gern operirt und so herrliche Geschäfte gemacht haben. Heil dir, oh Humbug!

2.

Das Komplott.

Es ist und bleibt eine denkwürdige Thatsache, daß die genialsten Menschen aller Zeiten entschieden zum Fatalismus sich bekannt haben. Schon in den ältesten Dichtungen des Orients, dann in den homerischen Gesängen, in der attischen Tragödie, weiterhin in der bedeutendsten Offenbarung des römischen Genius, im Lehrgedichte des Lukrez, ist dieses Thema mächtig angestimmt worden, um bis auf unsere Tage herab unaufhörlich variirt zu werden. Durch die älteste Urkunde germanischer Weltanschauung, durch die Edda geht ein Schicksalsglaubenszug, eisig, wie von den Gletscheröden Islands kommend, bis auf's Mark einschneidend. Die Welt shakspeare'scher Dichtung durchdröhnt der Fatalismus mit der majestätischen Eintönigkeit einer bach'schen Fuge, gespielt auf einer Riesenorgel. Wie sehr Göthe ein Fatalist gewesen, ist bekannt. In der vielcitirten Stelle im Egmont: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts als, muthig gefasst, die Zügel festzuhalten und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken“ — macht er der Lehre

vom freien Willen des Menschen noch eine Einräumung; allein er gibt sich selber ein Dementi, indem er später seinen Helden sagen lässt: „Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und doch wird sein Innerstes nach seinem Schicksale gezogen.“ Noch mehr, Wolfgang der Große hat auch die Ueberzeugung verlautbart, daß je höher der Mensch auf der socialen Leiter stehe, desto mehr seine Unfreiheit zunehme. Dessshalb legte er der Statthalterin Margaretha die Worte in den Mund: „Oh, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen und sie treibt uns auf und ab, hin und her.“ Noch allgemeiner fasste das, der socialen Aristokratie die geistige gesellend, der größte Poet Schwedens Tegnér, wenn er in seinem berühmten, im Jahre 1813 auf Napoleon gemünzten Gedichte sagte: „Dichter, Denker und Helden, alles, was herrlich auf Erden, wirkt blind, wie der Geist es will“ [1]).

Aber fiele damit in den Welthändeln nicht alle moralische und rechtliche Verantwortlichkeit weg? Freilich, oder vielmehr diese Verantwortlichkeit braucht nicht erst wegzufallen, kann nicht wegfallen; denn sie hat ja gar nie existirt. Die ganze Moral der Weltgeschichte lässt sich auf die Formel zurückführen: Macht oder Unmacht, Gelingen oder Misslingen, Sieg oder Niederlage, Reichthum oder Armuth. Will man diese Anschauung, nein, diese Thatsache mit der Bezeichnung „Pessimismus“ abfertigen, so mag man das zum Troste schwacher Seelen und zur Berückung blöder Geister immerhin thun; allein hierüber hinaus wird dadurch schlechterdings nichts gewonnen und die infernalische Komödie des Daseins der Menschheit nicht um einen einzigen Blutakt, nicht um eine einzige Thränenscene ärmer. . .

Wäre der Vers Tegnérs schon zu Gustavs des Dritten Zeit gedichtet gewesen, der König hätte sich zu seinen Gunsten

---

1) „Skalden, tänkaren och hjelten,
Allt det herrliga på jorden,
Verkar blindt, som anden vill.“

darauf berufen können. Wenn nicht als Held, so doch als Poet. Denn in der That, Se. Majestät von Schweden war ein Stück von einem Dichter und zwar von einem dramatischen oder, besser gesagt, von einem theatralischen. Ist doch das Schauspielen von Kindheit auf seine Leidenschaft gewesen und das Kostümiren, Deklamiren und Agiren alle seine Lebtage sein liebster Zeitvertreib geblieben. Ein ganzer Theaterkönig, war er auch wenigstens ein halber Theaterdichter. Zwar der Herzschlag echter Leidenschaft fehlt den ernsten und scherzhaften, von ihm in Prosa geschriebenen Dramen — „Gustav Wasa", „Gustav Adolf und Ebba Brahe", „Helmfelt", „Frigga", „Der betrogene Pascha" — aber sie bewegen sich leicht, natürlich und zierlich und sind an theatralischen Wirkungen reich. Des Königs Hofdichter Kellgrén hat dann die Prosa seines Gebieters in Verse von fließendem Wohllaut umgesetzt und insbesondere aus dem Drama „Gustav Wasa" eine Oper geschaffen, welche das Entzücken der Schweden wurde. Sie ist am 19. Januar 1786 zum erstenmal aufgeführt worden und zwar auf der Bühne des neuen von Gustav erbauten Opernhauses. Als der König bei der 23 Mal wiederholten Aufführung in vollen Zügen seiner Autoreitelkeit genoß, da ist ihm, wenn er aus seiner Loge auf das Beifall jauchzende Publikum im Sale niederschaute, gewiß keine Vorahnung von der schwarzen Stunde gekommen, wo er, aus derselben Loge in denselben Sal hinabgestiegen, der passive Held eines tragischen Stückes werden sollte, aus welchem man später auch eine Oper machen würde. Thörichtester Wunsch des Menschen, die Zukunft vorherwissen zu wollen! Mit der Erfüllung dieses Wunsches würde unser Geschlecht das höchste Leid treffen und das ohnehin von tausenderlei Qualen zerrissene Dasein würde so unerträglich werden, daß die verzweifelnde Menschheit zum Selbstmorde greifen müsste.

Gustav der Dritte wusste sich etwas damit, seine Brüder in Apoll um sich zu versammeln. Sein Hof war wirklich eine Art von Musenhof, an welchem es aber nicht nur minneliederlich, sondern auch und mehr noch minne-

lüderlich herging. Satirische Spiegelbilder dieser Minne-lüderlichkeit finden sich zahlreiche in den Spottliedern und Epigrammen des „schwedischen Anakreon“, jenes hochbegabten Karl Michel Bellman, welcher, zopfig zu sprechen, auf seiner reichbesaiteten Leier die ganze Tonleiter vom Schnappsrauschjodler und Zotenschwank bis hinauf zum seelenvollen Liebelied und zum feierlichen Hymnus genialisch durchgespielt hat. Auch mit einem wundersamen Talent der Improvisation ausgestattet, war Bellman eine oder vielmehr die Hauptfigur der Bakchanalien, welchen der König vorsaß und deren Geräusch häufig genug zum mänadischen sich steigerte. An Eulenspiegeleien, welche mitunter bis in die Sphäre des Schweinigeligen hinabgriffen, hat es dabei ebenfalls nicht gefehlt. Doch springt aus den vielen Anekdoten, welche uns über dieses geistreich-leichtfertige Treiben und insbesondere über den Verkehr Gustavs mit Bellman überliefert sind, mancher sprechende Zug von echt menschlicher Güte hervor, welcher dem Könige zur Ehre gereicht, und immerhin gewährt der schöngeistige Tumult, welchen Gustav im Sommerschlosse Haga um sich her gewähren ließ, einen viel erquicklicheren Anblick als seines Oheims Tafelrunde zu Sanssouci, deren Mitgliedern man ja die unaufhörliche Angst ansah, mitten in den Ausgelassenheiten freigeistiger Scherzreden plötzlich derbe Stockskepterschläge vonseiten des Wirthes zu empfangen, welcher, wie in seinen Preußen, so in allen Menschen nie etwas anderes als Sklaven, als seine Sklaven gesehen und dennoch am Ende seiner Laufbahn wunderlicher Weise geseufzt hat, daß er überdrüssig sei, über Sklaven zu herrschen.

Die rasche, glatte und milde Manier, womit Gustav seinen Staatsstreich durchgeführt hatte, gewann ihm die Bewunderung Europa's und verschaffte ihm daheim eine außerordentliche Popularität. Das schwedische Volk, von den Bedrückungen, womit das Junkerregiment es überhäuft

hatte, aufathmend, erblickte in dem jungen Monarchen seinen Befreier, erklärte ihn zu seinem Liebling und feierte ihn mit Sang und Klang als den besten König des Nordens („den bästa kung, som Norden äger“). Er seinerseits nahm auch Anläufe, dieser verschwenderisch ihm zugetheilten Volksbeliebtheit zu entsprechen und den auf sein königlich souveränes Walten gesetzten Hoffnungen gerecht zu werden. So geschah denn in den ersten Jahren manches Löbliche zur Reorganisation des chaotisch verworrenen Staatshaushaltes, zur Erleichterung des Volkes, zur Wiederaufrichtung des tiefgesunkenen Ansehens Schwedens nach außen. Aber es waren doch nur Anläufe, zum Theil nicht einmal glückliche. Ausdauer und Folgerichtigkeit fehlten durchweg. Des Königs Korkseele ermangelte allzusehr des Ballastes sittlichen Ernstes. Mit genialischem Hin- und Hertasten richtet man in der Politik nicht viel aus und Schöngeisterei und Kunstdusel taugen da vollends gar nichts. Der Geniestreich vom August 1772 allerdings war ein rechter gewesen, hatte gut getroffen und durchgeschlagen; aber er schien auch das Wesen von Gustavs Willen und Kraft aufgezehrt zu haben. Denn fortan war all sein Thun, näher angesehen, nur noch Schein und Schaustellung. Das Komödiantische in dem Manne wurde übermächtig bis zur Widerlichkeit. Er wollte so zu sagen immer auf der Bühne stehen, immer agiren, und so hat er denn seine Königschaft zu eitel Schauspielerei gemacht.

So ein Komödiantenthum kostet aber Geld, viel Geld, sehr viel Geld. In der Beschaffung desselben bestand im Grunde die ganze Staatskunst Gustavs. Er krankte an der Sucht, an der Wuth, den Prunk, die Luxusexcesse, die Vergeudung von Versailles an seinem Hofe nachzuahmen, und er brachte es auch glücklich zu einer Gewissenlosigkeit im Verschwenden, daß z. B. ein einziges, im Jahr 1776 abgehaltenes Ringelrennen 400,000 Thaler Kupfermünze kostete. Nicht weniger ein zweites, im folgenden Jahre veranstaltetes. Nun war und ist aber Schweden ein armes Land, dem die Aufbringung der Kosten des phantastischen

Luxus, in welchem König Gustav die Verwirklichung seiner „Heldenträume“ suchte, sehr schwer fallen musste. Der Pfiffe und Kniffe, mittels welcher die königliche Finanzerei das Geld aus dem Volke herauspresste, waren viele; aber der Hauptpfiff und Erzkniff ist gewesen, daß der König sich zum Großhändler, zum Einzighändler mit Schnapps machte. In der That, der „ritterliche“ Gustav, Gustav der Poet, Gustav „den bästa kung“, wurde Schnappskrämer, — in großem Stile, versteht sich. Der König wusste recht gut, daß die Völker dumm und feig genug sind, sich geduldig die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, falls man ihnen nur weismacht, dieses Schinden sei eigentlich ein heilsames Kitzeln. Er war auch ein zu geriebener Gaukler, als daß er die Plumpheit begangen hätte, seinem geliebten Schwedenvolke mit Auflegung von neuen Steuern lästig zu fallen. Da er jedoch Geld und immer wieder Geld haben musste und wollte, so kam er auf den sinnreichen Einfall, sein Volk auf gut russisch zu beglücken, d. h. nach russischem Muster am 17. Mai 1776 das Branntweinbrennen für ein Regale der Krone und das Branntweinverkaufen für ein königliches Monopol zu erklären, und der arme Narr von Schwedenvolk glaubte dem allerdurchlauchtigsten Schnappspropheten und kaufte jährlich für etwa $1^1/_2$ Millionen Silbermünze „blaues Gift“ in der königlichen Fuselbude.

Leider ist Volksgunst ein nicht minder gebrechlich und zerbrechlich Ding als Glück und Glas und in Folge dessen finden wir, daß nach Verlauf von etlichen Jahren die guten Schweden — wir meinen Bürger und Bauern — ihren vielgeliebten Kung nicht mehr mit allzuheißen Liebeblicken ansahen und viele sogar auf den Gedanken kamen, die „glorreiche“ Revolution von 1772 wäre eigentlich ein Schwindel, eine Prellerei gewesen, maßen die Herren Junker im ganzen nicht schlimmer gewirthschaftet hätten, als dermalen der oberste der Junker wirthschaftete. Die königliche Schnappspest mit ihren unliebsamen Specialitäten, als da waren Denunciationen, Visitationen, Konfiskationen und Fiskalisationen, verheerte das arme Land materiell und moralisch

gleich sehr und brachte denkende Menschen zu der Meinung, ein König könnte und sollte doch eigentlich besseres thun, als Branntwein brennen und ausschenken. Die denkenden Menschen machten und machen indessen in Schweden, wie allenthalben, eine verschwindende Minderzahl aus, die wenig zu bedeuten hatte und hat, und obzwar auch in die Massen eine dumpfe Unzufriedenheit mit dem Theaterkönig mehr und mehr sich einzufressen begann, so brauchte sich Gustav und brauchen sich überhaupt große Herren um die Unzufriedenheit des Volkes nicht zu kümmern. Lasst die Schafe immerhin unzufrieden sein, lasst sie sogar sich unterstehen, mitunter kläglich zu blöken, schadet nichts, wenn sie nur gewohnter Weise ihre Wolle hergeben.

Das Jahr 1777 markirt ziemlich bestimmt den Wendepunkt, von wo ab Gustav die Nebenpartie seiner Rolle, den populären König, den „roi citoyen“ zu agiren, immer lässiger behandelte und endlich ganz fallen ließ. In dem genannten Jahre machte er auch seine allen braven Schweden höchst anstößige Reise nach Petersburg. Einen Vorwand dazu bot ihm die üble Miene, welche die „Semiramis des Nordens“, als Beschützerin der „Mützen“, zum Staatsstreiche von 1772 und seither Schweden gegenüber gemacht hatte. Gustav traute sich Geistesüberlegenheit und Liebenswürdigkeit genug zu, die übelwollende Nachbarin zu versöhnen und für sich zu gewinnen. Das tiefer gelegene Motiv zu seiner Reisefahrt ist aber wohl dieses gewesen, daß seine histrionische Eitelkeit den König gestachelt hat, der Welt zu zeigen, wie es keinesfalls zu seinem Nachtheil ausschlüge, so er neben der größten Komödiantin der Zeit, neben der siebenfach destillirten und siebzigfach potenzirten Intrikenkünstlerin Katharina auf der Bühne erschiene.

Er täuschte sich gewaltig, nicht aber die Welt, welche ganz deutlich erkannte, daß die genialische Majestät von Schweden, verglichen mit der Zarina, doch nur ein „geflickter Lumpenkönig“ war. In Wahrheit, Katharina die Zweite wusste den blendenden, ja sogar einen überzeugenden Schein von Großartigkeit um all ihr Thun, um ihr ganzes Sein

und Gebaren herzubreiten. Selbst um ihre Messalinaschaft. Man hatte am russischen Hofe, auch nachdem man die gräulichen Ausschweifungen Peters des Ersten und die Liebschaften der Zarin Anna gesehen, doch noch immer ein wenig Gefühl für Scham oder wenigstens für Anstand. Sogar die indolente Söfferin, die Kaiserin Elisabeth, hatte ihre Gardegrenadiere nur mit verbundenen Augen in ihr Schlafgemach kommen lassen [1]). Katharina die Zweite dagegen verachtete solche kleinliche Rücksichten und mit dem ganzen Kynismus einer großartigen, durch ihre Beispiellosigkeit die Menschen verblüffenden Schamlosigkeit erklärte sie das zwölfmal neu besetzte Amt ihres ersten Beischläfers zum höchsten Hof- und Staatsamt ... Gegen dieses dämonische Weib, gegen welches selbst der alte Fritz keine andern Waffen als die der unterthänigsten Schmeichelei zu gebrauchen wagte, konnte Gustav gar nicht aufkommen. Daß er die Zarin nicht durchschaut, daß er ihre doch schon deutlich genug kundgegebenen Absichten auf Finnland, sowie ihre fortwährenden Beziehungen zu dem schwedischen Junkerthum nicht erkannt hatte, bezeugt der Umstand, daß der König nach seiner Heimkunft im August 1777 aus Drottningholm an den Grafen Kreutz in Paris schrieb: „Meine Reise ist über Erwarten gut ausgefallen und ich ernte schon die Früchte derselben. Die alte Mützenpartei ist zertrümmert und mit den Kabalen der Aristokratie hat es ein Ende, nachdem ihnen alle Hoffnung benommen worden ist, durch Entflammung des Hasses der Kaiserin meine Regierung zu beunruhigen. Freundschaft ist (vonseiten Katharina's) auf Vorurtheil gefolgt." Allein der schwedische Gesandte am französischen Hofe war besser unterrichtet; denn er schrieb am 5. September zurück: „Die russische Kaiserin hat nach Ew. Majestät

1) „Elisabeth, outre les Schouvalof et les Rasoumofski, se livrait à tous les objets de ses caprices. Plus d'un beau grenadier fut secrètement et les yeux bandés, introduit dans la couche impériale, sans se douter des illustres faveurs qui lui étaient imposées. Malheur à lui s'il paraissait le soupçonner, car il était à l'instant même relégué en Sibérie." Le comte D'Allonville, Mém. secr. V, 61.

Abreise Aeußerungen gethan, welche nicht für die Aufrichtigkeit der Freundschaft sprechen, die sie Ihnen bezeigte." Summa: — Schweden sammt seinem Theaterkönig war für Katharina die „Große" auch nur eine der Mäuse, mit welchen die geile Kaiserin-Katze eine Weile graziös-grausam spielte, bevor sie dieselben auffraß oder ihnen wenigstens dieses oder jenes Glied vom Leibe riß und biß.

Im folgenden Jahre hat im gustavischen Lebensdrama ein ganz hässlicher Akt gespielt, dessen erste Scenen freilich um mehrere Jahre weiter zurückreichen.

Die Ehe des Königs, vorausgesetzt, daß es überhaupt eine gewesen, war kinderlos geblieben. Gustav hatte sich dem hassvollen Willen und Wunsch seiner Mutter gemäß seiner Gemahlin gegenüber auf den Standpunkt kühl-ceremonieller Zurückhaltung gestellt, was ihm freilich aus weiter oben angedeuteten Gründen nicht eben viel kostete. Seitdem aber auch die Ehe seines Bruders Karl, Herzogs von Södermanland, als unfruchtbar sich herausgestellt hatte, scheint sich der König über die Gefährdung der Thronfolge und Dynastie mehr und mehr Gedanken gemacht zu haben. Die Folge derselben war, daß der König im J. 1775 seiner Gemahlin Sophie Magdalene sich näherte und daß eine förmliche Aussöhnung — „raccommodement" nennt es Gustav selber — zwischen dem Paare stattfand, zum äußersten Verdrusse der Königin-Witwe Luise Ulrike. Diese fing denn auch, als zu Anfang des Jahres 1778 die Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter Sophie Magdalene ruchbar wurde, vom Schlosse Fredrikshof, ihrem Witwensitz, aus ein heilloses Rumoren an, so zwar, daß der König schon im August in einem seiner Briefe an den Grafen Kreutz über die „unglückliche Geschichte" sich zu beklagen hatte, welche „Unruhe und Spaltung in das Innere der königlichen Familie brächte". Einen Monat vor der Niederkunft der Königin schrieb Graf Kreutz aus Paris: „Der Herr Graf Maurepas hat mir aufgetragen,

Ew. Majestät auf das eindringlichste vorzustellen, wie wichtig es sei, daß die Königin-Witwe gezwungen werde, dem Taufakte beizuwohnen und das Kind zur Taufe zu halten." Ein sattsam deutlicher Wink, wie Frau Luise Ulrike über die Legitimität, d. h. Illegitimität ihres zu erwartenden Sozusagen-Enkels dachte.

Am 1. November gebar Sophie Magdalene einen Sohn, den nachmaligen Gustav den Vierten, närrischen Andenkens. Der König setzte sich sogleich hin, seine Mutter von dem glücklichen Ereignisse zu benachrichtigen. Aber von Fredrikshof kam auf seinen Brief diese Antwort herein: — „Mein Herr Sohn! Ich bin Mutter und dieser geheiligte Charakter kann aus meinem Herzen niemals vertilgt werden. Er wird mich stets bewegen, einen aufrichtigen Antheil an Ew. Majestät Glück zu nehmen, und ich erwarte von der Zukunft, daß die Binde, welche Ihre Augen beschattet, werde zerrissen werden. Dann wird es geschehen, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Härte bedauern werden, mit welcher Sie einer Mutter begegnen, welche Sie bis zum Grabe lieben wird. Verbleibend Ew. Majestät sehr gute Mutter Luise Ulrike..." Auf dieses Schreiben hin ließ Gustav — sei es, daß er wirklich Grund hatte, sich für den Vater des neugeborenen Prinzen zu halten; sei es, daß ihn, so dies nicht der Fall war, die ihm imputirte Augenbinde nur um so mehr verdroß — seiner Mutter das Erscheinen bei Hofe verbieten, was die alte Frau zunächst so in Schrecken setzte, daß sie einen Entschuldigungsbrief an ihren Sohn sandte. Darin hieß es: „Die Binde, von welcher ich sprach, bezieht sich in keiner Weise auf die Person der Königin." Allein der König ließ die Ausrede nicht gelten und schrieb zurück: „Genießen Sie Ihre Rache; aber, um Gottes willen, stellen Sie sich nicht dem Publikum bloß!"

Es war dann die Rede davon, auf gute Manier Luise Ulrike aus dem Lande zu entfernen und sie nach Schwedisch-Pommern reisen zu machen. Sie erklärte, hierein zu willigen, stellte aber so überstiegene Bedingungen, daß man das

Reiseprojekt fallen und die alte Zankbürste ließ, wo sie war. Dadurch noch mehr erbos't, that sie jetzt erst recht, shakspeare'sch zu reden, das „Gatter ihrer Zähne" auf, falls sie nämlich noch welche hatte, und ließ sich gegen ihren Sohn Karl von Södermanland heraus, sie wisse wohl, was das „Raccommodement" des Königs mit seiner Frau zu bedeuten habe und wem dasselbe zu verdanken sei. Der König habe ja selbst laut genug gesagt — (das war wahr!) — daß er es seinem Hofstallmeister, dem Baron Munck, verdanke. Ja wohl! Denn der Munck, ja, der sei mit Wissen Gustavs der Vater des Kronprinzen geworden. Was zum Teufel? schrie der Herzog von Södermanland auf, dessen starke Seite bekanntlich der Verstand niemals gewesen ist, und rannte, den Hofstallmeister aufzusuchen, welchen er mit Schmähungen überhäufte. Munck klagte das dem Könige, der nun seinerseits wüthend gegen die Mutter und den Bruder losbrach. Eine himmlische Wirthschaft von Gottes Gnaden!

Dame Skandalchronika hatte seit Jahrhunderten in Stockholm nicht so viel zu thun gehabt, wie dermalen. Sie lief sich beinahe die Beine ab und schwatzte sich fast die Zunge lahm. Sie gerieth förmlich ins Deliriren und behauptete, erst habe man einen Kronprinzen herbeischaffen wollen dadurch, daß man das zu erwartende Kind der jungfräulichen Schwester des Königs, der weiß der Himmel wann, wie und von wem in interessante Umstände versetzten Aebtissin von Quedlinburg, unterzuschieben Willens gewesen sei. Leider aber habe — o Schrecken! — Ihro jungfräulich prinzesslich-äbtissinische Gnaden Sophia Albertina einen Mohrenknaben zur Welt gebracht. Daraufhin erst hätte der König und beziehungsweise die Königin ihre Zuflucht zu dem guten Munck genommen.

So etwas konnte sich denn doch die Legitimität von Gottes Gnaden nicht bieten lassen. Es galt, den Strom des Aergernisses an der Quelle zu verstopfen, was mit großem Geräusch ins Werk gesetzt wurde. Die Königin-Witwe musste zu Fredrikshof in Gegenwart des Königs und eines halben Dutzends von Reichsräthen eine feierliche schriftliche Erklärung abgeben, daß bei dem mehrerwähnten

„Raccommodement“ Gustavs mit Sophie Magdalene alles mit rechten Dingen zugegangen und demnach der Kronprinz ihr echter und rechter Enkel sei. Fatal nur, daß das Publikum an diese Erklärung so wenig glaubte wie Luise Ulrike selber, und fataler noch, daß Dame Skandalchronika thatsächlichen Grund hatte, später also zu argumentiren und zu demonstriren: „Es ist bekanntlich ein munckisches Familienübel, daß die Muncke in einem gewissen Alter närrisch werden. Gustav der Vierte ist schon bei Zeiten ein notorischer Narr gewesen: folglich“ . . . . .

Die Sage vom „bästa kung“ hat sich mehr und mehr zu einer verschallenden, verschollenen gestaltet und auf seinem mit guten Vorsätzen gepflasterten Wege ist der aufgeklärte Despotismus Gustavs des Dritten schon so ziemlich vollständig in die Region des gemeinen und schlendrianischen hinabgelangt. Je tiefer aber der Mann in der Wirklichkeit sank, desto höher strebte er in Gedanken, nämlich als Gaukler und Komödiant.

Da kann es denn auch nicht verwunderlich erscheinen, daß die Starkgeisterei und Kraftgenialität in dem Könige zu dieser Zeit plötzlich in eine ganz läppische Mysteriensucht um- und überschlug. Es ist ja das der Starkgeisterei und Kraftgenialität dazumal auch anderwärts häufig genug begegnet, — zur Zeit, wo das Geheimnisseln und Geheimbündeln an den Höfen und in der „guten“ Gesellschaft Mode war und die tollgewordene Freimaurerei und der durch die Jesuiten gefälschte Illuminatismus einem so jämmerlichen Halunken, wie Balsamo-Cagliostro einer gewesen, die Pfade bereiteten, auf welchen er Europa als Triumphator durchziehen konnte. Auch in Stockholm geheimnisselte und geheimbündelte man eifrig und zwar hat sich daselbst als Hauptmacher in den mancherlei Ordensalfanzereien der Staatssekretär Elias Schröderheim aufgethan. Durch ihn war der Phantastikus von König, dessen „Aufklärung“

nicht eben eine taktfeste, tief in die Rosenkreuzerei und anderen Schwindel verstrickt. Nachdem er es glücklich dahin gebracht hatte, zum „Tempelherrn“ geweiht zu werden, gab er dem erhaltenen Anstoß zur Verblödung und Verduselung soweit nach, daß er durch zwei Charlatane von der erbärmlichsten Sorte, durch den Schweden Plommenfelt und den Finnen Björnram, mittels Lebenselixirbrauerei und Gespensterbeschwörungsspuk ganz lächerlich sich nasführen ließ.

Daneben wurde seiner Sucht, zu schauspielen, Effekt zu machen, zu glänzen, die heimatliche Bühne zu enge. Er verlangte nach einer europäischen, um auf derselben den großen Staatsmann und den noch größeren Kriegshelden zu agiren. Alle Vorstellungen der verständigeren seiner Minister gegen das Bedenkliche, ja Gefährliche derartiger Träumereien und Wünsche fanden ein ungeneigtes Gehör und hatten nur den Erfolg, den Sinn des Königs mehr und mehr seiner Pflicht, mit den inneren Angelegenheiten Schwedens sich zu beschäftigen, zu entfremden. Die Rückwirkung, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner auf Europa übte; der kriegerische Hader, worein in Folge dieses Krieges England mit Frankreich gerathen war; die Verwickelungen, welche die riesenhaften von Katharina der Zweiten in Gemeinschaft mit ihrem Potemkin ausgeheckten Eroberungspläne, sowie die Projekte Kaiser Josefs in Aussicht stellten, bestärkten den Schwedenkönig in seiner Einbildung, daß es ihm bald beschieden sein würde, die Rolle Karls des Zwölften zu erneuern.

Das Jahr 1783 schien solche Wünsche der Erfüllung näher zu bringen. Es war aber nur ein Schein; denn die abenteuerliche Politik Gustavs konnte unmöglich zu einem Sein werden. Es war alles nur ein Hin- und Herflackern, ein Hin- und Widerfahren, ein Verfolgen großer Ziele mit kleinen Mitteln, ein über die maßen kostspieliges Komödienspiel, welches zudem hinter der heroischen Aufflitterung nicht selten recht gemeine Blößen zeigte. Als die Zarin Katharina unter unmittelbarer Beihilfe des von der großen Ränklerin genarrten Kaisers Josef des Zweiten die Länder

der krim'schen, taman'schen und kuban'schen Tataren von der Türkei abriß und in den unersättlichen Magen der Matuschka Moskawia spedirte, wähnte der Schwedenkönig Zeit und Situation günstig genug, um ebenfalls den Eroberer herauskehren zu können, und zwar zuvörderst gegen Dänemark, welchem Norwegen entrissen werden sollte. Es wurden zu diesem Zwecke Rüstungen vorgenommen und Gustav that eine Fahrt nach Finnland, um daselbst eine Zusammenkunft mit der Zarin zu haben; sei es, daß er hoffte, ihre Zustimmung zu seinen Projekten zu gewinnen, oder sei es, daß er sich vor den Leuten wenigstens den Anschein geben wollte, dieser Zustimmung sicher zu sein. Die schlaue Katze und der heroische Mauserich trafen sich am 29. Juni 1783 zu Fredrikshamm und verlebten unter rauschenden Lustbarkeiten drei Tage mitsammen. Gustav schlug keineswegs die wirkliche oder auch nur die scheinbare Bundesgenossenschaft Katharina's heraus, wohl aber ein Almosen von 200,000 Rubeln, welche unter dem Titel eines Ersatzes seiner Reisekosten der König-Komödiant anzunehmen Lump genug war.

Mit Hilfe dieses russischen Geschenkes, dessen Kapital nebst Zinsen und Zinseszinsen Russland später in Form des schwedischen Finnland einzuziehen verstanden hat, unternahm Gustav, seine Heldenrolle einstweilen vertagend, als Graf von Haga im September 1783 seine Schwelger- und Gauklerreise nach Italien. In Neapel bewirthete ihn der russische Gesandte in verschwenderischer Weise und so zu sagen als Dessert wurde dem Könige dann in Venedig ein Brief seiner hohen Gönnerin überreicht, worin die Zarin schrieb: „Man schwätzt davon, daß Ew. Majestät geheime Zurüstungen mache, um sich Norwegens zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon und ebenso wenig an das Gerücht, welches mich mit einem Einfall in (russisch) Finnland bedroht, allwo Ew. Majestät, wie man behauptet, meine schwachen Besatzungen niederzusäbeln und geradenwegs auf St. Petersburg loszugehen beabsichtigt, vermuthlich, um dort zu soupiren. Da ich kein Gewicht auf das lege, was man in Gesprächen ausspricht, in welchen der

Verschönerung der Rede wegen häufiger die Sprünge der Phantasie sich zeigen als Wahrheit und Möglichkeit, so sage ich jedem, der es hören will, ganz einfach, daß weder aus dem einen noch aus dem andern etwas werden wird.“ . . . Das war eine starke Prise, noch dazu tüchtig mit Spottpfeffer gemischt. Sie stach auch dem Könige sehr scharf in die Nase und er wollte der übermüthigen Spötterin zur Erwiderung ebenfalls eine darbieten, die gehörig gewürzt sein sollte. Es handelte sich nur um das Können und dieses glaubte Gustav durch einen Besuch am französischen Hofe zu ermöglichen, wohin er von Italien aus ging. Die Minister Ludwigs des Sechszehnten, die wirkliche Bedeutung Schwedens im Staatensystem Europa's weit überschätzend, ließen sich in der That bestimmen, am 16. Juli 1784 zu Versailles einen neuen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, kraft dessen Gustav über die bisher aus der französischen Staatskasse bezogenen und fürder zu beziehenden „ordentlichen“ Hilfegelder hinaus noch „außerordentliche“ im Betrage von 1,200,000 Livres jährlich, sowie, im Falle Schweden von einem Feinde angegriffen würde, kriegerischen Beistand zugesichert erhielt.

Der König hat die Vorkommnisse seiner Reise in einer Reihe von Briefen geschildert, deren meiste an seinen jetzigen Premierminister, den Grafen Kreutz, gerichtet wurden. Von besonderem Interesse ist ein aus Rom am 27. Januar 1784 an den Generaladmiral Trolle geschriebener Brief, worin sich Gustav über Kaiser Josef den Zweiten, mit welchem er in Florenz und dann in der Papststadt zusammengetroffen war, also ausließ: „Alles scheint eine große Umwälzung zu verkünden und des Kaisers Projekte sind so umfassend, daß eine solche Krisis unvermeidlich sein dürfte. Ich habe diesen Fürsten gesehen, dessen Person ebenso wunderbar ist wie sein Benehmen. Nachdem er den Papst fast insultirt, nachdem er der römischen Gewalt den letzten Stoß gegeben“ — (warum nicht gar?) — „und den Grundbau der römischen Lehre untergraben hat“ — (wodurch denn?) — „sah man ihn hier in der Peters-

kirche auf den Knieen liegen, von einer Kirche zur andern laufen und mit großem Eifer alle die Andachtsübungen vollziehen, welche die katholische Lehre vorschreibt. Ich bin sehr erfreut, ihn gesehen und kennen gelernt zu haben; aber ich kann nicht leugnen, daß ich finde, er erwecke Bewunderung, doch nicht die Liebe und den milden Enthusiasmus, welche nur ein Menschenfreund einflößen kann und welche die Freundlichkeit und die Manieren der Kaiserin von Russland erzeugen" . . . Der königliche Briefschreiber stellt also inbetreff der Menschenfreundlichkeit Josef unter Katharina: das zeichnet deutlich die gustavische Korkseele . . . In Versailles erhielt der galante Schwedenkönig Zutritt zum vertrautesten Kreise der schönen Königin. Marie Antoinette tanzte mit ihren Artois, Polignacs, Coignys, Lauzuns und Besenvals damals noch leichtbeschwingten Fußes und lachenden Mundes dem Abgrunde entgegen. Am 24. Juni 1784 schrieb Gustav aus Versailles: „Die Fête der Königin zu Trianon war charmant. Man spielte auf dem kleinen Theater Le dormeur éveillé, Text von Marmontel, Musik von Gretry, mit allem Zubehör von Oper und Ballet. Man soupirte in den Pavillons des Gartens und nach dem Souper war der englische Garten illuminirt. Es war eine vollkommene Zauberei" . . . Zehn Jahre später war an das Thor des in Ruinen fallenden Zauberschlosses der königlichen Armida ein Plakat angeschlagen des Inhalts: „Nationaleigenthum; zu verkaufen oder zu vermiethen" — und war der englische Garten eine Wildniß voll Dornen und Unkraut . . . .

„All worldly shapes shall melt in gloom,
The sun himself must die."

Im August von 1784 nach Schweden heimgekehrt, spielte Gustav seine Heldenrolle weiter — in Gedanken. Derweil hatte sich aber in der Wirklichkeit sein Verhältniß

zur Nation wesentlich anders gestaltet, d. h. die Unzufriedenheit mit der gustavischen Staatswirthschaft war auch im Bürgerstande und in der Bauernschaft so groß geworden, daß die Geistlichkeit zu murren und der Adel offen zu widerstehen wagen konnte. Der König ließ sich durch die Symptome eines Umschwungs der öffentlichen Meinung nicht warnen und nahm insbesondere die Todfeindschaft, welche gegen ihn im Schoße des Junkerthums brütete, viel zu leicht. Ueberhaupt schenkte er den mancherlei Schwierigkeiten, die sich im Innern gegen ihn anzusammeln und aufzuthürmen begannen, wenig oder keine Achtsamkeit, ganz und gar von der Don-Quijote-Phantasie erfüllt und beherrscht, nach außen „Schwedens Macht und Ruhm zu vergrößern", d. h. die obschwebenden Verwickelungen der europäischen Politik — das weitere Vorgehen der Zarin gegen die Türkei, die Vergrößerungspläne Kaiser Josefs in Deutschland, die Gährungen in den Niederlanden, die in Folge des amerikanischen Krieges eingetretene Ermattung Englands, die Vorwehen der Revolution in Frankreich — zu benützen, um ein recht großer Schwedenkönig, à la Gustav Adolf etwa, zu werden. Uebrigens ist in dieser Narrethei nicht einmal Methode gewesen. Des unstäten Mannes Sinnen und Wollen war veränderlich wie Wind und Welle. Heute sann er darauf, Russlands Bundesgenossenschaft zu suchen, um mittels derselben über Dänemark herfallen zu können; morgen aber wollte er ein Bündniß mit Dänemark schließen, um, gestützt auf diesen Rückhalt, Russland anzugreifen. Der im Mai von 1786 eröffnete Reichstag hätte den König belehren können, daß er seine ganze Aufmerksamkeit, Kunst und Kraft den inneren Angelegenheiten Schwedens zukehren müsste. Er begegnete einer geschlossenen Opposition und vermochte von seinen sämmtlichen zur Berathung vor die Stände gebrachten Vorschlägen nur einen einzigen, und zwar sehr untergeordneten, durchzusetzen. Der Verblendete zog aber daraus nur die Lehre, daß er beim Staatsstreiche von 1772 dem Reichstage noch viel zu viele konstitutionelle Befugnisse gelassen hätte.

Man ist doch oft versucht, so man die unzweifelhaft genialischen Naturanlagen Gustavs mit seinem Thun zusammenhält, alles Ernstes das Wort des römischen Autors: „Jedem Genie ist eine Dosis Wahnsinn beigemischt“[1]) — auf ihn anzuwenden. Die Abenteuer seiner sechs letzten Lebensjahre könnten einem modernen Cervantes reichlichen Stoff liefern.

Aber mit der Phantasterei des Königs ging Hand in Hand ein gewissenloser Leichtsinn, den es wenig kümmerte, ob das Brillantfeuer, mittels dessen das eigene liebe Ich in hellste und schönste Beleuchtung gerückt werden sollte, Schweden und vielleicht ganz Europa verzehren würde. Seine gränzenlose, durch und durch komödiantische Eitelkeit hätte Gustav den Dritten das furchtbare Wort: „Bin ich erst todt, mag die Erde in Flammen aufgehen“[2])! — welches Kassius Dion dem Menschenverächter Tiberius in den Mund gelegt und die lachende Lüderlichkeit der Madame Pompadour bekanntlich kurz vor dieser Zeit in's Französische übersetzt hatte („Après nous le déluge!“), unbedenklich nachsprechen lassen.

Falls man überhaupt von einer Berechnung in dem Handeln des Königs in dieser Epoche noch sprechen dürfte, so müsste man sagen, daß er sich im Jahr 1788 Hals über Kopf in den Krieg mit Russland gestürzt habe, um mit dem Geräusche dieses Krieges den in Schweden laut und lauter sich äußernden Widerstand gegen seine ganze Wirthschaft zu überlärmen. Es ist ja allzeit und bis auf unsere Tage, bis auf diese Stunde herab ein beliebtes Hausmittelchen des Despotismus gewesen und geblieben, die Völker, wann sie nach Freiheit und Recht schreien oder auch nur seufzen, für fiebernd und delirirend auszugeben und sie mittels Kriegführens für Ehre, Gloire, die „Interessen der Civilisation“ u. dgl. m. starken Aderlässen zu unterwerfen.

---

1) Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit. Seneca, de tranquill. animi XV, 16.

2) Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί. Dion, 58, 23.

Das russische Kabinett, nachdem es der feindlichen Absichten Gustavs vergewissert war, machenschaftete durch seinen Gesandten in Stockholm, Rasumowski, noch viel entschiedener als früher dahin, das alte Parteiwesen in Schweden neu zu beleben, insbesondere das Junkerthum gegen den König zu steifen und die liebe gute schöne „Freiheitszeit“ wieder herzustellen. Matuschka Moskawia ist ja bekanntlich für die „Freiheit“ der Völker damals so zärtlich besorgt gewesen. Vergleiche die Geschichte Polens und — Deutschlands! Das Ränke- und Schwänkespiel, welches die Russen in und mit Schweden trieben, hatte aber immerhin fast noch etwas Großartiges, verglichen mit den kläglichen, zum Theil ganz kindischen Veranstaltungen, mittels welcher Gustav seinem Volke und der Welt vorgaukeln wollte, er sei zum Kriege gezwungen, er sei in Finnland statt der Angreifer der Angegriffene. Ganz widerlich war die Großpralerei des Königs, wenn er die schwedischen Hofdamen zum voraus zu einem Tedeum in der Kathedrale von Petersburg und zu einem Ball im kaiserlichen Lustschlosse Peterhof einlud; wenn er haselirte, er werde Asien und Afrika mit dem Schalle seines Namens erfüllen; wenn er, im Begriffe, zum Heere nach Finnland abzugehen, im Verlaufe seiner im Reichsrathe gehaltenen Abschiedsrede so recht im Stile des „Miles gloriosus“ aufschnitt: „Mein Entschluß, den Tod für's Vaterland zu sterben, ist gefasst. Wenn das Schicksal die Waffen meines tapfern Volkes begünstigt, so will ich von allen Denkmälern des russischen Uebermuthes keines verschonen als die Bildsäule Peters des Großen, um auf ihrem Piedestal den Namen Gustav zu verewigen.“

Katharina die Zweite kannte ihren Gegner als den Theaterkönig, welcher er war, und hatte ihn stets als solchen behandelt. Sie erblickte daher in den heldischen Wallungen und kriegerischen Rüstungen des Königs nur Komödie oder höchstens demonstrative Spiegelfechtereien. Noch am 4. Juni von 1788 schrieb die Zarin an Potemkin: „Ich glaube, sie (die Schweden) packen nicht an und beschränken sich auf bloße Demonstrationen. Es handelt sich nur da-

rum, ob diese Demonstrationen zu leiden sind. Wärest du hier, so würde ich mich, nachdem ich mit dir Rücksprache genommen, in fünf Minuten entscheiden, was zu thun. Anfangen aber dürfen wir schon darum nicht, weil, wenn er (Gustav) uns anzerrt, er von der schwedischen Nation nach ihren Konstitutionen keine Hilfe erhält; packen dagegen wir an, so muß sie ihm helfen. So denke ich denn, ihm volle Zeit zu lassen, Dummheiten zu machen, Geld zu verschleudern und sein Brot aufzuessen [1])." Katharina täuschte sich zwar darin, daß der Schwedenkönig, welcher am 2. Juli in Finnland anlangte, nur demonstriren wollte — die Feindseligkeiten an der Gränze hatten, unzweifelhaft von den Schweden hervorgerufen, noch vor Ankunft des Königs begonnen — nicht aber täuschte sie sich darin, daß Gustav „Dummheiten" machen würde.

In Wahrheit, die ganze Kriegsführung ist von A bis Z nur eine große Dummheit gewesen, recht dazu angethan, die moskowitische Absicht, ganz Finnland zu verschlingen, um einen mächtigen Ruck zu fördern. Und wie hätte das auch anders sein können, da der Theaterkönig den Krieg eben nur als Theaterkrieg zu führen verstand? Hören wir darüber Gustavs geborenen Unterthan und begeisterten Lobpreiser Arndt. „Statt das Spiel des Krieges oder wenigstens die äußere Gebärde dieses Spiels zu spielen, spielte er unter Männern, die nordischer Kraft und altnordischer Thaten warteten, wirklich nur den Spieler. Er, der bei der bösen Stimmung vieler seines Adels und auf dem großen Wendepunkte der Dinge, wo die Würfel eines blutigen Kriegs geschüttelt wurden, sich den Rock und die Sporen Karls des Zwölften hätte anlegen" — (wozu denn? warum überhaupt Mummenschanz treiben?) — „und so unter seinen Schweden und Finnen einherschreiten sollen, erschien unter denen, welche die Kanonen des achtzehnten Jahrhunderts abdonnern sollten, als ein Turnierritter des scherzhaften

1) Ssolowjeff: Geschichte des Falls von Polen, nach russ. Quellen. Uebers. v. Spörer (1866), S. 192.

Lanzenspiels im bunten burgundischen Seidenwamms, mit flatterndem, vielfarbigem Federhut, in Schuhen mit rothen Bändern zu Pferde oder gar als neronischer Nachäffer der luftigen Darstellungen der Mimen und Sänger. Und er hatte Sänger, Histrionen und Dichter wirklich mit sich; im Lager wurden Gesang- und Theaterproben gemacht, manche seiner fröhlichen und tapferen Begleiter waren zugleich Macher und Thäter mit der Feder und dem Degen. Es war König Arthur mit seinen Zwölfen wirklich im Feldlager.“ Das heißt denn doch, aus dem Arndtischen ins Thatsächliche übersetzt, nichts anders als: Gustav handelte wie ein ganzer Hanns Narr und blutiger Ernst wurde von ihm und seinen Kumpanen verdammlich-frivol wie ein Fastnachtsschwank betrachtet und betrieben. Trotzdem psallirt der „königische“ Ernst Moritz Arndt den Windbeutel von König immer wieder als einen „Löwen“. Die Wahrheit ist, daß der angebliche Löwe im finnischen Feldzug seine vollständige Unfähigkeit, den Heerbefehl zu führen, kläglich erwiesen hat.

Das leichtsinnig und lüderlich in Scene gesetzte Theaterstück hatte auch ein entsprechendes Finale. Nachdem der Kampf zwischen der schwedischen und der russischen Flotte — jene wurde von dem Herzog von Södermanland kommandirt — bei der Insel Hoghland am 17. Juli unentschieden geblieben war, wollte Gustav mit der Landarmee zum Angriff auf Fredrikshamm vorschreiten. Da barst unter seinen Füßen eine längst gebohrte und geladene Mine los, — geladen nicht mit russischem Pulver, aber mit russisch-katharinischer Diplomatie. Diese hatte auf die gährende und schwärende Unzufriedenheit der Junker-Officiere des Schwedenkönigs spekulirt und zwar mit Glück. Der Adel im Heere, vorab der in Finnland begüterte, trat gegen den Staatsstreichmacher von 1772 in förmliche Rottirung und mit der Zarin in heimliche Verbindung. Noch eine Stunde vor dem Ausbruch der offenen Meuterei hatte Gustav keine Ahnung von dem, was ihn bedrohte.

Es war am 3. August. Der König hatte einen Sturm auf die Festung angeordnet und das Regiment Abo sollte

die Spitze der Sturmkolonne bilden. Gustav gab das Zeichen zum Angriff, allein das Regiment rührte sich nicht von der Stelle und der Oberst Hästesko trat vor und erklärte, sie würden keinen Schritt vorwärts thun. Zu ihm standen sofort die übrigen Officiere, dem angedonnerten König einen Protest gegen die Weiterführung des „verfassungswidrig“ unternommenen Krieges ins Gesicht werfend. Gustav, gewaltsam sich zusammennehmend, versuchte den tückischen Streich mittels einer Rede an die Soldaten abzuwenden; allein es war dafür gesorgt, daß seine Beredsamkeit nur taube Ohren fand. Das Regiment gab auch dem königlichen Redner eine sehr deutliche Antwort: es legte vor seinen Augen die Waffen nieder und der Oberst Hästesko erläuterte diese Antwort, indem er dem Könige zuflüsterte: „Sire, es ist ein entscheidender Augenblick. Bedenken Sie, daß ein falscher Schritt Sie um Ihre Krone bringen kann.“ Es muß eine Stunde unsäglicher Pein für Gustav gewesen sein. Er musste die Junker gewähren lassen. Seine beschleunigte Abreise aus Finnland glich gar sehr einer Flucht vor dem eigenen Heere, dessen Führer ihren Landesverrath vollendeten, indem sie im Quartier des Generals Armfelt auf dem Edelhof Anjala am Kymene ein Verbündniß unter einander stifteten und auf eigene Faust einen Waffenstillstand mit der Zarin abschlossen. Weiterhin gaben die zum Anjala-Bunde vereinigten Officiere Manifeste aus, worin sie erklärten, sie hätten sich dem königlichen Willen in ihrer Eigenschaft als Bürger widersetzt, weil der Krieg gegen Russland ebenso ungerecht als verfassungswidrig unternommen worden sei. Schließlich wurde auf unverweilte Berufung eines Reichstags gedrungen und deutlich genug die Hoffnung ausgesprochen, daß auf diesem Reichstage der Adel seine Macht und alle die Herrlichkeit der lieben alten guten „Freiheitszeit“ zurückerobern werde.

Mit Grimm und Groll in der Seele war der König nach Stockholm zurückgekehrt, wo er, wie begreiflich und

verzeihlich, den schmählichen Ausgang des finnischen Unternehmens einzig und allein der verrätherischen Tücke des Adels zuschrieb und mit großer Geschicklichkeit im Bürger- und Bauernstande das Misstrauen und die Erbitterung gegen die Junkerei erfolgreich aufwühlte. Das kam ihm sofort sehr zu statten bei der Abwehr einer von außen her drohenden Gefahr.

Dänemark hatte, falls der Ausdruck gestattet ist, den Stiel umgedreht, d. h. es wollte thun, womit es der Schwedenkönig mehrmals bedroht hatte. Im Bunde mit Russland unternahmen die Dänen einen Einfall in Schweden. Am 26. September überschritten sie, von Norwegen her, die Gränze, nahmen Strömstad und rückten auf Gothenburg. In dieser Bedrängniß fand nun Gustav die guten Eingebungen, die Klugheit, die Thatkraft seiner besten Jugendjahre für eine Weile wieder. Er flog nach Dalekarlien und sammelte, wie weiland Gustav Wasa gethan, mittels der Macht seiner Rede die streitbaren Dalkerle um sein Banner. Er brachte überall das schwedische Vaterlandsgefühl in Wehr und Waffen. Er machte von Karlstad aus und dem östlichen Ufer des Wenersee's entlang einen Gewaltritt, wie solche nur der zwölfte Karl gemacht hatte, um sich nach Gothenburg zu werfen und diesen wichtigen Platz gegen die dänischen Belagerer zu halten. Dies gelang und so hatten dann die vonseiten Englands und Preußens angestrengten Friedensvermittelungsversuche um so rascheren Erfolg. Am 9. Oktober kam ein Waffenstillstand zustande und das Resultat weiterer Verhandlungen war, daß Dänemark versprach, während des Weiterganges vom schwedisch-russischen Kriege neutral zu bleiben und Frieden zu halten.

Dies gewonnen, sann König Gustav darauf, für die Schmach von Fredrikshamm sich Genugthuung zu schaffen und an den Anjala-Bündlern seine Rache zu nehmen. Nicht wird ihn darum tadeln, wer da weiß, daß gute Instinkte und schlechte Leidenschaften die bewegenden Motive des Trauerspiels „Weltgeschichte“ sind. Er wollte sich, den genannten Zweck und nebenbei noch etliche andere zu er-

reichen, der Reichstagsmaschinerie bedienen, deren Räder tüchtig zu schmieren er nicht vergaß: — nämlich die Leithämmel des Pfaffen- und Bürgerstandes, maßen er der bäuerischen dermalen ohnehin sicher zu sein glaubte. „Der König“ — berichtet der englische Gesandte Keene im December 1788 nach Hause — „benützt jede Gelegenheit, den Groll des Volkes gegen den Adel aufzustacheln. Da er zudem dermalen eine Summe von 500,000 Gulden, welche er in Holland entlehnte, in Händen hat und damit unter der Geistlichkeit und den Bürgern sich viele Freunde machen kann, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er den bevorstehenden Reichstag nach seinem Willen lenken wird.“

Der Reichstag wurde am 2. Februar 1789 zu Stockholm eröffnet, ein Vierteljahr vor dem Zusammentritt der französischen Reichsstände zu Versailles. Der Adel fand schon in des Königs Thronrede eine Kriegserklärung auf Leben und Tod und nahm sofort den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Gustav, der Zustimmung der drei übrigen Stände gewiß, hatte sich für Nothfälle noch eines handfesteren Rückhalts versichert, indem er drüben bei Drottningholm etliche Tausende von Dalkerlen versammelte, um sie, wie er sagte, in den Waffen üben zu lassen. Er entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit, laborirte allerhöchst-eigenhändig in der konstitutionellen Apotheke, kochte alle die bekannten Bestandtheile der parlamentarischen Mixtur zusammen, schmeichelte und schalt, streichelte und kratzte, zog nacheinander alle Register seiner wohlgestimmten Rednerorgel. Umsonst, die Junker hielten ihre Opposition gegen die königlichen Vorschläge entschieden aufrecht. Demzufolge gab Gustav — er war ja auch ein Autor! — eine zweite verbesserte Auflage vom 19. August 1772 heraus, und zwar am 20. Februar 1789. Zur Mittagsstunde nämlich wurden die Grafen Fersen, Brahe, Horn, der Freiherr de Geer und andere Vorfechter des Junkerthums verhaftet, nachdem der Befehl zur Verhaftnahme der Bündler von Anjala schon früher nach Finnland ergangen war. Fersen und seiner Mitverhafteten jedoch wollte der König sich nur für so lange

6*

entledigen, bis die Reichstagskomödie zu Ende gespielt wäre. Die Herren wurden daher einen Monat lang im Schlosse Fredrikshof in bequemer Haft gehalten und dann freigelassen. Die Verräther und Meuterer in Finnland, so weit man ihrer habhaft werden konnte, traf ein härteres Loos. Sie wurden kriegsgerichtlich zum Tode, zu lebenswieriger Haft oder Verbannung verurtheilt; doch ließ Gustav, welcher durchaus kein Blutmann war, nur an Einem den Todesspruch vollziehen, an dem Obersten Hästesko.

Man muß es dem schwedischen Adel zum Lobe nachsagen, daß er in dieser Krisis den Muth der Ueberzeugung bewährte. Das „Ritterhaus" verharrte auch der Gewaltthätigkeit des Königs gegenüber bei seinem parlamentarischen Widerstande, bis zur äußersten Möglichkeit, d. h. so lange, bis Gustav am 27. April mittels einer aus Lug und Trug und Gewalt widerlich gemischten Gaukelei die scheinbare Zustimmung des Ritterhauses zu seinen Wünschen und Vorschlägen geradezu erschwindelte. So gelangte er denn zu dem gewünschten Resultate des Reichstags, dazu nämlich, daß an die Stelle der im Jahre 1772 oktroyirten Verfassung die sogenannte „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" vom 21. Febr. 1789 trat, kraft welcher die Adelsprivilegien zum Vortheil der übrigen Stände beträchtliche Beschränkungen erlitten, die königliche Gewalt aber thatsächlich nicht nur, sondern auch, unter ganz dünner Verschleierung, förmlich zur unbeschränkten gemacht wurde. Der Adel verschwand demzufolge so zu sagen von der schwedischen Staatsbühne; aber nur, um im Dunkel des Privatlebens über seinen Beschwerden zu brüten, Komplotte zu spinnen und Mordgewehre zu laden.

Die Kräfte des Reiches in seiner Hand zusammenfassend, hat nun König Gustav in den beiden folgenden Jahren den Krieg gegen die Zarin mit wechselnden Erfolgen in Finnland geführt. Das Beste, was die Schweden während des

ganzen Krieges zuwegebrachten, war ihr in der mörderischen am 9. Juli von 1790 in der Bucht von Swenskesund geschlagenen Seeschlacht über die übermächtige russische Flotte errungener Sieg, welcher Katharina die Zweite die beabsichtigte Verschluckung von Schwedisch-Finnland vorderhand noch vertagen machte. An diesem Tag ist auch der Heldentraum Gustavs des Dritten einmal glänzende Wirklichkeit gewesen[1]). Die Zarin, zur gleichen Zeit in einen alle Kräfte Russlands in Anspruch nehmenden Türkenkrieg verstrickt — auch die armen Türken wollten sich nicht ohne weiteres verschlucken lassen — beeilte sich, dem Schwedenkönig mit Friedensanträgen entgegenzukommen, welche auszuschlagen Gustav denn doch nicht genug Don Quijote war. Hatte ihm doch der ganze Verlauf des Krieges gezeigt, daß die gustavische Phantasie, in der petersburger Kathedrale ein schwedisches Siegestedeum anzustimmen und in Peterhof schwedische Damen zum Tanze zu führen, nicht so leicht zu verwirklichen wäre. Zu Werelä am Kymene wurden Unterhandlungen eröffnet und gelangte der Friedensvertrag, kraft dessen die Beziehungen zwischen Russland und Schweden auf den Zustand vor dem Kriege zurückgeführt wurden, schon am 14. August zum Abschluß.

Mit diesem Ausgange der unersprießlichen dreijährigen Rauferei war für Gustav, nachdem er „mit leidlichen Ehren", wie man zu sagen pflegt, die Pfote aus dem Dreck herausgezogen hatte, die Möglichkeit aufgethan, die Wunden, welche der Krieg seinem Lande geschlagen, zu heilen und überhaupt einmal nicht allein den König zu spielen, sondern auch in Wahrheit ein rechter Regent zu sein, ein eifriger Wächter von Recht und Gerechtigkeit, ein redlicher Fürsorger und wirklicher Kulturförderer, ein weiser und gewissenhafter Staatswirth. Von alledem war aber keine Rede. Dazu

1) Eine sehr anschauliche Schilderung der swenskesunder Seeschlacht gibt der Bericht des Franzosen Cazalès, welcher auf schwedischer Seite Augenzeuge und Mitkämpfer war. Herrmann hat diesen Bericht aus dem berliner Generalstabsarchiv mitgetheilt in Raumers Histor. Taschenbuch für 1857, S. 477 fg.

hätte es ja des Ernstes, der Hingebung und Selbstverleugnung, der Ausdauer und schlichten Pflichterfüllung bedurft, und woher sollte ein von Eitelkeit missduftender Theaterkönig, welchem die Komödianterei zur Natur geworden, die Eigenschaften, die Geduld, die Beharrlichkeit nehmen, zu thun, „was frommet und nicht glänzt"? Gustav ist, wie alle lüderlichen Halbgenies es sind, durchweg ein Mensch der Anläufe gewesen, welcher von jener Arbeitsfreude, von jener —

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört" . . .

gar keine Vorstellung und für seine wirkliche Schuldigkeit gar kein Gefühl hatte. Alles in allem ein bloßer Gaukler, dem Lobhudelgedudel eines „königischen" Ernst Moritz Arndt zum Trotz.

Statt daheim zu thun, was nöthig und was ihm oblag, griff der jetzt vierundvierzigjährige Phantast alsbald mit seinen Träumereien wieder ins Weite und Blaue hinaus. Eine Don-Quijoterie größten Stils ward ausgeheckt: — ein Kreuzzug gegen die französische Revolution und für die absolute Fürstendespotie. Soweit war der Mann heruntergekommen, welcher vor Zeiten einer der Personen seines „Gustav Wasa" die Worte in den Mund gelegt hatte: „Glaube, es gibt eine Macht, welche mehr vermag als des Glückes wandelbare Gunst und gekaufte Soldatenscharen, eine Macht, welche auch schwache Kräfte ins Uebermenschliche steigert, waffenlose Kinder über Helden siegen lehrt und je mehr unterdrückt, desto gewaltiger sich erhebt. Die Liebe zur Freiheit ist's [1])!" Man thut jedoch dem Könige vielleicht unrecht, wenn man die Aushecknng seines antirevolu-

---

1) „Tro att det gifs en makt, som mera gälla plär
Än ödets lösa nåd och krigkarna köpta här,
Som öfver mensklig krets den svagas dygder höjer,
Som vapenlösa barn på hjeltar segra lär,
Och som ju mer hon quäfs, dess större utbrott röjer.
Det kärleken för frihet är."

tionären Kreuzzugsschwindels einzig und allein seiner Eitelkeit und Abenteuerlichkeit auf Rechnung setzt. Denn die französische Revolution beseitigte ja unter andern Herrlichkeiten des Ancien Régime auch die Verschleuderung der französischen Staatsgelder und setzte den allerchristlichsten König und seine schöne Königin außerstandes, unter dem Titel von Subsidien der Majestät von Schweden alljährlich ein Almosen von vier bis fünf Millionen zuzustecken. Das Ausbleiben dieses Almosens musste natürlich besagter Majestät sehr unliebsam sein und so darf man mit Bestimmtheit sagen, daß der beabsichtigte Kreuzzug das Reale mit dem Idealen, das Nützliche mit dem Angenehmen, das Praktische mit dem Poetischen verbinden sollte.

Aber der ganze Schwindel wird faulfischstinkend, wenn man zusieht, wasmaßen er ins Werk gesetzt werden wollte. Mit Hilfe Katharina's der Zweiten nämlich. Die abenteuerliche Politik Gustavs des Dritten schlug plötzlich einen Purzelbaum und legte sich dann graziös huldigend zu den Füßen der Zarin nieder. Anders kann man diese Wendung der gustavischen Unpolitik, welche eben noch Russland auf Leben und Tod bekämpft hatte und jetzt ganz verrusst sich gebärdete, doch kaum bezeichnen. Die süßen Freundschaftsbriefe, welche der König und die Zarin zu dieser Zeit einander schrieben, sind geradezu ekelhaft. Sie freilich, die große Ränklerin, *sie* war keine Phantastin; sie wusste, was sie wollte, und hat daneben mit der Don-Quijoterie Gustavs ihren souveränen Spaß getrieben.

Jedermann weiß oder könnte wenigstens heutzutage wissen, daß der Kreuzzug gegen die französische Revolution ein katharinischer Pfiff und Puff gewesen ist. Daß Gustavus Phantastikus sich für diese Thorheit begeistern ließ, kann nicht verwunderlich erscheinen, so man bedenkt, daß ja auch Oestreich und Preußen in dieselbe sich hineinhumbugsiren, hineinkatharinisiren zu lassen bukolisch-poetisch genug waren. Die Kaiserin-Katze hetzte Preußen und Oestreich gen Westen in den „heiligen“ Krieg für Thron und Altar, damit *sie* derweil im Osten die arme Maus Polonia in aller Be-

quemlichkeit vollends zerreißen und verschlingen könnte[1]). Ein prächtiges Intrikenstück! Eine weltgeschichtliche „Comedia de capa y espada!“ Die Völker zwar verbluteten sich daran, aber wozu wären denn diese armen Teufel von Völkern überhaupt da, wenn nicht dazu, zeitweilig zum Vergnügen allerhöchster Herrschaften einander gladiatorisch zu martern und zu morden?

Im Sommer von 1791 reis'te Gustav in die Bäder von Aachen und Spaa, unterwegs in Mecklenburg, Braunschweig und anderwärts mit französischen Emigranten, päpstlichen Nuntien und ähnlichem Ungeziefer zu konferenzeln. Der Zweck dieser Konferenzen und seiner ganzen Festlandsreise war, sich nach Mitteln und Wegen zur Verwirklichung seines mit der Zarin vereinbarten Kreuzzugsplans — wie mag bei Entwerfung desselben Katharina in sich hineingelacht haben! — umzusehen und umzuthun. Dieser Plan — eine pure Phantasterei, versteht sich — ging dahin, daß eine aus Schweden und Russen zusammengesetzte Armee von 30,000 Mann, natürlich unter Führung des Schwedenkönigs, nach den Küsten Frankreichs segeln und dort in einem Paris möglichst nahegelegenen Hafenplatz landen sollte, um mit den die französischen Gränzen überschreitenden Heeren der übrigen Verbündeten, zunächst Sardiniens und Spaniens, zugleich auf die französische Hauptstadt loszugehen und daselbst den umgeworfenen absoluten Königsthron nebst Altar wieder aufzurichten.

---

1) Katharina sprach das ihren Vertrauten gegenüber mit kynischer Offenheit aus. So gegenüber von Chrapowicki: — „Je me casse la tête, um den wiener und berliner Hof in die französische Angelegenheit hineinzubringen.“ Noch deutlicher gegenüber dem Vicekanzler: „Die Höfe verstehen mich nicht.“ (Ja wohl!) „Ai-je tort? Il y a des raisons qu'on ne peut pas dire; je veux les engager dans les affaires, pour avoir les coudées franches. Ich habe viele unfertige Unternehmungen und es ist nöthig, daß sie (der wiener und der berliner Hof) anderwärts beschäftigt seien, um mich nicht zu stören.“ Chrapowicki's Memoiren, angef. bei Ssolowjeff, 258, Anm.

Der königliche Abenteurer und ritterliche Kreuzzügler in spe mußte aus der hochfliegenden Traumregion, allwo er sich in der vorweggenommenen Rolle des Ritters und Retters einer durch den Drachen Revolution bewachten und bedrängten Königin selbstbespiegelte, leider wieder in die prosaische Wirklichkeitsgegend herabsteigen, allwo es heißt: Ohne Geld läßt sich nichts machen. Zwar hatte eine honigsüß schreibende Zarin Katharina auch so etwas von an ihren Freund — („Dupe", denkt sie)[1]) — zu bezahlenden jährlichen Subsidien hingeworfen und sogar von 2 Millionen Rubeln, welche alsogleich bar und blank von Petersburg nach Stockholm geschickt werden sollten. Allein so etwas sagt man, thut es jedoch nicht, wenn man eine superlativische Zarin ist. Folglich mußte Gustav daran denken, die zu den Kreuzzugsrüstungen und zu sonst noch allerhand nöthigen Gelder aus den armen schwedischen Taschen herauszuklopfen. Da nun die Schweden trotz der Staatsstreiche von 1772 und 1789 noch immer der altmodischen Ueberzeugung lebten, zur Taschenfegung bedürfte der König einer Bewilligung des Reichstags, so blieb nichts übrig, als mit möglichst guter Miene das Widerwärtige hinzunehmen und einen Reichstag zu berufen. Nur nicht nach Stockholm, dessen Bewohnerschaft dermalen nicht mehr gut gustavisch gesinnt, sondern sehr widerhaarig gestimmt ist, so widerhaarig, daß sie aufjubelte, als aus dem Reichstagswahlkampf innerhalb ihrer Mauern ein entschiedener Oppositionsmann als Sieger hervorging. Darum berief Gustav den Reichstag in das abgelegene Hafenstädtchen Gefle, woselbst er am 24. Januar von 1792 die Versammlung mit einer pomposen Theaterkönigsrede eröffnete.

Es war in und um Gefle auch viel Soldaterei entfaltet worden, um die reichstägliche Opposition einzuschüchtern oder, wo nöthig, mit Gewalt niederzuschlagen. Allein im

1) Wie die Zarin den Schwedenkönig werthete, zeigen am deutlichsten ihre während des schwedischen Krieges an Potemkin geschriebenen Briefe. In einem derselben (vom 13. Mai 1790) steht wörtlich: „Der Schwedenkönig jagt überall umher wie ein tollgewordener Kater."

entscheidenden Augenblicke scheint dem Könige das Herz versagt zu haben, einen dritten Staatsstreich zu machen. Und doch konnte nur ein solcher vielleicht zum Ziele führen. Denn die Verhandlungen zu Gefle zeigten bald, daß die französische Revolution mit ihren weltumspannenden Gedanken-Armen auch nach Schweden hinaufgegriffen habe. Zwar waren die Vertreter der Bürger- und Bauerschaft, ja sogar die der Geistlichkeit willig, dem König in allem und jedem gegen den Adel beizustehen; allein von der eigentlichen Herzensangelegenheit Gustavs, nämlich von einer neuen Anleihe von 10 Millionen Thalern „zur Ausführung gewisser Pläne", wollten auch die Geistlichen, die Bürger und die Bauern schlechterdings nichts wissen. Es war natürlich ein öffentliches Geheimniß, daß die „gewissen Pläne" auf Wiederherstellung der königlichen Despotie in Frankreich abzielten, und dieser Umstand steigerte die in den Gemüthern brodelnde Gährung bedeutend und verschärfte den Widerstand gegen die Wünsche des Königs. Die Rede, womit er am 24. Febr. den gänzlich unfruchtbaren Reichstag schloß, war eine elende Gaukelei. Er schwatzte davon, daß, während „ein fanatischer Schwindel beinahe alle Länder erschütterte", er sich ganz auf „die Ergebenheit" des Reichstages und die „großmüthige Denkungsart" der Nation verlassen könnte. Und doch war die Stimmung im Reichstag allmälig ganz gewitterschwül unheimlich geworden und hatte Gustav auch aus der Hauptstadt Botschaften empfangen, daß daselbst die allgemeine Unzufriedenheit immer bedenklicher sich äußerte.

Ein dräuendes Gewitter hatte sich am Staatshimmel Schwedens zusammengeballt, keine Frage; aber nicht in einem popularen Wolkenbruch sollte es sich entladen, sondern in einem aristokratischen Mordblitz.

Die Junker hatten von Gefle die Gewißheit mitweggenommen, daß es mit dem Könige bergab ginge; aber auch die Besorgniß, daß derselbe damit umginge, der Aristokratie in Schweden so oder so den Garaus zu machen. Letztern wahrscheinlich mit Beihilfe der Bürger und Bauern, denen die adeligen Privilegien als Pfand und Draufgeld

ihres Bundes mit dem absoluten Königthum hingeworfen werden sollten; vielleicht aber mittels bloßer Soldatenbrutalität, deren Möglichkeit jedoch sehr fraglich, maßen die überwiegende Mehrzahl der Officiere widergustavisch gesinnt war. Alles zusammengehalten, hätte der Adel die Entwickelung der Dinge ruhig abwarten können. Denn der König hätte, wenn auch vielleicht den Muth, doch schwerlich die Werkzeuge gefunden, daheim in Schweden alles durchzuführen, was durchgeführt werden musste, um ihm einen Versuch der Verwirklichung seines Kreuzzugstraumes zu ermöglichen. Allein schon war an die Stelle kaltblütiger Erwägung die Leidenschaft getreten und sie wurde von geschickten Händen zur immer höher lohenden Flamme aufgeschürt und angeblasen.

Die Staatsumwälzung Frankreichs sandte ihre elektrischen Schläge über ganz Europa hin. Wurden durch diese Entsendungen der kolossalen in Paris arbeitenden Batterie doch sogar die guten Deutschen, diese abstrusen Literaturmenschen und abstrakten Kunstduseler, was sie dazumal gewesen sind, da und dort so empfindlich getroffen, daß sie aus ihrem Dusel emporfuhren und schier so thaten, als wollten sie fürderhin nicht mehr im Traumland Abstraktoria leben. Droben in Schweden aber wickelte sich aus den Gährungen der Zeit jenes eigenthümlich-nordische, in der Geschichte der skandinavischen Völker so oft wirksame Element und Motiv heraus, jener gefrorene Haß, welcher dem weißglühhitzigen des Südens an Fanatismus nichts vorgibt. Dieser im schwedischen Junkerthum schon lange arbeitende Haß hatte das Verderben König Gustavs beschlossen und war in Gestalt eines Komplottes der Ausführung dieses Beschlusses nahe und näher gerückt.

Daß im schwedischen Adel eine unmittelbar gegen die Person des Königs gerichtete Komplott-Tendenz seit langem vorhanden gewesen, hatte schon der Anjala-Bund sattsam erwiesen. Allein es dürfte aktenmäßig nie zu beweisen sein, wer zu dem Mordkomplotte, welches zur Zeit des Reichstags von Gefle zur Reife gedieh, den Keim gepflanzt habe. Aktenmäßig nie zu beweisen, wohlverstanden! Denn keine

Geschwornenbank würde nach von dem öffentlichen Ankläger geführtem Indicienbeweise anstehen, als solchen Keimpflanzer den Freiherrn und Generalmajor Pechlin schuldigzusprechen. Der alte, zweiundsiebzigjährige Fuchs war der hartgesottenste Aristokrat in Schweden. Eine wahre Sohllederseele von Junker! Sein Haß gegen Gustav war seit dem Staatsstreiche von 1772 ein tödtlicher, aber wie ein vergifteter Dolch in der Sammetscheide kluger Zurückhaltung versteckt. Dieser Mann von stahlfesten Nerven hat „den Schnittern das Kornfeld gezeigt und die Sicheln geschärft". Er hat das junkerliche Mordkomplott zu Faden geschlagen, aber ohne dabei die Hände zu zeigen. Er ist einer jener dämonischen Pfiffici Pfiffikorum gewesen, welche es verstehen, mittels eines Augenzwinkerns, eines Kopfnickens, einer Handbewegung, eines hingeworfenen Wortes die Menschen zu bösen Thaten zu treiben und nachher achselzuckend zu sagen: „Wie Dummköpfe einen doch missverstehen können!" Es kennzeichnet den greisen Schurken, daß er von vornherein sorgsam darauf Bedacht nahm, in keinem Falle gesetzmäßig überführt werden zu können, indem er, den Buchstaben des Gesetzes über Zeugenbeweis im Auge haltend, niemals zweien zugleich seine Gedanken, Wünsche und Rathschläge letzter Instanz andeutete. Neben und mit Pechlin handirten bei Schaffung des Komplotts der Freiherr Thure Bjelke und die beiden Junker und Brüder Kanzleirath und Sekretär Engeström. Bjelke hat sich nach losgegangenem Mordklapf und angehobener Untersuchung selber mittels Giftes hingerichtet.

An seiner Peripherie, wo der widergustavische Junkerhaß nur in unbestimmten Wünschen und Drohungen sich erging, hatte das Komplott massenhafter Betheiligung sich zu erfreuen. Vielleicht ist die Sage, wenigstens zwei Drittel des schwedischen Adels hätten von der Verschwörung gewusst und sie gebilligt, keine allzu große Uebertreibung, sondern wenigstens annähernd eine Thatsache, in welcher auch die Erklärung des Umstandes läge, daß der Mordproceß auf einen möglichst kleinen Umkreis eingeschränkt worden ist.

Man konnte ja unmöglich gegen alle Mitwisser strafrechtlich verfahren; um so weniger, da, wie ein unheimliches Gerücht raunte, ein solches Verfahren möglicher Weise bis in die königliche Familie hinein- und bis zum Bruder des Königs, dem Herzog von Södermanland, hätte hinanreichen müssen.

Die Verschwörung verengte sich koncentrisch und in ihrer Koncentration potenzirte sie sich zum Mordkomplott. Dem Centrum, wo wir die eigentlichen Attentatsgesellen, die „Schwarzen", finden werden, sind schon sehr nahe gestanden drei Officiere: der Oberstleutnant Lilljehorn bei den Garden, der Major Hartmansdorff von den Garden und der Freiherr und Leutnant Ehrensvärd. Der Major war aus junkerlich-militärischen Gründen ein Hasser Gustavs, Lilljehorn und Ehrensvärd dagegen hatten aus der Zeitatmosphäre das revolutionäre Feuer eingeathmet. Sie schwärmten aufrichtig für die schwedische „Frihet", welche sie sich freilich ganz anders vorstellten als dieselbe jemals gewesen war, und verabscheuten demzufolge in Gustav den „Tyrannen".

Noch glühender webte und waltete dieses idealische Element des Komplotts in der Seele des vierundzwanzigjährigen Grafen und Majors Klas Fredrikson Horn, welcher mit dem Grafen und Kapitän Adolf Ludwig Ribbing und dem Kapitän Jakob Johann Ankarström das Triumvirat der „Schwarzen" ausmachte. Graf Horn, kaum ins Mannesalter eingetreten, Sprößling einer der ersten Familien Schwedens, schön von Antlitz und stattlich von Gestalt, reich und brav, liebenswürdig und geliebt, ist ein lyrischer Dichter gewesen, welcher von Gustav dem Dritten dachte wie der Brutus des Plutarch vom Cäsar und ganz in klopstockischer Weise für die französische Revolution — in ihrer ersten Phase — schwärmte, dieselbe, ganz wie Klopstock, als „die Morgenröthe eines anbrechenden neuen Welttags" begrüßend. Er hat Lieder gedichtet — sie sind noch heute in seinem Vaterlande nicht ganz verklungen — Lieder voll süßmelancholischer Milde und Melodie, und es müsste wunder-

bar erscheinen, wie ein so weichherziger Poet dazu gekommen, in ein Mordkomplott, ja so recht in den Mittelpunkt eines Mordkomplotts zu treten, so man nicht wüsste, daß gerade in solchen „indischen Blumenseelen“ mitunter die Wollust der Grausamkeit ras't. Es ist überhaupt ein eigen Ding um die Süßen, Zarten, Sanften, Milden, um die Mimosenherzen und Mondscheingemüther! Im Verkehre mit denselben hat man nicht selten Veranlassung, des orientalischen Sprichwortes zu gedenken: „Wer das Reh im Jungle jagt, dem springt der Tiger entgegen.“ Ja, ein eigen Ding mit solchen Zephyrsäuselern und Blüthenstaubhaucherinnen! Gefährlich unter Umständen! Denn bevor du dich's versiehst, sind die lieben Liebfrauen-Milch-Brüder und linden Herz-Jesu-Schwestern unter die Mantscher und Pantscher, Mucker und Munkler der bedenklichsten Sorte gegangen. Wie warnt Hafis?

„Traue keinem Heiligen!
Süße Worte spricht er;
Aber in der Kutte steckt
Immer ein Halunke ....“

Nicht vom lyrischen Schlage war der Graf Ribbing. Ein stolzer, fester, entschlossener Aristokrat, dessen Seele seine schöne und leidenschaftliche Mutter von Kindheit an auf dem Amboß ihres Hasses hart widergustavisch geschmiedet hatte. Sie soll dem leichtfertigen Könige Dinge zu verzeihen gehabt haben, welche ein stolzes und heißes Weib nie verzeiht, — selbst dann nicht, wann es aus einem jungen Buhlweib ein altes Betweib geworden ist. Und auf diesen angeborenen und anerzogenen Groll hatte Ribbing noch weiteren gehäuft, Parteigrimm und persönliche Erbitterung. Denn er hatte um die Hand des liebreizenden Fräuleins de Geer von Löfstad geworben, der reichsten Erbin im Schwedenland, und hatte hoffen dürfen, den Preis davonzutragen; selbst gegenüber der Mitbewerbung eines so glänzenden Nebenbuhlers, wie der Freiherr von Essen war, der Oberstallmeister und ein Günstling des Königs. Allein Essen wusste Gustavs dringende Fürsprache bei der Familie de Geer zu erlangen und der glückliche

Oberstallmeister führte die schöne und reiche Braut heim. In explodirender Wuth hatte Graf Ribbing den Freiherrn gefordert und es hatte ein Duell stattgefunden, innerhalb der königlichen „Schloßfreiheit" sogar, um deren gewaltthätiger Verletzung willen über den Herausforderer eine längere Haft verhängt worden war. Man sieht, es kochte und schäumte ein hinlänglich Maß von widergustavischem Groll und ribbingischer Rachelust in der Brust des Grafen, um es glaubwürdig zu machen, daß er der eigentliche Mordplanentwerfer gewesen sei. Gewiß ist, daß mehrere der Eingeweihten während der Procedur diesen Plan ausdrücklich den ribbingischen genannt haben. Andere freilich behaupten, Ribbing sei im Kreise der „Schwarzen" nur das Sprachrohr des alten Fuchses Pechlin gewesen, dessen Winke er in Worte übersetzt habe.

Vielen galt immerhin der Graf als der rechte Treiber innerhalb des Kreises der Verschworenen. Allein hart ihm zur Seite stand ein Mann, der entschieden keines Treibers bedurfte: — Ankarström. Dieser i. J. 1761 geborene Junker entstammte einer wallonischen, in Schweden eingewanderten Familie. Er hatte von Jugend auf Hofdienste gethan; war zuerst Page im Königsschlosse, dann Korporal in der Garde, dann Fähnrich bei den Gardes du Corps gewesen. Diese so zu sagen höfische Laufbahn hatte aber die wilden Affekte, welche in ihm arbeiteten, nicht geschweigt oder auch nur beschwichtigt. Ein schwarz- und schwerblütiger Mensch allzeit, in dessen Anschauungs- und Empfindungsweise etwas von altskandinavischer Härte und Wildheit eingegangen war, etwas von der Steinherzigkeit und Berserkerwuth nordischer Urzeit. Ein Charakterkopf, ohne Frage, und ein Mann von großer Wohlgestalt. Der Schädel von unten nach oben mächtig sich erweiternd, energisch geschlossener Mund, prächtige Nase, unter weit und schön gewölbten Brauen große dunkle Augen und darin der melancholische Metallblick des Fanatismus, in den tiefen Furchen der breiten Stirne Stimmung und Entschluß zu finstern Thaten. Auch Ankarström hatte persönliche Be-

schwerden gegen den König oder glaubte doch welche zu haben, weil er von ihm öffentlich gegen denselben ausgestoßener Schmähworte halber in Untersuchung genommen und zu einer Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt worden war. Gustav, zu dessen besten Eigenschaften das großmüthige Hinwegsehen und Hinweggehen über ihm persönlich angethane Beleidigung gehörte, hatte zwar den Beleidiger begnadigt; aber so, wie der Mann nun einmal war, musste die Verachtung, welche in solcher Begnadigung lag oder wenigstens liegen zu können schien, den Stachel in Ankarströms Seele nur schärfen. Zusammengesetzt war übrigens dieser Stachel wunderlich genug aus junkerlichem Kastengeist und aus aufrichtiger Vaterlandsliebe und es untersteht keinem Zweifel, daß nicht die persönlichen, sondern die patriotischen Motive es gewesen sind, welche den Fanatiker zu seiner That getrieben haben. In Wahrheit, er sah in Gustav den bösen Genius, geradezu den Verderber Schwedens, und seit Jahren hatte er sich in die Vorstellung hineingebrütet, daß er seines Landes Befreier werden müsste, sein Leben einsetzend für die Vernichtung des Verderbers. In der Stille des Landlebens, in welche er sich, nachdem er i. J. 1783 als Kapitän seinen Abschied und dazu eine Frau genommen hatte, zurückgezogen, war dieser Gedanke zu einem Ungethüm geworden, welches sich nicht mehr halten lassen wollte. Im Winter von 1791—92 kam Ankarström nach Stockholm zurück und betheiligte sich eifrig an dem politischen Treiben seiner Standes- und Parteigenossen.

Unlange vor der Weihnacht wurde er näher bekannt mit dem Grafen Klas Horn und durch diesen dann mit dem Grafen Ribbing. Wer von den dreien das Wort „Königsmord“ zuerst ausgesprochen, ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Jedoch liegt gar kein Grund vor, Zweifel zu setzen in Ankarströms eigene Angabe, daß er im Kreise seiner Genossen mit seiner Absicht, den König zu tödten, gar nicht heimlich gethan und bald nach der Weihnacht, wo ja durch die Verhandlungen des Reichstags zu Gefle die Aufregung und Verwirrung der Gemüther noch beträchtlich gesteigert

wurden, sich entschlossen habe, den Gedanken zur That zu machen. Die gangbare Sage, daß Ribbing und Horn ihrem Mitverschworenen die Ehre, den Streich auf Gustav zu führen, nicht gegönnt hätten, daß unter den Dreien das Loos geworfen worden und zu Gunsten Ankarströms gefallen wäre, mag einer jener Arabeskenschnörkel sein, welche die Mythenbildungssucht um derartige Thatsachen der Geschichte illustrirend herzeichnet. Fest steht, Ankarström war einer jener Männer, welche nicht lange fackeln und flunkern, sondern kurzweg sagen: „Ich thu' es!" und es wirklich thun.

Der gräfliche Lyriker Horn besaß in reizender Lage am Mälar ein Landgut und Sommerschloß, Hufvudstad geheißen. Dorthin lud er „an einem Sonntage nach Neujahr" seine beiden Genossen Ribbing und Ankarström zu einer entscheidenden Berathung, wobei es schon nicht mehr um das Was, sondern nur noch um das Wie sich handelte. Denn der schwarz- und schwerblütige Kapitän schnitt die Verhandlungen über die öffentlichen Nöthe und Sorgen kurz ab mit den Worten: „Wenn wir den König nicht loswerden, hilft alles nichts. Ich schaff' ihn weg, wo und wann sich die erste Gelegenheit dazu findet." Sollte nicht Schloß und Park zu Haga, Gustavs Lieblingsaufenthalt, die gewünschte Gelegenheit bieten? Man diskutirte die Frage, wobei Ankarström und Horn die Beschaffenheit von Haga genau erörterten. Doch fasste man auch schon das Opernhaus zu Stockholm ins Auge. Zuletzt bemerkte der Kapitän: „Meine Pistolen taugen nichts; ich muß mir bessere verschaffen." — „Oh, was das angeht, ich habe ein paar vortreffliche," sagte der lyrische Graf. — „Wollt Ihr sie mir leihen?" — — „Mit Vergnügen."

Von diesem „Sonntage nach Neujahr" an umlauerte Ankarström den König. Erst in der Hauptstadt, dann auch in Gefle, wo Gustav während des Reichstages mehr als einmal in Gefahr gewesen ist, auf einem seiner Spazierritte vom Pferde geschossen zu werden. Vielleicht geschah es nur deßhalb nicht, weil der Auflaurer der Verlässlichkeit

seiner Waffen nicht traute, da er die „vortrefflichen" horn'schen Pistolen in Stockholm zurückgelassen hatte, maßen eine Reinigung und Reparatur derselben nöthig befunden und dieses Geschäft dem Pistolenschmiede beim königlichen Leibregiment, Andreas Kaufmann, übertragen worden war. Sobald dann der König Gefle verließ, folgte ihm Ankarström nach der Hauptstadt, wo es sein erstes war, die inzwischen ausgebesserten Pistolen bei Kaufmann abzuholen. Wenige Tage darauf erfuhr er, daß am Abend des 16. März im Opernhause eine große „Maskerade" stattfinden sollte, welchem Vergnügen Gustav der Dritte sehr zugethan war. „Die Gelegenheit ist günstig," dachte der starrsinnige Attentäter und eilte zum Grafen Ribbing. „Ob der Hund von Sodomiter kommen wird?" fragte der Graf zweifelnd. „Ich hoff' es," versetzte der Kapitän; „und wenn er kommt, dann . . . meine Pistolen sind bereits geladen, mit Kugeln und mit Hagel!"

Am 15. März begaben sich Ribbing und Ankarström, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß der König den auf den folgenden Abend angesetzten Maskenball besuchen würde, nach Hufvudstad, wo sie mit Horn verabredeten, daß sie am nächsten Tage um 4 Uhr Abends in Ribbings Stadtwohnung sich treffen wollten, um die letzten Vorbereitungen zur „Maskerade" ins Werk zu richten. Diese Zusammenkunft fand zur angegebenen Stunde statt. Graf Ribbing hatte aber unmittelbar zuvor einer andern angewohnt, beim Freiherrn Pechlin, an dessen Mittagstafel an diesem 16. März von 1792 die „Crême" des Komplotts versammelt war. Daß hier von dem beabsichtigten Königsmorde ausdrücklich gesprochen worden, ist nicht erwiesen. Wohl aber ist erwiesen, daß des näheren darüber verhandelt wurde, was „inbetreff des Reichsregiments zu thun sein möchte", wenn „das nahe bevorstehende Unglück eintreten sollte". Bei dieser Gelegenheit scheint, den Aussagen des Freiherrn und Oberstleutnants Lilljehorn zufolge, der alte Fuchs Pechlin einmal aus seinem Malepartus ganz und gar herausgegangen und von der Schnauze

bis zur Wedelspitze als der oberste Leiter der Verschwörung sich gezeigt zu haben. Lilljehorn selbst wurde während der Verhandlung von Bedenken und Reue angewandelt und gab dieser Stimmung Ausdruck, indem er seine Mitrottirer beschwor, den Mordplan fallen zu lassen. Er richtete nichts aus und ließ seine Skrupel sogar soweit wieder beschwichtigen, daß er mit Pechlin und dem Kanzleirath Engeström in eine Erörterung über die Vorkehrungen einging, welche getroffen werden sollten, um „nach geschehnem Unglück" die gute alte schwedische „Freiheit" wieder heraufzuführen. Dann, nach dem Weggang aus Pechlins Hause, schlug ihn das Gewissen abermals und er beschloß sofort, dem König eine Warnung zugehen zu lassen.

Graf Ribbing ging etwas früher von Pechlin weg, um verabredetermaßen Horn und Ankarström in seiner Wohnung zu treffen. Er theilte ihnen mit, der Freiherr und Generalmajor hätte geäußert, daß, wenn die „Sache" nicht jetzt geschähe, große Gefahr der Entdeckung vorhanden wäre, da so viele Leute von dem „Ding" unterrichtet seien. „Gut; ich werd' es thun!" sagte Ankarström und ging mit Horn nach Hause, wo er alsbald seine Pistolen hervornahm und jede mit zwei Kugeln und mit Bleihagel lud. Diesen Waffen fügte er eine dritte hinzu, ein langes Messer mit schwarzem Griffe, welches er acht Tage zuvor in einer Eisenbude auf dem Ritterhausmarkte gekauft hatte. Er feilte jetzt einen Widerhaken in dasselbe und schliff die Spitze mittels eines Wetzsteines scharf. Während dieser Arbeit mag er zum Grafen Horn gesagt haben, daß er entschlossen wäre, sein Leben für die „gute Sache" hinzugeben und falls er mit dem einen seiner Pistole den König getödtet hätte, die Mündung des andern sofort gegen die eigene Stirne zu richten. Ob der finstere Fanatiker in diesen Stunden irgendwie seiner Frau und seiner vier Kinder gedacht habe, darüber ist nicht die leiseste Andeutung auf uns gekommen.

Die drei „Schwarzen" hatten bei Ribbing die Verabredung getroffen, daß sie in schwarzen Dominos auf der

Maskerade erscheinen und, hieran einander erkennend, zwischen 11 und 12 Uhr im Opernhause sein wollten. Horn kleidete sich bei Ankarström an. Dieser selbst that einen Frack an, darüber den schwarzen Domino, band eine weiße Larve vor das Gesicht und setzte einen runden schwarzen Hut auf. In die linke Brusttasche steckte er das eine Pistol und zwar mit gespanntem Hahn, das andere in die rechte Hosentasche. Das mit einem Stücke dünnen schwarzen Taffets umwickelte Messer nahm er in die linke Hand. So gerüstet, brach er um 11 Uhr mit Horn aus seiner Wohnung auf, um über den Nordermalmsmarkt nach dem Opernhause zu gehen.

3.

Der Mord.

Die Lawine des Unheils war also im Rollen und nichts mehr sollte sie aufhalten. Auch der Gewissensschrei nicht, welchen der Oberstleutnant Lilljehorn vernommen und halbwillig so befolgt hatte, daß nur eine anonyme Halbheit daraus hervorging. Zu schwach zum Guten und zu feige zum Bösen, spielt der Jesuitismus des Menschen gar gerne mit solchen Halbheiten. Die Lawinen der Geschicke rauschen achtlos darüber hinweg.

König Gustav hatte im Opernhause ein Speisezimmer einrichten lassen und pflegte dort an Theater- und Ballabenden zu soupiren. So that er auch am Abend des 16. März von 1792. Sein Oberstallmeister Essen und noch etliche begünstigte Hofleute saßen mit ihm zu Tische, während der Sal des Hauses sich allmälig mit Masken füllte und das Getöne der Ballmusik stoßweise in das königliche Zimmer herüberklang.

Es war halb 11 Uhr, als ein Diener, Peter Barck,

welcher seinen Herrn zum Opernhause begleitet hatte und jetzt unter dem Portikus stand, neugierig die ankommenden Masken betrachtend, von einem bemantelten Manne mit der Frage angetreten wurde, ob er des Königs Kammerdiener Remi kenne. „Ja, wohl kenne ich den,“ gab Barck zur Antwort. Worauf der Mann im Mantel: „Ihr sollt zwei Reichsthaler haben, wenn Ihr diesen für Se. Majestät bestimmten Brief da geschwinde dem Remi überbringen wollt.“ Peter nahm den Brief und eilte damit die Treppe hinauf. Da er aber im Vorzimmer zum königlichen Speisegemache den Kammerdiener nicht traf, übergab er den Brief einem königlichen Läufer, welcher denselben hineintrug.

Gustav saß bei seinem Lieblingsgetränke, Champagner mit Selterserwasser, und war heiter gestimmt. Lässig öffnete er den ihm überreichten Brief, welcher französisch und mit Bleistift geschrieben war, aber keine Unterschrift trug. Der anonyme Schreiber — wir wissen, daß es Lilljehorn war — warnte den König, heute die Maskerade zu besuchen, weil ihm daselbst Gefahr drohte. „Bah,“ sagte Gustav, den Brief in die Tasche steckend, — „wieder so ein anonymer Droh- und Warnbrief! Wenn ich dergleichen Zuschriften beachten wollte, könnte und dürfte ich nirgends mehr hingehen.“

Um 11 Uhr ließ sich der König einen Domino reichen und erklärte, er wollte sich die Maskerade ansehen. Er begab sich zunächst in seine runde Gitterloge, von welcher aus er den prächtigen Theatersal, der fünf Logenreihen übereinander hatte und 2000 Zuschauer zu fassen vermochte, bequem überblicken konnte. Ob ihm, während er hier, etwa eine halbe Stunde lang, verweilte, eine Maske im schwarzen Domino mit weißer Gesichtslarve und einem hohen runden Hut irgendwie aufgefallen sein mag? Diese Maske bewegte sich langsam durch das Gewühl im Sale. Zwei andere schwarze Dominos suchten sich augenscheinlich in ihrer Nähe zu halten, und wer darauf geachtet hätte, würde bemerkt haben, daß alle drei die königliche Loge scharf im Auge behielten.

Es ging gegen Mitternacht, als Gustav seine Loge verließ und, auf den Arm seines Oberstallmeisters Essen gelehnt, in den Sal herabkam. Er durchschritt denselben, begab sich dann nach dem Foyer, kam bald wieder zurück und mischte sich mitten in das Getreibe der Maskenlust. Der Ort war voll rauschender Fröhlichkeit. Das Orchester lärmte und Scherz und Lachen scholl im Sal und in den Logen.

Der König, noch immer Arm in Arm mit Essen, schritt auf eine dichte Gruppe von Masken zu, innerhalb welcher es sehr laut und lustig herging. In diesem Augenblicke tauchten die drei schwarzen Dominos ganz in seiner Nähe auf.

Gustav schreitet vorwärts, den Oberstallmeister zu seiner Rechten. Einer der drei Schwarzen hält sich dicht im Rücken des Königs; der andere mehr rechts, als wollte er die Aufmerksamkeit Essens ablenken; der dritte naht sich von links her, legt flüchtig seine Rechte auf die linke Schulter Gustavs und sagt mit verstellter Stimme: „Gute Nacht, Maske!"

Als wäre das ein Stichwort, macht der schwarze Domino mit der weißen Larve hinter dem Könige eine rasche Bewegung. Dann zuckt ein Pulverblitz und ein Schuß donnert durch den Sal.

Der getroffene Monarch — die Ladung des Mordgewehres ist ihm oberhalb der Hüfte in den Rücken gedrungen — sagt zu seinem Begleiter Essen: „Ich bin verwundet. Führt mich hinweg und verhaftet ihn!"

„Feuer! Feuer!" schreit es durch den Sal. In wilder Verknäuelung stürzt die Menge den Ausgängen zu und das Haus scheint unter dem wüthenden Gestampfe und Getobe zusammenbrechen zu müssen[1]).

---

1) Wie leicht begreiflich, widersprechen sich die Berichte über Gustavs Ermordung inbetreff der Einzelheiten gar sehr. Auch aus den Proceßakten ist kein durchweg genaues und verlässliches Bild der Katastrophe zu gewinnen. Ich habe mich bemüht, möglichst verbürgte Züge zusammenzustellen; kann aber auch nicht alle verbürgen. Der Ueber-

Essen hatte in dem schrecklichen Moment, als ihm sein königlicher Gönner zum Tode verwundet in die Arme sank, Geistesgegenwart genug, nach dem Lagmann und Polizeimeister Lilljensparre zu rufen und die Schließung der Salthüren anzuordnen. Dies geschehen, wurde der König in sein Zimmer hinaufgetragen, wo der erste Verband angelegt ward. Gustav behielt seine Fassung und Haltung vollständig. Ja, er vermochte sogar zu scherzen. Als er auf einer Sänfte vom Opernhause zum Schlosse getragen wurde und die ungeheure Volksmenge wahrnahm, welche voll unverkennbar leidvoller Theilnahme ihm das Geleite gab, sagte er: „Seht mal, ich bin wie der heilige Vater in Rom; man trägt mich in Procession."

Aber was ging derweil im Palaste von Gustavs Bruder, in den Gemächern des Herzogs Karl von Södermanland vor? Unheimliches, scheint es. Denn als der von Essen gesandte Hiobsbote, ohne darauf zu achten, daß man ihm in der Vorhalle des Palastes sagte, der Herzog wäre in seinem Schlafzimmer und schon seit mehreren Stunden zu Bette, in das Kabinett des Hausherrn drang, fand er diesen daselbst und zwar in voller Großadmiralsuniform. Erwartete der Herzog etwas? Hielt er sich vielleicht bereit, *seine* Rolle in dem Trauerspiele sofort antreten zu können? Nun, er hat sie dann auch wirklich angetreten; denn wenige Stunden nachher erließ der verwundete König ein Edikt, kraft dessen er seinen Bruder Karl an die Spitze der aus

---

lieferung zufolge war es Graf Horn, welcher dem Könige die Hand auf die Schulter gelegt und die Worte: „Gute Nacht, Maske!" gesprochen hat. In den Verhören hat freilich der arme Lyriker das gänzlich geleugnet und angegeben, er wäre, als Ankarström den Mordschuß that, „gewiß zehn Ellen von ihm entfernt gewesen". Allein der Graf hat ja auch geleugnet, daß er die Mordpistolen seinem Mitverschworenen geliehen habe, was doch als erwiesen angenommen werden muß. Eine Sage will, Graf Ribbing habe eigentlich den Mordschuß losgebrannt; denn als er die Waffe in Ankarströms Hand hätte zittern sehen, habe er sie selber ergriffen und abgeschossen. Das ist jedoch eine ganz grundlose Fabel. Ankarström war, wie Arndt mit Recht bemerkt hat, wahrlich kein Zitterer.

dem Grafen Wachtmeister, dem Grafen Oxenstjerna, dem Freiherrn Taube und dem Freiherrn Armfelt zusammengesetzten Reichsregentschaft stellte.

Die rasche Bestellung dieser Regentschaft, in welcher die scheinbare Hauptperson eine wirkliche Nebenperson gewesen ist, hat den geheimen Leitern des explodirten Junker-Komplotts einen Stein in den Weg gewälzt, über welchen sie nicht hinwegzukommen vermochten. Die von den Herren Pechlin, Bjelke, Engeström und anderen gewollte Revolution, zu welcher Gustavs Ermordung das Signal geben sollte, vergeckte, d. h. die Maßregeln, welche der tödtlich verwundete König noch zu treffen im Stande war, verhüteten die Wiederkehr der guten alten frommen „Freiheitszeit" Schwedens. Gustav war gefällt, aber die Junker waren geprellt. Sie wagten den geplanten zweiten Akt der Mordtragödie nicht in Scene zu setzen; sie wagten auch nicht einmal eine Vorbereitung dazu, weil das Volk Stockholms und Schwedens dem vom Adel meuchlerisch getroffenen Könige alle seine Sünden verzieh und Bürger und Bauern den auf Sicherung der Thronfolge und auf Wahrung der königlichen Macht abzielenden Bestimmungen und Anordnungen des Verwundeten thatkräftige Unterstützung zu leisten entschlossen waren. Das Verderben des königlichen Hauses wurde freilich dadurch nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Die Verrücktheit Gustavs des Vierten vollendete, was die leichtfertige Komödianterei Gustavs des Dritten begonnen hatte, und am 13. März von 1809 nahm der schwedische Adel seine endgiltige Rache für den 19. August von 1772 und für den 21. Februar von 1789.

Der zum Tode verwundete König hat übrigens auf seinem vieltägigen Schmerzenslager weit mehr wahre Größe bewiesen als während seines ganzen früheren Lebens. Was nur immer ursprünglich gut und edel in ihm gewesen war, kehrte sich in diesen Leidenstagen heraus. Nicht allein mit Unverzagtheit, sondern auch mit Heiterkeit sah er dem Unvermeidlichen entgegen. Er vermochte zu scherzen und wusste mittels der Einfälle prickelnder Laune über Schmerzen

und Todesschauer sich hinwegzuhelfen. Nur einmal entfuhr ihm eine bittere Rede, der giftigen Klatschbase und Skandalchronistin Gräfin Klinkowström gegenüber, einer Tochter des Ur- und Erzjunkers Graf Axel Fersen, als sie gekommen war, am Qualbette des Königs Heuchelthränen zu vergießen. Da sagte er mit spöttischem Lächeln zu ihr: „Frau Gräfin, wie, Ihr weint? Gefall' ich Euch denn nicht, wie ich hier liege? Ihr habt das ja seit lange gewünscht und viele wünschten es mit Euch. Aber gebt acht, es kommt eine Zeit, wo man den Tyrannen Gustav zurückwünschen wird ...." Zu hohem Ruhme gereicht es dem gemeuchelten Manne, daß er bei Processirung der Verschwörer größtmögliche Milde ausdrücklich empfahl und befahl. Allerdings mag hierbei die traurige Ahnung oder vielmehr Gewissheit, daß bei der weiten Verzweigung und Verwurzelung des Komplotts vollständige Gerechtigkeitsübung ja doch unmöglich wäre, mitbestimmend gewirkt haben. Aber Gustav hat auch ausdrücklich gewünscht, daß nicht nur im allgemeinen gegen die Rottirer und Komplottirer milde verfahren, sondern daß sogar seinem Mörder Gnade zutheil werden möge, — ein Wunsch, welcher freilich keine Berücksichtigung fand und, wie die Sachen lagen, keine finden konnte.

Daß der Meuchlerschuß den König nur tödtlich verwundet hatte, statt ihn auf der Stelle zu tödten, war, wie schon angedeutet worden, für die Pechlin, Bjelke, Engeström und Mitjunker eine Störniß, die ihnen das Koncept vollständig verrückte. Aber auch der Attentäter selber wurde durch diesen Umstand ganz aus seiner Fassung gebracht. Er hat eingestanden, daß, als er bemerkte, sein Schuß habe den König nur verwundet, eine „Sinnentribulation" ihn überfiel, welche ihn vergessen ließ, die Mündung seines zweiten Pistols auf die eigene Brust oder Stirne zu richten. Er hat während des Tumults im Sale dieses zweite Pistol in eine Loge geworfen, nachdem er das losgefeuerte sammt

dem großen Messer schon zuvor hatte auf den Boden fallen lassen. Es ist bekannt, daß, nachdem der Versuch, des Attentäters unmittelbar nach dem Attentat im Opernsale selbst habhaft zu werden, misslungen war, die dort aufgefundene und von dem Pistolenschmied Kaufmann sofort wiedererkannte Mordwaffe auf die Spur des Mörders und zur Verhaftung desselben führte.

Ankarström hatte keinen Versuch zur Flucht gemacht. Im ersten Verhöre bezeichnete er seine That als ein Werk persönlicher Rachsucht und wollte von politischen Motiven und Mitschuldigen nichts wissen. Diese Stellung ließ sich aber nicht lange halten gegenüber den erdrückenden Anzeichen und Beweisen vom Bestehen eines Junker-Komplotts, welche die Untersuchung von Tag zu Tag deutlicher zu Tage förderte. Der Attentäter sah sich daher gezwungen, wenigstens seine nächsten Gesellen, Ribbing und Horn, zu nennen, und die Geständnisse dieser beiden gaben dann dem Oberstatthalteramt, welches die Procedur leitete, weitere Fäden in die Hand.

Die Darlegung des Processes selbst mag billig einem neueren oder neuesten „Pitaval" überlassen werden. Genug, am 17. April fällte das königliche Hofgericht sein Urtheil über den Hauptschuldigen und dieser Spruch lautete also: — „Weilen der Kapitän Jakob Johann Ankarström als ein geborener Schwede, der dadurch und durch seine Eidespflicht dem Könige des Reiches als Unterthan zur Treue und Huld verbunden gewesen, überführt worden, seinen König mit überlegtem Muth, aus Rachsucht, vorsätzlich, innerhalb seines Burgfriedens ermordet zu haben, so hält das königliche Hofgericht dafür, daß, vermöge des Kap. 4, §. 1 des Titels von Missethaten und der Gesetze wegen Schärfung der Strafe bei vorzüglich groben Verbrechen, dieser grimmige Missethäter, Johann Jakob Ankarström, welcher durch einen solch argen Vorsatz und dessen abscheuliche Ausführung alles bürgerliche Ansehen, Ehre und Würde abgelegt und des adeligen Standes sich unwürdig und verlustig gemacht hat, dieser unerhörten Missethat wegen zum

allgemeinen Schrecken und Abscheu solchergestalt bestraft werde, daß er erstlich auf drei verschiedenen Märkten (Ritterhaus-, Heu- und Neumarkt) drei Tage nach einander zwei Stunden am Schandpfahl stehen solle, mit einer über seinem Kopfe befestigten Tafel mit der Aufschrift: Der Königsmörder Jakob Johann Ankarström —; daß er jedesmal, nach verflossenen diesen Stunden, vom Büttelknecht mit fünf Paar Ruthen und mit jedem Paar mit drei Hieben gestrichen werde; daß er endlich, nach vorhergegangener Bereitung zum Tode, zum Galgenplatz geführt werde, die rechte Hand und den Kopf verliere und dergestalt auf's Rad gelegt werde, daß Hand und Kopf auf einen Pfahl gesteckt, der übrige Körper aber auf vier Räder gelegt werde. Auch sollen alle fahrenden und liegenden Güter des Mörders der Krone anheimfallen. Ueberdem soll sowohl am Galgen als am Kack des Packaremarktes eine Tafel befestigt werden, worauf vermerkt ist, wie der Königsmörder Ankarström im Jahr 1792 verurtheilt und bestraft worden."

Dieses Urtheil ist mit all seinen barbarischen Einzelheiten vollstreckt worden, ohne daß die Nerven des gemarterten Mannes ihm versagten. Standhaft ist er bis zuletzt dabei verharrt, daß er in Gustav dem Dritten den Feind, den Unterdrücker und Verderber des Vaterlandes getödtet habe [1]).

1) Der schwedische Novellist Crusenstolpe hat in seinem historischen Roman „Der Mohr" (Bd. 4, Kapitel 17) folgenden Zug als historisch verbürgt, welcher, falls er das wirklich wäre, wieder einmal recht deutlich zeigen würde, daß, wie im shakspeare'schen Trauerspiel, so auch in der „Weltgeschichte" dem Tragischen das Komische auf die Fersen tritt und Clown, Harlekin und Hannswurst vor den Augen Melpomene's ihre Späße machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung Ankarströms erschien nämlich, dem genannten schwedischen Autor zufolge, in Stockholm ein Holzschnitt, welcher den Attentäter während seiner Ausstellung am Pranger darstellte. Der Holzschnittdrucker musste Tag und Nacht drucken, so begehrt war das Bild. Bei dieser hastigen und gewaltsamen Abnutzung zersprang die Holzplatte. Woher in der Geschwindigkeit eine neue nehmen? Eine neue war nicht zu beschaffen, wohl aber eine alte. Zwar nicht eine mit Ankarströms, aber doch eine mit — Luthers Bildniß. Diese schnitzelte der Holzschneider etwas zurecht, setzte die In-

Auch über Ribbing, Horn, Lilljehorn und Ehrensvärd ergingen Todesurtheile. Der Regent jedoch, Herzog Karl von Södermanland, begnadigte die Viere zur Verbannung und sie sind dann, etliche erst nach langen Jahren, in der Fremde gestorben und verschollen. Der alte Fuchs Pechlin und der Kanzleirath Engeström kamen mit lebenswieriger Festungshaft davon ....

Gustav der Dritte aber war seinem Mörder im Tode vorangegangen. Der kalte Brand seiner Wunde brachte ihn um und in seinem siebenundvierzigsten Lebensjahr am Vormittag des 29. März 1792 ist er von der Weltbühne abgetreten. Denn es mag wohl nicht unpassend sein, den Hingang gerade dieses Königs also zu bezeichnen. Hätte er doch, wie vormals der sterbende Oktavianus Augustus gethan, in seiner letzten Stunde an seine Freunde die Frage thun dürfen: „Ecquid videretur mimum vitae commode transegisse?“ Zweifelhaft ist freilich sehr, ob die Freunde, wenn sie hätten ehrlich sein wollen, die Rolle des Theater-Königs als eine gutdurchgeführte zu beklatschen berechtigt gewesen wären. Immerhin war der arme eitle Gustav, was man einen „denkenden Schauspieler“ nennt, und das ist schon etwas, — vorausgesetzt, daß überhaupt „etwas“ ist an und in diesem Schaum und Traum, von welchem da geschrieben steht beim Evangelisten vom Avon: —

„Ein Schatten nur,
Der wandelt, ist das Leben, weiter nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Sein Stündchen stelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter nichts von ihm vernimmt;
Ein Märchen ist's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortschwalls, doch bedeutungsleer.“

---

schrift: „Der Königsmörder Ankarström“ über den Kopf des Reformators und druckte dann lustig weiter, eine Menge von Luther-Ankarströmen.

Gefängnißleben zur Schreckenszeit.

All these things
Tell of a race that nobly, fearlessly ....
Honour be with the dead!

Felicia Hemans.

1.

Es ist unnütz, sie zu preisen, und es ist kindisch, sie zu schmähen, die große Revolution. Sie war, wie sie sein musste; ihre Wirkungen entsprachen ganz genau ihren Ursachen, wie Blitz und Donner den ihrigen entsprechen. Man kann sie auch nicht mehr eine „Sphinx“ heißen, denn die historische Analyse hat ihre Motive bis zum größten und bis zum kleinsten bloßgelegt und klargemacht. Wir wissen, was sie wollte, was sie erreichte, wie sie irrte, wo sie fehlte. Wir kennen ihre titanische Tendenz, bewundern ihre gigantische Kraft, segnen ihre unvergänglichen Schöpfungen und verdammen ihre Verbrechen. Und dennoch ist etwas Geheimnißvolles in diesem erhabenen Trauerspielakt der Weltgeschichte, etwas, das mit der unwiderstehlichen Macht eines grandiosen Naturphänomens wirkt, dessen Gesetz noch nicht gefunden ist. Sollte es vielleicht der Riesenodem der Leidenschaft, welcher dieses Drama schwellte, sollte er es sein, der demselben diesen magischen Reiz, diese unvergleichliche Theilnahmeweckung verleiht?

Oder werden wir, je mehr wir die Revolution in ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen, in ihren Triumphen und Verirrungen begriffen zu haben glauben, nur um so mehr von dem Gefühle der Unbegreiflichkeit dieser Erscheinung angefasst? Mir selber, der ich mich viel damit beschäftigte und auch einiges zur Berichtigung des Urtheils über die Menschen und die Ereignisse der großen Katastrophe beigetragen zu haben glaube, mir selber ist, so oft ich mich in die Revolution versenke, als stände ich wieder vor der bekannten Medusa Rondanini in München, deren tödtliche Schönheit jeden Empfänglichen mit Entzücken zugleich und mit Grauen durchschauert. Oder auch empfinde ich, die Revolutionstragik in ihrer Ganzheit fassend, den gewaltigen Schlageindruck, welchen unser Dichter von der „Macht des Gesanges“ ausgehen lässt:

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt.“

Das ist's! Alle Larven fielen und die Personen des weltgeschichtlichen Drama's sprachen und handelten, wie sie waren, in ihrer ganzen Größe und in ihrer ganzen Blöße. Alles, was menschlich und was bestialisch im Menschen, kam ohne Maske, ohne Schminke und ohne Feigenblatt zum Vorschein. Helden und Heldinnen, Narren und Närrinnen, Schurken und Schurkinnen, Fanatismus und Berechnung, Begeisterung und Selbstsucht, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster, sie spielten nach der Natur, ganz nach der Natur, und äschyleischen Heroen und sophokleischen Heroinen zur Seite tölpelten shakspeare'sche Clowns und rissen rabelais'sche Panurge ihre Zoten.

Sie ist immer noch nicht geschrieben, die Geschichte dieser Revolution, wie sie geschrieben sein könnte, sollte, müsste.

Aber freilich, wer so sie schreiben wollte, müsste mit dem Gewissen des Tacitus die Phantasie Dante's und mit dem Genie Shakspeare's die Kühnheit des Aristophanes vereinigen. Bis ein solches „Ungeheuer von Vorzügen" dermaleinst kommt, mag es gerathen sein, diese und jene Seite des großen, nie zu erschöpfenden Gegenstandes unbefangen zu untersuchen und mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit darzustellen, falsch Beleuchtetes in ein besseres Licht zu rücken, gäng und gäbe Irrthümer als solche zu signalisiren und also auch in weitern Kreisen einer richtigen Anschauung und Würdigung einer Epoche Bahn zu brechen, welche die Menschen so viel lehren könnte und würde, falls sie sich nur belehren lassen wollten.

Da hat man z. B. aus den Einzelheiten des pariser Gefängnißlebens während der Herrschaft des „Schreckens" (1792 bis 1794) einen Schauderroman zusammengekleistert, welcher ganz geeignet war, Unwissenden die Haare sträuben zu machen. Lasst uns nun zusehen, wie es sich damit in der Wirklichkeit verhielt. Selbst wenn wir auf den Umstand, daß wir als auf unser Quellenmaterial fast durchweg auf die Erzählungen von Gefangenen angewiesen sind, welche sammt und sonders in höherem oder geringerem Maße Feinde der Revolution gewesen sind, nicht das Gewicht legen, welches wir von rechtswegen darauf legen könnten, selbst dann wird sich als geschichtliche Wahrheit ergeben, daß die „Teufelin Revolution" auch in dieser Richtung bedeutend viel schwärzer gemalt worden ist, als sie war. Es ist ihr das auch anderweitig sattsam widerfahren. Ist es doch Historikern vom gewöhnlichen Schlage nie eingefallen, über die Thatsache nachzudenken oder derselben auch nur zu erwähnen, daß manche der Schlachten Napoleons, z. B. die an der Moskwa, mehr Menschen hingerafft hat als das ganze Schreckensregiment der Revolution. Aber freilich, Napoleon war ein gekrönter Kaiser und — das übrige mag sich der Leser denken oder auch nicht denken, wie es ihm beliebt.

Es ist wahr, während der Schrecken regierte, strotzten

die pariser Kerker von Gefangenen. Die Zahl von achttausend mag die regelmäßige gewesen sein[1]). Es ist wahr, daß über allen diesen Tausenden beständig das Fallbeil schwebte. Es ist wahr, daß sich der Schrecken mit dem unauslöschlichen Schandmale befleckte, auch Frauen und Mädchen um ihrer politischen Meinungen willen eingekerkert und hingerichtet zu haben. Es ist endlich wahr, daß in diesem oder jenem der Gefängnisse die Insassen mit Strenge, in einzelnen Fällen auch mit Härte behandelt wurden. Aber eben so wahr ist, daß von einer raffinirten Kerkerpein im ganzen und großen gar keine Rede gewesen ist. Von einem System, die Gefangenen zu quälen, ist keine Spur vorhanden. Es war ja unserem „humanen" Jahrhundert vorbehalten, die Marter der politischen Gefangenen in ein System zu bringen. Seid Zeugen dessen, ihr Kasematten des Spielbergs, ihr Einzelzellen in Waldheim und Bruchsal, ihr Käfige des Mont Saint-Michel, ihr Bagno's von Ischia und Lambessa und du, oh „trockene" Guillotine von Cayenne! Die Titanen der Revolution — und Titanen bleiben sie, mag eine servile Historik noch so sehr sich befleißen, verkleinernd an ihnen herumzumäkeln — sie hatten gar keine Zeit, mit solchen kleinlichen Bosheiten und raffi-

1) Seit der Niederschreibung dieses Essay sind verschiedene Abhandlungen und Bücher erschienen, welche sich mit den kerkerlichen Zuständen beschäftigen, wie diese während der Revolution und insbesondere während des terroristischen Regiments sich gestaltet hatten. Als sehr fleißig müssen namentlich gerühmt werden die Nachweise und Zusammenstellungen, welche H. Wallon in seinem Buche „La terreur, études critiques sur l'histoire de la révolution française" (Paris 1873) gegeben hat (t. II, p. 1—191). Den Akten zufolge betrug z. B. am 17. März 1793 die Zahl der Insassen der Gefängnisse von Paris 950, während sie am 6. Juni desselben Jahres auf 1310 gestiegen war. Freilich befand sich darunter eine ganze Menge gemeiner Verbrecher: Räuber, Mörder, Falschmünzer. Die zuletzt angegebene Zahl stieg noch sehr beträchtlich unmittelbar nach Erlassung der verrückten „loi des suspects" vom 17. September 1793. Dann, nachdem die erste Einkerkerungswuth verraucht war, sank sie wieder. Die im Texte gegebene Durchschnittszahl von 8000 hielt sich mit unbedeutenden Schwankungen bis zum 9. Thermidor.

nirten Grausamkeiten sich zu befassen. Sie konnten dieselben getrost den nach ihnen kommenden „Rettern der Gesellschaft“ überlassen.

Wie bereits angedeutet worden, mischten sich wie in den meisten menschlichen Dingen auch in dem Gefängnißleben der Schreckenszeit die Lichter und die Schatten. Wir werden jene hervorheben, ohne diese abschwächen zu wollen. Im Gegentheil, es soll auch den Schatten ihr volles Recht widerfahren.

2.

Zuvörderst ist der Irrthum zu berichtigen, daß die Verwaltung und Beaufsichtigung der Gefängnisse beim Wohlfahrtausschuß gewesen. Der hatte wichtigeres zu thun. Die Stadtpolizei von Paris besorgte dieses Geschäft und unterstand dabei der Kontrole des Sicherheitsausschusses. Die Stadtpolizei hatte aber so ungeheuer viele Arbeit, daß sie ihre Gefängnißbeamten nur oberflächlich beaufsichtigen konnte, und demzufolge hing das in den einzelnen Gefängnissen herrschende Regiment von den Persönlichkeiten der Polizeikommissäre, der Schließer und Schließerinnen, der Wärter und Wärterinnen ab. Von dem einzigen Gefängniß Du Plessis wird uns authentisch gemeldet, daß das Aufsichts- und Wartungspersonal streng, herb und hart gewesen sei, und in diesem Hause war demzufolge der Aufenthalt am peinlichsten. An den Gefangenen, auch an den weiblichen, wurde hier bei ihrem Eintritt eine Manipulation unternommen, welche unter dem Namen der „Rapiotage“ verrufen war. Man untersuchte sie nämlich ohne Rücksicht auf Schicklichkeit und Schamhaftigkeit und nahm ihnen alles weg, was sie bei sich trugen. Man gestattete ihnen keine Scheere und kein Messer, sondern nur ein hölzernes Be-

steck, so daß sie beim Essen genöthigt waren, das Fleisch mit den Fingern zu zerreißen. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war streng untersagt und unmöglich gemacht. Aber Einzelhaft gab es auch hier nicht: diese Grausamkeit haben ja erst die „Frommen“ unserer eigenen Tage methodisch ausgebildet und in Anwendung gebracht.

Eine ganze Reihe von Gefängnißbeamten hat sich zur Schreckenszeit durch Milde, Schonung und freundliche Fürsorge für die Gefangenen berühmt gemacht. So der Ministerialsekretär Grandpré, der Polizeikommissär Biguet, der Schließer Huyet im Port-Libre, der Schließer Benoit im Luxembourg, die Schließerin Bouchaud in Sainte-Pelagie, der Schließer Vaubertrand und seine Frau in den Madelonnettes, die Schließerin Lebau in La Force, der Schließer Fontenay, die Schließerin Richard und deren Magd Rosalie Lamorlière in der Conciergerie, welche beiden Frauen alles thaten, was nur immer sie thun konnten, um der armen Marie Antoinette die schreckliche Bürde ihrer letzten Tage und Stunden zu erleichtern.

Das strengste Gefängnißregiment wurde, wie gesagt, in Du Plessis gehandhabt. Schon weniger herb und hart ging es her in der Conciergerie, in Sainte-Pelagie, in La Force und in den Madelonnettes. Was vollends die Gefängnisse im Luxembourg, im Port-Libre, bei den Karmelitern, bei den englischen Benediktinern und in Saint-Lazare betrifft, so waren das „Stutzer-Gefängnisse“ (prisons muscadines), „allwo“ — meldet einer, der es mit angesehen — „die Gefangenen keine anderen Fesseln kannten als die der Liebe und wo ihnen die Tage inmitten der Gärten und Gebüsche im süßen Getändel mit ihren schönen Mitgefanginnen verflossen.“ Mit Stegreifsdichtung, mit Ariengeträller, mit Gesellschaftsspielen, mit Klatsch und mit Musik vertrieb sich hier der französische Leichtsinn die Zeit und wusste es sogar zu einer neuen Art Zeitvertreib zu machen, wenn die eiserne Anklägerhand Fouquier-Tinville's von Zeit zu Zeit in das Getändel, Getriller und Gelächter hereingriff, um aus dem in Fülle vorhandenen Vorrath einen seiner täg-

lichen „Schübe“ (fournées) für das „rothe Ding“ auf dem Revolutionsplatz zu vervollständigen.

In den zuletzt genannten Gefängnissen verwandelten sich die Kerker förmlich in Salons, wo graziöse Frauen die Honneurs machten, wie sie früher in ihren Empfangzimmern im Faubourg Saint-Germain oder in der Rue Saint-Honoré gethan hatten. In den Madelonnettes ließ sich das Ancien Régime in der ganzen wohlgebürsteten Grandezza seiner Höflichkeit sehen. Hier schwirrte die Luft von Monseigneurs und Mesdames. Der weiland Polizeiminister machte in wohlgepuderter Perücke und Glanzschuhen, den Hut unter dem Arme, den weiland Ministern Latour du Pin und Saint-Priest seine Morgenvisite, welche ceremoniösest zurückgegeben wurde. Falls, wie zuweilen geschah, in die vornehme Gesellschaft dieses aristokratischen Gefängnisses ein armer Teufel von Spießbürger hineingewürfelt ward, nahm ihn der altfranzösische Witz zur Zielscheibe. Ein unglücklicher Krämer Namens Cortey saß mit den Herren Laval-Montmorency, De Pons und Sombreuil in der gleichen Zelle. Eines Tages machte er durch das Korridorfenster der vorübergehenden weiland Prinzessin von Monaco verliebte Zeichen und warf ihr Kußhände zu, worauf der Marquis de Pons ernsthaft zu ihm sagte: „Ihr müsst schlecht erzogen sein, weil Ihr Euch mit einer solchen Person gemeinmacht. Es ist ganz in der Ordnung, wenn man Euch mit uns guillotinirt, da Ihr uns als Euresgleichen behandelt.“ Die weiland großen Herren in den Madelonnettes erhoben übrigens ein großes Geschrei, als sie in Folge der Anordnung eines griesgrämigen Visitators vorübergehend genöthigt waren, von ihren Freundinnen sich zu trennen. „Il fallut donc nous séparer de vous, maitresses adorées!“ jammerte einer. „On ne connut plus, dans notre prison, les douces étreintes de l'amour!“

Der heiterste und zugleich anständigste Ton herrschte im Port-Libre. Auch war hier die republikanische Gesinnung und Stimmung obenauf. Die Bürger Vigée und Matras dichteten und komponirten Freiheitshymnen im Stile der

Zeit, die Bürgerinnen Betisy und Lachabeaussière sangen dieselben und der Baron von Wittersbach begleitete sie mit seiner meisterhaft gespielten Violine. An den Tagen, wo die Republik auf den Plätzen von Paris ihre antiken Feste feierte, ging es auch im Port-Libre festlich zu. Aus im Gefängnißhof aufgelesenen Ziegeln wurde der „guten Göttin Natur“ ein Altar errichtet und die Bürgerinnen sangen die eigens zu diesem Zwecke komponirte Festkantate. Dann gaben sie den Bürgern die Hände und es wurde in großer Runde die Carmagnole getanzt, unter Anstimmung der Marseillaise. Am leichtfertigsten, ja geradezu lüderlich führten sich die Gefangenen beiderlei Geschlechtes im Luxembourg auf. Es verging da kaum ein Tag ohne Histörchen und Abenteuer, welche ganz gut im „Dekamerone“ oder im „Faublas“ stehen könnten. Auch in der ernsteren Conciergerie fehlte es nicht an solchen Geschichten. Ließ sich doch daselbst Madame de ***, welche an „Schönheit und Reinheit einer Madonna Rafaels glich“, in der Furcht vor dem Tode zu einem unglaublich skandalösen, aber ebenso wohlbezeugten wie erfolglosen Abenteuer herbei, von welcher Thatsache flüchtig Notiz genommen werden muß, weil sie einen der wenigen, sehr wenigen Ausnahmefälle bildete, wo die Standhaftigkeit und der Heldenmuth, welche die weiblichen Opfer der Revolution so sehr schmückten, niedrigeren, obzwar natürlichen Gefühlen gewichen ist. Erwähnenswerth ist wohl auch eine andere Thatsache, nämlich diese, daß im Mai von 1794 eine Durchsuchung der Gefängnisse angeordnet wurde, wobei sich herausstellte, daß die Gefangenen mitsammen im Besitze von 864,000 Livres waren, den Werth ihrer Möbeln und Schmucksachen ungerechnet. Daraus ersieht man, daß von Noth in diesen Gefängnissen gar keine Rede war.

3.

Zu den Haushaltsgebräuchen in der Conciergerie gehörte es, neu angekommene Gefangene so zu sagen einzuweihen, indem man, und zwar in Numero 13, die furchtbaren Scenen der Procedur vor dem Revolutionstribunal und der Guillotinirung travestirend vor ihnen aufführte. Die Mitspieler und Mitspielerinnen dieser gräßlichen Possen trugen in Ringen oder Knöpfen verborgen die berühmten von Cabanis erfundenen Opiumpastillen bei sich, womit der Doktor Guillotin, der Vater der „Dame Guillotine", aus Mitleid die Gefangenen versorgte, damit sie „nach Belieben über ihr Schicksal verfügen könnten". Selbstmordskandidaten also karikirten und travestirten die Tragödie der Zeit, und während die Wände der bezeichneten Kerkerkammer von Gelächter widerhallten, schrieen unter dem Fenster derselben Ausrufer die Liste derjenigen aus, welche „heute in der Lotterie der heiligen Guillotine das große Loos gezogen haben", das heißt hingerichtet worden waren.

An der Conciergerie haftet noch eine düsterste Erinnerung. Sie war ja recht eigentlich die „Vorhalle des Todes". Denn hierher wurden neben den ordentlichen Insassen des Gefängnisses auch außerordentliche gebracht, nämlich alle vom Revolutionstribunal Verurtheilten, um ihrer letzten Stunde entgegenzuharren. Die Schreibstube (le greffe) im Untergeschoß war das Toilettezimmer der „Dame Guillotine". Am Eingange dieses schrecklichen Gelasses, dessen Thüre füglich die Aufschrift von Dante's Höllenpforte hätte tragen sollen — „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!" — erschien Morgen für Morgen der rothbemützte Huissier, die infernalische Liste derer abzulesen, welche zu den draußen vorgeführten Todeskarren gerufen wurden. Wie jedermann weiß, hat diese Liste ihre schrecklichste Länge erreicht (38—50—54—60 bis 67 Personen) während der Zeit, als sich Robespierre aus dem

Wohlfahrtsausschusse zurückgezogen hatte und mit seinem geliebten Hunde Brount in den Champs-Elysées und im Thale von Montmorency spaziren ging, die Hamletfrage: „Sein oder Nichtsein?“ grüblerisch erwägend . . . Das fahle Morgengrauen des 7. Thermidor (25. Juli) von 1794 erblickte in der Vorhalle des Todes eine zahlreiche Gesellschaft, achtunddreißig Verurtheilte. Darunter den General Beauharnais, den Gatten der künftigen Kaiserin Josephine — sie selbst war bei den Karmelitern eingekerkert, — den Herzog von Clermont-Tonnerre, den berühmten Sachwalter Lachalotais, den Fürsten von Salm-Kyburg und den Baron Trenck, den rastlosen Maulwurf von Glatz und Magdeburg, der sich schließlich in diese pariser Sackgasse hineingewühlt hatte, aus welcher kein Entkommen mehr war. Seht ihr dort den Mann, welcher mit vorgebeugtem Oberkörper das Blatt Papier beschreibt, das er auf seinen zusammengepresssten Knieen hält? Neigt euch! Es ist einer, den der Kuß der Muse geweiht hat, der royalistische Poet André Chenier. Das von ihm zu dieser Stunde halbbeschriebene Blatt hat die Nachwelt unter die kostbarsten Reliquien der Revolution eingereiht: —

„So wie ein letzter Hauch, ein letzter Stral des Gottes
 Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffotes;
 Wer weiß, wann ich's besteigen muß?
Wer weiß? Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreise
 Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechszigfachen Schritt der vorgeschriebnen Reise
 Helltön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
 Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
 Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
 Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Sals mit meinem Namen wecken — —“ [1])

---

1) Comme un dernier rayon, comme un dernier zéphyre
 Animе la fin d'un beau jour,

Und so geschah es fast buchstäblich. Der arme Chenier konnte den zuletzt angehobenen Quatrain seines dichterischen Testamentes nicht zu Ende bringen. Man hörte von draußen das Rollen der vorfahrenden Todeskarren auf dem Pflaster, Gewehre klirrten vor der Pforte, sie ging auf, der „Todtenverkündiger" erschien mit seiner Liste und der verhängnissvolle Appell begann. Der Dichter, welcher bekanntlich einen wahrhaft juvenalischen Zorn und Haß an den Jakobinern ausgelassen und ihnen zugerufen hatte:

„Ich spei' auf eure Namen, ich sing' euch an den Galgen!"

ist nicht weniger muthvoll gestorben als seine Todesgefährten. Doch ward er auf dem Blutgerüste von einem flüchtigstolzen Bedauern angewandelt über das, was mit ihm zu Grunde ging, und da hat er sich mit der Hand an die Stirne geschlagen und ausgerufen: „Ich hatte doch etwas dadrinnen! (j'avais pourtant quelque chose là!)"

Zwei und siebzig Stunden später wurden Robespierre, Saint-Just und Couthon ebenfalls von der Conciergerie aus, wohin sie in der dritten Morgenstunde des 10. Thermidor gebracht worden waren, nach dem Revolutionsplatz gefahren. Vor der Wohnung des „Unbestechlichen" — der war er! — vor dem Hause des Schreiners Dublay in der Rue Saint-Honoré, zwangen die „Furien der Guillotine" den Karren zu halten und tanzten um denselben her die Car-

---

Au pied de l'échafaud j'essaye encor ma lyre;
Peut-être est-ce bientôt mon tour;
Peut-être avant que l'heure en cercle promenée
Ait posé sur l'émail brillant,
Dans les soixante pas où sa route est bornée,
Son pied sonore et vigilant,
Le sommeil du tombeau pressera ma paupière.
Avant que de ses deux moitiés
Le vers que je commence ait atteint la dernière,
Peut-être en ces murs effrayés
Le messager de mort, noir recruteur des ombres,
Escorté d'infâmes soldats,
Remplira de mon nom ces longs corridors sombres.
. . . .

magnole, die Luft mit Gebrülle: „Tod dem Tyrannen!“ erfüllend. Wer das aber, wie billig, am lautesten mitschrie, war eins der infamsten Scheusale der Revolutionszeit, Carrier, der Erfinder und Veranstalter der „Noyaden“ und der „republikanischen Hochzeiten“ von Nantes. Heutzutage kann es jeder wissen, wer überhaupt etwas wissen will, daß zu Robespierre's Sturze die ärgsten Schufte, Schurken und Schandbuben sich verbunden haben. Das Urtheil über diesen Sturz, über den Mann und seine Bedeutung war übrigens schon damals so wenig ein einstimmiges, als es heute ein solches ist. Auf seiner Todesfahrt wurde Robespierre von einer Frau angetreten, welche ihm zuschrie: „Fahr' zur Hölle, Bösewicht, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!“ Aber in einer Provinz von Südfrankreich ließ eine Pächterin beim Eintreffen der Nachricht, daß der „Tyrann“, dessen ganze Hinterlassenschaft an Geld und Gut in einem Assignat von fünfzig Franken bestand, am 28. Juli guillotinirt worden sei, vor Schrecken das Kind fallen, welches sie auf dem Arme trug, hob die Hände gen Himmel und rief in ihrem provençalischen Patois aus: „Oh, jetzt ist es um das Glück des armen Volkes geschehen; sie haben den getödtet, welcher es so sehr geliebt hat (aco n'es finit bol bounhur del paouré poble; han tuat aquel que l'aimaba tant)!“

4.

Nun wollen wir versuchen, die im Vorstehenden gegebenen Umrisse mit individuellem Leben zu füllen, und zwar mit Hilfe der Aufzeichnungen eines Gefangenen der Schreckenszeit, welche Aufzeichnungen erst in neuerer Zeit in Buchform erschienen sind. Wir meinen damit die Denkwürdigkeiten des napoleonischen Grafen und bourbonischen

Ministers Beugnot [1]). Der Mann war ein abgesagter Feind der Revolution überhaupt und der Terroristen insbesondere. Die Mittheilungen aus seinem Kerkerleben sind also sicherlich nicht in's Rosige gemalt. Hinwieder ist er aber auch zu ehrlich gewesen, um schwarz in schwarz zu malen, und nachdem wir seinen Bericht der erforderlichen kritischen Kontrole unterzogen haben, dürfen wir mit Zuversicht erklären, daß das, was wir daraus mittheilen werden, den Werth eines historischen Zeugnisses besitzt.

Beugnot, gewesenes Mitglied der gesetzgebenden Nationalversammlung, wurde am 18. Vendémiaire (9. Oktober) von 1793 in Paris verhaftet, nachdem er den vonseiten Dantons ihm wiederholt und deutlich zugekommenen Wink, sich davonzumachen, unbeachtet gelassen hatte.

„Verdächtig des Royalismus!" sagte der verhaftende Polizeikommissär. „Nach der Conciergerie! Guillotinefutter!"

Man gestattete dem Verhafteten eine Auswahl von Büchern mitzunehmen; aber der Kommissär und der denselben begleitende Gensdarm spielten dabei die Censoren. Tasso's „Befreites Jerusalem" fand keine Gnade in den Augen dieser Censur.

„Aber warum soll mir dieses Buch verwehrt sein?" fragte der Verhaftete.

„Lassen Sie das Buch lieber da, Bürger," erwiderte wohlweise der Gensdarm; „denn glauben Sie mir, alles, was aus Jerusalem kommt, hat dermalen keinen guten Geruch."

Als der Fiaker, welcher den Gefangenen zur Conciergerie — „cette vaste antichambre de la mort" — brachte, an der Freitreppe derselben hielt, war diese von einer Schar jener Weiber dicht besetzt, welche bei allen Spektakeln der Revolution die Rolle des Megärenchors mit Beeiferung durchführten. Sie empfingen Beugnot mit Füßegestampf, Händeklatschen und Hohngelächter und überschütteten die

1) Mémoires du comte Beugnot. Publ. par le comte A. Beugnot, son petit-fils. 2 vols. Paris 1866.

„neue Beute“ mit Schimpfnamen und Geifer, so daß er froh war, als er das Gitter hinter sich hatte. Während in der Schreibstube der Name des Ankömmlings in das Register eingetragen wurde, konnte er bemerken, daß die größere Hälfte des Sals durch eine niedrige Schranke von der kleineren gesondert war. Jene stellte das weiter oben erwähnte „Toilettezimmer der Dame Guillotine“ vor und in diesem Augenblick befanden sich zwei Verurtheilte daselbst, welche ihre Schaffottoilette bereits gemacht hatten und der Ankunft Sansons harrten. Ein Municipalbeamter richtete Trostworte an die beiden Unglücklichen und fragte sie, ob sie den Namen des Präsidenten vom Revolutionstribunal kennten, welcher den Todesspruch über sie gefällt hätte. „Nein,“ gab der eine zur Antwort, „aber behalte denselben für dich! Ich will den Namen eines solchen Bösewichts nicht mit in mein Grab nehmen.“ — „Wenigstens hoff' ich,“ sagte der andere sanft, „daß dieser Präsident kein Franzose sei!“ — gewiß in seiner Art und unter diesen Umständen ein rührend-herrlicher Ausdruck von Patriotismus.

Beugnot musste noch mit ansehen, wie die Armen durch den Henker abgeholt wurden, allein zu seinem Glück; denn während des Lärms, welcher dadurch in der Schreibstube entstand, verwechselte der sonst sehr genaue Greffier seinen Namen mit dem eines andern so eben Eingebrachten, der wegen Verfertigung falscher Assignate verhaftet worden war und dessen Namen allerdings dem Namen Beugnots sehr ähnlich klang. Dieser Verwechselung hatte er es höchst wahrscheinlich zu danken, daß er, wie übrigens so viele hunderte anderer Gefangener, im Gefängnisse „vergessen“, das heißt niemals vor das Revolutionstribunal gerufen und folglich gerettet wurde. Der grausame Witz von der „Lotterie der heiligen Guillotine“ war nicht bloß ein Witz, sondern auch eine Wahrheit. Nur waren da die Gewinner eigentlich die Verlierer und umgekehrt.

Zunächst freilich hatte die Verwechselung mit einem Falschmünzer die unangenehme Folge für unsern Gefangenen, daß er in sehr schlechte Gesellschaft gethan wurde, in eine

Zelle nämlich, in welcher bereits ein Muttermörder und ein Einbrecher saßen. Da er aber fieberkrank wurde, brachte man ihn nach der sogenannten „Infirmerie“, dem Krankensale der Conciergerie, welchen Beugnot freilich als das „schauderhafteste Hospital auf Erden“ schildert. Die Lokalität erinnerte ihn so sehr an die Darstellung der Hölle auf der Opernbühne, daß er annehmen zu dürfen glaubte, der Theaterarchitekt müsse diese Infirmerie zum Modell gehabt haben. Die Einzelnheiten sind jedoch zu widerlich und riechen zu übel, um hier wiedergegeben werden zu können. Genug, es war ein Ort des Grauens und es begreift sich unschwer, daß Gefangene, welche längere Zeit hier verweilen mussten, nach dem „Nasenstüber auf den Hals“ — chiquenaude sur le cou — sich sehnten, wie ein damaliger Bewohner der Conciergerie, Lamourette, konstitutioneller Bischof von Lyon, den Fallbeilschlag der Guillotine genannt hat. Ist doch sogar die Langeweile zu einem Motiv des Schaffotheroismus jener Zeit geworden. „Dieses Gefängnißleben langweilt mich unerträglich“ — sagte Lauzun-Biron — „möchten sie mir doch einmal den Kopf abschlagen, damit der schlechte Spaß zu Ende wäre!“ Um den Bleidruck dieser Kerkerlangeweile fern zu halten, ersannen und übten die Gefangenen die insipidesten Spiele. Hérault de Sechelles z. B. spielte beharrlich „à la galoche“, bis er zum Todeskarren gerufen wurde.

5.

Aus der Infirmerie erlöst, kam Beugnot in die „kleine Apotheke“, welche Zelle der Bischof Lamourette und sieben Konventsdeputirte von der Girondistenpartei mit ihm bewohnten und deren Wände über und über mit den Inschriften „Freiheit, Gleichheit“ und „Menschenrechte“ be-

deckt waren. Einer der sieben Girondisten war Fauchet, Bischof von Calvados. Zu Ende Oktobers wurden sie mit ihren Parteigenossen processirt und guillotinirt. Die Hinrichtung der „Einundzwanzig“ war eine rechte Festhekatombe, dargebracht dem Moloch Schrecken. Als die Verurtheilten vom Tribunale nach der Conciergerie zurückgebracht wurden, brachen sie unter der Wölbung der Gefängnißpforte mit einmal und wie aus einem Munde in das „Allons, enfants de la patrie!“ aus. Sie haben, wie bekannt, den weltgeschichtlichen Sang am folgenden Tage, am 31. Oktober von 1793, auch am Fuße des Blutgerüstes und auf demselben angestimmt und so lange fortgeführt, bis das Fallbeil mit dem Lebensfaden des letzten von ihnen auch das Lied abschnitt. Das ist Geschichte, aber Nodiers „Letztes Bankett der Girondisten“ ist nur eine Novelle, obzwar eine sehr gute. Am 6. November ist Orléans-Egalité von der Conciergerie zum Revolutionsplatze gekarrt worden. Er blieb ganz gleichgiltig, vor dem Tribunal, auf dem Karren und auf dem Schaffot. Als ihm, bevor er an das schreckliche Brett geschnallt wurde, die Henkersknechte die Stiefeln abziehen wollten, sagte er: „Das wäre reiner Zeitverlust. Ihr könnt mir sie bequemer abziehen, wann ich todt bin. Macht schnell voran!“

Vier Tage nach der Todesfahrt von Louis Philippe's Vater machte Madame Roland die ihrige. Ob sie, die Treppe zum Blutgerüst hinaufsteigend, den Ausruf gethan: „Oh, heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ ist fraglich, aber daß sie zu ihrem Todesgefährten Lamarche sagte: „Steigen Sie zuerst hinauf, weil Sie ja doch nicht den Muth hätten, mich sterben zu sehen“ — ist gewiß.

Manon Phlipon, die Frau des girondistischen Exministers Roland, die „Aspasia der Girondisten“, die Prophetin und das Entzücken dieser armen Wolkenwandler von Schönfühlern und Schönrednern, war zuerst in der Abtei, dann in Sainte-Pelagie eingekerkert gewesen. Ihre Versetzung in die Conciergerie war für die Insassen der-

selben ein großes Ereigniß, welches Beugnot lebhaft beschrieben hat. In den beiden erstgenannten Gefängnissen hat sie ihre berühmten Mémoiren niedergeschrieben, welche mit der Uebersiedelung in das letztgenannte abbrechen. An einer Stelle dieser Denkwürdigkeiten, welche nur mit großer Vorsicht als eine geschichtliche Quelle zu benutzen sind, hat Citoyenne Roland ihr Porträt gezeichnet und gemalt und diese kühne Selbstporträtirung gibt nicht nur ein Bild von ihrer Gestalt und ihren Zügen, sondern auch von ihrer Fühl- und Denkweise. Ihr ganzer Charakter prägt sich plastisch darin aus und dieses Konterfei ist geradezu eine historisch-psychologische Merkwürdigkeit. Sehen wir sie uns einmal an. „Als ich ausgewachsen, war ich ungefähr fünf Fuß hoch. Meine Beine waren wohlgeformt, die Füße hübsch gebaut, die Hüften sehr gewölbt, die Schultern zurückgezogen, die Brust war breit und hochbusig, meine Haltung sicher und anmuthig, der Gang leicht und rasch. Mein Gesicht hatte nichts Besonderes als etwa eine große Frische und einen sanften Ausdruck. Prüft man jeden Zug einzeln, so darf man billig fragen: Wo ist denn die Schönheit? Denn kein einziger ist regelrecht, aber mitsammen bilden sie ein gefälliges Ganzes. Der Mund ist ein wenig groß und es gibt tausend schönere; allein keiner weiß zärtlicher und verführerischer zu lächeln. Das Auge dagegen ist nicht sehr groß und seine Iris kastanienbraun. Es liegt weder zu tief, noch steht es zu sehr hervor; es blickt offen, frei, lebhaft und sanft, überwölbt durch schön gezeichnete Brauen von derselben Farbe wie die Haare, und es wechselt in seinem Ausdrucke wie die liebevolle Seele, deren Regungen es verkündet. Ernst und stolz, hat es zuweilen etwas Furchtbares, weit öfter aber ist es liebkosend und immer anziehend. Die Nase verursachte mir einigen Verdruß, weil ich fand, sie sei vorn ein bißchen zu dick, als Theil des Ganzen jedoch und von der Seite betrachtet, verdarb sie nichts. Die Stirne ist breit, glatt, offen, von hochgewölbten Augenhöhlen getragen und keineswegs so nichtssagend, wie so manche Gesichter sie zeigen. Mein Kinn

steht ziemlich weit vor und hat entschieden die Merkmale, welche die Physiognomiker als die der Sinnlichkeit bezeichnen; wenn ich diese Merkmale mit meinen übrigen Eigenthümlichkeiten zusammenstelle, bezweifle ich, daß jemals eine Frau mehr als ich für Sinnenlust geschaffen war, obzwar ich dieselbe weniger genossen habe als irgendeine. Ein mehr belebter als weißer Teint, glänzende Färbung, häufig erhöht durch die plötzlich kommende Röthe eines kochenden, durch äußerst reizbare Nerven erregten Blutes; eine zarte Haut, ein runder Arm, eine wenn auch nicht kleine, doch niedliche Hand, weil ihre langen und schmächtigen Finger auf Gewandtheit deuten, ohne aufzuhören, anmuthig zu sein; schön gereihte Zähne; endlich eine Körperfülle, die auf vollkommene Gesundheit hinweist; — das sind die Schätze, welche die Natur mir geschenkt hat."

Glaubt man nicht ein Porträt zu sehen, welches eine Sappho oder eine Aspasia von sich gezeichnet und gemalt hat oder wenigstens gemalt haben könnte? In Wahrheit, wir haben Mühe zu glauben, daß diese Selbstporträtirung von einer modernen Frau, noch dazu von einer anerkannt tugendhaften und sittenstrengen Frau herrühre. Es ist da eine Objektivität der Koketterie, welche ganz antik, ein künstlerisches Gefühl und Behagen, welches ganz griechisch. Arme Manon! Das eben war dein Unglück und dein Verderben, daß du in den Säulenhallen der Agora und unter den Platanen der Akademie traumwandeltest, daß du eine Athenerin der perikleischen Zeit sein wolltest, zu sein glaubtest, während du unter den Franzosen, unter den Parisern vom letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts lebtest. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, d. h. in der Aetherregion der Ideale. Die gemeine Wirklichkeit des Lebens greift mit plumper Faust hinauf, reißt die armen Ideologen, die da hungern nach Wahrheit und Gerechtigkeit, die da dürsten nach Freiheit und Schönheit, unerbittlich herab und schmettert sie erbarmungslos zu Boden. Geschöpf von Staub, Eintagsfliege von Mensch, wie dürftest du es wagen, dich zur Sonne erheben zu wollen? Tiefsinnigeres ward nie er-

sonnen als der Mythus von dem Höllensturz der himmelstürmenden Titanen ....

Beugnot gesteht, er habe gegen Frau Roland ein abgünstiges Vorurtheil gehegt, bevor er sie in der Conciergerie kennen lernte. Die Gefangenen durften nämlich während ihrer täglichen Spaziergänge in dem Hofraum ganz unbelästigt mit einander verkehren und bei schlechtem Wetter vertrat der große Korridor die Stelle des Hofraums. Die Frauen und Mädchen hielten auch innerhalb der Gefängnißmauern die Herrschaft des guten Tons und der Mode aufrecht, soweit nur immer ihre Mittel reichten. Sie erschienen Morgens im frischesten Negligée, Mittags im Gesellschaftsanzug, Abends im reizenden Deshabillé. Die Herren putzten sich ebenfalls nach Möglichkeit heraus und machten den Damen nach allen Regeln der Courtoisie den Hof. Der Korridor und der Hofraum des düstern Gefängnisses summten tagtäglich von echtfranzösischer Causerie und Galanterie, man sah Büschel von Witzraketen steigen und hörte ganze Feuerwerke von pariser Esprit zischen und prasseln. Beugnot sagt ausdrücklich: „Ich bin überzeugt, daß zu dieser Zeit keine Promenade von Paris eine solche Vereinigung von elegant gekleideten Frauen aufzuweisen hatte, wie der Hof der Conciergerie sie zur Mittagszeit aufwies. Er glich einem blühenden Blumenbeet, aber einem Blumenbeet mit eisernem Staket."

6.

Unser Gewährsmann kam von seiner Voreingenommenheit gegen Frau Roland bald zurück. Ihre Haltung war ebenso edel wie anmuthig, ihre Sprache von außerordentlicher Reinheit, Grazie und Eleganz, ihre Ausdrucksweise entsprach vollständig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeisterung für das Ideal und dem republikanischen Glaubensbekennt-

nisse blieb sie treu ohne Wanken und Schwanken. Weich wurde sie nur, wenn sie von ihrem Mann und von ihrer Tochter sprach; dann füllten Thränen ihre schönen Augen. Die Macht über Menschen, welche dieser außerordentlichen Frau eigen, verblieb ihr noch in der Tiefe des Kerkers. Die von ihr bewohnte Zelle war ein Eden des Friedens inmitten dieser Gefängnißhölle. Selbst dem Auswurfe des weiblichen Geschlechts, von welchem Auswurf ebenfalls hinlänglich viele Exemplare in der Conciergerie vorhanden waren, sogar Straßendirnen und Taschendiebinnen zwang Manon Roland Hochachtung ab, und zwar durch ihre bloße Erscheinung, durch ein tröstendes Wort oder einen strafenden Blick. Wenn sie im Hofraum erschien, sahen diese Elenden zu ihr empor wie zu einer Schutzgottheit, während sie dagegen die gleichzeitig in der Conciergerie der Guillotine entgegenharrende Dubarry, Ludwigs des Fünfzehnten letzte Haupt- und Staatsmaitresse, völlig und sehr grobschlächtig als ihresgleichen behandelten, obgleich das Schandweib die vornehmste Miene aufsetzte.

Beugnot sah die Pythonissa der Gironde auch an dem Tage, wo sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen sollte. Sie stand an dem Gitter, welches den Korridor abschloß, wartend, bis der Greffier ihren Namen rief. Mit Sorgfalt gekleidet, trug sie ein weißes Musselinkleid, das mit Spitzen besetzt und durch einen Gürtel von schwarzem Sammet zusammengehalten war, dazu einen Hut von einfacher Eleganz, unter welchem hervor ihre schönen Haare auf die Schultern herabfielen. Ihr Gesicht zeigte eine reizende Belebtheit und ein Lächeln war auf ihren Lippen. Mit der einen Hand hielt sie die Schleppe ihres Kleides, die andere überließ sie einer Schar von Frauen, welche sich herbeidrängten, dieselbe zu drücken und zu küssen. Viele schluchzten laut. Manon selber behielt ihre Fassung und sprach zu ihren Schicksalsgefährtinnen voll Güte und Milde, sie zum Frieden, zur Geduld, zur Hoffnung, zu allen den Tugenden ermahnend, deren Uebung dem Missgeschicke ziemt. Beugnot näherte sich ihr, um einen Gruß zu bestellen,

welchen ihm sein Mitzellinsasse Clavières, der zugleich mit Roland Minister gewesen war, an sie aufgetragen hatte. Sie hatte keine Zeit mehr zur Antwort. Ihr Name wurde gerufen und weinend öffnete ihr der alte Schließer Fontenay das Gitter. Im Hinaustreten gab sie Beugnot flüchtig die Hand und sagte: „Adieu, mein Herr. Wir haben uns oft gezankt; es ist Zeit, daß wir Frieden machen.“ Als sie aber sah, daß er nur mit Mühe seine Thränen verhielt, hob sie ihre Augen empor, sprach nur noch nachdrucksam das Wort „Muth!“ und verschwand. Kurz zuvor hatte sie eines Tages zu Beugnot gesagt: „Die Gleichgiltigkeit und Kälte, womit die Franzosen den Terrorismus sich gefallen lassen, setzt mich in Erstaunen. Wäre ich frei und man schleppte meinen Mann zum Blutgerüst, ich würde mich am Fuße desselben erdolchen und bin überzeugt, daß Roland, wenn er meinen Tod erfährt, sich das Herz durchbohren wird.“ Das war die Rede einer Prophetin. Roland hatte nach der Aechtung der Girondisten in der Nähe von Rouen eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Kaum aber hatte er den Tod seiner Frau erfahren, als er, ohne ein Wort zu sagen, sein Asyl verließ und die Nacht hindurch ziellos fortwanderte. Bei Tagesanbruch zog er sein Stilet, stemmte den Griff desselben gegen den Stamm eines Apfelbaumes am Wege und durchbohrte sich das Herz. Er wollte, wie ein Zettel, den er bei sich trug, besagte, „nachdem er vernommen, daß und wie seine Frau gestorben, keine Stunde länger auf dieser mit Verbrechen besudelten Erde weilen.“ Wer wird bei solchem Todesernst der Empfindung und Leidenschaft, welcher die Revolutionstragödie durchzieht, fürder noch die Schamlosigkeit haben, hofhistoriographisch von dem „hohlen Pathos“ dieses Trauerspiels zu faseln?

Clavières ist seinem Kollegen, Parteigenossen und Freunde Roland bald nachgestorben, nicht auf dem Schaffot, sondern ebenfalls durch eigene Hand. Er sollte vor dem Tribunal erscheinen und seine Anklageakte war ihm zugestellt worden. Das Lügensammelsurium derselben empörte

ihn dermaßen, daß ein unwiderstehlicher Welt- und Menschenekel ihn erfasste. Mitten in der Nacht wurde Beugnot durch den Ausruf Lamourette's aufgeweckt: „Clavières, Unglücklicher, was haben Sie gethan?“ und vernahm zweierlei schreckliches Geräusch: das Röcheln eines Sterbenden und das Getropfe seines Blutes auf den Boden. Alle Bewohner der Zelle fuhren von ihrem Lager empor; sie vermochten indeß keine Hilfe zu schaffen. Nach einer halben Stunde war Clavières todt, aber das Blut aus seiner Todeswunde tropfte noch immer auf den Boden.

Nur von einem seiner Mitgefangenen weiß Beugnot zu melden, daß er muthlos, ja geradezu feig gewesen. Es war der Duc du Châtelet. Als dieser Grandseigneur eines Tages auf dem Hofe laut jammerte, weinte und winselte, musste er von einer Gefangenen, von der Demoiselle Eglé — die „Demoiselle“ war freilich etwas brüchig — die Abkanzelung hinnehmen: „Pfui doch! Was, Sie flennen? Erfahren Sie denn, Herr Herzog, daß solche, welche keinen Namen haben, hier einen erwerben können, und solche, welche einen haben, denselben mit Ehre tragen müssen.“

Ganz anders als der Herr Herzog benahm sich der Konventsdeputirte Cussy. Er war, mit den Girondisten geächtet, verhaftet und in die Conciergerie gebracht worden. Um ihn auf's Schaffot zu schicken, bedurfte es für ihn, als einen Geächteten, nicht erst noch einer gerichtlichen Procedur. Da er aber überzeugt war, nur ganz zufällig auf die Liste der Vogelfreien gesetzt worden zu sein, so machte er das in einer Eingabe an den Konvent bemerklich und ersuchte die Versammlung, die Zurücknahme des Aechtungsdekrets zu vermitteln. Der Konvent verwarf das Gesuch wider alles Erwarten. Am folgenden Tag wurde der Moniteur zur gewohnten Stunde in das Gefängniß gebracht und das für Beugnots Zelle bestimmte Exemplar fiel Cussy in die Hände, der ebenfalls dort saß. Er las seinen Mitgefangenen den Bericht über die gestrige Konventssitzung vor, worin auch die Verwerfung seines Gesuches erwähnt war. Das war für den Unglücklichen ein Beilschlag. Aber

ohne zu stocken, ohne die Stimme zu ändern, las er das Referat zu Ende.

„So, da wüsst' ich ja, was mir morgen passirt,“ sagte er dann ruhig. „Ich habe aber doch noch Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen.“

Seine Mitgefangenen umdrängten ihn theilnahmevoll. Er drückte ihnen der Reihe nach die Hände und sagte:

„Liebe Freunde, ihr tröstet mich in meinen letzten Stunden. Das ist ja wie beim Tode des Sokrates; nur ist es uns leider nicht gestattet, uns philosophisch mitsammen zu unterhalten, bis der Schierlingsbecher kommt.“

Kaum hatte er so gesprochen, als der Schließer eintrat, um den muthigen Mann in die Vorhalle des Todes hinabzuholen.

7.

Auch an Romantik in des Wortes verwegenster Bedeutung hat es in der Conciergerie nicht gefehlt, wie nachstehende Novelle zeigen mag. Vier Gefangene, der General La Marlière, der Konventsdeputirte Bunel, Beugnot und ein Oberst, welcher als Adjutant des Grafen d'Estaing den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner mitgemacht hatte, pflegten sich Abends bei dem zweiten der Genannten zu einer Whistpartie zu vereinigen. Der arme Bailly, der Präsident der Nationalversammlung von 1789 glorreichen Andenkens, fand sich ebenfalls regelmäßig ein, zur Stunde, wo das Whist einer ernsteren Unterhaltung platzgemacht hatte. Diese Unterhaltung drehte sich gewöhnlich um philosophische Fragen, um metaphysische Probleme und schwindelte sich demnach folgerichtig mehr und mehr in das Gebiet des Mysticismus hinauf. Der Oberst gab sich als einen Hauptmystiker. Er behauptete, die Schranken des „Möglichen“ wären nur durch

die Unwissenheit der Menschen so eng gezogen. Seit Pythagoras und Aristoteles hätten sich diese Schranken schon sehr beträchtlich erweitert und die Zukunft würde dieselben unendlich weiter hinausrücken. Das Christenthum klagte er geradezu an, den Aufschwung der Geister gebrochen zu haben, und lobte daher die Schläge, welche die Revolution gegen dasselbe führte. Seine Religion war der Pantheismus und er glaubte, daß es eine unzählbare Anzahl beseelter Wesen gäbe, welche für unsere Sinne nicht wahrnehmbar wären; sowie, daß der Mensch noch weit von der Stelle entfernt sei, welche er im Weltganzen einnehmen sollte und könnte. Bunel, welcher lange in Indien gelebt und den Brahmanismus studirt hatte, stimmte diesen Ansichten bei. Der General La Marlière dagegen hielt standhaft an den Lehren seines Meisters Voltaire fest. Er meinte demnach, es gebe nichts ungewisseres als das, was man in diesem oder jenem Jahrhundert die Wahrheit zu nennen beliebe; er glaubte, daß die Ideen der Menschheit in jeder Epoche eine andere Form annähmen, aber ihrem Wesen nach in einem Cirkel sich bewegten, über welchen sie niemals hinaus könnten.

„Ich will ein Beispiel aufstellen," fügte er hinzu. „Unlängst hat der Bischof von Paris (Gobel) in offener Konventssitzung seine Religion unter großem Beifall abgeschworen. Nun wohl, wir sind dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahe und es ist sehr unwahrscheinlich, daß einer von uns das neunzehnte erleben wird. Aber ich prophezeie, das neunzehnte wird nicht zu Ende gehen, ohne daß die Franzosen mitansehen werden, wie Processionen von Mönchen die Straßen von Paris durchziehen." (Das war sehr richtig weis- und wahrgesagt! Schon die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts brachten, wie jedermann weiß, die Erfüllung und was würde der General erst gesagt haben, wenn er geahnt hätte, welcher Wallfahrtsveitstanz unter seinen Landsleuten im Jahre 1873 grassiren sollte!) Bailly seinerseits vertheidigte eifrig den Glauben an eine unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit. „Der gegenwärtig wüthende Sturm," sagte er, „beweist nichts dagegen.

Im Gegentheil! Denn er weht wohl viele Blätter von den Bäumen, entwurzelt viele Bäume, aber er fegt auch eine Masse alten Unflats fort und der gereinigte Boden kann edle, bislang unbekannte Früchte zeitigen."

Eines Abends, als das Gespräch um den Magnetismus, Somnambulismus und dergleichen mystische Dinge mehr sich gedreht hatte, sagte der General zuletzt zu dem Oberst:

„Sie glauben also an Mesmer, Cagliostro und tutti quanti?"

„Gewiß," erwiderte der Gefragte kaltblütig.

„Ei, ich wäre doch sehr begierig, vor meinem Tode einmal die Darstellung einer Scene von Hellsichtigkeit (une représentation d'une scène voyante) mitanzusehen."

„Das macht sich an dem Orte, wo wir uns befinden, nicht so leicht; indessen will ich thun, was ich kann."

Der Oberst hielt sein Versprechen und wusste sich nach und nach den nöthigen Apparat zu verschaffen. Eine Hellseherin aufzutreiben und in die Conciergerie einzuschmuggeln gelang nicht, aber man konnte dieselbe im Nothfall durch einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren ersetzen; nur durfte derselbe nicht im Zeichen des Bogenschützen, der Zwillinge oder der Jungfrau geboren und musste von zweifelloser Unschuld sein. Ein solcher Knabe ward in dem Sohn eines der Schließer entdeckt und der Oberst richtete die Zelle Bunels zu dem somnambulistischen Experimente her. Alles ist und wird à la Cagliostro gemacht und der Knabe (die sogenannte „Waise") kniet vor der mit Wasser gefüllten Glaskugel.

„General," sagt der Oberst in seiner Rolle als Beschwörer, „geben Sie in der Vergangenheit oder in der Zukunft eine Thatsache an, welche Sie kennen zu lernen verlangen."

„Den Urtheilsspruch, welcher mich erwartet."

„General, wählen Sie einen andern Gegenstand; ich wäre in Verzweiflung, wenn die Antwort schlimm lautete."

„Ich bestehe darauf und gebe Ihnen die Versicherung,

daß die Antwort, laute sie so oder so, mich durchaus nicht erschrecken wird."

„Dann wollen wir auf die Beschwörung verzichten und an unsere Whistpartie gehen."

„Was, Sie bekennen sich geschlagen, bevor Sie begonnen haben? Ich wusste wohl, daß das alles nur eine Kinderei sei."

„Sie wollen es also schlechterdings, General? Nun wohl, ich beginne."

Nach einer halben Stunde eifriger magnetischer Manipulationen vonseiten des Beschwörers war dieser und war der Knabe über und über mit Schweiß bedeckt, während die drei Zuschauer ihrerseits eine unerträgliche Beklemmung empfanden. Endlich gerieth das Wasser in der Glaskugel in sichtbare Bewegung und der Knabe rief aus:

„Ich sehe!"

„Was?"

„Zwei Männer, die sich raufen."

„Wer sind sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Wer sind sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Wer sind sie?"

„Ach, Gott! Ein Nationalgardist und ein Officier mit einem Generalshut."

„Welcher ist der Stärkere?"

„Oh, mein Gott! Der Nationalgardist wirft den Officier zu Boden und schlägt ihm den Kopf ab."

Dies gesagt, fiel der Knabe ohnmächtig zu Boden.

Bunel und Beugnot waren bestürzt, La Marlière zitterte am ganzen Leibe. Die beiden ersteren bemühten sich, dem letzteren einzureden, es sei doch wohl zwischen dem Urtheilsspruch, der ihm bevorstände, und dem Kampfe zwischen einem Nationalgardisten und einem Officier kein Zusammenhang denkbar. Der General blieb still und seine beiden Mitzuschauer bereuten es bitter, dieser Beschwörungsscene angewohnt zu haben. Dieselbe fand am 20. December

1793 statt. Am Abend des 21. kam dem General die Vorladung vor das Tribunal zu, am 23. wurde er verurtheilt und noch an demselben Tage hingerichtet. Sanson aber that an diesem Tage seinen schrecklichen Dienst in der Uniform eines Grenadiers der Nationalgarde. . . . . Beugnot versichert hoch und heilig, daß der Oberst durch und durch ein Mann von Ehre gewesen, dem gar nicht zuzutrauen, daß er einen frevelhaften Spaß gemacht hätte, demzufolge die ganze Beschwörungsscene nur eine zwischen ihm und der „Waise" verabredete Mystifikation gewesen wäre. Von der Glaubwürdigkeit dieser Versicherung mag jeder halten, was er mag. Ich meinerseits will mit dieser Novelle nur bewiesen haben, daß gerade zur Zeit, als der Atheismus auf den Straßen und in den Kirchen von Paris seine skandalvollen Orgien feierte, in den Gefängnissen die Mystik spektakelte. Die traurige Komödie der Weltgeschichte bewegt sich ja überall und allzeit in grellen Gegensätzen vorwärts, d. h. im Kreise herum.

Die Göttin der Vernunft.

In seinen Göttern malt sich der Mensch.
Schiller.

1.

Die Deutschen sollen und wollen, wie es scheint, in der Politik ewige Kinder sein und bleiben[1]). Sind doch sogar, statt vorwärts zu wachsen, die Insassen der „frommen Kinderstube Deutschland“ bis zur förmlichen Wickelkindlichkeit zurückgealtert. Wie hätten sie sonst Anno 1866 glauben und hoffen können, ein galvanisirter Leichnam, der deutsche Bund, werde Thaten thun? Von Uranfang an haben sich die Deutschen zur Idee des Staates unempfänglich, unbeholfen, geradezu tolpatschig verhalten. Ihr von Haus aus schwacher politischer Sinn verkuhschnappelte in der Kleinstaaterei, verkrähwinkelte im Gemeinde- und Korporationswesen vollends zu engherzigster Philisterei. Die größte politisch-sociale That, zu welcher das Germanenthum es gebracht hat, war die Feudalität, also die absolute Barbarei, das infame Kastenwesen, welches unsere Ahnen aus der indisch-arischen Urheimat mit nach Europa herübergeschleppt haben, — ein Erbübel, das noch heute ekelhaft nacheitert.

1) Im Jahr 1867 geschrieben.

Aber war denn nicht auch der Staatsbau Englands eine germanische Schöpfung? Ja wohl; vorausgesetzt nämlich, daß man die Fiktion von dem Germanenthum der aus keltischen, germanischen und romanischen Elementen zusammengebastardeten englischen Nationalität aufrechthalten wolle, was man immerhin thun kann. Denn eine Berechtigung hierzu gibt die Thatsache an die Hand, daß der englische Staatsbau, dieses Ideal der festländischen Liberalen, durch und durch feudal war und ist. Dieweil derselbe jedoch mit allerhand konstitutionellen Brimborien und allerlei parlamentarischem Spielzeug aufgedonnert und ausgeflittert ist, mag er ein ganz passendes Staatsideal für Leute sein, welche ja auch in dem herz- und gewissenlosen Humbuger Palmerston das Muster eines „liberalen" Staatsmanns gesehen und gepriesen haben.

Aber woher rührt denn das Unheil, daß die Deutschen in der Politik ohne Schick und Takt, ohne Spontaneität und Initiative, ohne eigenwüchsigen Willen und elementare Thatkraft sind? Daher, daß sie von Anfang an ein theologisches Volk waren und bis zum heutigen Tage blieben, d. h. ein Volk, dessen höchstes Sinnen und Minnen nicht der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge", sondern den eingebildeten und angeblichen „Urformen" galt und gilt, stets bereit, das Wort der That vorzuziehen und für Phantome Wesenheiten hinzugeben.

Falls aber des römischen Poeten bekanntes Sprüchlein:

„Solamen miseris socios habuisse malorum" —

wahr ist, so fehlt es uns nicht an Trost. Denn nicht uns Deutsche allein hat der Theologismus verhindert, es in der Politik zu etwas zu bringen, wobei selbstverständlich der Begriff Theologismus weder im Sinne des athanasius'schen Kredo, noch des Tridentinum, noch der augsburger oder helvetischen Konfession gefasst ist. Es gibt eine weltgeschichtliche Thatsache, welche auch leichteste Korkseelen zum Nachdenken stimmen muß und in Form einer schneidenden Schicksalsironie Zeugniß ablegt von dem Unsinn und Unheil des

Daseins der Menschheit: die Thatsache, daß gerade die erwählten „Völker Gottes", d. h. die mit Intelligenz höchster Potenz begabten, mit konsequentestem Idealismus getränkten Inder, Juden, Griechen und Deutschen, die schlechtesten Staatsgeschäfte gemacht und mit all ihrer ungeheuren civilisatorischen Arbeit, mit aller Hoheit und Tiefe ihres Gedankenlebens, mit der ganzen Schöpfungsmächtigkeit ihrer Phantasie es nur dazu gebracht haben, weltbürgerlicher Kulturdünger zu sein. Der wilde Schmerz über solch ein Geschick spitzte sich in Indien zu der großartigen Religionsdichtung, genannt Buddhismus, zu, wie er aus dem Judenthum das weltverleugnende Christenthum hervortrieb, und er stöhnt gleich erschütternd aus dem hebräischen Gedichte vom Hiob, wie aus dem hellenischen vom Prometheus und aus dem deutschen von Faust. Die Juden freilich, die ja so gescheid gewesen sind, schon frühzeitig neben der Stiftshütte ihres Elohim das goldene Kalb aufzustellen, haben sich später an der Welt gerächt, indem sie statt der ihnen versagten Staatsgeschäfte wenigstens glänzende Staatspapieregeschäfte zu machen wußten und wissen.

In Wahrheit, die Juden haben mit der Zeit an die Stelle ihrer theologischen Leidenschaft mehr und mehr das „Geschäft" gesetzt und jene so zu sagen zu einer bloßen „Schlemihlerei degradirt, gut genug allenfalls für den „Schabbes". Die Kinder Teut aber waren nicht so klug wie die Kinder Israel. Im Gegentheil, sie traten die Hinterlassenschaft der letzteren als ein kostbarstes Vermächtniß an, und hätte es den frommen Vätern von Nikäa gefallen, statt des einen Glaubensbekenntnisses deren zehn zu verfertigen, Michel hätte sie alle mit Heißhunger verschluckt. Der arme theologische Nimmersatt konnte ja solcher „Seelenspeise" nie und nimmer genug bekommen.

Daraus erklärt es sich, daß den deutschen Fürsten ihr angestammtes, schon zu des Arminius Zeiten eifrig geübtes Handwerk, der Vaterlandsverrath, im Mittelalter so leicht gemacht war. Wurde es doch mit der Hilfe und zum Vortheile des Papstthums geübt und die Deutschen nahmen die Papstfabel

bekanntlich für bare Wahrheit, nahmen sie blutig ernst, während andere mittelalterliche Christen, die Franzosen, die Engländer, sogar die Spanier, sammt ihren Königen den dreifach gekrönten Alfanz zwar theoretisch verehrten, praktisch jedoch nur anerkannten, wann und soweit es gerade in ihren Staatskram passte. Der theologische Vampyr hatte demnach schon im Mittelalter gierig vom Herzblut unserer Nation gesogen; allein er wurde zu einem noch kräftigeren und durstigeren Unthier aufgehätschelt durch die Lutherei, welcher es so schön gelungen ist, die widernationale Trias: Bibelbuchstabengötzendienst, fürstlichen Partikularismus und unterthänliche Knechtseligkeit — mit dem ganzen Nimbus eines unantastbaren Dogma's zu umgeben. Der ewigglorreiche geistige Befreiungskrieg, welchen das achtzehnte Jahrhundert gegen alle Mächte der Finsterniß geführt hat, schien auch diesen lutherischen Bovist fällen zu wollen, ja schon gefällt zu haben. Wie sollte er standhalten gegen die herrlichen Siegesschläge, welche unsere vier großen Befreier Lessing und Kant, Göthe und Schiller, gegen ihn thaten? Und doch hielt er stand. Ach, wir waren viel zu sehr vertheologisirt, verbibelt, verjudet, um die von den unsterblichen Viermännern uns gebrachte frohe Botschaft der Vernunft und Humanität zu verstehen und anzunehmen. Darum ist es dann dem lutherischen Jesuitismus, genannt romantische Schule, so leicht geworden, unsere „gebildeten Stände" von den Regionen lessing-kantischer Aufklärung und göthe-schiller'scher Schönheit und Freiheit wieder weg und ins theologische Duster- und Dusel-Land zurückzulocken. Darin dämmern seither die guten Deutschen wieder herum, unermüdlich das leere Stroh dreschend, welches ihnen von Kanzelpäpsten und Kathederpfaffen vorgeschüttet wird.

So ein Kathederpfaffe höchster Potenz ist auch der Hegel gewesen, welchem das tübinger „Stift" sein Lebtag aus allen Poren guckte. Ein Wortschaumschläger, welcher sein bißchen Talent dazu verbrauchte, die deutsche Sprache zu einem Babelthurmbaukauderwälsch zu verhunzen, womit eine Nation zu behelligen, welcher Lessing unlange zuvor eine

wissenschaftliche Prosa geschaffen hatte, nur die äußerste Schamlosigkeit sich erfrechen konnte. Und was barg denn diese kauderwälsche Hülle für einen Kern? Theologie, was sonst? Die hegel'sche Philosophie ist wie eine Zwiebel — abscheuliches Gewächs! Du schälst und schälst immerzu, um zur Sache, zum Kern, zur Fruchtsubstanz zu kommen; aber nach Abstreifung der letzten Haut findest du — nichts. Oder doch etwas? Freilich. Hat unser Katheder-pfaffe nicht gekauderwälscht von der „absoluten" Religion, d. h. vom Judenchristenthum, und vom „absoluten" Staat, d. h. vom königlich-preußischen Polizeistaat? Das also wäre der Zwiebel Kern! Man kann übrigens die Hegelei, welche in Deutschland so viele Schafsköpfe drehend gemacht hat, auch vergleichen mit einem jener Vexirpakete, welche junge Leute einander zu übersenden lieben. Dreifach umschnürt, siebenfach versiegelt, mit großer Werthangabe versehen, enthält so ein Paket, nachdem der Empfänger die Dutzende und Wiederdutzende von Papierhüllen aller Formen und Farben entfernt hat, schließlich nur einen neuen Spielpfennig oder einen alten Hosenknopf. So wirst du, wenn du die zahllosen kauderwälschen Konvolute durchbrochen und mit gebührendem Ueberdrusse beiseite geworfen hast, im Innersten, im Tabernakel der hegel'schen Philosophie nur den alten, angemoderten, muffigen theologischen Zopf vorfinden, den der unverschämte Gaukler, der freche Sophist, welcher wie die Trinitätsfabel so auch die karlsbader Beschlüsse sykophantisch und denunciantisch zu rechtfertigen unternahm, vor Zeiten im tübinger Stift getragen hatte. Dieser Zopf ist der Fetisch, das Palladium, die Standarte der Schüler des Mannes geworden und geblieben. Deßhalb die ewige Wiederaufwärmung und Wiederauftischung der altgebackenen faden Judenmazzen, welche unsere Großväter voll Ekel und Verachtung weggeworfen hatten; deßhalb der zudringliche Eifer, die Untersuchung der Bestandtheile und der Zubereitungsart dieser Mazzen immer und immer wieder den geduldigen Deutschen als eine „Angelegenheit der Nation" aufzuschwatzen.

Und sie lassen sich dieselbe aufschwatzen. Denn dies auch ist eins der unglücklichen Charaktermerkmale unseres Volkes, daß es aus lauter Tiefsinnigkeit gerne das Unsinnige annimmt und glaubt, seinen wahren Sehern und wirklichen Lehrern dagegen ein eisiges Misstrauen entgegenbringt. Im Juni von 1807 sagte in Tilsit der russische General Budberg zum preußischen Freiherrn von Schladen: „Mit einem Monarchen wie der Ihrige kann niemand den Staat retten. Er hört und befolgt immer nur den Rath der Schwächlinge und Schurken.“ Genau so, wie Friedrich Wilhelm der Dritte that, thun die Deutschen. Lasst ihnen einen Mann von lauterster Vaterlandsliebe und makellosestem Ruf aus der ganzen Fülle seines Herzens und aus der ganzen Genialität seines Kopfes einen Rath geben: sie werden daran unendlich zu deuteln, zu mäkeln, zu tadeln haben und denselben jedenfalls nicht befolgen; denn er ist ja zu einfach, zu gerade und zu gesund-menschenverständig, er trifft zu sehr das Rechte und Richtige. Aber lasst einen ehrgeizigen Schwachkopf, einen selbstsüchtigen Gaukler, einen phrasenschleimigen Parlamentshannswurst das Kläglichste, lasst den nächsten besten Lump und Schuft das Lumpigste und Schuftigste anrathen: die guten Deutschen werden Wohlgefallen daran finden; insbesondere, wenn, was übrigens selbstverständlich, der Rathschlag dahingeht, den dämmernden, duselnden, dahlenden Lebenswandel fortzusetzen und die „rohe Empirie des Handelns“ getrost andern Völkern zu überlassen, maßen sich dieselbe für die „Nation von Denkern und Kritikern“ nicht schicke.

Oh, über den deutschen Kriticismus! Er gemahnt nur allzu häufig an jene höchst verwickelte, tiefsinnige und kunstvolle Maschine beim Hogarth, welche erfunden und konstruirt wurde, um — den Kork aus einem Flaschenhalse zu ziehen. Oder auch gemahnt er an den „Spodizator“ beim Rabelais, welcher „einem todten Esel künstliche Winde entlockte und die Elle davon zu fünf Sols verkaufte“. So ein richtiger deutscher Kritikakerlak beweis't dir mit breitspurigster „Wissenschaftlichkeit“ ein-, zwei-, drei- und mehrbändig, daß 3 mal 1

gleich 3, nicht aber gleich 1 sei, und andere dergleichen Dinge mehr. Hüte dich wohl, zu meinen oder gar zu sagen, sothane Großthaten Kritikakerlaks seien ja ganz überflüssig, für jeden überflüssig, welcher fünf gesunde Sinne besitze und seinen Denkapparat überhaupt einmal, und wäre es auch nur zehn Minuten lang, in Bewegung gesetzt habe, — hüte dich! Denn sofort würde eine ganze Horde von Kritikakerlaken über dich herfallen und dich als undeutsch, oberflächlich, frivol und unwissenschaftlich verschreien.

Die armen Franzosen, welche, so viele ihrer nämlich überhaupt staarstechfähig, schon von ihren Rabelais, Montaigne und Voltaire den Glaubensstaar sich stechen ließen! Wie schauderhaft „ungründlich" und „unwissenschaftlich" ist es bei dieser Operation zu- und hergegangen! Zwar das lässt sich kaum bestreiten, daß die frivolen Franzosen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin schon gerade soweit waren, wie die ernsten Deutschen jetzo gegen das Ende des 19. hin sind. Aber das thut nichts: — sie hätten von wissenschaftswegen warten sollen und müssen, bis die gründliche deutsche Kritik allen den Plunder, Schund und Wust vielbändig-wissenschaftlich wegbewiesen gehabt hätte, welchen der „französische Leichtsinn" so vorschnell und so ohne Umstände weggespottet und weggelacht hatte.

Nun aber vernehm' ich aus der Jahnhagelgegend her eines deutschdümmlichen Bierbasses ingrimmig Gebrumm: „Quousque tandem?" ... Wie lange noch ich euch die Wahrheit sagen werde, vieltheure Landsleute? Gerade noch so lange, als ich Zunge und Feder rühren kann. Gerade noch so lange, als ihr es nöthig habt. Und ihr habt es — bei Wuotan und Frouwa! — sehr nöthig. Ja, ihr braucht einen über der Atmosphäre deutscher Knechtschaffenheit stehenden Mann, welcher den ernüchternden Kaltwasserguß der Wahrheit auf eure vom selbstgefälligen Phrasenfusel eurer Turn-, Schieß-, Sang- und Sauf-Feste beduselten Schädel herabschüttet. Ihr seid eines solchen rücksichtslosen Grobianus a Lapide infernali doppelt bedürftig zu dieser unserer Zeit, allwo eine erkleckliche Anzahl von Hofräthe-

seelen, welche bei den Fürsten nicht mehr an- und unterzukommen wussten, die Volkshofräthelei etablirt hat. Wie sie sich drücken und ducken und biegen und schmiegen, die Herrn Volkshofräthe, um auf dem Wege sanfter Opposition zu Fürstenhofräthen mälig vorzurücken! Mit wie zierlich nationalökonomischen Pas sie den liberalen Veitstanz um das goldene Kalb her mitmachen! Wie sie scharwenzeln und fuchsschwänzeln an den Tafeln der Bankokraten und begeisterungsvoll einstimmen in das „Hoch der allmächtige Dollar!" Mögen sie das alles thun; sie sind nun einmal dazu gemacht und die den Weltmarkt beherrschende Firma Lump und Kompagnie hat auch solche Kommis nöthig. Nur kann man an dem Gesindel nicht vorübergehen, ohne daß einem das Bein juckte, demselben einen Gelegenheitsfußtritt zu geben. Damit von dieser Grundsuppe deutscher Gründlichkeit weg und zurück zu den ungründlichen Franzosen . . . .

Das ist ein Springervolk! Sprunghaft seine ganze Geschichte. Mitunter scheinbar ganz verloren in allerlei Albernheiten und Kindereien, in Louis-Philippismus oder in Louis-Bonapartismus, in Chateaubriandismen oder in Saint-Simonismen, und doch stets auf dem Sprunge, mit gleichen Füßen in die Revolution hineinzuspringen, ins Unberechenbare, ins Chaos, — so ist dieses quecksilberne Franzosenthum nun einmal dazu bestimmt, das Barometer der Welthistorie abzugeben. Die Elasticität der französischen Quecksilberigkeit ist unzerstörbar, ihre Expansionskraft unermesslich; aber ihre Verlässlichkeit gleich Null. Wem sollte auch einfallen, vom Quecksilber Festigkeit, vom Winde und der Welle Beständigkeit zu verlangen und zu erwarten? Diese gallischen Springinsfelder sind wie jener münchhausen'sche Läufer, welcher sich Bleigewichte an die Beine binden musste, um seinen Schnellgang zeitweilig einigermaßen zu mäßigen. Die Restaurationszeit, der Geldbrozenkönig, „dess' Haupt glich einer Birne", der „L'empire-c'est-la-paix"-Alp sind solche Bleigewichte. Eines schönen Tages aber streift Monsieur Vert-Galant die abscheulichen Bleiklötze

plötzlich wieder ab und thut einen Juli- oder Februarsprung, daß Europa in seinen Grundvesten erzittert und die Völker aufjauchzen vor Staunen und Freude.

Solche Sprünge müssen doch wohl auch mit zum Weltorganismus gehören, da sie von Zeit zu Zeit immer wieder geschehen. Die Theorie von einer deutschlangsamen und deutschmethodischen, aber stätig vorschreitenden Entwickelung menschlicher Kultur, von einer Entwickelung, welche die Gedanken der „allgemeinen Vernunft", die „ewigen Grundsätze" des Rechtes friedlich und ungehemmt in Thaten übersetzt, ist recht schön. Schade nur, daß die weltgeschichtliche Praxis sich so wenig darum kümmert. Wollte sie jener Theorie nachleben, wie gemüthlich und idyllisch würde es auf dieser unserer Erde zugehen! Es bedürfte dann auch keiner französischen Leichtfüße von Revolutionsspringern mehr. Und das wäre gut, sofern dieselben mitunter doch gar zu tolle Sprünge machen, den Christen zum Skandal, den Juden zum Aergerniß. Heidnische Sprünge geradezu, unmittelbar in die satanischen Regionen von Gog und Magog hinein.

So einen Sprung machten sie im Jahre 1793, einen richtigen Purzelbaum aus dem Christenthum ins Heidenthum hinüber, indem sie auf dem Altar des „dreieinigen" Gottes die „Déesse de la Raison" inthronisirten. Das ganze Hussah und Halloh dieser Orgie erinnerte auffallend an das wüste Spektakel der mittelalterlichen „Narren- und Eselsfeste", welches ja ebenfalls auf französischem Boden am wildesten getobt hatte. In jedem Menschen steckt bekanntlich der Narr, welcher zuweilen mit aller Gewalt herauswill. Es kommt nur darauf an, ob er Kraft genug hat, die Zwangsjacke der Gewohnheit zu zerreißen, oder nicht. Die Narren von 1793 hatten die erforderliche Kraft und so setzten sie das große Narrenfest des Atheismus in Scene, welches wir uns jetzt etwas näher ansehen wollen. Es ist der Mühe nicht unwerth.

2.

Ja, der Narr war los, stellte sich auf den Kopf, schlug Räder und purzelbäumte sich. Es geschah, was immer geschieht und geschehen wird, wenn das alte Gewohnheitsthier, der Mensch, den Versuch macht, mit der Vergangenheit plötzlich und vollständig zu brechen: — die chronische Thorheit wurde zum akuten Wahnwitz.

Da zur Zeit des Ancien Régime das Christenthum ganz und gar im Pfaffenthum untergegangen war, so musste der revolutionäre Zorn eine stark aufgetragene heidnische Färbung haben. Wie auch konnte die Erinnerung an das antike Heidenthum einem am 10. August 1792 triumphirend zum Durchbruche gekommenen Republikanismus fernbleiben? War doch die Gironde, welche dem von Madame La France zur Welt geborenen Augustkind zunächst zur Amme und Wärterin bestellt wurde, mit antiken Erinnerungen so vollgestopft, daß ihr die griechischen und römischen Sentenzen bündelweise zum Munde heraushingen. Das gute parlamentarische Schwatzweib, was hat es dem Püppchen für hübsche milesische Märchen und für sinnreiche äsopische Fabeln vorgeleiert, um dasselbe zu einer honetten, attisch wohlerzogenen, Griechisch und Latein verstehenden Respublika zu erziehen! Aber, ach, der kleine Engel ward im Handumdrehen ein großer Bengel, welcher die Carmagnole anthat, die rothe Mütze aufsetzte und im Flegeljahrehumor mit seinem gefährlichen Spielzeuge, der Guillotine, seiner vieltheuren Amme den Kopf abschlug.

Die wackeren Wolkenwandler und braven Schönschwätzer von Girondisten hatten die Republik salonsfähig machen wollen, um sie mit Anstand ihrer Aspasia, Manon Roland, vorstellen zu können. Auch das girondistische Heidenthum war ein auf die „gute Gesellschaft“ berechnetes. Bei heiteren Symposien die Schläfen mit Violen und Rosen zu bekränzen und, befeuert von schöner Frauenaugen zärtlichen Blicken, den „Harmodios“ zu singen, wie ihn vor Zeiten im peri-

kleischen Athen griechische Philosophen, Poeten und Künstler angestimmt hatten, davon träumten die girondistischen Träumer noch zur Zeit, als längst nicht mehr der Salon, sondern die Straße den Ton angab — und was für einen Ton! — im Babel-Paris. „Ça ira!“ Ach, das war kein „Harmodios“, wie ihn Perikles und seine erlauchten Freunde mitsammen gesungen. Das war der Chor der „Guillotinefurien“, allvormittäglich heiser gekreischt auf der Place de la Révolution, wann das Fallbeil in schrecklicher Monotonie zwanzigmal, dreißigmal, fünfzigmal auf- und niederging.

Aber die Straße will auch ihr Heidenthum haben, maßen ja doch das Christenthum mehr und mehr aus der Mode gekommen ist. Auch der Unglaube darf kein Privilegium der verdammten Aristokratie mehr sein, f....! Darum, f...., Kommune von Paris, thu' deine Schuldigkeit und, f..., verheidenisire hübsch unsere eine und untheilbare Republik. Liberté, égalité, fraternité ou la mort!.... Solcher Père-Duchesne-Stil trug es über des armen genialen Vergniaud klassische Beredsamkeit davon, wie ja in 99 Fällen von 100 die Gemeinheit allzeit den Genius besiegt. Am jakobinisch-explosivischen 2. Juni von 1793 wurde der Gironde zu Grabe geläutet. Sie hatten vom Rechte deklamirt, die liebenswürdigen Schwärmer, derweil ihre Gegner die Macht an Hand genommen hatten. „Macht geht vor Recht!“ Das war eine brutale Thatsache, lange bevor deutsche Dahl- und Duselinge im J. 1864 darob die Hände über den Strohköpfen zusammengeschlagen haben, als wäre nicht die ganze Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, als wäre nicht die ganze Weltgeschichte von Anfang an und bis zum heutigen Tag eine unaufhörliche und unwidersprechliche Variation jenes trostlosen Thema's. Wozu also der Lärm?

Die pariser Kommune beeilte sich, die Forderungen des Hébertismus, wie sie im „Père Duchesne“ gepredigt wurden, zu erfüllen oder, was dasselbe war, das revolutionäre Heidenthum aus dem Girondistisch-Vornehmen ins Sansculottisch-Populäre zu übersetzen. Die Jahrestagfeier des

10. August gab willkommene Gelegenheit, eine Generalprobe zu veranstalten, ob und wie denn eigentlich das Heidenthum der guten Stadt Paris zu Gesichte stände. Der Großceremonienmeister Ihrer Majestät der souveränen Canaille, Maler David mit seiner geschwollenen Backe, soll sich tummeln, daß die Probe gut ausfalle. Citoyen David tummelt sich wirklich und bringt mittels großen Aufwandes von Gips, Pumpwerken, Wasser, Baumzweigen, Blumen, Steifleinwand, Musik, Kanonendonner u. s. w. eine leidliche Parodie, um nicht zu sagen Travestie jener „Pompa" zuwege, wie sie vor Zeiten am 28. Tage des Monats Hekatombäon mit ihren Kitharöden und Auleten, ihren Thallophoren und Kanephoren, in der Mitte das „heilige Schiff", durch die Straßen von Athen und zur Akropolis empor sich bewegt hatte, um der Pallas Athene einen neugestickten „Peplos" zu überbringen.

Die Stelle der attischen Jungfrauen nehmen in der Festprocession vom 10. August 1793 nicht gerade allzu jungfräuliche Poissarden ein, welche, Eichenzweige in den derben Händen haltend, auf Kanonen reiten. Das heilige Schiff aber wird ersetzt durch einen Pflug, auf welchem, gezogen von ihren Kindern, Philemon und Baukis hocken. Die Statue der Pallas sodann muß eine ungeheure, aus Gips modellirte und da, wo vordem die Bastille gestanden, aufgerichtete „Natur" versehen, welche Wasser aus ihren Brüsten sprudelt. Der schöne Hérault de Sechelles — die große Wegwischerin auf dem Revolutionsplatze wird ihn mitsammt seiner Schönheit bald genug wegwischen — der schöne Hérault ist als Präsident des Konvents an diesem Tage der Führer des Festzuges. Er fängt in einer eisernen Schale das aus den Brüsten der Natur quillende Wasser auf, bringt in aller Form eine „Libation" und hält an die Gipserne eine Rede, welche mit den Worten anhebt: „Souveraine du sauvage et des nations éclairées, ô Nature!"

Warum auch sollte man nicht ungenirt heidnisch sich gebaren, nachdem Citoyen Jakob Dupont im Schoße des Konvents die Zeitgemäßheit des Atheismus proklamirt hatte?

Es war dem Biedermanne damit voller Ernst, was unwiderleglich dadurch bewiesen wird, daß er später als notorischer Narr gestorben ist. „Was — hatte er ausgerufen — die Throne sind umgestürzt und die Altäre stehen noch! Glaubt ihr denn, die französische Republik sei zu begründen und zu befestigen mittels anderer Altäre als mittels des Altars des Vaterlandes und mittels anderer religiöser Symbole als mittels der Freiheitsbäume? Die Natur und die Vernunft, da habt ihr meine Gottheiten! Ja, ich sage es dem Konvent ohne Umschweife: — ich bin Atheist.“

Dieses Kredo oder Nichtkredo war ein vorzeitiges, um etliche Wochen oder sogar Monate verfrühtes. Der Narr war aus dem armen Jakob Dupont zu voreilig hervorgesprungen. Zwar der Janhagel auf den Galerieen klatschte Beifall, allein da und dort auf den Bänken der Deputirten ward Gemurre laut und wurde die Bemerkung gehört: „Dem Kerl rappelt es!“ Bald sollte dieses Rappeln zu einem grassirenden werden, wie das allzeit so geschieht in der Welt, wann die Narrheit einmal recht närrisch ist. Und, in Wahrheit, sie war es dazumal. Wie, das veranschaulichen insbesondere auch die amtlichen Berichte der in die Provinzen gesandten Konventskommissäre, — Berichte, aus welchen man neben dem Blutgeriesel auch das Geklingel der Schellenkappe deutlich heraushört. So z. B. meldeten Lequinio und Laignelot aus Rochelle: „Alles geht hier wie geschmiert. Das Volk wendet sich aus freien Stücken der Fackel der Vernunft zu, welche wir ihm mit Sanftmuth und Brüderlichkeit zeigen. Das Revolutionstribunal, welches wir eingesetzt haben, räumt unter den Aristokraten auf und die Guillotine schlägt Köpfe ab. Der Bürger Ance hat sich freiwillig erboten, das Amt des Guillotineur zu übernehmen. Wir haben es ihm übertragen und ihn eingeladen, mit uns zu speisen, wobei wir zu Ehren der Republik verschiedene Libationen darbrachten.“

Aber auch die Narrheit verlangt Form und Norm und der Wahnsinn gestaltet sich gerne methodisch. Der schmierige Kynismus des Père-Duchesne-Hébert reichte nicht aus, den „Ver-

nunftkult" zu etwas zu machen, was sich vor den Parisern sehen lassen konnte. Da nahm sich Citoyen Chaumette, Generalprokurator der Kommune, der Sache an und brachte als eifriger und geschickter Regisseur die Posse in Gang. Chaumette ist, das steht fest, ein aufrichtiger Enthusiast, ein ehrlicher Narr gewesen und hat mit völlig selbstsuchtloser Begeisterung so zu sagen den Pontifex Maximus des Vernunftgottesdienstes gemacht. Die Vermuthung jedoch ist statthaft, daß sein Eifer beträchtlich geschürt worden sein dürfte durch das von seinen Feinden ausgesprengte Gerücht, er sei früher Mönch gewesen. Diese damals gefährliche Zulage ließ man nicht gerne auf sich sitzen und Chaumette that alles Menschenmögliche, die grundlose Beschuldigung zurückzuweisen, welche dadurch entstanden sein mochte, daß seiner Rednerei eine gewisse priesterliche Salbung eigen war. Es ist dies ja, wie jedermann weiß, bei den Auslassungen negativer Pfaffen überhaupt nicht selten der Fall. Fanatismus bleibt Fanatismus, schwarz oder roth angestrichen.

Der Sohn eines Schusters in Nevers, war Chaumette vor Zeiten ein kleiner Thunichtgut gewesen. Sein Vater hatte ihm einige Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntnissen verschafft — „lui fit faire quelques études," wie unsere französische Quelle ziemlich obenhin sagt; aber der hoffnungsvolle Sohn war dieser Gelegenheit entlaufen und Schiffsjunge geworden, erst auf einer Loire-Barke, dann auf einem Kriegsschiffe. Da gefiel es ihm aber auch nicht lange; er empfand plötzlich Sehnsucht nach den weggeworfenen Büchern, und weil er einsah, er habe zu einem großen Admiral nicht das Zeug, beschloß er, ein berühmter Botaniker zu werden. Warum er auch dieses nicht geworden, ist nicht recht klar, da er doch die „Pflanzen und Blumen so sehr liebte". Genug, das Jahr 1789 fand den sechsundzwanzigjährigen Chaumette als Schreiber eines Advokaten in Paris. Die vorschreitende Revolution machte ihn zum Klubbruder bei den Cordeliers und zum beliebten Eckstein- und Kneipenredner. Eine hübsche Gestalt, eine Stimme voll Wohlklang, ein nicht gemeines Talent der Improvisation, — das waren

Mittel, welche damals ihren Besitzer zu etwas machen konnten, namentlich dann, wann so ein Ecksteinprophet ehrlich und eifrig alles selber glaubte, was er seinem sansculottischen Publikum vororakelte. Nach der Explosion vom 10. August war Chaumette bereits eine Person von solcher Bedeutung, daß er zum Nachfolger Manuels in der Generalprokuratur der Kommune erkoren wurde, und in diesem Amte verschritt er alsbald dazu, dem ganzen Zelotismus negativen Pfaffenthums Zaum und Zügel schießen zu lassen.

In Wahrheit, der Mann betrieb den Krieg wider das Christenthum und für den Atheismus mit ganz pfäffischer Glut und Wuth; er war ihm Herzenssache. Daneben trat der wunderliche Pontifex auch als eifriger Sittencensor auf. Er verfolgte die Prostitution bis in ihre heimlichsten Schlupfwinkel und verklagte dieselbe als „eine politische Pest, welche zu existiren nirgends das Recht hat, ausgenommen Länder, welche unter dem Joche von Königen und ehelosen Priestern seufzen.“ Er fuhr auch mit äußerster Strenge gegen den Verkauf schmutziger Bücher und unflätiger Bilder vor und las gelegentlich gewissen „Viragos“, welche in der Stadt herumliefen und die Pariserinnen halb bittweise, halb zwangsweise überreden wollten, statt der Haube die rothe Mütze aufzusetzen, sehr energisch die Leviten. Summa: der Mann ist, wie schon gesagt worden, ein ehrlicher Narr gewesen. Er hat auch, als seine Stunde, weggewischt zu werden, gekommen war, das Schaffot mit heiterer Fassung beschritten, nachdem er an den Schranken des Revolutionstribunals — Narren sprechen ja die Wahrheit — das wahre Wort gesprochen hatte: „Meine Zeit ist meine Rechtfertigung und meine Verurtheilung (ma justification et ma condamnation sont dans le temps).“

Ein weltgeschichtlich Narrenspiel wäre nicht ganz, so nicht auch ein Stück Deutschland mitspielte. Dasselbe wurde in der Komödie des Chaumette-Hébertismus vertreten durch den Wirr- und Schwarbelkopf, welcher auf den Schultern unseres Landmanns, des Baron Klotz aus Kleve saß. Dieser reiche Edelmann ist, wie auch der Prinz Karl von

Hessen-Rotenburg, bekanntlich eine Weile lustig mit dem Malstrom der Revolution geschwommen und dann plötzlich von demselben hinuntergeschlungen worden. Auch er war ein ehrlicher Narr im Superlativ. Nachdem er sich zum Anacharsis Clootz und zum französischen Citoyen umgewandelt hatte, ließ er sich selber zum „Orateur du genre humain“ vorrücken und hat als solcher verschiedene Mummereien und Spektakel, die jedermann kennt, an den Schranken des Konvents und anderwärts agirt und tragirt, eine Art von tollgewordenem Marquis Posa. „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif,“ sagte Schillers Malteser. „J'ai le malheur de n'être pas de mon siècle“, sagte Citoyen Anacharsis. Der gute Schwarbeler war ein geschworener Weltbürger. Er haselirte von einem „Peuple Dieu“, wollte schlechterdings, daß „le genre humain ne formera plus qu'une nation“, und predigte leidenschaftlich seinen Traum von einer Universalrepublik. „Wohl — witzelte eines Tages einer seiner Zuhörer den armen Schwarmgeist an — eure Universalrepublik ist ein schönes Ding. Wann sie mal fertig ist, wird der Berg Athos die Rednerbühne und werden die Kordilleren die Bänke sein, worauf die Repräsentanten des Universums Platz nehmen.“ Worauf Citoyen Anacharsis: „Je me moque des moqueurs“, und begann seine Predigt auf's neue. Denn mit Spott tödtet man den Fanatismus gerade so, wie man mit Oel das Feuer löscht.

3.

Im Spätherbst von 1793 feierte der Atheismus in Paris seine lärmenden Saturnalien. Da tummelte sich gar lustig der Antichrist, dessen alter Mythus jetzt für eine Weile zur Wirklichkeit geworden war. Eifrige Konventskommissäre hatten in den Provinzen, wie schon erwähnt

wurde, so tüchtig vorgearbeitet, daß man in der Hauptstadt dazu verschreiten konnte, die Summe der widerchristlichen Rechnung zu ziehen und an die Stelle des katholischen Gottesdienstes, dessen Symbole und Apparate, zugleich mit denen des Königthums, mit fliegender Hast verfolgt und zerstört wurden, den „Vernunftkult“ zu setzen.

Zu Anfang Oktobers beschloß der Konvent die Abschaffung des christlichen und die Einführung des „republikanischen“ Kalenders, welchen Romme gemacht hatte, unter Beihilfe von Monge, Lagrange und Fabre d'Eglantine. Etliche Tage darauf wurden die Königsgräber zu Saint-Denis zerstört. Tag für Tag empfing der Konvent von nah und fern Zuschriften und Abordnungen, welche widerchristliche Bezeugungen verlautbarten. Unter diesen Deputationen machte sich auch eine gehörige Anzahl von Priestern bemerklich, die, um ihren vernunftgottesdienstlich-guten Willen durch die That zu beweisen, gleich die Ex-Nonnen mitbrachten, welche sie geheiratet hatten. An einem der ersten Tage im November ist an den Schranken des Konvents auch die Zuschrift eines Pfarrers gelesen worden, welche mit den Worten anhob: „Ich bin Priester, das will sagen Charlatan“ [1]).

Bei sothanen Stimmungen und Thaten schien einem Anacharsis Clootz und einem Anaxagoras Chaumette die Zeit gekommen zu sein, mittels Inthronisirung der „Göttin der Vernunft“ förmlich und feierlich der Welt zu verkünden, daß des alten Vergilius sibyllinisches Prophetenwort: —

„Ultima Cumaei venit jam carminis aetas;
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna“ —

endlich zur Erfüllung gelangt sei. Aber freilich anders als

1) Vielleicht war das nur ein Widerhall des Berichtes, welchen der Konventskommissär Dumont im Oktober aus Amiens eingesandt und worin er gemeldet hatte, er habe dem Volke auseinandergesetzt, die Priester seien „des arlequins ou des pierrots vêtus de noir, qui montraient des marionnettes, que tout ce qu'ils faisaient étaient des escroqueries pour gagner de l'argent“. Moniteur 1793, Nr. 279.

der gute Kirchenvater Laktantius vor Zeiten gemeint hatte [1]). Der würde sich auch nicht übel vor der „Virgo“ entsetzt haben, welche von Mademoiselle Maillard von der Oper oder von Mademoiselle Candeille vom Ballet „gemacht“ wurde. Dann von noch weit notorischeren Un-Mademoiselles, so das Wort statthaft. Die schönste und anständigste aller „Déesses de la Raison“ war aber die Citoyenne Momoro, welcher ihr fanatischer Mann, der Buchdrucker Momoro, die Göttinrolle aufzwingen musste. Das Gebaren der armen Frau, die, abgerechnet ihre „etwas schadhaften“ Zähne, eine vollkommene Schönheit gewesen, wird als ein sehr sittsames gerühmt. Leider ist kein Zeugniß auf uns gekommen, welche Gefühle durch ihre Brust, welche Gedanken durch ihr Gehirn gegangen, während sie auf dem Altar thronte . . .

An einem der ersten Novembertage von 1793 begab sich der „Redner des Menschengeschlechtes“ zu dem konstitutionellen Erzbischof von Paris, Gobel, der, ein einfältiger und schwacher Greis, ganz steuer- und richtungslos mit der Sündflutströmung der Zeit dahintrieb. Schon lange eine bloße Marionette am Drahte der tollsten Demagogen, ließ er sich jetzt durch Clootz unschwer bestimmen, die Hauptrolle in einer Posse zu übernehmen, welche die Chaumette, Hébert, Momoro, Pache und Lhuillier aufführen wollten. Dieselbe ging dann am 7. November wirklich in Scene. Schauplatz war der Sitzungssal des Konvents. Eine Abordnung, an deren Sitze die eben Genannten standen, führte den armen alten Erzbischof, welchen seine heutige Schmach doch nicht davor bewahrte, fünf Monate später guillotinirt zu werden, sammt seinen Vikaren an die Schranke, Momoro erklärte als Wortführer der Deputation, daß der Klerus von Paris gekommen sei, des Charakters, welchen der Afterglaube ihm aufgeprägt habe, sich zu entäußern, maßen ja die französische Republik keinen andern Kult mehr haben sollte und dürfte als den der Freiheit,

1) Institut. div. VII, 24.

Gleichheit und Wahrheit. Darauf brachte Gobel, indem er Ring und Stab ablegte und sich die rothe Mütze aufsetzen ließ, die Erklärung vor, daß er „die Souveränität des Volkes allzeit als Richtschnur anerkannt habe und die Unterwerfung unter dieselbe als seine erste Pflicht. Weil nun das souveräne Volk keinen andern Gottesdienst mehr haben wolle als den der Freiheit und Gleichheit, so verfahre er nur folgerichtig, wenn er, wie er hiermit thue, auf seine priesterlichen Funktionen verzichte und seiner Priesterschaft selber entsage. Es lebe die Republik!“ Die Vikare thaten, wie der Erzbischof gethan. Der Präsident des Konvents, an diesem Tage Laloy, umarmte Gobel und beglückwünschte ihn. Chaumette rief aus: „Dieser Tag muß im Kalender als der Tag der Vernunft bezeichnet werden!“ Priesterliche Mitglieder des Konvents, darunter auch ein protestantischer Pfarrer — Julien aus Toulouse — beeilten sich, von der Rednerbühne herab zu erklären, daß sie ihrem Priesterthum ebenfalls entsagten. Mit besonderer Feierlichkeit brachte der sonst zu dieser Zeit nur noch durch seine Schweigsamkeit glänzende Abbé Sieyès, der Konstitutionenfabrikant, seine Absage vor. Anders der Bischof von Blois, der hochgesinnte und standhafte Republikaner Grégoire. Für den wurde dieser Tag des feigen Abfalls der Pfaffen ein wahrer Ehrentag. „Handelt es sich um das mit der Bischofswürde verbundene Einkommen? Ich gebe es ohne Bedauern auf. Handelt es sich um die Religion? Darüber steht euch keine Verfügung zu. Ich habe mich bemüht, in meiner Diöcese Gutes zu stiften; ich bleibe Bischof, um es ferner zu thun, und berufe mich auf die Freiheit der Kulte.“ Diese mannhafte Erklärung machte doch einigen Eindruck. „Man will niemand zwingen,“ wurde von vielen Bänken gerufen.

Anacharsis Clootz eilte in seiner Herzensfreude, daß das Heidenthum so hübsch in Gang gekommen, aus dem Konventssal in die Kanzleien des Wohlfahrtsausschusses hinüber, wo er dem Robespierre triumphirend erzählte, was so eben drüben im Konvente geschehen sei. Aber da kam er übel an. Denn Robespierre, welcher bekanntlich

wie sein Meister Rousseau ein entschiedener Deist und auch aus politischen Gründen dem Skandal des „Vernunftkultus" von Anfang entgegen war, ließ den närrischen Redner des Menschengeschlechts derb abfahren.

Der in Fluß und Schuß gekommene Unsinn wollte und musste jedoch seinen Verlauf haben. Denn welcher Unsinn wollte und müsste das nicht? Lasst die erhabenste Idee, den edelsten Gedanken, den heilsamsten Rathschlag aufstehen, Millionen von Händen werden sofort eiligst dabei sein, Hindernisse entgegenzuthürmen. Aber lasst die Unvernunft, lasst die Gewissenlosigkeit, lasst den Frevel einen kecken Trumpf ausspielen und in 99 Spielen von 100 wird derselbe die Stechkarte sein. So will es die ungeheure Mehrzahl der Menschen in ihrer Schlecht- und Knechtschaffenheit.

Anaxagoras Chaumette und Mitnarren führten nach dem gelungenen Vorspiel im Konvente die traurige Komödie lustig weiter. Die „Circenses", welche der abgethane katholische Kult einer gaffgierigen Menge geboten hatte, mussten möglichst rasch durch andere ersetzt werden. Der Gemeinderath von Paris dekretirte, daß am 10. November in der Kathedrale von Notre-Dame der „Kultus der Vernunft" festlich eingesetzt werden sollte. Und, richtig, so geschah es. Unter den gothischen Wölbungen des alten Doms, dessen Steine sich von rechtswegen gegen das, was er heute erleben musste, hätten empören sollen, war eine Art von Tempel aufgebaut mit der Inschrift: „A la philosophie". Der Tempel spitzte sich zu einem Berge zu, auf dessen Höhe die „Fackel der Wahrheit" brannte. Diesen Berg umschritt in Procession eine Schar von jungen Mädchen, weißgekleidet, mit Eichenlaub bekränzt, brennende Fackeln in den Händen. Als der Gemeinderath mit seinem Gefolge, „ganz in Carmagnole", erschienen war, that die Pforte des „Tempels der Philosophie" sich auf und heraustrat die „Göttin der Vernunft", die schöne Demoiselle Maillard. Sie war angethan mit einer weißen ärmellosen Tunika, worüber ein himmelblauer Mantel hing. Auf ihrer prächtigen Lockenfülle trug sie die rothe Mütze und in ihrer Rechten hielt sie die Pike. So ließ

sie sich auf einem tragbaren, mit Eichenlaub und Blumenguirlanden umwundenen Throne nieder und empfing die Huldigungen der „Vernunftgläubigen", welche mit gegen die Göttin erhobenen Armen eine von Marie Joseph Chénier gedichtete und von Gossek in Musik gesetzte Hymne absangen.

Nachdem diese Ceremonie mit geziemendem Ernst und ohne die geringste Anwandlung von Lachreiz — denn die menschliche Narrheit ist meistens eine sehr ernsthafte Bestie — vorübergegangen war, ordnete sich die Festprocession, um zum Sitzungssale des Konvents in den Tuilerien zu ziehen. Musik voran, dann eine Abordnung der „Revolutionsarmee", weiterhin eine solche von der „Sektion der Hosenlosen", welche acht Priester mit sich führte, die darauf brannten, ihre Gaukeleien („leurs jongleries") abzuschwören. Hierauf eine Schar von Findelkindern, welche „der Hochmuth und das Laster sonst Kinder der Barmherzigkeit genannt haben, die aber jetzt die wahren Kinder der Natur und des Vaterlandes sind." Sodann die Göttin auf ihrem Thron-Palankin, ihr Pontifex Chaumette und eine sattsame Anzahl von Narren und Närrinnen.

Als der Zug in den Sal des Konvents eingetreten und die Göttin auf ihrem Tragsessel vor der Plattform des Präsidentensitzes angelangt war, schwieg die Musik und Pontifex Chaumette begann mit Salbung seinen Sermon: „Gesetzgeber! Der Fanatismus hat die Flucht ergriffen. Seine Schielaugen konnten die Helle des Lichts nicht länger ertragen. Eine ungeheure Menschenmenge hat sich versammelt unter den gothischen Wölbungen von Notre-Dame, welche heute zum erstenmal ein Widerhall der Wahrheit gewesen sind. Dort haben wir den leblosen Idolen entsagt um der Vernunft willen, um dieses lebensvollen Idols willen, dem Meisterstücke der Natur." Er wies mit der Hand auf die Göttin und aus den Reihen der Bürger Gesetzgeber kam ein beifälliges: „Sakristi, sie ist in Wahrheit jung und schön wie die Vernunft." Chaumette fuhr in seiner Phrasenreiterei fort und schloß mit dem Wunsche, der Konvent möge beschließen, daß die Kathedrale von Notre-Dame zur

bleibenden Stätte des Vernunftkultus erklärt sei. Der weiland Kapuziner Chabot verwandelte als Mitglied des Konvents diesen Wunsch sofort in einen dringlichen Antrag und die Versammlung genehmigte denselben unter dem Rufe: „Vive la république! Vive la montagne!“ auf der Stelle. Dafür musste eine Göttin, welche wusste, was Lebensart wäre, doch wohl ihren Dank abstatten. Sie stieg demnach, auf ihres Pontifex Arm gestützt, von ihrem Throne herab und schritt auf den Präsidenten zu, welchen sie mit ihrer Umarmung begnadete. Als Aequivalent verabreichte ihr der Präsident den „Bruderkuß“ und die Bürger Sekretäre wurden so heftig vernunftgläubig „angefasst“, daß sie die Gelegenheit, der schönen Göttin ebenfalls Brüderküsse zu geben, beim Schopfe fassten („les secrétaires s'empressèrent aussi de lui donner le baiser fraternel“, heißt es im Sitzungsbericht). Thuriot beantragte dann, der gesammte Konvent sollte die Göttin in ihren Tempel zurückbegleiten, was auch beschlossen und ausgeführt wurde, inmitten der Ausbrüche einer allgemeinen Freude — („au milieu des transports d'une joie universelle“, sagt das Sitzungsprotokoll im Moniteur).

Also ist am 10. November von 1793 die „Religion der Vernunft“ in Frankreich förmlich und feierlich ein- und aufgeführt worden. Ein orgiastisches Ding, welches wieder einmal gar deutlich in den ewigen Refrain auslief: „Nichts neues unter der Sonne!“ Denn das ganze Spektakel dieses Naturdienstes erinnert auffallend an Uraltes, an den Kult der „großen Mutter“, der syrisch-phrygischen Aschera-Kybele, welchen geräuschvollen Kult der alte Lukretius so schön beschrieben hat[1]). Ja, wahrhaftig, man konnte sich in diesem Paris im Brumaire des Jahres II der Republik nach Vorderasien versetzt glauben und zurück in Zeiten, wo dort Processionen von Andächtigen unter der Pfeifen, Cymbeln, Tuben und Pauken betäubendem Schall durch die Städte und durch die Bergwälder zogen, zu

1) De nat. rer. II, 599 seq.

üppigen Tänzen zusammentraten und ihre Begeisterung in wollüstigen Hymnen zum Preise der „Altmutter“ ergossen. Sah man doch auf dem Grèveplatz um ungeheure Feuer her, welche mit kirchlichen Geräthen und „Reliquien“ von Heiligen genährt wurden, Konventsmitglieder mit Dirnen, welche Meßgewänder anhatten, die Carmagnole tanzen [1]). Und dabei blieb die Aehnlichkeit mit dem Aschera-Kybelekult nicht stehen. Der großen Göttin wohlgefälligstes Opfer war bekanntlich die Opferung der jungfräulichen Keuschheit gewesen und demzufolge hatten ihr zu Ehren bei und in den Kybeletempeln die phrygischen und lydischen Mädchen sich preisgegeben. Bei den Bakchanalien nun, wozu der „Vernunftkult“ rasch ausartete, geschah in verschiedenen Kirchen, wo die verschiedenen „Göttinnen der Vernunft“ auf den Tabernakeln der Hauptaltäre thronten, besonders in den beiden Kirchen Saint-Eustache und Saint-Gervais, Kybeleisches auch dieser Art [2]), obzwar, wie mit Grund zu vermuthen ist, bei diesen Orgien der wirklichen Jungfräulichkeitsopfer nicht viele oder gar keine gefallen sein mögen.

Selbstverständlich fand der in Paris tobende Fasching des Atheismus in den Provinzen Nachäffung und die urtheils-

---

1) Gewiß hätten diese Narren unbedingt jeden für einen Narren aus dem FF erklärt, welcher ihnen wahrgesagt hätte, eines schönen Septembertages von 1866 würde ein Hauptorgan und Leibblatt der Herrschaft Sr. kaiserlichen Majestät Napoleons III., der „Constitutionnel“, diesen Artikel enthalten: „Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie hat den verstorbenen Grafen Bacciochi am Tage vor ihrer Abreise nach Biarritz besucht und ihm eine höchst kostbare Reliquie anvertraut, die er, so lange seine Krankheit währte, in seinem Zimmer behalten sollte. Dieses Reliquienkästchen, das werthvollste Kleinod der französischen Krone, enthält 1) ein Stückchen von der Windel des Heilandes; 2) ein Stückchen von dem Schleier der Mutter Gottes und 3) ein Stückchen von dem Grabtuche Johannes des Täufers. Bei ihrer Niederkunft hatte die Kaiserin dasselbe Reliquienkästchen in der Wochenstube aufstellen lassen.“

2) Siehe beim Zeitgenossen und Augenzeugen Mercier („Le nouveau Paris“) die Kapitel 145 und 146 und über das „Kybeleische“ insbesondere vol. 4, p. 141—43.

lose und feige Menge ließ auch dort, gerade wie in der Hauptstadt, dem albernen und ärgerlichen Skandal seinen Lauf. Wann und wo wäre überhaupt das atomistische Ding, genannt Volk, aus eigenem Antrieb gegen Absurdes auf- und für Verständiges eingetreten? Nie und nirgends. Und nicht nur das! Der gedankenlose Stumpfsinn der Massen hat auch für erwähltere und muthigere Geister ein solches Auf- und Eintreten allzeit zu einem gefährlichen gemacht: — die alte und immer neue Geschichte vom Gekreuzigt- und Verbranntwerden der armen „Ideologen“ —

„Die, thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten . . .“

Doppelt Ehre darum dem Maximilian Robespierre, daß er trotz alledem dem wüsten Aergerniß des Chaumette-Hébertismus muthvoll entgegentrat. Dem reinlichen „Unbestechlichen“, welcher in jenen Tagen darüber nachsann, wie alle Kraft der Revolution zu einem unwiderstehlichen Impuls zusammenzufassen sei, um das „gebenedeite“ Contrat-Social-Evangelium endlich zur Wirklichkeit zu machen, musste das Vernunftkult-Spektakel widerwärtig störsam in seine stille Stube beim Schreiner Duplay in der Rue Saint-Honoré hineinschlagen. Vielleicht um so widerwärtiger, als die tiefe und keusche Neigung, welche er für seines Hauswirthes älteste Tochter Leonore Duplay hegte, ihm die lärmende Abgötterei, welche mit den „Göttinnen der Vernunft“ getrieben wurde, nur wie eine lästerliche Profanation des „Ewig-Weiblichen“ vorkommen ließ.

Gerade, als der Wahnwitz seinen Siedepunkt erreicht hatte, that Robespierre von seinem Prätorium, vom Jakobinerklub aus am 21. November den ersten offenen und wuchtigen Angriff, welcher für den Hébertismus, der mittels sinnloser Uebertreibungen Republik und Demokratie in der Meinung aller Denkenden und Redlichen ruiniren wolle, zu einem zermalmenden wurde. Der Jünger von Jean-Jacques proklamirte feierlich seinen Glauben an ein „Höchstes Wesen“, verklagte den Atheismus als aristokratisch („l'athéisme est

aristocratique") und citirte Voltaire's Satz: „Wenn Gott nicht wäre, müsste man ihn erfinden." Auch für den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele trat er ein, als für eine Vorstellung voll Trost („idée consolatrice"), und so enthielt Robespierre's Angriffsrede vom 21. November 1793 schon alle die Gedanken, welche er in seinem Kampfe gegen die atheistisch-anarchische Faktion weiter entwickelte und welche dann durch das Fest des „Être suprême" vom 8. Juni 1794 ihren thatsächlichen Abschluß fanden. Der Unbestechliche fühlte ganz richtig, daß das Volk seine idealischen Instinkte und Bedürfnisse nur in der Form der Religion zu befriedigen vermöchte, und er hatte insofern ganz recht, den Gottglauben als demokratisch und den Atheismus als aristokratisch zu bezeichnen.

Auch Danton trat bekanntlich gegen die Hébertisten in die Kampfschranken, indem er sich am 26. November 1793 im Konvent sehr entschieden gegen die „antireligiösen Maskeraden" aussprach [1]), die „Pfaffen des Unglaubens" nicht weniger verwarf als die „Pfaffen des Afterglaubens" und schließlich ausrief: „Wir wollten die Herrschaft des Fanatismus nicht zerstören, um dafür die Herrschaft des Atheismus aufzurichten."

Die Erklärung Robespierre's bei den Jakobinern und die Rede Dantons im Konvent enthielten schon das Todesurtheil für den Chaumette-Hébertismus. Robespierre wollte unerbittlich die Wegwischung desselben. Das übrige besorgte Fouquier-Tinville. Am 24. März 1794 fielen die Köpfe von Hébert, Clootz, Momoro und 16 ihrer „Mitschuldigen", am 13. April die von Chaumette, Gobel und 16 anderen. Zwischen hinein hatte eine der erschütterndsten Scenen der ungeheuren Revolutionstragödie gespielt: — die Todesfahrt von Danton, Desmoulins und ihren Freunden am 5. April. Jetzt erst ward der „Schrecken" so recht schrecklich zur Tagesordnung und wurde Guillotins Tochter rasend vor Begierde.

---

1) „Je demande qu'il n'y ait plus de mascarades antireligieuses dans le sein de la convention." Monit. du 28 nov. 93.

Am 28. Juli riß sie auch den „Unbestechlichen“ in ihre tödtliche Umarmung. Hätte er seine Ideen zu verwirklichen, seinen Plan durchzuführen vermocht, so stände er zur Stunde als ein „großer Mann“ in der Weltgeschichte da. Jetzt aber heißt er ein „Ungeheuer“. Denn „Lob oder Tadel richtet sich schlechterdings nur nach dem Erfolge; die Sieger werden gepriesen und die Mittel des Sieges nicht untersucht“, sagt trostlos wahr der alte Prokopius von Cäsarea in seinem Buch vom Gothenkrieg (III, 3). Und wie sprach der weiseste Jude, ein hell- und scharfsichtigster Denker, Baruch Spinoza, in seinem politischen Traktat? „Jeder hat gerade so viel Recht, als er Macht hat“ (unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet; l. c. II, 8).

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Menschliche Tragikomödie.

Achter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Achter Band.

Col favor della Musa o del Demonio
Entro e mi caccio in mezzo al Pandemonio.
Giusti.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Inhalt des achten Bandes.

	Seite
Eine Mutter Gottes	1
Weimar und Paris	23
Das Räthsel des Tempels	60
Für Thron und Altar	91
Fichte	115
Blücher	138

Eine Mutter Gottes.

Die ganze große sogenannte Weltgeschichte ist aus lauter kleinen Spitzbübereien zusammengestoppelt.

Zacharias Zinnober.

(„De historiae constructione tractatus“, §. 777.)

1.

Man darf bekanntlich Menschen und Dinge nicht allzu genau ansehen, wenn man seine Illusionen behalten und nicht widerwärtig enttäuscht werden will. Selbst die rosigste Mädchenwange, selbst der frischeste Frauenteint verträgt keine Betrachtung durch die Lupe. Goldig und purpurn leuchtet die Alpenfirne ins Thal hinab: steige zu ihr empor und du findest wüstes Geröll, bestaubtes Eis und schmutzigen Schnee. „Nur die Fernen steh'n verklärt“, hat ein verschollener Poet sehr richtig bemerkt.

Die Zeit webt um geschichtliche Gestalten her einen Nebelschleier, welcher wie ein Nimbus schimmert, wenn das falsche Licht wohldienerischer Pseudo-Historik darauf fällt. Aber Weltrichterin Historia, die weder zur höfischen Kammerzofe noch zur Bosselerin einer Partei herabsinken kann, thut nur ihre Schuldigkeit, wenn sie diesen Nimbus zerstört und jenen Nebelschleier wegwischt. Wie klein, wie erbärmlich klein erscheinen dann gar viele der „Großen“, so im Buche der Geschichte verzeichnet sind! Wie mancher Held verhässlicht sich zum Halunken, wie mancher Heiland wird zum Humbuger, wie manche Heroine sinkt ab zur Hetäre! Der Historiker

ist ein geschworener Illusionenzerstörer, er handhabt die Lupe, jagt den Friseur Mythus, die Schminkerin Legende und die Kleiderkünstlerin Sage von dannen, zerrt die weltgeschichtlichen Schauspieler und Schauspielerinnen aus der trügerischen Fable-convenue-Beleuchtung an's helle Tageslicht hervor und zeigt sie in ihrer erbarmungswerthen Blöße.

Chateaubriand hat im Jahre 1807 im „Mercure de France" einen Artikel über den römischen Cäsarismus veröffentlicht, weitaus das Kühnste und Schönste, was er überhaupt geschrieben. Durch den Nero hindurch traf seine brandmarkende Feder den Bonaparte und mit beredsamen Worten führte er den Geschichteschreibern zu Gemüthe, was den Frevlern an der Menschheit gegenüber ihre Pflicht sei. Sie sollten thun, wie die „ersten Christen in Aegypten thaten, welche mit Lebensgefahr in die Heidentempel eindrangen und in dem Dunkel des innersten Heiligthums eine Gottheit ergriffen, vor welcher der Betrug die Furcht Weihrauch verbrennen ließ und die sich, an's Sonnenlicht hervorgezerrt, als irgendein abscheuliches Ungeheuer herausstellte." Von einer solchen Zumuthung wollen freilich die Herren von der sogenannten historischen „Objektivität" nichts hören. Diese Herren, welchen das ethische Moment der Geschichte unbequem ist, verwerfen dasselbe kurzweg. Weit entfernt, die Götzen als Ungeheuer aufzuzeigen, machen sie umgekehrt die Ungeheuer zu Götzen. Ihre Schönfärberei ist gerade wie der altägyptische Bestienkult. Monsieur Thiers z. B., der unwissende und gewissenlose Vergötterer Bonaparte's, verdiente vollauf, Oberpriester im Krokodiltempel am See Möris gewesen zu sein.

Wenn man gesagt und geglaubt hat, die Geschichte sei poetischer als der Roman, so ist das nur eine jener gemeinplätzigen Scheidemünzen, welche einer dem andern auf Treu und Glauben überliefert, ohne ihren Gehalt zu prüfen. Prüft man den Gehalt dieser Scheidemünze, muß sie sich sofort als falsch erweisen. Der Roman, als ästhetische Gattung, hat die Aufgabe, das schöne Scheinen darzustellen, die Geschichte dagegen hat die Pflicht, das wahre Sein zur

Anschauung zu bringen. Sie ist die Protokollführerin des wirklichen Processes der socialen Entwickelung, welcher Proceß nichts weniger als schön ist. Er ist sogar entschieden hässlich, so hässlich, daß Menschen, welche ihm ein ernstes und anhaltendes Studium gewidmet haben, nie mehr recht fröhlich sein können. Das Proceßprotokoll kann, so es ein echtes und getreues, unmöglich schön und demnach auch nicht poetisch sein. Daraus erklärt es sich, daß die ungeheure Mehrheit auch der sogenannten gebildeten Frauen den schlechtest geschriebenen Roman dem bestgeschriebenen Geschichtewerk vorzieht. Die Weiber müssen Illusionen haben oder zu leben aufhören. Jede völlig enttäuschte Frau wird zur Selbstmörderin, häufig, ohne sich dessen bewusst zu sein. Die Frauen vertragen die Wahrheit nicht. Sie trägt ja kein Korsett, keinen Cul de Paris, keinen Chignon; sie geht — schrecklich zu sagen! — splitternackt. Die Weiber schämen sich ihrer, für sie. Nein, fürwahr, das Buch der Geschichte ist nicht für die Frauen geschrieben. Die arme Klio passt nicht in ihre Gesellschaft, es wäre denn, sie hätte sich vorher durch einen beliebigen Hofhistoriographen frisiren, anmalen, verkleiden und überhaupt „präsentabel" machen lassen. Diese hofhistoriographisch ausgebeinte, entsaftete und lakaiisirte Geschichte verhält sich dann zur wirklichen etwa so, wie sich ein Leopold von Ranke zu einem Cornelius Tacitus verhält oder ein auerbach'scher Dorfnovellenbauer zu einem Naturbauer.

Man spricht von dem majestätisch einherflutenden Strom der Weltgeschichte und nicht ohne Grund. Aus einer gewissen Entfernung angesehen, ist dieses Stromgeflute großartig und majestätisch genug. Leider ist der Historiker verpflichtet, den Strom nicht nur aus nächster Nähe zu betrachten, sondern auch den verschiedenen Zuflüssen desselben nachzugehen, deren Ursprünge zu erforschen und endlich das Wasser jedes einzelnen zu analysiren. Ein mühsäliges Geschäft und nicht sehr reinlich. Welch ein Schmutz, wie viele Giftstoffe, was für Stick- und Stinkgase kommen dabei zum Vorschein! Die Forschung muß Flößerstiefeln anziehen und die Glasmaske vorbinden, um mit heiler Haut durchzukommen.

Gibt es eine erschütterndere weltgeschichtliche Tragödie als die französische Revolution? Schwerlich. Aber den großen Eindruck gewinnt und behält nur, wer sich bescheidet, das erhabene Revolutionstrauerspiel vom Parterre oder von den Logen aus anzusehen. Wehe dagegen dem, welchen Neugier oder Beruf hinter die Kulissen, in die Ankleidezimmer und Maschinenräume führen. Denn seine dort gewonnenen Anschauungen müssen ihm die erhabene Tragödie in eine aus Koth und Blut zusammengepappte Posse verwandeln. Statt des Donnerschrittes der Nemesis vernimmt er den Katzentritt der schleichenden Intrike, statt der heroischen Trimeter Melpomene's die zotigen Lazzi des Harlekin, aber eines Harlekin, dessen in Blut getauchte Hände nicht die Pritsche, sondern eine Mordkeule führen. Nur hinter den Kulissen und in den Ankleidezimmern des Weltgeschichtetheaters kann man erfahren, wie sehr die menschlichen Thorheiten und Begierden, die persönlichen Bedürfnisse, Besorgnisse, Leidenschaften, Gemeinheiten und Bosheiten mitwirken „am sausenden Webstuhl der Zeit", auf welchem freilich nicht so fast „das Kleid der Gottheit" als vielmehr der Mantel des Teufels gewoben wird.

Kommt mit hinter die Kulissen! Wir wollen uns von dorther eine Episode des Revolutionsdrama's ansehen, nicht wie sie, vom Zuschauerraum aus gesehen, sich abspielte und ausnahm, sondern wie sie in Scene gesetzt wurde.

2.

Obzwar man die Sache längst besser wissen könnte und sollte, ist es doch heute noch gäng und gäbe, zu glauben, sowie in Kompendien und in Schulen zu lehren, der Sturz Robespierre's durch die sogenannten Thermidorier im Sommer 1794 sei eine Wirkung der naturnothwendigen Reaktion der Menschlichkeit gegen die Aktion des Terrorismus

gewesen. Ganz abgesehen nun davon, daß die thermidorische „Menschlichkeit“ eine Fabel, weil ja die vom Royalismus und von der Bonzenschaft ausgebeutete thermidorische Reaktion an die Stelle des „rothen“ Schreckens nur den viel mörderischeren „weißen“ setzte [1]) — hätte den Glauben an den erwähnten Irrthum schon die Thatsache erschüttern sollen, daß der „Anakreon der Guillotine“, Barère, das Komplott gegen Robespierre einfädelte, daß der Hauptweibler für dasselbe Tallien gewesen ist, der Septembriseur von 1792, der Wütherich in Bordeaux von 1793, und daß in der Vorderreihe der Angreifer und Stürzer des „Unbestechlichen“ ärgste Blutmenschen wie Collot, Billaud, Voulland, Vadier und Carrier standen.

Die Wahrheit ist: nicht eine „Verschwörung des Erbarmens“, wie man gelogen, sondern eine Verschwörung der abgefeimtesten Schufte und verhärtetsten Schurken hat den 9. Thermidor gemacht. Sie konnten ihn machen, weil die selbstbestimmungslose und feige Mehrheit des Konvents ihnen zufiel, wie solche parlamentarische Mehrheiten allzeit dorthin zu fallen pflegen, wo augenblicklich eine imponirende Kraftentwickelung statthat.

Robespierre war ein Fanatiker, ein echter und rechter Fanatiker und folglich ebenso ehrlich und unbestechlich als maßlos eitel. Er ist bis in seine innerste Seelenfalte hinein überzeugt gewesen, daß Gott — er glaubte bekanntlich ebenso fest an einen persönlichen Gott wie sein Orakel Rousseau — ihn eigens geschaffen hätte, damit er seinen geliebten „Contrat social“ aus dem Philosophischen ins Wirkliche übersetzte. Um das zu können strebte er nach der Diktatur. Um zu dieser zu gelangen, säuberte er weg, was er von Hindernissen auf seinem Wege fand, so die Déesse-de-la-raison-Spektakeler, so auch Danton und die Dantonisten. Er bediente sich der Guillotine als eines Kehrbesens und, wie allen Fanatikern, so heiligte auch ihm der Zweck

1) Siehe die Beweise dafür in meinem Essay „Für Thron und Altar“.

die Mittel. Es lag ein ausgeprägt pfäffischer Zug in seinem Wesen. Im Mittelalter geboren, wäre er ein Sankt Dominikus, ein Torquemada geworden. Daher auch schmeckt man aus seinen Reden so deutlich die priesterliche Salbung heraus.

Wenn aber das Pfäffische in ihm dem Manne gar viele Feinde machte, wenn girondistische Voltairiens und terroristische Atheisten an dem „prêtre“ Robespierre gleichzeitig ihren beißenden Spott ausließen, so war es gerade das salbungsvoll Sententiöse seiner Redeweise, welches, verbunden mit der Sauberkeit seiner persönlichen Erscheinung, der reinlichen Aermlichkeit seines Haushalts und der sittlichen Strenge seines Wandels, die enthusiastische Verehrung der Frauen ihm zuwandte. Es klingt seltsam, untersteht aber gar keinem Zweifel, daß der Mann, welchen man für den Hauptträger des vom Herbste 1792 bis zum Sommer von 1794 herrschenden Schreckenssystems anzusehen gewohnt ist, nicht im frivolen, sondern im religiös-ernsthaften Sinne der Abgott der Frauen gewesen ist. Hierauf beruhte wesentlich das Geheimniß seiner Popularität, welche noch im Prairial (Juni) von 1794 eine unermessliche war, eine so unermessliche, daß einer seiner Verderber, Billaud-Varenne, nur der Wahrheit Zeugniß gab, wenn er sich kurz nach dem 9. Thermidor das Wort entwischen ließ: „Aufrichtig gesprochen, hätten wir Robespierre früher angegriffen, so würde das in den Augen der öffentlichen Meinung gleichbedeutend gewesen sein mit einem Angriff auf das Vaterland.“ Natürlich hinderte diese Popularität nicht, daß die wankelmüthige und feige Menge ihren Heiland Maximilian schmählich im Stiche ließ, sobald sie zu merken glaubte, daß seine Feinde stärker wären als er. Das „dankbare“, „großmüthige“ Volk hat es ja noch mit allen seinen Heilanden so gehalten.

Die Grundursache von Robespierre's Fall war demnach seine Nichtbeachtung der Thatsache, daß Volksgunst nur Flugsand, worauf keine dauerhafte Macht zu begründen ist. Dann wurde der abgeschlagene Kopf Dantons für den „Unbestechlichen“ ein Stein des Anstoßes, über welchen er schon lebensgefährlich stolperte. Die Wegsäuberung

Dantons, ein Tagwerk von Saint-Just, dem eigentlichen Doktrinär und Systematiker des Guillotinismus, war ein um so größerer Fehler, als dieselbe ganz überflüssig, maßen Danton, erschöpft, müde und angeekelt, es gar nicht der Mühe werth hielt, dem Robespierre die Diktatur ernstlich zu bestreiten. Er hat aber, man darf es ohne Uebertreibung sagen, an einem Zipfel seines Leichentuches den Contrat-Social-Fanatiker sich nachgezogen ins Grab. Denn daß die Robespierreisten diesen Koloß zu fällen vermocht hatten, erfüllte selbst hartgesottene Sansculotten mit Grauen und machte alle, deren schlechtes Gewissen den drohend auf sie gehefteten Blick des „gespreizten Tugendapostels“ nicht zu ertragen vermochte, zur Unterwühlung einer Macht eifrig und emsig, welche das Fallbeil auch über ihrem Nacken schweben ließ.

So bildete sich von langer Hand her ein stillschweigendes Einverständniß gegen Robespierre. Die Fäden der gegen ihn gesponnenen Machenschaften lassen sich weit zurückverfolgen. Das Hohnwort von den „Betschwestern“ (dévotes) Robespierre's ist schon im Herbste von 1792 aufgebracht worden. Als er am 5. November im Konvent gegen den unbesonnenen und leidenschaftlichen Angriff sich vertheidigte, welchen Louvet im Namen der übelberathenen Gironde am 29. Oktober gegen ihn gerichtet hatte, strotzten die Galerieen der Manège von enthusiastischen Verehrerinnen des „homme de la vertu“, welche seinen Worten mit dem Entzücken der Andacht — („avec le transport de la dévotion“, sagt der Augenzeuge Vilate) — lauschten und dieselben mit Beifall überschütteten. „Nach beendigter Sitzung, erzählt der genannte Zeuge, traf ich beim Kafé Debelle mit Rabaud-Saint-Etienne zusammen, welcher ausrief: Was für ein Kerl ist dieser Robespierre mit allen seinen Weibern! Das ist ja ein Pfaffe, welcher Gott werden will! Wir traten dann ins Kafé Payen und fanden hier Manuel, welcher zu uns sagte: Habt ihr den Robespierre gesehen mit allen seinen Betschwestern? Ja wohl, entgegnete Rabaud; morgen muß ein Artikel in die „Chronik“, worin er

als Pfaffe gemalt werden soll.“ Diese Malerei hatte Erfolg.

Im Frühjahre von 1794 war die Liga gegen Robespierre schon ziemlich fest geschlossen und jeder Tag führte derselben das eine oder das andere neue Mitglied zu. Denn man wusste, daß Robespierre sehr ernstlich damit umginge, den Wohlfahrtsausschuß und das Sicherheitskomité von ihren unreinen Elementen zu säubern. Leute wie Vadier und Voulland, auch Barère, spürten demzufolge im Nacken das unliebsame Vorjucken des Weggesäubertwerdens. Andere ebenfalls. Machten doch die Vertrauten des werdenden Diktators gar kein Geheimniß daraus, daß Bösewichte und Lasterlinge wie Carrier, Fouché, Fréron, Tallien und Barras, welche als Konventskommissäre in den Provinzen ihre Gewalt auf's infamste missbraucht hatten, zur Rechenschaft gezogen, d. h. guillotinirt werden müssten. Die Collot und Billaud waren aber mit den Carrier und Fouché zu wahlverwandt, als daß sie nicht für die blutbefleckten Prokonsuln eingestanden wären. Mit ihnen gingen Hand in Hand viele Insassen der „sainte Montagne“, welche in aller Ehrlichkeit glaubten, die „Diktatur“ Robespierre's als der Republik gefährlich bekämpfen und, wo nöthig, im Blute des Diktators ersticken zu müssen. Manche dieser ehrlichen Gegner, wie z. B. Levasseur, haben übrigens ihre Mitarbeit am Sturze Robespierre's bitterlich bereut. Wie hätten sie doch auch anders gekonnt? Mussten sie doch bald erkennen, daß am 9. Thermidor die Republik — falls nämlich das ungeheuerliche Ding diesen Namen verdiente — tödtlich getroffen worden sei. Der glückliche Verbrecher vom 18. Brumaire brauchte später keinen Mord zu begehen, sondern nur eine Todte zu bestatten und die Hinterlassenschaft derselben zu stehlen. . . .

Ebenso tückisch als geschickt wussten die Feinde Robespierre's in der angegebenen Richtung auch den Umstand auszubeuten, daß, wie bekannt, vornehmlich auf **sein** Betreiben der Konvent die Wiedereinsetzung Gottes und die Wiederherstellung des Glaubens an die Unsterblichkeit der

Seele beschlossen hatte. Robespierre musste unschwer erkennen, daß die in Paris rasenden Orgien des Atheismus der Bevölkerung Frankreichs zu einem ungeheuren Aergerniß gereichten, welches ganz geeignet wäre, diese Bevölkerung den Royalisten und Priestern in die Arme zu treiben. Wie konnte er auch übersehen, daß der idealistische Trieb im Menschen unausrottbar und daß dieser Trieb, was die Massen angeht, nur auf religiösem Wege seine Befriedigung suchen und finden kann? Ein bildungsloser Atheist ist nur ein Stück Vieh. Der bekannte göthe'sche Satz:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!"

klingt sehr aristokratisch, enthält aber eine große Wahrheit. Religion — worunter natürlich nicht dieses oder jenes jüdische, christliche oder islamische Dogma, weder das päpstische noch das lutherische Bonzenthum verstanden zu werden braucht — Religion war, ist und wird sein der Idealismus des Volkes. Das begriff Robespierre und diese kulturhistorische Thatsache nahm er zum Thema seiner berühmten Rede vom 18. Floréal (8. Mai) 1794, auf welche hin der Konvent dekretirte: „Le peuple français reconnaît l'existence de l'Être suprême et l'immortalité de l'âme."

Das am 20. Prairial (8. Juni) gefeierte „Fest des Höchsten Wesens", wobei Robespierre als Präsident des Konvents die Festprocession anführte, wurde nach den übereinstimmenden Berichten der Augen- und Ohrenzeugen von der gesammten Bevölkerung von Paris mit einem bis zur Andacht sich steigernden Enthusiasmus begrüßt und begangen. Sogar die zu allen Zeiten und allenthalben frostige officielle Festdichterei erwärmte sich an diesem Feuer, wie Chéniers Festhymnus beweis't, besonders in seiner Schlußstrophe [1]).

---

1) „Grand dieu! qui sous le dais fais pâlir la puissance,
Qui sous le chaume obscur visites la douleur;
Tourment du crime heureux, besoin de l'innocence
Et dernier ami du malheur,

Robespierre's Gesicht leuchtete an diesem Tage von einem Freudeschimmer, wie man ihn nie zuvor auf demselben wahrgenommen hatte [1]).

Er sollte diese Freude theuer bezahlen. Denn gerade das Fest am 20. Prairial gab seinen Feinden Veranlassung, die Giftspritze der Verleumdung eifrigst spielen zu lassen. Sie thaten so, als wüssten sie gar nichts von den politischen und socialen Motiven, welche Robespierre in seiner Rede vom 8. Mai dargelegt und entwickelt hatte; sie bezichtigten ihn ohne weiteres der Pfafferei. „Was — sagten oder vielmehr zischelten sie — er glaubt an Gott? Also steckt ein Priester in ihm, welcher den Aberglauben zu einer Stufe machen will, die ihn zur Diktatur führen soll. Wer anders als ein Pfaffe konnte sich dazu hergeben, an dem Feste des Höchsten Wesens die Präsidentschaft des Konvents zu übernehmen? Und dann das Gefolge von betschwesterlichen Weibern, welches er überall hinter sich herzieht! Es ist klar, er ist eine Pfaffe, ein Mystagog, ein Mucker!"

Zum Unglück für Robespierre bot sich den zu seinem Verderben Verschworenen sehr bald eine begierig ergriffene Gelegenheit, diesen Bezichtigungen einen Schein von Wahrheit zu verleihen. Am 8. Juni war das Fest des „Être suprême" gefeiert worden und schon am 15. Juni las Vadier, einer der Verschwörer, im Konvente seinen Rapport über das „mystische" Komplott, welches sich um Katharina Theot, um die „Mutter Gottes" her gegen die Republik gebildet hätte.

L'esclave et le tyran ne t'offrent point d'hommage;
Ton culte est la vertu, ta loi l'égalité:
Sur l'homme libre et bon, ton oeuvre et ton image,
Tu soufflas l'immortalité."

1) „En passant dans la salle de la liberté, je rencontrai Robespierre, revêtu du costume de représentant du peuple, tenant à la main un bouquet mélangé d'épis et de fleurs; la joie brillait pour la première fois sur sa figure."

Vilate.

3.

Selten wohl hat Parteiperfidie etwas so Dummes aufgestochen wie diese Muttergottesgeschichte, aber selten auch hat sie Dummes so pfiffig zu handhaben gewusst. Aus einem lächerlich hüpfenden Konventikelfloh machten die Drähtelenker der widerrobespierre'schen Intrike einen sprungfertigen Komplotttiger, welcher, behaupteten sie, dem Rufe Robespierre's gehorchte.

Das arme Ding von „Mutter Gottes", Katharina Theot, war um das Jahr 1716 im Kirchspiel Barenton im jetzigen Departement Manche geboren. Ohne allen Unterricht aufgewachsen, verdiente sie als Dienstmagd ihr Brot. Man weiß nicht, ob der Jesuitismus oder der Kalvinismus sie zur Närrin gemacht hat oder ob sie aus eigenem Antrieb verrückt wurde. Genug, eine christlich-mythologisch-dogmatische Ratte war ihr unter die Schädeldecke gekrochen und rumorte dort so lange, bis die gute Katharina von der fixen Idee erfasst und besessen ward, eine einmalige unbefleckte Empfängniß thäte es nicht; das Wunder müsste also repetirt werden und sie selbst wäre „die Jungfrau, welche den kleinen Jesus empfangen sollte, welchen ein Engel vom Himmel herabbringen würde, um der ganzen Erde den Frieden zu geben (la vierge qui devait recevoir le petit Jésus, apporté du ciel par un ange pour mettre la paix sur toute la terre)". Natürlich konnte die „Jungfrau" das Geheimniß ihrer erhabenen Bestimmung unmöglich für sich behalten und die unausweichliche Folge davon war, daß sie im Jahre 1779 mit der Polizei des Ancien Régime in unangenehme Berührung kam. Was das heißen wollte, kann man ermessen, so man bedenkt, daß noch im Jahre 1765 der arme junge De la Barre gerädert worden, weil er an einer Procession vorbeigegangen war ohne das Haupt zu entblößen. Dieses Opfer eines grauenhaften Justizmordes hatte einen Rächer gefunden in Voltaire,

welcher ja bekanntlich mehr für die leidende Menschheit gethan hat als Millionen von Heiden-, Juden- und Christenpfaffen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Katharina Theot, wenn die mit Posaunenschallgewalt über Europa hintönende Stimme des Patriarchen von Ferney nicht zuvor für Calas, Sirven und De la Barre sich erhoben hätte, im Jahre 1779 aus dem Muttergottestraum ihrer dreiundsechzigjährigen Jungferschaft auf dem Scheiterhaufen erwacht sein würde. Schon zehn Jahre vor dem Ausbruch der glorreichen Revolution durften aber die Priester es nicht mehr wagen, dem gesunden Menschenverstand ihr (heutzutage wieder so schamlos hergebrülltes) „Sei verflucht!“ entgegenzustellen, und da der gesunde Menschenverstand leicht erkannte, die alte Jungfer sei eine alte Närrin, so wurde die neue Mutter Gottes nach fünfwöchentlicher Einsperrung aus der Bastille in ein Irrenhaus übergesiedelt, wo sie bis 1782 blieb. Man ließ sie im genannten Jahre auf ihr Begehren laufen, weil ihre Narrheit als ganz harmlos und unschädlich sich darstellte.

Erst zwölf Jahre später tauchte die alte Person aus ihrer Verschollenheit wieder auf, um durch ihr bloßes Dasein nicht unbeträchtlich auf die entscheidende Wendung der Revolution einzuwirken. Es müsste sehr spasshaft sein, mitanzuhören, mittels was für halsbrecherischer Rabulistereien die Nachplapperer Buckle's heraustiftelten, daß die so eben erwähnte bizarr-zufällige Thatsache mit den von ihnen behaupteten ewig unverrückbaren Gesetzen historischer Entwickelung ganz konform wäre. Bafel! Es ist übrigens ganz in der Ordnung, daß in einer Epoche gesinnungsloser und feiger Niederträchtigkeit, wie die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bislang eine war, eine „Philosophie der Geschichte“ ausgeheckt wurde, welche, wie alle sittlichen Unterscheidungen und Gegensätze, so auch alle Verantwortlichkeit als „unwissenschaftlich“ verwirft und knechtschaffenes Sichfügen unter einen türkischen Fatalismus als höchste „Wissenschaftlichkeit“ proklamirt. Damit kann man „Carrière machen“. Man nennt es aber selbstverständlich nicht so,

sondern man spricht großartig von einem „Wachsen mit den Umständen“, von einer „den Verhältnissen analogen Selbstentwickelung“ und was dergleichen Beschönigungsschwindel mehr ist. Diese Waare hat ja der Servilismus immer vorräthig. . . .

Die neue Madonna von eigenen Gnaden hatte natürlich Verehrer und Verehrerinnen gefunden. Je dümmer, desto schöner; je alberner desto verehrungswürdiger; je sinnloser, desto erbaulicher. In diese zwölf Worte fasst sich bekanntlich das Ergebniß sämmtlicher Dogmengeschichten sämmtlicher Religionen zusammen. Es gibt keine Narrheit und keine Ungeheuerlichkeit, welche der Mensch nicht ausgesonnen hätte, um sich anbetend davor niederzuwerfen. Soweit freilich wie ihre jüdische Vorgängerin, welche ja von Millionen und wieder Millionen in aller Form als Göttin angebetet wird, hat es unsere französische Unbefleckte von 1779 und 1794 keineswegs gebracht. Die ganze Gemeinde der „Chère Mère de Dieu“ zählte nicht mehr als 35 bis 40 Mitglieder, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet. Die vortretenden Personen waren der Doktor Quevremont, welchen die Schriften Meßmers halb und die Swedenborgs ganz verrückt gemacht hatten, und Dom Gerle, Ex-Karthäuser, weiland Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung und effektvoller Statist in der Ballhausschwurscene, aus einem kindlichen Enthusiasten jetzo ein kindischer Schwarbeler geworden, eifriges Mitglied des Jakobinerklubbs, als dessen Präsident Robespierre ihm ein Bürgerzeugniß („l'attestation du civisme“) ausgestellt hatte. Im übrigen stand er dem robespierre'schen Freundeskreise so fern, daß er den Saint-Just nicht kannte, nicht einmal vom Ansehen. Auch eine çidevant Marquise de Chatenois gehörte zu der Sekte, sowie zwei andere Damen, jung und hübsch, die eine braun, die andere blond, diese die „Sängerin“, jene die „Taube“ genannt und mitsammen erste Rollen in den kindischen Mysterienspielen innehabend, welche in der Dachkammerwohnung der „Mutter Gottes“ im „pays latin“ in Paris gefeiert wurden. Die Sängerin hatte die Obliegenheit, anzustimmen, wann die Gläubigen

ihre Madonna mit einer Hymne begrüßten, deren Refrain lautete:

„Ni culte, ni prêtres, ni roi,
Car la nouvelle Ève, c'est toi!"

4.

Die scharfwitternde Polizeinase des Konvents, der Sicherheitsausschuß, hatte die insipiden Mysterien dieses Madonnendienstes aufgeschnüffelt und Leute wie Barère und Vadier wussten daraus eine Gelegenheit zu schaffen, dem „Pfaffen" Robespierre eins anzuhängen. Die Verschwörung gegen den „Diktator" war ja bereits in vollem Zuge.

Sieht man die Sache ganz unbefangen und so zu sagen ästhetisch an, so kann man nicht umhin, die Kunstfertigkeit und den diabolischen Humor zu bewundern, womit der „Anakreon der Guillotine" den so ernsten und salbungsvollen Contrat-Social-Fanatiker in diese lächerliche Mummerei („momerie") zu verwickeln und eine achtundsiebzigjährige Närrin zu einem Hebel seines Sturzes zu machen verstand.

Sénart, einer der geriebensten Handlanger des Sicherheitsausschusses, erhielt den Auftrag, sich in die Mysterien der Mutter Gottes einweihen zu lassen und bei dieser Gelegenheit zugleich die ganze Gesellschaft gefänglich einzuziehen. Der Mouchard ließ sich von einem Mitmouchard, welcher die Sekte, deren Mitglied er war, verrathen hatte, in das Heiligthum führen, nachdem er ausreichende Polizeimannschaft in der Umgebung postirt hatte.

„Mein Begleiter — so erzählt Sénart das Abenteuer in seinen Memoiren — führte mich ein unter dem Vorwande, daß ich mich in die Synagoge aufnehmen lassen wollte, und wir nahmen daher beide eine passend andächtige Miene an. In eine Art von Vorzimmer getreten, trafen wir einen Mann, welcher einen weißen Rock anhatte. Er

sagte zu uns: „Brüder und Freunde, setzt euch.“ Mein Führer ging nun in ein Seitenzimmer, woraus er bald zurückkam in Begleitung einer Frau, welche mich mit den Worten begrüßte: „Kommen Sie, Sterblicher, kommen Sie zur Unsterblichkeit!“ Ich konnte nicht umhin, innerlich über diese Affereien zu lachen, stellte mich aber äußerlich ganz ernsthaft und ehrerbietig dar. Jetzo ward ich in das Gemach der Mutter Gottes eingeführt. Ein Frauenzimmer erschien, und obgleich es acht Uhr Morgens und das Zimmer ganz hell war, zündete sie dennoch einen dreiarmigen Leuchter an, welcher über einem Lehnsessel sich befand, und legte auf einen Stuhl ein Buch. Dann sah sie nach der Uhr und sagte: „Die Stunde ist da, die Mutter Gottes wird erscheinen.“ Nun ging eine Klingel und sofort kam aus einem Alkoven, dessen Eingang ein weißer Vorhang verschloß, eine alte Frau hervor, deren Kopf und deren Hände von einem beständigen Zittern bewegt waren und welche von zwei anderen Frauen ehrfurchtsvoll unter den Armen gehalten wurde. Man setzte diese Alte auf den thronartig erhöhten Lehnsessel, die beiden Frauen küßten ihr knieend die Hände und die Pantoffeln, erhoben sich dann wieder und sprachen: „Ehre sei der Mutter Gottes!“ Hierauf wurde ihr das Frühstück gereicht, bestehend aus einer Tasse Kaffee mit Milch und Törtchen. Inzwischen war der Karthäuser Gerle eingetreten. Er kniete vor der Mutter Gottes nieder und küßte sie auf die Wange, worauf sie zu ihm sagte: „Prophet Gottes, setzen Sie sich“. Eine Frau Namens Geoffroy hatte die Rolle inne, welche man die der Offenbarerin („éclaireuse“) nannte. Sie nahm das Buch und stellte den Stuhl, auf welchem es gelegen, in die Mitte der Aufzunehmenden neben Dom Gerle. Rechts von diesem saß auf einem etwas niedrigeren Stuhl eine hübsche blonde Frau, welche man die „Sängerin“ hieß, und links eine prächtigschöne und frische Brunette, die man als „Taube“ bezeichnete. Nachdem alle Anwesenden Unterwerfung unter die Gebote der Propheten Gottes gelobt hatten, las die Offenbarerin eine Stelle aus der Apokalypse vor. Dann

erhob Gerle die Hände und man führte uns vor den Thron der Mutter Gottes. Als ich vor ihr kniete, fasste mich eine der Frauen beim Kopfe und Katharina Theot sagte zu mir: „Mein Sohn, ich nehme dich auf in die Zahl meiner Erwählten. Du wirst unsterblich sein." Dies gesagt, küsste sie mich auf die Stirne, die Wangen, die Augen, das Kinn und sprach die sakramentalen Worte: „Die Gnade ist ausgegossen!"

Damit hatte die Ceremonie der Aufnahme, aber zugleich auch die ganze Muttergottesposse ihr Ende erreicht. Denn Sénart öffnete ein Fenster, gab seinen lauernden Polizisten das verabredete Signal und die arme Madonna wurde sammt ihrer Gemeinde unter großem, absichtlich veranstaltetem Halloh abgefasst und nach der Conciergerie gebracht, jener „Vorhalle des Todes", in welche zur Schreckenszeit aus den verschiedenen Gefängnissen alle übergeführt zu werden pflegten, die zunächst vor dem Revolutionstribunal erscheinen sollten.

Der Kult dieser Mutter Gottes erinnert uns, nebenbei bemerkt, in seinen läppischen Einzelnheiten ganz auffallend an die Mysterien, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts (1702—11) auf deutschem Boden in Schwarzenau und Sasmannshausen eine unter dem Namen der „Buttlar'schen Rotte" verrufene Pietistenbande gefeiert hat. Der Mittelpunkt dieser Mysterien war ebenfalls eine Frau, Eva Magdalena von Buttlar, von den Mitgliedern ihrer Sekte als „Mutter Eva" verehrt. Bei den Mummereien dieser Konventikler figurirte auch eine „Taube", statt einer „Sängerin" und „Offenbarerin" aber ein „Lamm". Die Narrheit der Theotisten war jedoch eine ganz harmlose: ihre Momerie artete nicht in Muckerei aus, ihre Faselei ging nicht in Wollüstelei über, wie das bei solcher Extrafrömmigkeit sonst regelmäßig der Fall zu sein pflegt. Das Treiben der buttlar'schen Rotte dagegen barst in einen Gräuel von scheusäliger Unzucht und teuflisch boshafter Grausamkeit aus, so daß dieses von dem trefflichen Thomasius nach den Akten dargestellte religionsgeschichtliche Nachtstück[1]) einen

1) Vernünftige und christliche, aber nicht scheinheilige Thomasische Gedanken (1725), Bd. III, S. 208—624.

furchtbaren Kommentar abgibt zu dem schrecklichen, von dem inniggläubigen und echtfrommen Novalis gesprochenen Wort: „Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam gemacht hat auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz.“

5.

Die Verhaftung der Theotisten hatte ein eigenthümliches Nachspiel. Mouchard Sénart war nämlich mit geheimen Instruktionen versehen worden. Denselben nachkommend ordnete er an, daß nach Abführung der Verhafteten das ganze Heiligthum der Mutter Gottes mit außerordentlicher Beflissenheit, ja Aengstlichkeit durchsucht wurde, als gälte es, die wichtigsten Geheimnisse zu ergattern.

Nachdem der ganze armsälige Plunder, welcher in der Mansarde sich vorfand, durchwühlt war, fand man richtig und zwar an der allerverdächtigsten Stelle, nämlich im Bette der Muttergottes, eine kostbare Reliquie. „Suchet und ihr werdet finden“, namentlich dann, wann ihr das Gesuchte vorher selbst an dem Fundorte versteckt habt.

Diese also glücklich aufgefundene Reliquie war ein Brief, welchen die Mutter Gottes angeblich an Robespierre geschrieben hatte. Sehr angeblich, fürwahr, maßen die arme alte Närrin gar nicht schreiben konnte. Die Machenschafter des Sicherheitsausschusses hatten demnach ein Wunder gewirkt, welches die bezüglichen der römischen Kirche übertraf. Denn die letztere hat zwar von ihrer Madonna die rarsten Reliquien auf wunderbare Weise überkommen, z. B. Haare, Zähne, Milch, Kleiderstücke; aber ein von der Hand der weiland Ehefrau des Zimmermanns Josef und nachmaligen „Himmelskönigin“ geschriebener Brief

an einen ihrer berühmten Zeitgenossen ist unseres Wissens bislang noch nicht vorgebracht worden.

In dem Mirakelbrief nannte die Mutter Gottes Robespierre den „Sohn des höchsten Wesens“ und das „ewige Wort“ (le fils de l'être suprême, le verbe éternel) und begrüßte ihn als den „durch die Propheten verheißenen Messias“ (le Messie désigné par les prophètes).

Der Bericht von Sénart und der Brief, zusammengehalten mit dem Umstande, daß der „Prophet“ Gerle von Robespierre ein Bürgerzeugniß erhalten hatte, waren für Barère's Feder ausreichendes Material, um einen für den Konvent bestimmten Rapport daraus zu machen, in welchem der Konventikelfloh richtig zum Komplotttiger aufgespannt wurde. Denn Barère verfasste den Rapport, welchen Vadier am 17. Prairial (15. Juni) im Namen des Sicherheitsausschusses in der Konventsitzung vortrug. Robespierre wurde darin nicht mit Namen genannt, allein doch handgreiflich deutlich bezeichnet. Das ganze Machwerk war eine meisterlich tückische Zusammenwurstung winziger Thatsachen und kolossaler Lügen. Die alte Närrin von Mutter Gottes und ihre harmlosen Mitnarren und Mitnärrinnen erschienen als Mitglieder einer gegen den Bestand und die Sicherheit der Republik gerichten Verschwörung, als Leute, welche mit Pitt und mit der Emigration in Verbindung ständen. Das ganze Aktenstück war höchst geschickt darauf berechnet, den Konvent zu amüsiren, Robespierre lächerlich zu machen, ihm durch die Verfolgung der Sekte, in deren Alfanzereien man ihn als mitverwickelt zeigte, eins zu versetzen und überhaupt alle die in der Versammlung gegen den „Diktator“ lauernde Missgunst angenehm zu kitzeln.

Der „Anakreon der Guillotine“ hatte sich diesmal selber übertroffen. Seine aus ergötzlichen Prämissen eine blutige Schlussfolgerung ziehende Rapportdichtung erreichte vollkommen ihren Zweck. Der vortrefflich unterhaltene Konvent lachte — („on se tordait sur les bancs“) —, beschloß den Druck und die Versendung des Berichtes in

die Departements, damit auch anderwärts die Leute ihr Ergötzen daran hätten, und trat dem Schlussantrage des Berichterstatters bei. Dieser Antrag ging dahin: Katharina Theot, Dom Gerle, den Doktor Quevremont, die Marquise de Chatenois und die Witwe Geoffroy sind dem Revolutionstribunal zu überweisen.

Vadier wollte den also im Konvent mit Erfolg gegen Robespierre angesetzten Hebel auch im Jakobinerklubb versuchen, wo er am Abend desselben Tages die barère'sche Stilübung ebenfalls vorbrachte. Allein hier in seinem Prätorium stand der „Unbestechliche“ noch fest. Die Jakobiner lachten nicht, sondern bedeckten die Stimme des Vorlesers mit Gemurre.

6.

Das Lächerliche war damals in Frankreich noch eine Macht, welche unter Umständen sehr gefährlich werden konnte. Erst in unserer Zeit, wo die allerlächerlichste Figur, der mit Spottlachen überschüttete Abenteurer von Straßburg und Boulogne, den in der Decemberblutlache von 1851 gefärbten Kaiserpurpur sich umthun konnte, ist diese Macht verschwunden, — ein thatsächlicher Beweis, daß der französische „Esprit“ zur Fabel geworden.

Robespierre fühlte gar wohl, daß er den empfangenen Schlag nicht auf sich sitzen lassen, nicht mit dem lächerlichen Nimbus einer von der Katharina Theot gemachten Messiasschaft herumgehen durfte. Die ganze Tragweite des Angriffs vom 15. Juni scheint er zwar nicht ermessen zu haben, aber jedenfalls war seine Eitelkeit heftig verletzt und in seinem Aerger that er so ziemlich das Dümmste, was er thun konnte, d. h. er beschloß, die „lächerliche Posse“, wie er das Ding nannte, kurzweg zu unterdrücken, so daß man, hoffte er, gar nicht weiter davon reden sollte. Er bedachte

nicht, daß er durch sein diktatorisches Einschreiten seinen Feinden nur ein neues und kräftiges Motiv lieferte, „la farce ridicule“ noch mehr zu seinen Ungunsten auszunützen.

Robespierre begab sich in den Wohlfahrtsausschuß und verlangte, daß die ganze Muttergottesangelegenheit niedergeschlagen oder wenigstens vertagt werde. Seine Kollegen vom Wohlfahrtsausschusse stellten sich an, als wüßten sie gar nicht, daß die Sache mit Robespierre in irgendwelcher Beziehung stände, und gaben ihm zu bedenken, es läge ein Konventsbeschluß vor und der Gang der Justiz dürfte nicht aufgehalten werden. Ohne sich daran zu kehren, ließ Robespierre den Ankläger beim Revolutionstribunal Fouquier-Tinville kommen und in Gegenwart seiner Mitwohlfahrtsausschüßler und in ihrem Namen befahl er dem Gerufenen, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie wollten, und die Procedur zu vertagen. Die Herren vom Ausschuß wagten nicht zu mucksen. Robespierre ging noch weiter: er befahl dem Fouquier, die Muttergottesgeschichteakten herbeizuholen, und nahm die gehorsam herbeigeholten zu seinen Handen und mit sich fort. Fouquier, der keineswegs ein Anhänger Robespierre's war, lief ganz wild in den Sicherheitsausschuß hinüber und sagte dort: „Er, er, er will es nicht haben!“ Worauf der anwesende Vadier (oder Amar?): „Aha, Robespierre!“

Liebhaber historischer Kuriositäten mögen es in ihrem Liebhabereifer fast bedauern, daß Sansons schreckliches Guillotineregister nicht um die pikante Rubrik einer geköpften Muttergottes bereichert worden ist. Denn Robespierre's Dazwischenkunft rettete der neuen Madonna und ihren Gläubigen das Leben. Es war keine Rede mehr davon, sie vor das Revolutionstribunal zu stellen. Katharina Theot ist etliche Wochen nach ihrer Verhaftung an Altersschwäche in der Conciergerie gestorben. Dom Gerle blieb noch etliche Zeit sitzen, dann ließ man ihn frei und so that man wohl auch mit den eingekerkerten Mitgliedern der Sekte, obzwar die Freigebung der letzteren nicht aktenmäßig nachzuweisen ist.

Die Intrike hatte aber ihre Wirkung gethan. Sie lieferte einen nicht unbeträchtlichen Theil des Sprengpulvers, womit die am 9. Thermidor explodirende widerrobespierr'sche Mine geladen war. An diesem Tage selbst kam der schamlose Vadier im Konvent auf die alberne Muttergottesgeschichte zurück und rechnete es dem stürzenden „Diktator" zum Verbrechen an, diese Geschichte eine lächerliche Posse genannt zu haben. Den Triumph der thermidorischen Verschwörer kennt man. Als der Konvent unter dem wüthenden Geschrei „Vive la république!" die Anklage und Verhaftnahme Robespierre's beschlossen hatte, rief der verlorene Mann aus: „La république? Elle est perdue, car les fripons triomphent!"

Armer Contrat-Social-Fanatiker, wärest du besser in der Geschichte bewandert gewesen, so würdest du gewusst haben, daß das immer das Ende vom Liede. Denn der Refrain aller Politik von den Tagen Esau's und Jakobs bis heute lautet: „Die Gauner gewinnen's!"

Ein wohlmeinender und theologisch gesattelter Optimismus schüttelt freilich hierzu sehr missbilligend das neunmalweise Haupt, greift in die schlotternden Saiten seiner alten Perfektibilitätsleier und stimmt den bekannten „geschichtephilosophischen" Cantus an, worin des breiteren docirt ist, daß der Triumph der Gauner ein kurzer und ihr Gewinnst kein dauernder sei. Das ist wahr; aber nur als Regel, denn der Ausnahmen gibt es eine Fülle. Der gute Optimismus, dessen Weltanschauungsbrille ein rosenrothes und ein himmelblaues Glas hat — beneidenswerther Brillebesitzer! — übersieht jedoch, daß die Herrlichkeit der historischen Gauner in der Regel nur desshalb nicht lange währt, weil sie von anderen Gaunern verdrängt werden. „Einer dieser Lumpenhunde wird vom andern abgethan" — so lautete bekanntlich Göthe's Philosophie der Geschichte.

Es ließe sich viel dafür und viel auch dagegen sagen. Gewiß ist, daß auf den Brettern, welche die Welt, d. h. das Menschen- und Völkerleben, nicht nur „bedeuten", sondern sind, das Böse bald als Held Schurke, bald als

Intrikant Schufterle eine Hauptrolle, um nicht zu sagen die Hauptrolle zu allen Zeiten gespielt hat und spielen wird. Auch dürfte eine hinter die Kulissen der Weltgeschichtebühne lugende und zwar nicht durch die erwähnte Brille lugende Historik kaum bestreiten wollen, daß Friedrich der Große etzlichen Grund hatte, seine Philosophie der Geschichte in dem Satze zusammenzufassen: „Le sort des choses humaines est que de petits intérêts décident des plus grandes affaires.“

Weimar und Paris.

Dämonen oder Helden sind die andern,
Die durch der Weltgeschichte heißen Kampf
Bald tief in Nacht, bald hell im Lichte wandern.
Julius Mosen.

1.

Aristogeiton an Harmodios[1]).

Weimar, August 1794.

Erinnerst du dich, Freund und Bruder? Als wir vor einem Jahrdutzend zu Eleusis[2]) vor dem Illuminatus Illuminans standen, um den Areopagiten-Grad zu empfangen, da gab Spartakus[3]) dir als Weihewort: „Des Wackern Welt ist, wo er wirkt!“ und mir: „Des rechten Menschen wahres Vaterland ist die Menschheit!“ Wohlan, mochten

---

1) Für urtheilsfähige Geschichtekenner bedarf es keiner Erinnerung, daß die Thatsachen, Anschauungen und Stimmungen, welche in dem auf den folgenden Blättern mitgetheilten Briefwechsel der beiden gewesenen, hier mit ihren Ordensnamen bezeichneten Illuminaten vorkommen, durchweg und bis ins Einzelne hinein auf unanfechtbar quellenmäßigen Zeugnissen beruhen. Meine Absicht war, die kultur- und sittengeschichtlichen Merkmale und Gegensätze des deutschen und des französischen Lebens im letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zu deutlicher Anschauung zu bringen. Die Verwirklichung dieser Absicht ist eine fragmentarische geblieben.

2) Ingolstadt.

3) Weishaupt.

Judasse, Inquisitoren und Despoten den Orden in seinem äußeren Bestande vernichten, ich bin doch mit ganzer Seele Perfektibilist und Illuminat geblieben und halte demnach den Glauben an die Wahrheit und an das Heil der Grunddogmen: Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes und Weltbürgerthum! unerschütterlich fest. Ja, noch immer schwillt mir das Herz in der Brust bei dem Gedanken, daß Bildung und Aufklärung über alle Hindernisse triumphiren werden und müssen; daß im Fluge der Jahrhunderte und Jahrtausende die Natur ihre Aufgabe lösen muß und lösen wird; daß eine Zeit kommt, ein Tag erscheint, wo die seelenzerreißenden Missklänge des von Pfaffen gepredigten und von Tyrannen unterhaltenen Krieges aller gegen alle in die Harmonie des Weltfriedens sich auflösen, ein Tag, wo die Nationen, von der schrecklichen, künstlich ihnen eingeimpften Pest des Hasses, der Feindseligkeit und Unterdrückungssucht genesen, ihre wahren Interessen erkennen, auf den Trümmern der Zwingburgen, der Königsthrone und Götzenaltäre das Panier der Humanität und Bruderschaft aufpflanzen und unter demselben zu einer Völkerfamilie sich sammeln werden, wie liebende Brüder, die im langentbehrten Vaterhause endlich sich wiederfinden und nun einander haben und halten bis an's Ende der Tage.

Du siehst, ich bin kein Spieß- oder Pfahlbürger, kein Patriot von Lalenburg oder Schilda. Ich kann es verstehen und mitfühlen, daß der große Geist und die weite Seele eines Lessing über die Schranken des Patriotismus sich hinweggehoben, um auf Adlerfittigen in der Aetherregion des kosmopolitischen Bewusstseins sich zu wiegen. Aber trotzdem wollte sich doch unwillkürlich in mir ein heftig Zürnen regen, als du, seit vier Jahren als ein Verschollener von mir betrauert, deinen hochwillkommenen Brief aus der Hauptstadt der Neufranken mit der Frage beschlossest: „Was macht ihr denn da drüben im Heimatlande des Sauerkrautes, der Knechtseligkeit und der Schwarmgeisterei?"

Denn in jedes fühlenden und denkenden Menschen Brust muß die Saite Vaterland, ob sanft oder unsanft angeschlagen,

einen Klang geben, und du, in dessen Seele dereinst die Vollglut von Klopstocks Vaterlandsoden loderte, du müsstest die vollständigste aller Metamorphosen durchgemacht haben, wenn ich glauben sollte, daß hinter dem Dorngestrüppe deiner Ironieen und Sarkasmen nicht noch immer die rothe Rose der Vaterlandsliebe sich bärge. Du thust auch unrecht, wenn du in deinem Schreiben, das mir den so lang und schmerzlich entbehrten Freund und Herzbruder wiedergab, den Umstand, daß das „ungeheure Beispiel" der französischen Revolution diesseits des Rheins nicht zündend gewirkt, der „deutschen Bedientenhaftigkeit" auf Rechnung setzest. Es lässt sich für die Thatsache des Nichtzündens in der Masse der Deutschen ein richtigerer und zugleich ehrenhafterer Grund angeben, wobei ich ganz davon absehe, daß, wie du ja selber halb und halb zugibst, der ganze Verlauf der furchtbaren Umwälzung nicht darnach angethan war, die Nachbarvölker zur Nachahmung zu reizen. Auch davon will ich als von allgemein Bekanntem und Anerkanntem absehen, daß die bildungs- und urtheilslosen Massen, soweit sie überhaupt von der geistigen Strömung des Daseins berührt werden, überall und allzeit Wahn und Lüge, die lächerlichsten oder infamsten Afterwitzigkeiten und Blödsinnigkeiten mit Begierde aufnehmen und mit Zärtlichkeit hegen und pflegen, während ihnen die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit, die Ideen des Wahren und Schönen stets mühsam aufgedrungen, ja sogar mit Gewalt aufgezwungen werden müssen. Denn Dummem ist Dummes, Gemeinem Gemeines wahlverwandt. Allein die Ursache, aus welcher die französische Revolution bei den deutschen Bevölkerungen keine Theilnahme und Nachahmung fand, war vor allen diese: — Bei uns in Deutschland war, seit dem Uebergange des brutalen Sultanismus in den erleuchteten Despotismus, in vielen Staaten und Stäätchen nicht nur, sondern weitaus in den meisten für den Bauer und Bürger, für die Hebung der Landwirthschaft, der Gewerbethätigkeit und des Verkehrs unendlich viel mehr geschehen als in Frankreich. Der Beweis lässt sich beibringen

und ist beigebracht, daß namentlich im südwestlichen und mittleren Deutschland durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, woran in vielen Gegenden die Abschaffung des Frohndienstes und der sinnlos drückenden Hut- und Triftservitute sich anschloß, in den Ackerbau, in das ganze bäuerliche Dasein und folgerichtig auch in das bürgerliche eine neue Regung und Bewegung gekommen und daß in der Bauerschaft und im Bürgerthum, wie die Volkszahl, so auch der Wohlstand ganz augenscheinlich gestiegen war, während dagegen in Frankreich die mittelalterliche Knechtschaft, Barbarei und Armuth noch immer mit ihrer ganzen Bleiwucht auf dem Volke lagen. Als dieser Zustand den naturnothwendigen und glorreichen Ausbruch von 1789 herbeiführte, fand er diesseits des Rheins nur bei den Gebildeten Beachtung und Theilnahme, bei den Massen aber nicht, weil diese, nur um des Lebens Nothdurft und um ihr sinnliches Behagen sich kümmernd, materiell sich leidlich wohlbefanden. Die Leute aber, welche man zu den gebildeten Ständen zu zählen pflegt, werden unter keinen Umständen eine Revolution machen, soweit eine solche nämlich nicht mittels Worten gemacht werden kann.

Da ist nun zu beachten und dir, einem seit Jahren in der Fremde Weilenden, in Erinnerung zu bringen, daß es an kühn revolutionärer Wortsaat auch bei uns nicht gefehlt, daß ihr aber aus dem eben beregten Grunde der empfängliche Volksboden gemangelt hat. Es wäre ein grober Irrthum, zu meinen, erst die französische Revolution habe in Deutschland das politische Denken geweckt. Von den unklaren alterthümelnden Phantasien und fratzenhaften Teutonismen der Klopstockianer will ich gar nicht reden, wohl aber der rastlosen und fruchtbaren patriotisch-publicistischen Thätigkeit von Männern wie die beiden Moser, wie Möser und Schlözer dankbar gedenken. Und hat nicht unserer besten Geister einer, hat nicht Bruder Humanus [1])

1) Herder, welcher mit Göthe und dem Herzog Karl August — (dieser unter dem Namen Aeschylos) — dem Illuminatenorden angehörte.

schon vor sechszehn Jahren den großen Jammer der Deutschen, unsere staatliche Zerrissenheit und Zerstückelung, unsere Vaterlandslosigkeit mit Scharfblick erkannt und mit Trauer genannt? Ja, schon im Jahre 1778 richtete er an den Kaiser Josef den Zuruf:

„O Kaiser! Du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!"

Derselbe große Seher und Prediger der Humanität, welcher leider inmitten der unseligen deutschen Verhältnisse keine Stellung gefunden, in welcher seine hohen Gaben zur vollen Entfaltung und Wirkung hätten gelangen können, er hat bei jeder Gelegenheit die „duldsam träge Eselei" unseres Volkes wie die Laster und Frevel unserer Fürsten mit Flammenworten gezüchtigt. Zur Zeit, als der ruchlose Menschenhandel, welchen der ekelhafte Sünder, der Landgraf von Hessen-Kassel, und andere fürstliche Menschenfleischkrämer nach England und Holland trieben, im höchsten Schwunge war, ließ Herder ein Strafgedicht ausgehen, worin es von den verschacherten Soldaten hieß:

„Sie sind in ihrer Herren Dienst
So hündisch treu, sie lassen willig sich
Zum Mississippi und Ohiostrom,
Nach Kanada und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold ein, doch die Witwe darbt,
Die Waisen zieh'n den Pflug und hungern. Nun
Das schadet nicht, der Fürst braucht einen Schatz."

Mannhafter und deutlicher hat sicherlich kein englischer oder französischer Oppositionsmann des Jahrhunderts gesprochen und selbst in den berühmten Briefen des Junius oder in den nicht minder berühmten vier Mémoires des Beaumarchais finde ich keine Stelle, welche an koncentrirtem Zorn der herder'schen Auslassung gleichkäme oder gar sie überträfe. Ihren schwungvollsten und energischsten Ausdruck fand aber die deutsche Freiheitsstimmung an ver-

schiedenen Stellen der, wie dir wohl erinnerlich, 1783 von Gedike und Biester gegründeten, höchst verdienstlichen „Berliner Monatschrift", welche z. B. im genannten Jahre eine Ode auf die Befreiung Amerika's brachte, worin die demokratische Gleichheit begeistert gepriesen[1]) und die Verjagung der Fürsten Europa's, der Triumph des republikanischen Princips auch in unserem Erdtheil bestimmt prophezeit wurde[2]).

Siehst du, so weit, so hoch verstieg man sich schon in dem „Heimatland des Sauerkrautes, der Knechtseligkeit und der Schwarmgeisterei", noch bevor es einen Bastillesturm, eine Augustnacht, einen Konvent, einen Wohlfahrtsausschuß und — eine Guillotine in der Welt gab. In Wahrheit aber war und ist es hier zu Lande und allenthalben in Europa Schwarmgeisterei, von Demokratie und Republik reden zu wollen bei dem jetzigen Bildungs-, d. h. Unbildungsgrade der Völker. Nicht politische Stichworte, nicht politische Formen sogar, sondern humane Kultur und sittlicher Charakter schaffen und erhalten die Freiheit und Wohlfahrt der Nationen. Es ist gleich viel werth, ja, und gleichbedeutend, ob ein deutscher Ochse brülle: „Es

---

1) „O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
— — — — — — — — — — — — — — —
Dein Schiffheer deckt die Meere, die goldne Saat
Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blüh'n;
Der Miethlingssklave sieht's und staunet,
Fühlt sich, wird Bürger und küsst als Brüder,
Die er vertilgen sollte. Du schenkst ihm Haus
Und nie geträumtes Erbtheil und nennst ihn Freund;
Froh krümmt er schon das Schwert zur Sichel,
Segnend die bessere Hemisphäre,
Wo süße Gleichheit wohnet, wo Adelsbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trotzt und vom Schweiße des Landmanns schwelget."

2) „Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst und ein glücklicher Volksstaat grünest!"

lebe der König!“ oder ein französischer Esel schreie: „Vive la république!“ . . .

Deine Frage: „Was sagen denn die Stimmführer deutscher Nation zum Gange der Dinge in Frankreich?“ ist wohl auch nur ironisch gemeint. Denn leider kann ja ein Deutscher, im Hinblick auf das kläglich in Regensburg spukende Reichsgespenst, von seiner „Nation“ nur im Sinn und Ton bitterer Selbstverspottung reden. Unsere Stimmführer sind, mit wenigen Ausnahmen, antirevolutionär gestimmt; vollends seit die unerbaulich in Scene gesetzte Klubbistenposse zu Mainz so tragikomisch ausgegangen ist. Der alte Klopstock hat, sowie er erfahren musste, daß man eine Staatsumwälzung nicht mit idyllischen Gefühlen und Rauschbauschphrasen mache, die Segensoden, womit er die Revolution anfänglich begrüßt hatte, mittels einer ganzen Reihe von Fluchoden widerrufen. Wieland, welcher in seinem „Merkur“ die Sache der Neufranken bis zur Proklamirung der Republik gehalten und vertheidigt hat, stimmt jetzt Jeremiaden über das Schalten und Walten des Konvents an, was ihm seine Freunde Knebel und Herder übel vermerken; denn diese beiden, und Bruder Humanus insbesondere, sind standhafte Demokraten und sie überließen sich nie der kindischen Illusion, eine große Revolution könnte und müsste sich so geräuschlos, sauber und grandezzamäßig vollziehen wie die Haupt- und Staatsaktionen fürstlicher Hochzeiten und Kindertaufen an einem unserer Duodez- und Sedezhöfchen. Was Göthe angeht, so ist er, ob zwar von Hufschmieden und Schneidern abstammend, ein geborener Aristokrat im Hochsinne des Wortes, eine jupiterliche Natur, die auch in seinem Aeußern mächtig und prächtig sich ausgeprägt hat, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß unser Jupiter in Haltung, Gebaren und Sprechweise einen höchst störsamen Zug reichsstädtischer Versteifung nicht zu verbergen vermag.

Wenn nun der Dichter des Götz, des Werther, des Prometheus und des Faust in seiner Sturm- und Drangzeit auch ein Stück von Revolutionär gewesen ist, und zwar

ein gewaltiges Stück, so hat Se. Excellenz der Herr Kammerpräsident und Geheimrath von Göthe dafür poetisch Reu' und Leid gemacht oder, wie böse Zungen sagen, sehr unpoetisch. Denn, fürwahr, nur ausgemachte Göthe-Narren — es gibt deren eine gute Zahl — können in den dramatisirten Fehdebriefen, betitelt „Die Aufgeregten" und „Der Bürgergeneral", welche der große Dichter gegen die französische Revolution zu erlassen sich bemüssigt fand, etwas besseres finden als den ordinären Gelegenheitskram eines Hofmanns, welcher darüber verstimmt ist, daß die Weltgeschichte anderwärts ein anderes Gesicht macht als am kleinen Musenhofe zu Weimar. Man muß jedoch billig berücksichtigen, daß alles Revolutionär-Gewaltsame zwar nicht dem werdenden Göthe zuwider war, wohl aber der ganzen Natur und Art des gewordenen zuwider sein muß. Da er für das Verständniß der Geschichte gar kein Organ besitzt — sein „Egmont" bezeugt es — so kann und will er in allen den großen Krisen und Katastrophen, welche die Stationen auf dem Vorschrittsweg der Menschheit bezeichnen, nur gemachte Gewaltsamkeiten sehen, nur willkürliche Eingriffe in sein Ideal „ruhiger Bildung". Daher hat er neulich dieses Epigramm niedergeschrieben, welches mir zu sehen gegönnt war: —

„Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück —".

worin er, wie du siehst, Reformation und Revolution in einen Verdammungstopf zusammenwirft. Die Bonzen werden sich, wenn sie es erfahren, weidlich daran erbauen und erfreuen.

Du wirst es ohne Zweifel begreiflich finden, daß unser weiland Ordensbruder also zur Revolution sich stellt und verhält, ja, daß er im direktesten Gegensatz zum neufränkischen Evangelium der Freiheit und Gleichheit in seinem „Tasso" nachdrücklich ausgesprochen hat:

„Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein,
Und für den Edlen gibt's kein höher Glück
Als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen . . ."

Was dich aber nicht wenig in Verwunderung setzen wird, ist, daß der Dichter der „Räuber", des „Fiesko", der „Luise Millerin" und des „Karlos" eifrigst in dasselbe widerrevolutionäre Horn bläs't. Für den über den Wolken zwischen den Sternen wandelnden Idealismus Schillers konnte ein Ereigniß wie die französische Revolution nur störsam sein. Denn solche Wolkengänger und Sternenwandler sehen mit Verachtung darüber weg, was innerhalb des Dunstkreises der gemeinen Wirklichkeit vorgeht, und wenn, was nicht ausbleiben kann, diese Vorgänge ihnen dann und wann einen unliebsamen Stoß versetzen, so schelten sie zornig über die leidige Thatsache, daß ihren Idealen die Prosa des Lebens nicht entspreche. Eine so wesentlich idealisch angelegte, stets auf das Höchste und Edelste gerichtete Natur wie die Schillers ist nur allzu geneigt und bereit, zu übersehen, daß große Ideen, wenn sie nicht wirkungslos im Himmelsblau des Idealismus verflattern sollen, mit gemeinem Erdenstaub sich umkleiden, in Gestalt von menschlichen Interessen und Leidenschaften zu Fleisch und Blut werden müssen. Daraus, sowie aus unserer deutschviereckigen Unbeholfenheit in Sachen der Politik, aus unserer angeborenen staatsbürgerlichen Nullität, erklärt es sich, daß unser theurer Schwabe, ohne aufzuhören, ein Dichter der Freiheit zu sein, von Anfang an gegen die Revolution gestimmt sein konnte. Er hat, wie ich aus besten Quellen weiß, nach Eröffnung der Nationalversammlung im Mai 1789 des bestimmtesten verneint, daß dieselbe etwas Rechtes und Dauerndes schaffen könnte. Ferner hat er beim Empfange der Nachricht vom Bastillesturm den Jubel, welchen seine Braut, Lotte von Lengefeld, und ihre Schwester, Frau von Beulwitz, darüber aufschlugen, mit den Worten gedämpft: „Die Franzosen kennen und anerkennen keine andere Ordnung als die militärische und es ist daher höchlich zu bezweifeln, daß sie sich republikanische Gesinnungen anzueignen, daß sie überhaupt die Freiheit zu ertragen vermögen." Als der Proceß Ludwigs des Sechszehnten bevorstand, trug sich Schiller alles Ernstes mit dem Gedanken, eine Vertheidigungsschrift für

den entthronten Monarchen dem Konvente vorzulegen. Die Hinrichtung des Königs erfolgte aber, bevor der Dichter seine angefangene Arbeit vollenden konnte. Seither und vollends seit der Guillotinirung der Königin spricht er von den Franzosen nur noch als von „elenden Schindersknechten".

Sei gegrüßt und befriedige bald vollauf die gerechtfertigte Neugier des Freundes, zu erfahren, was alles du die letzten Jahre her erlebtest.

2.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, Oktober 1794.

Es gab eine Zeit, eine kaum verflossene Zeit, wo ich es lächerlich fand, daß Danton, dessen Stärke sonst und überhaupt im lässigen Hinwerfen oder zermalmenden Herausdonnern von Gigantismen bestand, die Klagefrage thun mochte: „Kann man das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?" Denn ich, mein Freund, ich hatte auf der Rheinbrücke bei Kehl allen deutschen Staub und Schmutz sorgsam von den Reiseschuhen geschüttelt, um ja nichts Vaterländisches mit hinüber zu nehmen in das gelobte Land der Freiheit und Gleichheit. Ich arbeitete mit allem Fleiße daran, mich zu entdeutschen, und warum sollte es mir nicht gelingen? Haben uns nicht deutsche Prinzen und Prinzessinnen, welche so oder so auf fremde Throne berufen worden, herrliche Beispiele von raschester und vollständigster Entdeutschung gegeben? Hat nicht z. B. die deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Katharina die Zweite, stets als eine Todfeindin ihres Vaterlandes sich erwiesen? Hat nicht die Königin Marie Antoinette im Mai von 1777 an ihre Schwester Marie Christine frohlockend geschrieben: „Je me sens françoise jusqu' aux ongles"? Mußten wir uns nicht von deutscher Unterthänigkeit wegen angeeifert fühlen, solche

allerhöchstsublime Vorbilder, welche ich leicht bis zu einer stattlichen Zahl vermehren könnte, in submissester Unterwürfigkeit ersterbend, nachzuahmen?

Wohl, ich wähnte, es wäre mir wirklich gelungen. Da führt mich vor etlichen Wochen mein Unstern in den Handschriftensal der Nationalbibliothek und spielt mir dort einen Kodex altdeutscher Gedichte in die Hände, welchen die Franzosen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten zu Heidelberg oder sonstwo gestohlen haben. Eingedenk, daß ich in den Flegeljahren meines klopstöckischen Teutonismus eine Weile altdeutsche Studien getrieben, d. h. mit den göttinger Hainbündlern einen Hoppsassa um die Wodans-Eiche getanzt hätte, durchblätterte ich den Band, und als ich auf die Stelle stieß, wo ein mittelalterlicher Dichter wehklagt: —

„Owê war sint verswunden alliu miniu jar!
Ist mir min leben getroumet oder ist ez war?
Liut unde laut, da ich von kinde bin erzogen,
Die sint mir frembe worden, reht', als ez si gelogen —“

da überstürzte mich nicht das Heimweh, wohl aber das Gefühl der Heimatlosigkeit wie ein Katarakt von Schmerzen und ich glaube fast, mir altem Narren wurden die Augen naß. Ich weiß, ich vermöchte nicht mehr unter euch zu leben; ich könnte in eurer von Theologismen, Servilismen und Philisterismen miasmaisirten Atmosphäre nicht athmen; die deutsche Krähwinkelei macht mir noch in der Erinnerung übel und ich habe sattsam erfahren, welche jammersälige Engherzigkeit, welche hartgesottene Selbstsucht, welche kleinliche Bosheit nur allzu häufig hinter eurer vielgerühmten „Gemüthlichkeit“ steckt. Aber trotz alledem hab' ich Mühe, mich aufrecht zu halten unter der Last des Gefühls, heimatbar und vaterlandslos da zu stehen in der unabsehbaren Oede eines phantastischen Weltbürgerthums, und wenn ich den Blick rheinüber wende und bedenke, daß unser Volk die Vormacht Europa's sein könnte, während es, und zwar durch eigenes Verschulden, nur dessen Spott ist, da siedet mir der Zorn in der Brust und mein Herz möchte aufschreien vor Pein. Siehst du, man muß ein deutscher Prinz

oder eine deutsche Prinzessin sein, um sich wirklich und völlig entdeutschen zu können. An und in uns anderen erneut sich immer wieder die alte Geschichte vom horazischen Topf: —

„Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu . . ."

Was du mir vom Schiller schriebst, verwunderte mich gar nicht. Der Mann ist nach allem, was ich von ihm weiß, ein Deutscher höchster Potenz, ein wahrer Idealmensch unserer Nationalität. Es war der große deutsche Jammer zu aller Zeit, daß die Besten unseres Volkes von der Idee zur That keine Brücke zu schlagen verstanden, ja nicht einmal schlagen wollen. Denn beim Brückenschlagen geht es schlechterdings etwas turbulent und unreinlich her, und darf man nicht davor erschrecken, bis an die Kniee und bis über die Kniee und gelegentlich bis an den Hals in trübem Wasser zu stehen und im Schlamm und Morast zu arbeiten.

Die ewigen Wolkenkuckuksheimer! Sie verlangen, daß sich die Weltgeschichte in der Wirklichkeit gerade so sauber und nett, so ungefährlich und ästhetisch ausnehme wie in Gemälden oder auf der Bühne. Freilich, keine Frage, das Brautbett ist auch ein schöner Ding als das Kindbett, und doch findet der Gedanke des Brautbettes seine Erfüllung und Verwirklichung nur im Kindbette. Mit eurer „ruhigen Bildung"! Das ist ja doch nur eine blöde Marotte, welche durch das Buch der Geschichte, wie jeder Schuljunge wissen könnte, von Blatt zu Blatt Lügen gestraft wird. Denn niemals haben die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen es gestattet, daß ein tüchtiger Vorwärtsruck geschah ohne die heftigsten Erschütterungen und wüthendsten Kämpfe. Kümmert sich etwa eine in der Qual der Wehen sich windende Kreißende um die Vorschriften der Anstandslehre? Mit nichten! Und die kreißende Menschheit, wenn sie unter vulkanischen Krämpfen ein neues Zeitalter in die Welt setzte, sollte dabei säuberlich und ordentlich nach dem Katechismus „ruhiger Bildung", wie ihn stubenhockende Poeten und Gelehrte zusammengefabelt haben, verfahren können? Firlefanz!

Sage doch dem Herrn Hofrath Schiller — denn er scheint es nicht zu wissen — daß er ein Mitbürger der „elenden Schinderknechte" ist, ein „Citoyen français" in aller Form. Denn die Nationalversammlung hat ihm vor zwei Jahren zugleich mit Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopstock und Pestalozzi das französische Bürgerrecht als Ehrengeschenk zuerkannt. Man spielt hier im Theater des Marais seine „Räuber" unter dem Titel „Robert chef des brigands", aber ganz sansculottisch zugeschnitten und verhunzt. Ich sah dort im vorigen Jahre das Stück in Gesellschaft des Barons Wilhelm von Wolzogen, welcher sich damals als Geschäftsträger des Herzogs von Wirtemberg hier befand. Es kam uns vor wie eine Büste des Brutus, die man, wie um die Züge des Tyrannentödters recht grell hervortreten zu lassen, mit Blutfarbe angepinselt hatte. Da Schiller durch die Hinrichtung des Königs so sehr erschüttert worden, so mache ihn doch gelegentlich aufmerksam, daß die Republikaner nur das Opfer vollzogen, welches die Konstitutionellen zubereitet hatten. Diese Herren, die Lafayette, die Lameths, die Duport, die Maubourg, kurz die ganze konstitutionelle Blase, sie hat von Anfang an nichts anderes gewollt als an die Stelle der völlig unhaltbar gewordenen Privilegien des Ancien Régime ein unter den Formen des verfassungsmäßigen Königsthums neu und fest zu begründendes Privilegium der Noblesse und Bourgeoisie zu setzen. Nobles und Bourgeois sollten fortan in Frankreich sein, was Nobilty und Gentry in England sind, die Herren des Monarchen, die Nutznießer der Monarchie. Um die wirkliche Sorte der Loyalität und des Monarchismus der konstitutionellen Führer zu erkennen, genügt es, ihr Gebaren mit angesehen zu haben, als die Flucht des Königs nach Varennes in Paris bekannt geworden war. Wie Lafayette vergnügt hohnlächelte! Was er für kynische Witze ausgehen ließ! Wenn man in den konstitutionellen Kreisen von dem entflohenen Monarchen sprach, hieß es ganz ungenirt: „Ce gros cochon là est fort embarassant" — und ganz offen erörterte man die Fragen: „L'enfermera-

t-on? Régnera-t-il? Lui donnera-t-on un conseil?“ Es hat nie eine schnödere Heuchelei auf Erden gegeben als das konstitutionelle Wesen, das aber eigentlich gar kein Wesen ist, sondern eben nur Schein, Gaukelei, Blendung und Selbstverblendung . . .

Wie ich die letzten Jahre her gelebt und was ich erlebt, fragst du? Oh, Bruder von Eleusis her, Ungeheures! Bei der Erinnerung, was ich gesehen, was ich gehört, was ich erfahren, wandelt mich oft ein Schwindel an, ein Sausen ist in meinen Ohren wie Meeresbrausen und die Pulse meiner Schläfen pochen, als wollte mir der Kopf zerspringen. Der Lavastrom des Schreckens, der sich an mir vorübergewälzt, hat mir mit seiner Höllenglut die Haare weißgesengt. An meinen jetzt vor Begeisterung flammenden, jetzt vor Entsetzen starrenden Augen ist eine Kolossaltragödie vorübergegangen, die wohl kaum ihres Gleichen hat auf Erden. Menschen-Götter und Menschen-Bestien die Schauspieler und Schauspielerinnen! Und inmitten dieses rasenden Wirbelwindes von Erhabenstem und Gemeinstem, von Scheußlichstem und Rührendstem hab' ich gelebt!!! Weißt du, was das heißen will, gelebt haben im Vulkanskrater des terroristischen Paris? Nein, du kannst es nicht wissen; ich aber, ich weiß es von der Stunde an, wo ich der Sphinx Revolution aus nächster Nähe ins tödtliche Auge sah, wo sie mich packte mit ihrer Löwenkrallenfaust, mich als „Verdächtigen“ in die „Abtei“ schleuderte und schon im Begriffe war, in die Pikenspitzen und Säbelschneiden der Septembermörder mich zu werfen, als ein Machtwort Dantons, gesprochen auf Betreiben des armen, guten, närrischen Redners des Menschengeschlechtes, unseres Landsmanns Klootz aus Kleve, mich rettete.

Ah, wer wie ich in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1792 einen Blick in den Hof der Abtei gethan, der hat in den Orkus geschaut! Und doch überrieselte mich noch ein eisigeres Grauen, als mir vor Jahresfrist die arme gute Rosalie Lamorlière, welche der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie die letzten Dienste erwiesen

hat, erzählte, daß und wie noch in ihren letzten Stunden die Verurtheilte brutalisirt worden ist. Die Unglückselige war gezwungen, angesichts des Gensdarmerie-Officiers, welcher Befehl hatte, sie Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen, ihre Schaffottoilette zu machen, ja, angesichts dieses Menschen ihren letzten Hemdenwechsel vorzunehmen. Sie bückte sich zu diesem Zwecke möglichst hinter ihre ärmliche Bettstelle und bat die Rosalie Lamorlière, die Magd des Kerkermeisters, zwischen das Bett und den Officier sich zu stellen. Das Stück Viehmensch von Gensdarm aber drängte die Magd hinweg, und als die Königin mit großer Sanftmuth („„avec une grande douceur““) zu ihm sagte: „Mein Herr, im Namen der Ehrbarkeit gestatten Sie mir, das Hemd ohne Zeugen zu wechseln!“ entgegnete er grob: „Was, Ehrbarkeit? Meine Ordre lautet, alle Ihre Bewegungen scharf zu überwachen!“

Ich bin kein Royalist und ich bin kein Empfindler. Ich glaube noch heute, daß der 21. Januar von 1793 ein weltgeschichtlicher Sühnungstag für die bergehohen Sünden der Valois und der Bourbons gewesen ist. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Marie Antoinette zwar weit über ihr Verschulden, aber keineswegs schuldlos gelitten hat. Ich weiß, ihr aristokratischer Hochmuth war verletzend und herausfordernd, ihre Verschwendungssucht zügellos, ihre Manie, die Polignacs und ähnliches Ungeziefer mit vollen Händen aus der Staatskasse schöpfen zu lassen, sündhaft, ihre Einsicht in die Zeitlage gleich Null und ihr Widerstand gegen die Staatsreform heftig und taktlos, wie auch früher ihr Benehmen gegen die Herren Lauzun, Dillon, Coigny, Fersen, mildestens gesagt, nicht eben taktvoll gewesen war. Aber das alles war weggewischt von der Tafel der Thatsächlichkeit, als ich am 14. Oktober vorigen Jahres Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal stehen sah. Nicht die gefallene Enkelin der Cäsaren, nicht die gedemüthigte Tochter der stolzen Marie Theresia, nein, das beleidigte Weib, die beschuldigte Gattin, die beschimpfte Mutter war es, welche mir schmerzlichste Theilnahme abgewann.

Wenn ich jenes Tages gedenke, richtet sich vor meinem innern Auge das Bild der Königin empor, rein, edel, groß, mit der ganzen Majestät des Unglücks angethan und vom hellsten Nimbus des Heldenthums umleuchtet. Und als nun die Revolution ihre meines Erachtens größte Abscheulichkeit und Infamie beging, als auf des wahnwitzigen Schurken Hébert Veranlassung die unerhörte Beschuldigung, den eigenen unmündigen Sohn blutschänderisch verdorben zu haben, gegen die Angeklagte erhoben wurde, — der Blick, welcher da ihrem Auge entfiel! Niemals wieder ist die souveräne Verachtung einer Welt, in welcher so Scheusäliges ersonnen werden kann, in einem Menschenblicke so zusammengefasst gewesen, wie sie es in diesem war . . . Aber wie wunderlich widerspruchsvoll sind wir Menschen gebaut! Von demselben Gräuelerfinder Hébert kann ich einen Zug bizarrster Sentimentalität bezeugen. Während der Todesfahrt Ludwigs des Sechszehnten vom Tempel zum Revolutionsplatze saß im Hôtel de Ville der Generalrath der Commune in Permanenz. Als die Meldung kam, daß des Königs Haupt gefallen, bemerkte eins der Mitglieder der Versammlung mit Erstaunen, daß sein Nachbar und Kollege Hébert in Thränen ausbrach. „Wie, du weinst?“ — „Ach ja, der Tyrann hat meinen Hund so lieb gehabt und denselben so oft gestreichelt!“

3.

Aristogeiton an Harmodios.

Weimar, Oktober 1794.

Das Ereigniß des Tages ist hier die persönliche Befreundung von Göthe und Schiller, welche von den beiderseitigen Freunden und Freundinnen schon lange gewünscht wurde. Bei früheren gelegentlichen Begegnungen haben

die Beiden eher einander abgestoßen als angezogen und man weiß, daß Schiller vor fünf Jahren nach der ersten Zusammenkunft mit Göthe geäußert hat: „Oefter um ihn zu sein, würde mich unglücklich machen.“ Ebenso, daß Göthe nach seiner Heimkehr aus Italien nur mit Missbehagen den Beifall wahrnahm, welcher Schillers kraftgenialischen Erstlingen inzwischen zutheil geworden war, und daß er darum, als er dem schwäbischen Dichter im lengefeld'schen Hause in Rudolstadt zuerst begegnete, gegen denselben steif und abweisend sich benahm.

Nun aber haben sie sich eines schönen Juliabends in diesem Sommer drüben in Jena gefunden und verständigt und alle Welt hofft von diesem Geisterbund Ersprießliches, ein aufrichtiges und mächtiges Zusammenwirken im Reiche des Wahren und Schönen. Schiller ist im vorigen Monat für etliche Wochen von Jena herübergekommen und war in Göthe's Hause zu Gast. Da hatt' ich mehrfach Gelegenheit, die beiden Hochstrebenden und doch einander so Ungleichen zusammen zu sehen. In Göthe's Erscheinung schlägt das Imponirende vor, in der Schillers das Herzgewinnende, das Idealische, ich möchte sagen Marquis-Posaische. Freilich wird einem dieser Achtung erweckende und doch zugleich wohlthuende Eindruck durchaus nicht beim ersten Anblick des leider beständig kränkelnden Mannes zu Theil, der wie ein Ecce Homo aussieht. Man muß sich erst in diese lange, hagere, vorgeneigte, schlotterige Gestalt, in dieses hohlwangige, mit Sommersprossen bedeckte, von röthlichen Haaren lässig umflatterte, leidende Gesicht, man muß sich mehr noch in Schillers näselndes Organ und in seine geradezu verzweifelt und verteufelt schwäbische Zunge finden, welche „des“ statt das sagt und alle Doppelvokale schauderhaft misshandelt, bevor man erkennen kann, daß man einen Menschen ersten Ranges, einen Nummer-Eins-Mann vor sich habe.

Der Göthe kann unter Umständen noch recht heiter, sogar lustig sein, und was den Wein angeht, so verleugnet er nie den Main- und Rheinländer. Im letzten Juni sah

ich ihn eines Abends mit Voß, der hier war, mit Wieland, Knebel und Böttiger bei Herder zusammen und da ging es ausgelassen munter her. Der Hausherr ließ an diesem Abend weder den Generalsuperintendenten des Reiches Weimar spüren noch überhaupt das Geringste von der theologischen Essigsäure merken, welche ihm, wie nicht zu leugnen, die letzten Jahre her stark ins Blut gegangen ist. Wir machten die Skandalchronik der biblischen Erzväter, deren Laster und Lumpenstreiche Herder komisch vertheidigte. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch.

Die geselligen Zusammenkünfte im göthe'schen Hause dagegen haben meist etwas Steifes, ein ich weiß nicht was, welches einen das Gefühl nicht loswerden läßt, daß man bei einer Excellenz sei. Selbst der kordiale und joviale Herzog Karl August, welcher für seine Person den burschikosen Geist und Ton der Kraftgenialitätszeit beibehalten hat, vermag seinen jupiterlichen Dutzbruder nur noch selten aus der ministermäßigen Gravität und Grandezza herauszubringen und hat im komischen Aerger darüber neulich ausgerufen: „Was der Kerl vornehm und steif und taciturn geworden ist!" Aber freilich, Göthe mag durch sattsam widrige Erfahrungen im Hofleben bei Zeiten belehrt worden sein, daß der Ton, welcher in den siebziger und theilweise noch in den achtziger Jahren hier gewaltet hat, nicht länger fortzuführen sei.

Wir schwelgen dermalen in philosophischen und literarischen Erörterungen und die leidigen Fragen der Tagespolitik hält man sich geflissentlichst vom Leibe. Zumal im göthe'schen Kreise. Als dort während Schillers Anwesenheit einmal die Rede gelegentlich kam auf die bedenkliche Lage Deutschlands gegenüber den immer bedrohlicher hervortretenden Aggressivtendenzen der französischen Republik, machte Göthe dem Gespräche verstimmt ein Ende mit den Worten: „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgiltige Menschen getheilt. Ich für meine Person finde in diesem Wirrsal nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen." Es

trat eine Pause ein, über welche uns Schiller hinweghalf, indem er sich erbot, uns ein Stück aus der Handschrift seiner unlängst vollendeten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" vorzulesen.

Oh, Freund, das ist ein wunderbares, ein tiefsinniges Werk! Der Denker-Dichter entwickelt darin seine Philosophie, d. h. den erhabenen Gedanken, die Menschheit mittels Heranbildung derselben zum Gefühl und Verständniß des Schönen aus dem „Staat der Noth" in den „Staat der Freiheit und Vernunft" hinüberzuführen. Du wirst sagen: Nebelei! Aber ich bin gewiß, wenn du diese Meisterschrift gelesen, wirst, musst du ihrem edlen Schöpfer bewundernd beipflichten. Ich kann die Veröffentlichung des Werkes kaum erwarten. Es soll zunächst in den „Horen" erscheinen, einer Zeitschrift, welche Schiller herausgeben wird, und woran die besten Köpfe Deutschlands mitarbeiten werden. Göthe will seine „Römischen Elegieen" hineingeben, deren er etliche bislang nur im engsten Freundeskreise mittheilte. Freue dich auf diese herrlichen Dichtungen; das Alterthum hat Köstlicheres nicht hervorgebracht.

Aus der Vorlesung Schillers an jenem Abend ist mir eine Stelle, die mich tief betroffen hat, treu im Gedächtniß haften geblieben. „Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwischen tritt, und den Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet . . ." Ist dies ein strafender Rückblick auf den bisherigen Gang der französischen Staatsumwälzung oder aber ein prophetischer Vorblick auf die nächste Zukunft Europa's? Jedenfalls wirst du zugeben, daß solche „Wolkenwandler" aus ihrer Vogelperspektive Menschen und Dinge mitunter erstaunend deutlich wahrnehmen.

4.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, December 1794.

„Aesthetische Erziehung des Menschen“ ... „Die Horen“, eine schöngeistige Zeitschrift ... „Römische Elegieen“ ... „Der Staat der Freiheit und Vernunft“ ... Wie fremd, wie märchenhaft, wie kindlich, um nicht zu sagen, wie kindisch mich das alles anklingt, mich, der ich den „Ami du peuple“ und den „Père Duchène“ nicht nur gelesen habe, sondern in Scene gesetzt sah, mich, der ich den Staat der Ohnehosen, der Strickerinnen Robespierre's und der Guillotinefurien erlebte und die wüsteste, willkürlichste und launenhafteste aller Tyranneien, die der Massen und der Gassen, miterduldete! Oh, ihr Siebenschläfer da drüben in Deutschland, wollt ihr denn nie und nimmer erwachen und euch endlich einmal die ewigen Träume aus den Augen reiben?

Gewiß, der Proceß der Geschichte ruht nie; aber er ist ein Kreislauf, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Wohl häutet sich die Schlange, streift den verbrauchten Balg — ein Weltalter — ab und glänzt und gleißt in neuen Farben; aber sie *bleibt* Schlange. Die Formen und Farben der Unvernunft, Narrheit und Schurkerei wechseln, das Wesen aber ist und bleibt stets dasselbe. Nur Nebulisten und Phantasten können es für denkbar halten, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo die Menschen aufhören würden, zu thun, was sie von Anfang an gethan; eine Zeit, wo sie aufhören würden, einander zu belügen und zu betrügen, zu martern und zu morden. Und weißt du, Freund, was an dieser Moral der Weltgeschichte noch das Kläglichste? Der Umstand, daß die genialischen Menschen, die Helden, sowie die großangelegten Schurken stets den Dummköpfen, den Feiglingen, den kleinen Schuften unterliegen und zum Opfer fallen müssen ...

Die Titanomachie ist vorüber und die Pygmäen richten

sich möglichst bequem auf der grausigen Walstatt ein. Die Jugend Frankreichs und überhaupt alles, was noch gesund, tüchtig und rüstig in dieser Nation, ist, angewidert von dem Anblick der wüsten Trümmer, womit die revolutionäre Sündflut den Boden des Landes bedeckt hat, in die Feldlager geeilt. Die Revolution wird soldatisch, ist es bereits und will ihre Principien, natürlich verunstaltet und gefälscht, auf der Spitze der Bajonnette über Europa hintragen. Es fehlt nur noch ein Feldherr von Genie, der mit eiserner Faust die ungeheure, ungeduldig nach außen strebende kriegerische Kraft zusammenfasst und lenkt. Vielleicht ist der Mann auch schon gefunden. Ich erinnere mich wenigstens, vor zwei Jahren einen gesehen zu haben, der aus dem Metall gegossen schien, woraus die Geschichte die Halbgötter und die großen Verbrecher gießt. Es war am 20. Juni 1792, dem Vorbereitungstage zum 10. August. Ich stand mit hunderten von Neugierigen am mittlern Bassin des Tuileriengartens, dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber, wo im Oeil-de-Boeuf die Volksmenge den armen König in einer Fensternische belagert hielt. Ganz nahe bei mir stand Dumouriez, welchen der übel, d. h. von seiner Frau und deren Kamarilla berathene Ludwig wenige Tage zuvor plötzlich und barsch aus dem Ministerium entlassen hatte. Ich erkannte den General, obgleich er seine Gestalt mittels einer langen Redingote und seine Züge mittels eines breitkrämpigen Hutes zu verhüllen suchte. Als der König mit der rothen Mütze auf dem Kopfe am Fenster erschien, umspielte ein sardonisches Lächeln die Mundwinkel des weggejagten Ministers. In diesem Augenblick sagte eine scharf, fast schneidend klingende Stimme mit zornvoller Betonung hinter mir: „Die Lumpenhunde! Man hätte die vordern Fünfhundert des Gesindels niederkartätschen sollen, die übrigen würden sofort ausgerissen sein!“ Ich wandte mich um und erblickte einen kleinen, schmächtigen, jungen Mann in der verschabten Uniform eines Artillerieofficiers. Ein hageres, olivengelbes Gesicht, von langen schwarzen Haaren eingerahmt und erhellt durch das melancholische

Feuer großer, südländisch-dunkler Augen, die unter einer prachtvoll gebauten Stirne hervorleuchteten. Es war in diesem Kopf, in diesen Zügen etwas Römisches, etwas Cäsarisches, was mich im höchsten Grade frappirte. Das Hin- und Herwogen der Kommenden und Gehenden trennte mich von dem Manne; ich habe denselben seither nicht wieder gesehen und kenne seinen Namen nicht. Aber seltsamer Weise machte mich die schiller'sche Stelle in deinem letzten Briefe der Erscheinung im Tuileriengarten lebhaft wieder gedenken.

Dieser 20. Juni! Acht Tage darauf wurde der dem Untergangsstrudel zutreibenden Monarchie ein letztes Rettungsseil zugeworfen. Lafayette kam aus seinem Lager nach Paris geeilt, um die Royalisten und die Konstitutionellen um sich zu sammeln, verklagte den Jakobinismus an den Schranken der Nationalversammlung und bot der königlichen Familie seine Dienste an. Der König behandelte den „General der Konstitution" mit beleidigender Kälte und sprach nur wenige gleichgiltige Worte mit ihm. Als die Thüre hinter dem erkältet sich Zurückziehenden ins Schloß fiel, rief die ebenso verständige als tugendhafte Prinzessin Elisabeth aus: „Man muß das Vergangene vergessen und wir müssen uns mit Vertrauen diesem Manne in die Arme werfen, dem einzigen, welcher den König und seine Familie retten kann!" „Nein — entgegnete in ihrem hochmüthigen Starrsinn Marie Antoinette — viel besser ist es, zu Grunde zu gehen als durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet zu werden!" ... Ob aber das Rettungsseil haltbar gewesen wäre? Ach nein! Lafayette war nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man Rettungsseile für untersinkende Königthümer dreht. Seine Erscheinung in Paris war ganz fruchtlos und musste es sein, denn der General war zu dieser Zeit schon völlig verbraucht. Revolutionen nützen unendlich viel Material erschreckend rasch ab.

Die Bekrönung Ludwigs des Sechszehnten mit der rothen Mütze war die Bekränzung des Opfers, dessen der „große Altar, wo die rothe Messe celebrirt wurde" — wie

der wüthende Terrorist Boulland das Gerüst der Guillotine nannte — schon harrte. Die Erhebung der Mütze der Galeerensträflinge zum Freiheitssymbol muß als eine der albernsten Marotten der Revolution bezeichnet werden. Sie entsprang, wie bekannt, aus den Zurüstungen zu dem thörichten, ja geradezu verbrecherischen Triumphe, welchen Collot d'Herbois und Mitkomödianten den amnestirten vierzig Schweizersoldaten vom Regimente Chateauvieux bereiteten, die mit Fug und Recht zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren. Weniger bekannt und euch in Deutschland wohl gar nicht, ist, daß Robespierre, der abstrakte Formelmensch, der zierlich frisirte und gepuderte, wohlgebürstete Contrat-Social-Pedant, welcher eigentlich ein Fanatiker der Ordnung gewesen, die rothe Mütze verachtete und verabscheute. Eines Abends zu Ausgang des März von 1792 war ich im revolutionären Pandämonium in der Straße Saint-Honoré, als Dumouriez, wenige Tage zuvor Minister geworden, kam, um der „Société-Mère“ seine Achtung zu bezeugen. Es war neu eingeführter Brauch, daß, wer die Rednerbühne im Heiligthum Sankti Jakobi bestieg, die rothe Mütze aufsetzen musste, und Dumouriez that es. Nach ihm sprach Robespierre und that es nicht. Ein dienstbeflissener Sansculotte eilte ihm auf die Rednerbühne nach und stülpte ihm die unentbehrliche Kappe auf die höchst regelrechte Taubenflügelfrisur. Aber Robespierre, welcher den Launen und Leidenschaften der Menge keineswegs schmeichelte und dem nur seine Feinde nachreden können, er habe den Muth der Ueberzeugung nicht besessen, riß das rothe Ding entrüstet vom Kopf und warf es mit der Gebärde unverholenen Abscheu's zu Boden. In der nämlichen Sitzung hat Dumouriez einen guten, obzwar etwas kynischen Witz gemacht. Als man ihm bemerkte, daß man ihn und seine Kollegen von der Gironde bei Hofe die Sansculotten-Minister nenne, sagte er lachend: „Ei, was? Nun, wenn wir Sansculotten sind, so wird man nur um so besser wahrnehmen können, daß wir Männer“ ...

Doch ich wette, ihr kennt daheim den wahren Ursprung

des vielberufenen Wortes nicht. Es ist dieser. Während der ersten Monate der Revolution lustwandelten bekanntlich noch viele Leute von der vornehmen Welt höchst vergnüglich an den Ufern des gewaltigen Stromes, welcher, aus seinem Bette schwellend, die Lustwandler bald mit sich fortreißen sollte. Eines Tages wohnten zwei vornehme Damen, Frau von Coingny und Frau von P . . ., nach ihrer Gewohnheit der Sitzung der Nationalversammlung an und begleiteten die ihnen mißfällige Rede des royalistisch eifernden Abbé Maury von der Galerie herab mit geräuschvollen Missfallsbezeugungen. Aergerlich darüber, schrie der grobe Abbé, auf die beiden Damen mit dem Finger deutend, zum Präsidenten hinüber: „Herr Präsident, stopfen Sie doch den beiden Sansculottes dort die Mäuler!“

Dieser Maury focht wacker in der Vorderreihe der Edelleute und Priester, welche es darauf angelegt hatten, die Revolution zu vergiften, um, wie sie hofften, durch die Anarchie hindurch zum Ancien Régime zurückzugelangen. Gerade wie auf der andern Seite den Demagogen der niedrigsten Sorte, so war auch diesen Vertheidigern von Thron und Altar kein Mittel zu schlecht, die Instinkte zu verwirren, die Köpfe zu erhitzen, die Leidenschaften zu entzügeln. Auf den Umstand, daß in den Provinzen die Volksmenge noch dem krassesten Aberglauben und stupidesten Götzendienst ergeben ist, wurden niederträchtige Machenschaften basirt und insbesondere war man erfinderisch in Ränken und Schwänken, um die Geistlichen, welche, getreu ihrem Lande und gehorsam dem Gesetze, die Civil-Konstitution des Klerus angenommen und den Schwur auf die Verfassung geleistet hatten, beim Volke in Misskredit zu bringen und mit ihnen zugleich die Revolution verdächtig und verhasst zu machen. Ein Beispiel hiervon. Der Pfarrer zu Chatillon sur Sèvres war so ein „prêtre assermenté“. Um ihn zu ruiniren, wurde ein Mittelchen angewandt, welches spasshaft gewesen wäre, wenn es nicht so satanisch-boshaft. Als nämlich eines Sonntags der Pfarrer das Tabernakel aufschloß, um den Hostienkelch

herauszunehmen und daraus den vor dem Altar knieenden Gläubigen das Fleisch und das Blut Christi mitzutheilen, sprang ihm aus dem geöffneten Tabernakel ein großer schwarzer Kater entgegen, setzte ingrimmig pfauchend über den Altartisch weg, durchbrach mit Miaugeschrei die Kette der Kommunikanten und rannte mit hoch emporgestelltem Schweife zur Kirche hinaus. Entsetzt stob die fromme Schar auseinander und der Sakristan, welcher den unglücklichen Murr in das Tabernakel prakticirt hatte, erhöhte die Wirkung des erwecklichen und erschrecklichen Wunders durch das kräftigst angestimmte Gezeter: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!" Aehnliche Praktiken „ad majorem dei gloriam" sind dutzendweise vorgekommen, Praktiken, vollkommen würdig des Wauwau's, zu welchem die Pfaffen von Moses an bis heute Gott verunstaltet haben und verunstalten.

Aber wenn wir armen Eintagsfliegen, „Blättern des Waldes vergleichbar", wenn wir, Gemengsel von Sonnenfeuer und von Erdenkoth, in unseren kühnsten Gedankenflügen alles Beste, Schönste, Höchste in der Idee der Gottheit zusammenfassen, hieß es dann dieser nicht auch eine namenlose Schändung anthun, wenn Menschen, d. h. Menschen-Bestien, welche sich aus dem Taumelkelche des Jakobinismus einen Tollrausch getrunken hatten, den unersättlichen Aasgeier Marat vergötterten? Oh, arme große Charlotte Corday, Heldin, schön wie eine Rose und rein wie Schnee, noch sehe ich dich auf dem Henkerkarren, die jungfräuliche Pracht deiner Gestalt nur von dem rothen Hemde verhüllt, das dich als Vatermörderin stigmatisiren sollte und dich statt dessen mit dem purpurnen Nimbus des Martyriums umgab, noch sehe ich dich, wie du, bescheiden und hoheitsvoll zugleich, mit unsäglichem Mitleid auf die Kanibalen und Kanibalinnen blicktest, welche maratistisch dich umheulten!

Ganz eigenthümlich verschiedenartig waren die beiden hochbegabten Brüder Chénier in die Revolutionsepisode Marat-Corday verflochten. Der genialere André, unbedingt der größte Poet, welchen Frankreich zu dieser Zeit hervorgebracht hat, und unbedingt eins der kostbarsten Opfer

des Schreckens, feierte, wie er früher dem Triumphe der Schweizer von Chateauvieux die unauslöschliche Brandmarke seiner Verse aufgedrückt hatte, die That der Jungfrau von Caen in einer herrlichen Ode, in welcher er seine Heldin also ansprach:

„Son oeil mourant t'a vue, en ta superbe joie,
Féliciter ton bras et contempler ta proie.
Ton regard lui disait: Va, tyran furieux,
Va, pour frayer la route aux tyrans complices,
Te baigner dans le sang fut tes seules délices —
Baigne-toi dans le tien et reconnais les dieux!"

Der andere Bruder aber, Marie Joseph Chénier, erstattete am 14. November vorigen Jahres im Konvent den Bericht über das Gesetz, kraft dessen die Ueberreste Marats ins Pantheon gebracht wurden. Aber das genügte der Maratmanie noch nicht. Das Herz des Aasgeiers ward in eine köstliche Urne von Achatstein verschlossen und diese auf einem eigens hierzu im Garten des Luxemburgpalastes errichteten Altar zur Anbetung ausgestellt. Zur Anbetung, ja! Man verbrannte Weihrauch vor diesem Heiligthum und ich habe ein gedrucktes Gebet in Händen gehabt, worin es hieß: „Herz Jesu, Herz Marats! Oh, heiliges Herz Jesu! Oh, heiliges Herz Marats!" Auf dem Karrouselplatz vor den Tuilerien erbaute man zu Ehren von Marat eine Pyramide, in deren Innerem seine Büste, seine Badwanne, sein Schreibzeug und seine Lampe als hochverehrte Reliquien aufgestellt wurden.

Im Buche des menschlichen Wahnsinns, sonst auch bescheidentlich Weltgeschichte genannt, darf sich diese Marat-Vergottung sicherlich neben dem Wahnwitzigsten sehen lassen und kann selbst neben den Beschlüssen des Koncils von Nikäa, neben den „Acta sanctorum", neben den Bullen der Gregore und Innocenze, neben der Inquisition und den Hexenprocessen, neben der Bibelbuchstabenabgötterei Luthers und dem Gnadenwahldogma Kalvins mit Ehren figuriren. Glücklich, dreimal glücklich die Unwissenden, welche in thierähnlicher Stumpfheit über diese unsere Erde hindußeln,

ohne zu ahnen, daß kaum ein Fleck auf derselben zu finden, wo nicht ein Blödsinn oder ein Gräuel geschah.

5.

Aristogeiton an Harmodios.

Weimar, August 1795.

Du würdest dich in unserer Musenstadt, allwo du vor Zeiten die „Geniewirthschaft" mitangesehen und sogar mitgemacht hast, kaum noch auskennen, lieber Freund. So abenteuerliche Gestalten, wie sie damals hier spukten, solche Gesellen wie Lenz, Klinger, Kaufmann und Konsorten, würden jetzt keine Gastfreundschaft mehr finden und Versuche, das Poetische zu verwirklichen, Gedichte zu leben, wie wir vordem auf der Ettersburg, zu Ilmenau, in Stützerbach und auf dem Gickelhahn kraftgenialisch sie angestellt haben, wären jetzt geradezu unmöglich. Alles hat sich vernüchtert und versteift und selbst der Humor Karl Augusts spielt, wie mir scheinen will, seit des Herzogs Heimkehr von der so kläglich verlaufenen Campagne nach der Champagne nicht mehr in den früheren Brillantfarben. Es hängt ja etwas in der Luft, das mit Schicksalsschwere auf die Gemüther drückt und auch in die literarische Bewegung mehr und mehr Verstimmung und Parteiung hineinträgt. Herder, welcher den guten alten Papa Wieland mit sich zieht, stellt sich immer moroser dem göthe-schiller'schen Kreise gegenüber und geht in seiner Verbitterung so weit, daß er den neueren Schöpfungen der beiden großen Freunde das trivialste, platteste Makulaturzeug, wie z. B. das Romangeschmier eines Lafontaine und die zu kindischem Gefasel und Gelalle heruntergesunkene Reimerei des armen alten Gleim vorzuziehen affektirt.

Göthe hat einen leidlich gelungenen Versuch gemacht,

für die weimarer Literaten und die jenenser Gelehrten einen ausgleichenden Mittelpunkt zu schaffen. Es ist dies der wissenschaftliche Verein, welcher allmonatlich eine feierliche Sitzung hält und zwar im Palais der Herzogin Amalia. In einer dieser Sitzungen hörte ich in Gegenwart des ganzen Hofes einmal den wackern Knebel eine Abhandlung über die Höflichkeit vortragen, worin der deutschen Aristokratie starke Wahrheiten gesagt wurden, und zwar demokratisch herb und derb. Du ersiehst hieraus, daß man hier keineswegs von der Jakobinerangst befallen ist, welche freilich an andern deutschen Höfen wahrhaft lächerlich grassirt. Im übrigen ist hier nach dem Vorgange Göthe's dermalen das Dilettiren mit der Natur und Naturwissenschaft unter den „Gebildeten" die Mode des Tages und insbesondere sind die Weiber ganz darauf versessen, Herbarien zu kleistern und Steinsammlungen anzulegen. Die Sache hat aber ihre ernste Seite. Denn soviel ist klar, jeder Vorschritt auf dem Wege zur Erkenntniß der Naturgesetze bricht einen Stein aus der Bastille des Bonzenthums . . . .

Fast scheint es, der Glanz Weimars müsste vor dem aufgehenden Jena's erblassen. Die alte Universität hat durch die Anwesenheit Schillers und mehr noch durch das Auftreten des jungen Philosophen Fichte einen neuen Aufschwung genommen. Eine Anzahl von begabten und strebsamen Jünglingen, von welchen man sich für Wissenschaft und Poesie vorzügliches verspricht, ist aus allen Gegenden Deutschlands dort versammelt. Man nennt als bedeutend insbesondere zwei Brüder Humboldt, ferner zwei Brüder Schlegel, dann Hardenberg, Schelling und Brentano. Man muß glauben, daß eine neue Literaturepoche anzubrechen im Begriffe sei, namentlich wenn man erwägt, daß das meteorgleich aufsteigende Gestirn des Wunsiedlers Jean Paul Friedrich Richter neuestens die Gestirne Göthe's und Schillers zu verdunkeln droht. Von dem Enthusiasmus, welchen gegenwärtig der „Hesperus" Richters erregt, namentlich in der Frauenwelt, kannst du dir gar keine Vorstellung machen. Alle schönen und nichtschönen „Sansculottes"

hier und in Berlin und überall, von wo ich höre, sind hesperussüchtig. Es sind aber auch wunderbare Sachen in dem Buch, das muß man sagen . . .

Neulich hab' ich eine genußreiche Woche drüben in dem „lieben alten Nest“ wie Göthe Jena nennt, verlebt. Eines Tages war ich mit Fichte und Woltmann bei Schiller. Frau Lotte hatte uns eben den Kaffee eingeschenkt, als der Dichter mit einem Blatt Papier in der Hand aus seiner Arbeitsstube herüber kam. Er sah vergnügt aus und sagte: „Hört, ich habe da etwas gemacht; weiß aber nicht, ob es etwas ist.“ Damit begann er zu lesen: —

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Horcht ihm der Wanderer und lauscht;
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.“

Die folgenden Strophen weiß ich nicht mehr anzuführen, aber das ganze Gedicht ist eine prachtvoll-gedankenreiche Transfiguration der Mission des Dichters. Wir hatten mit freudigster Theilnahme gelauscht, und als Schiller von seinem Papier aufblickend uns ins Gesicht und in die freudestralenden Augen seiner Frau sah, sagte er: „Ich hab' schon gefürchtet, meine poetische Ader sei ganz vertrocknet; aber es scheint doch, sie wolle wieder in Fluß kommen.“

Frau Lotte fragte mich nach Neuigkeiten aus Weimar, worauf Woltmann meiner Antwort mit den Worten zuvorkam: „Nun, das neuste ist, daß Göthe's Vulpia wieder mal eine Sechswochen-Reise thun muß. Die erste dieser Reisen fiel, mein' ich, in den December von 1789. Die wievielte ist wohl die gegenwärtige, Frau Hofräthin?“ „Ich bin nicht in die Geheimnisse der Demoiselle eingeweiht“, entgegnete den Mund verziehend Frau Lotte und ging hinaus. Sie verehrt zwar den Göthe hoch und innig, kann

aber schon aus Rücksicht auf ihre Freundin Charlotte von Stein natürlich die „Demoiselle“ nicht leiden, mit welcher sich Göthe nach seiner Heimkehr aus Italien selber kopulirt hat. „Ist's denn wahr — fuhr Woltmann fort — daß die Stein, welche denn doch nachgerade sehr unter das alte Eisen gehört, noch immer voll Gift und Galle auf die arme Vulpia ist?“ „Ja, versetzte Schiller, in solchen Dingen verstehen die Weiber keinen Spaß. Bei mir daheim in Schwaben gibt's ein Wort, welches das Gefühl, was Frau von Stein noch jetzt gegen die Demoiselle hegt, drastisch-richtig kennzeichnet. Schade, daß es in guter Gesellschaft nicht aussprechbar ist.“

Dann redete er mit Fichte über dessen kühne Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution“ — und zwar sprach er als Aristokrat, — in dieses Wortes eigentlichem und ursprünglichem Sinne, wohlverstanden! Der Demokrat Fichte hielt ihm energisch Widerpart und Schiller beschloß endlich den Disput, indem er, auf Kants „Kritik der reinen Vernunft“ weisend, welche auf dem Tische lag, sagte: „Die rechten und wirklichen Principien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen. Sie sind noch nirgends als hier!“ Worauf Fichte, das himmelstürmende Buch mit der Linken aufraffend, mit der Rechten darauf schlagend und mit seinen dunkeln, blitzenden Kugelaugen den Dichter anschießend: — „Und wissen Sie, Herr Hofrath, was dieses Buch eigentlich ist? Ich will es Ihnen sagen. Es ist die deutsche Guillotine!“

6.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, November 1795.

Ahnt' ich es doch, daß hinter dem jungen Kriegsmanne, welchen ich am 20. Juni von 1792 im Tuileriengarten gesehen, etwas stecken müsste. Unlängst sah ich ihn wieder als General Bonaparte, am 13. Vendémiaire (5. Oktober) mit schnellfertiger Energie die royalistische Insurrektion gegen den Konvent zerstäubend. Ich hatte da einen Augenblick Gelegenheit, zu beobachten, wie er von den Stufen der Kirche von Saint-Roch herab seine Befehle gab. Ein Marmorantlitz, ein Herrscherblick! Die Art, wie er seine Rechte bewegte, schien anzudeuten, er fühle, daß das Geschick Frankreichs in diese Hand gelegt sei. Alles in allem: dieser Mann hat vielleicht das Zeug zu einem Cäsar oder Cromwell, gewiß aber nicht zu einem Washington.

Am 26. Oktober hat der Konvent seine Sitzungen geschlossen und zu existiren aufgehört. Der Vulkan in den Tuilerien, wohin er sich aus der Manège versetzt hatte, ist erloschen. Eruptionen, wie der in die Welt geschleudert, müssen jeden Vulkan erschöpfen. Die ungeheure Arbeit, welche diese Versammlung zu thun hatte und welche von ihr wirklich gethan wurde, wird erst eine spätere Zeit leidlich gerecht zu werthen wissen. Auch die Verdienste und die Verbrechen der Helden und Opfer der Konventspolitik werden erst in viel späterer Zeit auf der Goldwage der Geschichte richtig erprobt werden. Heutzutage wirft noch jeder seine Parteileidenschaft mit in die eine oder andere Wagschale. Merkwürdig ist aber, daß sich das Urtheil über den mir persönlich stets unausstehlich gewesenen Contrat-Social-Pedanten Robespierre schon jetzt zu modificiren beginnt. Aufrichtige Republikaner, welche das Blutregiment immer verabscheuten, nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß sie einen groben politischen Fehler begangen hätten,

als sie am 9. Thermidor mit den Feinden Robespierre's, mit solchen notorischen Schurken wie Tallien und Collot, gemeinschaftliche Sache machten. Noch mehr, ein eifriger, aber ehrlicher und urtheilsfähiger Royalist, Monsieur de Beaulieu, hat neulich öffentlich geäußert, es „sei ganz unbestreitbar, daß die größten Gewaltsamkeiten seit dem Beginne des Jahres 1794 durch die Leute hervorgerufen und in Scene gesetzt wurden, welche auf den Sturz Robespierre's sannen."

Am 28. Oktober ist mit der Eröffnung des Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten die Konstitution des Jahres 3 der Republik ins Leben getreten. Seither wurde auch die oberste Exekutiv-Gewalt, das Direktorium, gewählt und installirt. Es wird eine Regierung der Schwäche sein, obgleich ein ehemaliges Hauptmitglied des Wohlfahrtsausschusses, Carnot, darin sitzt und obgleich ein anderes Mitglied, Rewbell, dieser Tage sehr vernehmlich sagte: „Der einzige Vorwurf, welchen ich Robespierre mache, ist, daß er zu milde gewesen." Wir treiben, das ist meine feste Ueberzeugung, nicht allzu schnell, aber sicher zur Monarchie zurück. Denn alle Welt sehnt sich nach Ruhe um jeden Preis. Die Illusionen sind zerstoben, die Principien verbraucht oder verfälscht, die politischen Schaustücke sind zum Ekel geworden und auf die Metze Popularität speit man. Mit Recht! Fasse nur, mein Freund, um die bodenlose Infamie dieser Metze zu erkennen, dies eine Beispiel ins Auge. Am 14. Juli von 1792, beim zweiten Föderationsfest, war Pethion der Herrgott der Pariser, der Abgott Frankreichs. Gerade ein Jahr, nur ein Jahr später fand man bei Saint-Emilion den von Wölfen angefressenen Leichnam des Abgottes, der sich, vom Konvent geächtet, auf qualvoller Flucht selber den Tod gegeben hatte. Das Gedächtniß der Menge für ihre Lieblinge ist, wo möglich, noch kürzer als ihr Verstand, und wer sich den Respekt und die Anhänglichkeit des großen Haufens auf die Dauer sichern will, thut am besten, wenn er stets zu demselben spricht wie der Herr zu dem Knecht . . .

Das Regiment des Schreckens ist vorüber, das der Lüderlichkeit hebt an. Die alte Kokette Paris putzt sich nach Kräften auf, um die verrauschte Blutorgie in Wollustbakchanalien zu vergessen. Alle Welt lechzt nach Genuß, jedermann stürzt sich in alle möglichen und irgendwie erschwinglichen Vergnügungen und niemand kümmert sich um den sicher bevorstehenden kolossalen Staatsbankerott. (Im November 1794 waren 6 Milliarden und 400 Millionen Assignaten im Umlauf, im Juli 1795 nicht weniger als 12 Milliarden. Gegenwärtig steht an der Börse der Louisd'or auf 3500 Livres; 145 Livre in Papier sind gleich 1 Livre in Silber. Damit du eine Vorstellung erhaltest von der Theurung, welche alle diese Jahre her hier geherrscht hat, will ich dir mittheilen, daß der Haushalt meines Hauswirths, welcher auf höchst bescheiden bürgerlichem Fuße geführt wird und nur 3 Personen zählt, laut dem Haushaltsjournal im Monat December des verflossenen Jahres 5022 Francs gekostet hat. Ich fand da Posten wie diese: — 1 Fuhre Holz 1460 Fr., 9 Pfund Talgkerzen 900 Fr., 7 Pfund Oel 700 Fr., 4 Pfund Zucker 400 Fr., 1 Scheffel Kartoffeln 200 Fr., 4 Pfd. Brot 180 Fr.)

Es liegt ein melancholischer Reiz für mich darin, die Stadt zu durchwandern, welche seit etlichen Monaten wenigstens in mehreren Quartieren schüchterne Versuche macht, wieder ein aristokratisches und royalistisches Aussehen zu gewinnen, und mich auf solchen Wanderungen der Scenen zu erinnern, welche ich auf diesen Straßen und Plätzen mitangesehen habe zur Zeit des Ohnehosenregiments, wo Cambon seinen Concitoyens zuschrie: „Wollt ihr eurer Pflicht genugthun und eure Angelegenheiten fördern? Guillotinirt! Wollt ihr die ungeheuren Kosten eurer Armeen aufbringen? Guillotinirt! Wollt ihr eure unberechenbare Staatsschuld bezahlen? Guillotinirt! Guillotinirt!“ . . . und wo Guillotine-Anakreon Barère die Philosophie des Schreckens zu dem Satze zuspitzte: „Das Brett der Guillotine ist ein Bett, nur etwas schlechter gemacht als ein anderes.“

Damals konnte man leicht wahrnehmen, daß das Wort des Schreckens-Systematikers Saint-Just, welcher in einem mädchenhaft schönen Körper eine Eisenseele trug, das Wort: „Mit Rücksichten und Schonungen macht man keine Republik!“ konsequente Ausleger gefunden habe. Der Terrorismus hatte der Stadt sein düsteres Gepräge aufgedrückt und überall lastete die Eintönigkeit eines forcirten Spartanerthums. In den Straßen, deren Häuserzeilen nur noch wie unendliche Avistafeln für die bis zum Ekel zahllos wiederholte Inschrift: „Liberté, egalité et fraternité ou la mort!“ aussahen, kein frohes Regen und Bewegen, keine Processionen, keine Equipagen, kein Luxus mehr. Nur die öde Affektation des Sansculottismus, die garstige Carmagnole-Uniformität. Dieser Mode zufolge traten die Männer einher in Wämmsern von grobem schwarzem Tuche, langen Beinkleidern von gleicher Farbe, blauweißrothen Westen, unter der Nase möglichst ungeheurliche Schnauzbärte, auf dem Kopfe die glatte schwarze „Jakobinerperücke“ und darüber die rothe Galeerenmütze mit der pflugradgroßen Nationalkokarde, dem unerläßlichen Zeugniß des „Civismus“, welches auch die Frauen in irgendeiner Form tragen mußten. Ja, die terroristische Pedanterei ging so weit, daß auch den Acteurs und Actricen auf der Bühne das Tragen der Nationalfarben nicht erlassen wurde. Du kannst dir denken, wie prächtig sich das machte, wenn Corneille's alter Horatius und Voltaire's Brutus, Molière's Tartuffe und Racine's Phädra mit mächtigen Trikolorkokarden an Helmen, Hüten und Hauben auftraten.

Die Weiber griechelten, d. h. sie gingen in Nachahmung der griechischen Hetärentracht soweit, daß sie zur Stunde glücklich dabei angelangt sind, nur noch ein Hemde, ja, nur noch ein Hemde in des Wortes verwegenst-hemdlicher Bedeutung statt aller übrigen Kleidung zu tragen. Da auf diesem Gebiete der Mode bislang durchaus noch keine Reaktion eingetreten ist, so sehe ich den Tag kommen, wo wahrhaft modische Damen auch noch des letzten Kleidungsstückes sich begeben werden, mit dem Kirchenvater von Alexandrien

philosophirend: „Die Schamhaftigkeit liegt nicht im Hemde.“ Wenn man Augenzeuge gewesen und jetzt noch ist, mit welcher paradiesischen Unbefangenheit Mesdames und Mesdemoiselles les Citoyennes ihr Fleisch in den Logen der Theater und anderwärts zur Schau auslegten und auslegen, kann man sich über den unglaublichen Kynismus des Umgangstons und Zeitungsstils, welcher in den letzten Jahren hier aufgekommen ist, nicht sehr verwundern. Das Unflätigste hierin hat bekanntlich der „Père Duchesne“ geleistet, aber an kolossaler Hyperbelhaftigkeit kam auf diesem Gebiete keiner und keine dem Danton gleich. Als ein getreuer Warner ihn benachrichtigte, Robespierre hole zum entscheidenden Schlage gegen ihn aus, sagte der Gigant lachend: „Robespierre? Bah! Je le mettrai au bout de mon . . ., et je le ferai tourner comme une toupie.“ Du kannst dir leicht vorstellen, wie dem luciferischen Stolze Robespierre's dieser Witz thun musste.

Die brutal-demokratische Dutzbruderschaft, welche von den Sansculotten den Leuten aufgezwungen, ja sogar im November 1793 von staatswegen allen Beamten der Republik anbefohlen wurde, war nicht weniger eine terroristische Narrheit als das kindische Wüthen gegen alle Denkmäler und Erinnerungen des Königthums. Die Worte Roy und Royal waren förmlich geächtet, selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden unterdrückt. Leute, welche den Namen Le Roy führten, veränderten denselben, auf seinen „höchst verdächtigen“ Klang aufmerksam gemacht, in La Loi. Eine Citoyenne, welche Reine hieß, taufte sich in Fraternité-Bonne-Nouvelle um. Noch patriotischer verfuhr eine Mutter im Faubourg Saint-Antoine, welche ihrem neugeborenen Töchterlein den Namen National-Pike beilegte.

Aber am widerlichsten grimassirte und ras'te La Terreur zweifelsohne doch in den vom verrückten Chaumette und seinem Haupthandlager Momoro aufgebrachten und eifrigst geleiteten Orgien des Vernunft-Göttin-Kults. Hier gipfelte das terroristische Aergerniß, und wer noch einen Funken von gesundem Menschenverstand und Gefühl besaß, musste

sich mit Entrüstung und Ekel von diesen abgeschmackten und schamlosen Mummereien abwenden. Der gotteslästerliche und gottesleugnerische Wahnwitz lief geradezu in Blödsinn aus. So z. B. wenn ein Kerl Namens Magenthies in einer an den Konvent gerichteten Petition verlangte, es sollte Todesstrafe über jeden verhängt werden, welcher so „abergläubisch“ sei, in einem Schwur, einem Fluch, einer Redensart irgendwelcher Art den Ausdruck „Gott“ zu gebrauchen. Wie es aber der Schreckenstheorie und Blutpraxis nicht an heldischen Bekämpfern fehlte, wie namentlich Camille Desmoulins durch beispiellos muthvolle Befehdung jener Theorie und dieser Praxis in seinem „Vieux Cordelier“ alle seine Verfehlungen glorreich gesühnt hat, so fehlte es auch dem Vernunft-Göttin-Skandal keineswegs an muthigen Gegnern. Grégoire erhob vom religiös-sittlichen, Danton vom staatsmännischen Standpunkt aus kräftige Einsprache gegen das atheistische Spektakel; aber am entschiedensten ging demselben Robespierre zu Leibe. Denn wie sein Meister Rousseau, war auch er ein standhafter Deist und in diesem Umstande lag, will mir scheinen, der erste Keim seines Zerwürfnisses mit den Girondisten, welche bekanntlich dem heiteren Heidenthum von Hellas oder auch dem materialistischen Kredo ihrer Epoche zugeneigt waren.

Ich erinnere mich eines nach dieser Richtung hin sehr charakteristischen Auftritts. Zur Zeit, wo die Macht der Gironde auf ihrem Gipfelpunkte stand, wurde eines Abends bei den Jakobinern eine von Robespierre verfasste Adresse diskutirt, in welcher die Worte „Providence“ und „Dieu“ vorkamen. Der Girondist Guadet erhob sich gegen solche „Superstition“ und machte das Festhalten an derselben dem Verfasser der Adresse heftig zum Vorwurf, sagend: „Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann, welcher seit drei Jahren so muthvoll gearbeitet hat, das Volk von der Sklaverei des Despotismus zu befreien, mithelfen kann, dasselbe in die Sklaverei des Aberglaubens zurückzuführen.“ Die Improvisation, womit Robespierre diesen Angriff zurückwies, war vernichtend. Er hat niemals besser und schöner

gesprochen. Noch sehe ich ihn, wie er, die unansehnliche und unschöne Gestalt vom Feuer echtesten Pathos vergrößert und verschönert, zuletzt das erhabene Wort sprach: „Allein mit meiner Seele, wie sollte und wollte ich Kämpfe, die über Menschenkraft gehen, bestanden und überstanden haben, so ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?"

„Seul avec mon âme!" Gewiß, das war einer jener schrecklichen Aufschreie, wie sie das Menschenherz ausstößt in höchster Qual. Aber was weiter? Männer von Genius, welche zugleich das Unglück haben, Principmenschen und Charaktermänner zu sein, sind ja immer allein mit ihrer Seele, sind allzeit einsam in dieser Menschenwüste . . .

Das Räthsel des Tempels.

La verdad sospechosa.
(Selbst die Wahrheit ist verdächtig.)
Alarcon.

1.

Der Tempel.

Kein Zweifel, Paris ist jetzt die schönste Stadt des Erdballs. Aber freilich, die Franzosen haben es sich auch etwas kosten lassen, die alte Kothstadt zur modernen Glanzstadt umzuwandeln: — nur seit 1852 bis 1865 ist von stadt- und staatswegen nahezu eine Milliarde auf die Vergrößerung, Vergesundlichung und Verschönerung von Neu-Babylon verwandt worden. La Belle France erweis't sich stets als eine Krösa, so es um Befriedigung der Nationaleitelkeit sich handelt. Die Verschwendung, womit die uralte und ewigjunge Kokette ihren Empfangssalon Paris ausschmückt, hat übrigens auch etwas Großartiges. Die partikularistische Neidhammelei, Philisterei und Schäbigkeit der Deutschen würden es schwerlich dazu bringen, für den Glanz ihrer Hauptstadt — falls sie nämlich einmal eine widerspruchslos anerkannte hätten — so kolossale Opfer zu bringen.

Ja, die ehemalige Lutetia ist jetzo das Prachtjuwel der Städte. Welche Verwandlungen dieser Weltgeschichtebühne binnen hundert, binnen fünfzig, binnen zwanzig,

binnen zehn Jahren! Wenn heute ein Pariser aus den Tagen des vierzehnten Ludwigs oder des vierten Heinrichs oder gar einer aus dem fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert wiederkäme, er würde nur noch die Seine als dieselbe vorfinden, vorausgesetzt, daß er den Strom in Gestalt seiner dermaligen Eindämmung und Ueberbrückung wieder erkennen würde.

Und was alles hat diese Stadt erlebt, seit sie aus der Residenz Julians des Abtrünnigen die Residenz Napoleons des Dritten geworden ist! Ein Gang durch Paris ist eine Wanderung durch die Geschichte Frankreichs; noch mehr, auch eine Wanderung durch die moderne Geschichte Europa's. Denn es bleibt eine Thatsache: das Herz des menschheitlichen Organismus pulsirte seit 1789 bis 1870 in Paris. Dort hob der Hammer zum Schlage aus, wann wieder eine Weltstunde um war. Die Despotenknechte von 1792 waren darum keineswegs so dumm, wie sie aussahen, als sie in dem „Manifest des Herzogs von Braunschweig“ alles Ernstes die Forderung aufstellten, daß Paris vom Erdboden weggetilgt werden sollte. Der Instinkt des Hasses und der Furcht sagte ihnen, daß der Hahn der Freiheit dort immer wieder die Flügel schütteln und sein Auferstehungs-Kikeriki in die Welt schmettern würde.

Denn alles hat seine Zeit und so hatte die ihrige auch jene mittelalterliche Glaubensbegeisterung, welche Hunderttausende und wieder Hunderttausende zur Eroberung und Behauptung des „heiligen Grabes“ aus dem Abendlande nach Palästina trieb, damit sie dort mehr oder weniger jämmerlich umkämen. Andere Hunderttausende, welche daheim blieben, entäußerten sich wenigstens großentheils oder auch ganz ihrer Habe zu Gunsten der Kämpfer für das heilige Grab und so kam es, daß insbesondere die geistlichen Ritterorden, welche zu dem genannten Zwecke in Palästina entstanden waren, zu großem Reichthum, Glanz und Ansehen gelangten. Den übrigen zwei, den Hospitalitern und Deutschherren, weit voran stand der dritte, die Templer oder Tempelherren (templarii oder milites, fratres, com-

militones templi), so geheißen, weil der erste Sitz des Ordens ein an den sogenannten salomonischen Tempel in Jerusalem stoßendes Gebäude gewesen. Im Jahre 1118 gestiftet, war die Templerschaft schon dreißig Jahre später eine reiche und mächtige Korporation und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts besaß der Orden nicht nur in der Levante, sondern auch und weit mehr noch in sämmtlichen katholischen Ländern Europa's eine Menge von Tempelhöfen, Balleien, Komthureien und Präceptoreien, einen Besitz an Häusern, Burgen, Land und Leuten, wie er so ausgedehnt und stattlich keinem Fürsten der Christenheit als Domäne zu eigen war. Den meisten Reichthum und größten Glanz hatte jedoch die Templerei in Frankreich erworben, wo der „Tempel" in oder vielmehr bei Paris für den eigentlichen Mittelpunkt des Gesammtordenslebens galt.

Von der Place de la Concorde zieht sich in einem grandiosen Bogen bis zur Place de la Bastille die Reihenfolge von Prachtstraßen hin, welche unter dem Namen der Boulevards bekannt sind. Bei der Porte St. Martin wendet sich dieser unvergleichliche Bogen in ziemlich scharf südöstlicher Schwingung dem Bastilleplatze zu und zwar zunächst unter dem Namen „Boulevard du Temple". Hier stand zur Zeit der ersten französischen Revolution ein jetzt verschwundenes, d. h. völlig umgebautes Stadtquartier, dessen Mittelpunkt die alte, im Sinne des Mittelalters mächtige und prächtige Ordensburg „Der Tempel" gewesen ist. Die Anfänge der Erbauung dieses Schlosses, welches die Schlösser der gleichzeitigen französischen Könige an Räumlichkeit, Stärke und Pracht weit übertraf, fielen in die Regierungszeit Ludwigs des Siebenten, welcher den Templern einen damals außerhalb der Stadtmauer gelegenen Bauplatz geschenkt hatte, ein sumpfiges Stück Feld vor dem Stadtthore St. Antoine. Mit derselben Raschheit des Aufschwungs, welche die ganze Templerei kennzeichnete, stieg aus diesem Sumpffeld der „Tempel" empor, mit seinen Mauern, Bollwerken, Gräben und Thürmen

eine beträchtliche Bodenfläche bedeckend oder umfassend. Die Burg war der Sitz des Großpräceptors von Francien, welcher Ordensbeamte dem Ansehen nach der dem Großmeister zunächst stehende gewesen ist, und hier wurden auch die großen Generalkapitel der sämmtlichen diesseits der Alpen angesessenen Templerschaft abgehalten, während welcher Versammlungen der Tempel häufig vielen Hunderten von Tempelherren und dienenden Brüdern („Servienten") zur Herberge diente. Das Hauptgebäude der Ordensburg, der gewaltige viereckige Thurm, wurde erst im Jahre 1306 durch den Großpräceptor Jean-le-Turc vollendet.

Kaum war der Thurm vollendet, als König Philipp der Schöne, gegen welchen um seiner ewigen Steuererhebungen und Falschmünzereien willen die Bürger von Paris in Waffen sich erhoben hatten, darin eine Zuflucht fand. Die Templer schützten ihn und versöhnten ihm auch mittels ihres großen Einflusses die aufständischen Pariser. Der König stattete in seiner Weise den pflichtschuldigen Dank ab — d. h. er verschwor sich mit seiner Kreatur, dem Papst Klemens dem Fünften, zur Vernichtung des Ordens. Der Schuldigere von beiden war hierbei jedenfalls der Papst. Denn Philipp der Schöne, ein entschlossener, rücksichts- und skrupelloser Arbeiter an dem großen Werke der Staatseinheit Frankreichs, konnte wenigstens zu seinen Gunsten anführen, daß die Austilgung der Templerei dieses Werk um einen beträchtlichen Ruck vorwärts brächte; der fünfte Klemens dagegen, von Amtswegen der geschworene Beschützer des Ordens, lieh nur aus infamer Habsucht und elender Feigheit seine Hilfe zur Zugrunderichtung desselben. Freilich, wie sollte ein Gefühl für Recht und Ehre, wie eine Regung von sittlichem Muth von einem Manne zu erwarten gewesen sein, welcher als einer der wahlverwandtesten Vorgänger Alexanders des Sechsten in der Geschichte der „Statthalter Christi" dasteht? Von einem Papste, dessen zuchtlose Hofhaltung zu Avignon, Poitiers und Bordeaux selbst in jener gewiß nicht mit übermäßigem Zartgefühle behafteten Zeit jeden nicht ganz verdorbenen

Besucher anwiderte; von einem Papste, welcher, dem Zeugniß eines der gebildetsten und ehrsamsten Kirchenfürsten des Mittelalters, des Erzbischofs Antonius von Florenz zufolge, mit seiner „Freundin“, der reizenden Brunisard, Tochter des Grafen von Foix und Frau des Grafen von Talleyrand-Perigord, ganz öffentlich lebte, — so öffentlich, daß die „Freundin“ Sr. Heiligkeit nicht anstand, aus der päpstlichen Tiare die schönsten Diamanten ausbrechen und in ihre Armbänder fassen zu lassen! Auch „zur größeren Ehre Gottes“ vermuthlich!

Am 12. Oktober von 1307 war König Philipp der Schöne mit seinem ganzen Hofe im Tempel zu Gaste, — zu Gaste bei dem Großmeister Jacques de Molay, welchen auf des Königs Wunsch der Papst tückischer Weise von der Insel Cypern nach Frankreich gelockt hatte, damit derselbe in das Verderben des Ordens mitverwickelt würde. Am Morgen des nächsten Tages sollte dieses Verderben anheben. Den Vorwand dazu mussten, wie jedermann weiß, die „Verbrechen“ des Ordens hergeben, welcher allerdings durch Stolz, Hochmuth, Eigennutz und Ueppigkeit viel gesündigt hatte, allein der blasphemischen und sodomitischen Gräuel, welche die königlichen und päpstlichen Richter, d. h. Folterknechte und Henker, ihm schuldgaben, ganz gewiß nicht theilhaft gewesen ist.

Einhundert und vierzig Tempelbrüder, darunter verschiedene Großwürdenträger des Ordens, waren an jenem Oktobertage im Tempel um den Großmeister versammelt, welcher den König bewirthete. Es ging hoch her in dem großen Thurm, allwo die Staatsgemächer sich befanden. Philipp der Schöne war huldvoll und heiter über die maßen, und während er unter Scherzen mit Jacques de Molay und den übrigen Tempelgebietigern tafelte und zechte, hatten seine Baillifs und Seneschalls im ganzen Umfange von Frankreich schon seine strengen Befehle in Händen, mit dem kommenden Tage, dem 13. Oktober, mittels List oder Gewalt aller Templer auf französischem Boden sich zu bemächtigen und dieselben einzukerkern, sowie sämmtliche

Besitzthümer, liegende und fahrende Habe des Ordens mit Beschlag zu belegen.

So geschah es, und was am 12. und 13. Oktober von 1307 vorging, gehört mit zu den schnödesten der im Buche der Geschichte verzeichneten Verräthereien. Der hierauf folgende Templerproceß war sowohl als Ganzes, wie in seinen Einzelnheiten, selbst für jene aftergläubische, recht- und sittenlose, zugleich barbarisch-stupide und tückisch-grausame Zeit ein häßliches Brandmarkmal, eine der höchsten Schandsäulen, welche Königthum und Papstthum mitsammen sich errichtet haben. Es war ein gräuliches Verfahren. Die Folter fungirte als Untersuchungsrichter. Wie sie arbeitete, mag schon das eine Beispiel beleuchten, daß einer der gefolterten Templer im Wahnwitz der Qual und Pein aufgeschrieeen hat, er bekenne sich schuldig, den Heiland an's Kreuz geschlagen zu haben. Das ist ganz analog der Thatsache, daß in deutschen Hexenprocessen als Hexen verklagte neun- und siebenjährige Mädchen auf der Folter bekannten, sie seien zu dem Teufel in Verhältnissen gestanden, welche ganz unmöglich, ja undenkbar waren, auch den Glauben an die Existenz eines Teufels vorausgesetzt. Die Hinrichtungen der Tempelbrüder, welche die Qualen des Kerkers und der Marterbank überlebten, waren massenhaft. In Paris allein erlitten einhundert und dreizehn den Feuertod. An einem und demselben Tage, am 12. Mai von 1310, wurden vierundfünfzig Templer an vor dem St. Antonsthore aufgerichteten Brandpfählen mit langsamem Feuer zu Tode gequält, allesammt inmitten der Pein bis zum letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuernd. Dies that in feierlichster Weise auch der Großmeister Jacques de Molay, welcher, zugleich mit ihm der Großpräceptor der Normandie, am 11. März von 1313 den auf der kleineren Seineinsel, da, wo später die Statue Heinrichs des Vierten aufgestellt wurde, errichteten Scheiterhaufen bestieg. Dieser angesichts des Todes abgegebene Protest ist historisch. Die Sage aber, welche ja in ihrer poetischen Weise der herben Tragik der Geschichte häufig

einen versöhnenden Zug beizumischen liebt, will, der unglückliche Molay habe aus den Flammen des Holzstoßes hervor den Papst und den König vor den Thron Gottes geladen. Gewiß ist, daß Klemens der Fünfte am 20. April 1314 zu Roquemaure an der Rhone starb und Philipp der Schöne am 29. November desselben Jahres zu Fontainebleau.

„Ich werde die Missethaten der Väter strafen an ihren Kindern und Kindeskindern bis in's siebente Glied." Ein schrecklicher Spruch, erbarmungslos, grausam und rachsüchtig wie der alttestamentliche Judengott, welchem derselbe in den Mund gelegt ist. Und doch, die Bestätigung desselben findet sich auf zahllosen Blättern des Buches der menschheitlichen Geschicke. Denn mit alles vor sich niederwerfender Gewalt schreitet durch die Weltgeschichte die Vergeltung. Spät kommt sie manchmal, häufig, am häufigsten sogar; aber sie kommt, unerbittlich, taub allem Flehen, mit der eisig-ruhigen Majestät eines Naturgesetzes das Richter- und Rächeramt übend. Ah, wenn an jenem 12. Oktober von 1307 vor den Augen König Philipps, als er im großen Tempelthurme von Paris den verrathenen Tempelherren zutrank, für einen Moment der Schleier der Zukunft zerrissen worden wäre, so daß er hätte hinausblicken können durch die Jahrhunderte auf den 13. August 1792, würde da der todhauchende Odem der Vergeltung nicht seine Seele angeschauert haben? Es war nicht Zufall, nein, es war die Logik der Weltgeschichte, daß der große Thurm des Tempels, in welchem eine der größten Ruchlosigkeiten des aufstrebenden französischen Königsthums geplant und abgespielt worden, an dem genannten Augusttage dem französischen Königthum zum Kerker angewiesen wurde. Unser großer Seher, welcher von allen seit Shakspeare und Milton aufgestandenen Dichtern, obgleich oder vielmehr weil er Idealist war, am meisten historischen Sinn besaß, hat gegenüber dem geistlos-mechanischen Zufallsglauben die weltgeschichtliche Logik schön erkannt und anerkannt, indem er seinen Wallenstein sagen ließ:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“

Der Tempelthurm, dessen Inneres die jammervolle Agonie Ludwig des Sechszehnten und seiner Familie gesehen hat, ist von der Oberfläche der Erde verschwunden; aber niemals wird er aus dem Weltgeschichtebuch verschwinden. Da steht er für alle Zeit, finster, drohend, wie der warnend emporgehobene Finger einer Riesenhand. Ist die Warnung bislang von denen, welchen sie gilt, beachtet worden? Nein. Wird sie in Zukunft beachtet werden? Schwerlich, denn die Geschicke müssen sich erfüllen.

Am 21. Januar von 1793 machte der entthronte König vom Tempelthurm aus seine Todesfahrt zum Revolutionsplatz. Am 1. August wurde Marie Antoinette aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht, von wo der entsetzliche Karren sie am 16. Oktober zum Schaffote führte. Am 10. Mai von 1794 hielt dieser Karren wieder vor dem Tempelthor, um eines der reinsten, beklagenswerthesten Opfer des Terrorismus, die Prinzessin Elisabeth, zur Guillotine zu bringen. Am 8. Juni von 1795 starb im Tempelthurm ein armer, körperlich und geistig verkümmerter, rhachitischer und bis zur Stummheit schweigsamer Knabe, Louis Charles, dem König von der Königin Marie Antoinette am 27. März 1785 zu Versailles geboren, erst Herzog von der Normandie, dann nach dem Tode seines älteren, im Juni 1789 verstorbenen Bruders Dauphin von Frankreich.

Aber war der am 8. Juni von 1795 im Tempel gestorbene Knabe wirklich der Dauphin?

Diese Zweifelfrage erhob sich sofort, leise und laut; und sie ist bis auf den heutigen Tag noch nicht so beantwortet oder so zu beantworten, daß jeder Zweifel verstummen müßte. In Wahrheit, wir haben hier ein ungelöstes Räthsel vor uns, das immer wieder zu Lösungsversuchen reizt. Mag der nachstehende für das angesehen werden, für was er sich gibt: für eine unbefangene Zusammen-

stellung und Werthung der Thatsachen, welche die historische Kritik zur Aufhellung des dunkeln Problems bis jetzt an die Hand gegeben hat.

2.

Das Räthsel.

Thatsache ist zuvörderst, daß alle die Betrogenen oder Betrüger oder betrogenen Betrüger, welche nach einander als Dauphin Louis Charles oder als Ludwig der Siebenzehnte aufgetreten sind, Hervagault, Bruneau, Naundorff, Richemont und Williams, Glauben und Anhänger gefunden haben; zum Theil innigst überzeugte und leidenschaftlich begeisterte Anhänger. Dies muß auf den Umstand zurückgeführt werden, daß im Jahre 1795 die Sage ausgegangen war und Bestand gewonnen hatte, der angeblich im Tempel gestorbene Dauphin sei ein untergeschobenes Kind gewesen, der wahre und wirkliche lebe und sei aus dem Kerker gerettet. Man darf sogar behaupten, daß diese Anschauung die öffentliche Meinung war, wodurch freilich nichts bewiesen wird. Denn was ist zumeist die „öffentliche Meinung"? Nichts als ein verworrenes Geräusch, das aus dem Zusammenstoß der so oder anders angestrichenen Bretter entsteht, welche die Menschen vor ihren Stirnen tragen.

Indessen ermangeln wir doch nicht ganz solcher Anhaltspunkte, die beweisen, daß man auch in Kreisen, welche wissende genannt werden können, von dem Tode des Dauphin nicht überzeugt gewesen ist. Herr Labreli de Fontaine, ehemals Bibliothekar der Witwe des Herzogs von Orléans-Egalité, hat in einer von ihm unterzeichneten und veröffentlichten Flugschrift erklärt, die verbündeten Monarchen wären im Jahre 1814 so zweifelhaft gewesen, ob Ludwig der Siebenzehnte nicht noch am Leben sei, daß sie zwar

öffentlich Ludwig den Achtzehnten als König anerkannt, im Geheimen aber und sogar vertragsmäßig sich verpflichtet hätten, dem möglicher Weise lebenden Sohne Ludwigs des Sechszehnten den französischen Thron noch zwei Jahre lang offen zu halten. Sollte sich für diese Behauptung nicht ein vollgiltiger urkundlicher Beweis beibringen lassen? Fest steht wenigstens, daß ein Theil der Royalisten, welche nach dem faktischen Untergange der französischen Republik, d. h. nach dem 9. Thermidor von 1794, eifrig an der Wiedereinsetzung der Bourbons arbeiteten, an den Tod des Dauphin nicht glaubte. Ein sehr glaubwürdiges Zeugniß hierfür wurde noch im Jahre 1851 beigebracht, bei Gelegenheit des Processes, welchen die Hinterlassenen Naundorffs bei den französischen Gerichten anstrengten. Dieses Zeugniß rührte von Herrn Brémond her, dem ehemaligen Geheimsekretär Ludwigs des Sechszehnten, und besagte, daß er, Brémond, im Jahre 1795 von dem Schultheiß Steiger zu Bern vernommen habe, er, der Schultheiß, wisse ganz bestimmt und aus den besten Quellen, daß der Dauphin keineswegs im Tempel gestorben, sondern gerettet sei. Steiger stand aber, wie bekannt, mit den höchsten Kreisen der royalistischen Emigration, wie auch mit den Generälen der Vendée, in engen Beziehungen.

Die gäng und gäbe Sage inbetreff der Rettung des Prinzen aus dem Tempel ist, daß dieselbe auf Betreiben von Josephine Beauharnais durch ihren damaligen Liebhaber Barras bewerkstelligt worden sei. Diesen zwei Personen wird, unter Mitwirkung von Hoche, Pichegru, Frotté und dem Kreolen Laurent, die Retterrolle auch in der Geschichte des Uhrmachers Naundorff zugetheilt, welcher übrigens, nebenbei bemerkt, von Madame de Rambaud, Amme des Dauphin bis zu dessen Einkerkerung im Tempel, förmlich und feierlich als der echte Sohn Ludwig des Sechszehnten erkannt und anerkannt worden ist. Freilich, die ganze Rettungshistorie des Dauphin, wie Naundorff sie erzählte, ist ein solches Wirrsal von Abenteuerlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, daß man sie

der Phantasie eines Viktor Hugo entsprungen glaubt, welche bekanntlich schließlich toll geworden, so sie das nämlich überhaupt erst zu werden brauchte. Es gibt aber auch noch andere Versionen dieser Historie. Eine derselben, von denen geglaubt und verbreitet, welche den geretteten Dauphin in der Person des Richemont erkannten und verehrten, lautet also: „Am 19. Januar von 1794 wurde der Prinz, mit Vorwissen und Beihilfe seines bestochenen Wärters Simon, durch die Herren Frotté und Ojardias, Emissäre des Prinzen von Condé, aus dem Tempel entführt, nachdem man an die Stelle des Entführten einen stummen Knaben von gleichem Alter gebracht hatte. Der gerettete Dauphin aber ward nach der Vendée gebracht, begab sich, nachdem sein angeblicher Tod im Tempel officiell bekannt gemacht worden, zur Armee des Prinzen von Condé und wurde von diesem später (1796) dem General Kleber anvertraut, der ihn für den Sohn eines Verwandten ausgab und ihn als Adjutanten bei sich behielt". Weiter brauchen wir diesen Mythus nicht zu verfolgen. Dagegen ist die Frage zu berühren, warum denn der gerettete Prinz nicht sofort bei sämmtlichen Anhängern der Bourbons laute und begeisterte Anerkennung gefunden habe? Hierauf wird uns die ziemlich plausibel lautende Antwort: —

In der bourbonischen Familie herrschten bekanntlich schon vor dem Ausbruche der Revolution heftige Zerwürfnisse und man schrieb insbesondere und allerdings nicht ganz ohne Grund dem schlauen und ehrgeizigen Grafen von Provence, Bruder Ludwigs des Sechszehnten und nachmals Ludwig der Achtzehnte, die planmäßig verfolgte Absicht zu, die Nachkommenschaft seines älteren Bruders, schon aus Haß gegen Marie Antoinette, zu Grunde zu richten. Als nach dem angeblichen Tode des Dauphin im Tempel der Graf von Provence von einem Theil der Royalisten als legitimer König anerkannt worden war, habe er natürlich alles daran gesetzt, jedem von seinem geretteten Neffen etwa zu erhebenden Anspruch zum voraus die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. Zu diesem Zwecke hätten es Ludwig der Acht-

zehnte und seine sämmtlichen Anhänger zu einem Glaubensartikel gemacht, daß der Dauphin wirklich im Tempel gestorben sei. Um aber auch der Schwester des Prinzen, der Prinzessin Marie Therese Charlotte, von verzückten Royalisten als die „Waise des Tempels" glorificirt, welche im December 1795 zum Austausche von Kriegsgefangenen an die Oesterreicher ausgeliefert wurde, die Annahme dieses Glaubensartikels zu belieben, trennte man ihr Interesse von dem ihres Bruders, indem man sie mit dem ältesten Sohne des Grafen von Artois vermählte und ihr damit, maßen Ludwig der Achtzehnte kinderlos, die Aussicht eröffnete, eines Tages Königin von Frankreich zu werden und zwar regierende Königin, da ihr Gemahl, der Herzog von Angoulème, eine entschiedene Null war. Hieraus habe man sich denn auch den Umstand zu erklären, daß die Herzogin von Angoulème mit der ganzen Härte und Schärfe ihres Charakters gegen jeden Versuch, sie von der Rettung ihres Bruders aus dem Tempel, von seinem Fortleben, von seinem Dasein zu überzeugen, herb abweisend sich benommen hat.

Und doch war es dieselbe Prinzessin, welche mittels einer Stelle der berühmten Denkschrift, worin sie ihre Erlebnisse im Tempel aufgezeichnet hat — („Récit des événements arrivés au Temple", par Madame Royale) — für die Behauptung, der Dauphin sei aus dem Tempel gerettet worden und zwar an dem schon erwähnten 19. Januar von 1794, einen sehr bemerkenswerthen Stützpunkt beibrachte. Die gemeinte Stelle ist diese: „Am 19. Januar hörten wir (d. h. die Prinzessin und ihre Tante Elisabeth) bei meinem Bruder — (d. h. im Zimmer desselben) — ein großes Geräusch, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Tempel verließe, und wir wurden dessen überzeugt, als wir durch das Schlüsselloch unserer Gefängnißthüre blickend, Gepäckstücke wegtragen sahen. An den folgenden Tagen hörten wir die Thüre des Zimmers, worin mein Bruder sich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von darin Herumgehenden, was uns in dem

Glauben, daß er weggegangen — (will sagen, weggebracht worden wäre) noch bestärkte."

Wir sind aber mit diesem 19. Januar von 1794 noch nicht fertig. Denn es ist eine festgestellte Thatsache, daß gerade an diesem Tage der verrufene Schuster Simon, welcher das Wächteramt bei dem armen Dauphin mit einer Anstellung als Municipalbeamter vertauschte, mit seiner Frau und mit Sack und Pack den Tempel verließ. Thatsache ferner ist es, eine im Verlaufe der oben erwähnten Proceßverhandlung von 1851 als wohlbezeugt erhärtete Thatsache, daß die Witwe Simons, Marie Jeanne Aladame, welche erst am 10. Juni von 1819 gestorben ist und zwar in dem Frauenspital der Sèvres-Straße, den barmherzigen Schwestern, welche daselbst die Krankenpflege besorgten, wiederholt und umständlich erklärt hat, der Dauphin sei nicht im Tempel gestorben, sondern daraus entführt worden, mit ihrer und ihres Mannes Beihilfe, und zwar an demselben Tage, wo sie ihren Auszug bewerkstelligten, am 19. Januar von 1794. Die Entführung sei aber so vollzogen worden. Unter anderem Spielzeuge habe man für den Prinzen ein großes Pferd von Pappendeckel anfertigen lassen. In dem Bauche dieses Pferdes wurde das (stumme) Kind, welches man der Person des gefangenen Dauphin unterschob, in den Tempel gebracht. Der Prinz aber ward in einem großen Weidenkorb mit doppeltem Boden verborgen, dieser Korb sodann auf den Wagen gebracht, welcher das Mobiliar Simons aus dem Tempel führte, und mit einem Haufen Wäsche bedeckt. Die Wache am Tempelthor untersuchte zwar den Wagen und machte Miene, auch die Wäsche zu durchstöbern; allein Frau Simon wandte dies glücklich ab, indem sie mit gut gespielter Entrüstung die Männer zurückwies, sie bedeutend, das sei ihre schmutzige Wäsche. Also sei der Inhalt des Weidenkorbes ohne weitere Anfechtung aus dem Tempel geschmuggelt worden.

Nun haben freilich alle diejenigen, welchen irgendwie daran liegen musste, die Ansicht, der Dauphin sei im Tempel gestorben, als die allein richtige aufrecht zu halten, die

Behauptung aufgestellt, die Witwe Simons sei, als sie die citirte Mittheilung machte, verrückt gewesen; aber für diese Behauptung ist nicht ein Schatten von Beweis beigebracht worden, während im Gegensatze hierzu die Zeugnisse der barmherzigen Schwestern, die Witwe Simon habe, als sie ihre Angaben machte, dies bei vollem Verstande gethan, ganz bestimmt lauten. Dieser Einwurf gegen die Erzählung der Frau wäre also beseitigt. Aber war die ganze Aussage vielleicht nur eine Dichtung, mittels welcher die Witwe Simons die Wucht des gerechten Abscheus mindern wollte, welche auf ihr selbst und auf dem Andenken ihres Mannes lastete? Eine bestimmte Bejahung dieser Frage ist ebenso unmöglich wie eine bestimmte Verneinung. Indessen muß doch hervorgehoben werden, daß die Ansicht, der Dauphin sei aus dem Tempel gerettet worden, in den höchsten und allerhöchsten Hofkreisen missfällig, sehr missfällig war und daß, wenn irgendwer, die Witwe Simons sich zu scheuen hatte, das Missfallen der Machthaber von damals auf sich zu ziehen. Es ist daher durchaus unstatthaft, anzunehmen, die Frau habe ihre Phantasie angestrengt, um etwas zu ersinnen, was ihr keinen Dank, sondern möglicherweise nur Verfolgung eintragen konnte.

Die Entführung des Prinzen in der Erzählung der Witwe Simons hätte offenbar das Einverständniß und die Mitwirkung von damals, d. h. im Januar 1794, einflußreichen Männern zur Voraussetzung gehabt. In dieser Beziehung ist von verschiedenen Seiten her auf Cambacérès hingewiesen worden. Der über gar manches, was hinter den Kulissen der Revolutionsbühne vor sich gegangen, wohlunterrichtete Verfasser der „Histoire secrète du Directoire“ — man schreibt sie dem Grafen Fabre de l'Aude zu — meint: „Es scheint gewiß, daß man das Publikum hinsichtlich der Zeit und des Ortes, wann und wo Ludwig der Siebzehnte gestorben, getäuscht hat. Cambacérès gab das zu; aber niemals wollte er mittheilen, was er über diese Angelegenheit wusste“. Im Mai von 1799 sodann schrieb die Gräfin d'Adhémar, gewesene Palastdame der Königin Marie Antoinette, in das Buch ihrer „Souvenirs“, indem sie auf den Dauphin

zu reden kam: „Unglückliches Kind, dessen Regierung in einem Kerker begonnen und beschlossen wurde, das aber doch nicht in diesem Kerker den Tod gefunden hat! Gewiß, ich meinerseits will in keiner Weise die Anhaltspunkte vermehren, welche Betrügern sich darbieten könnten; aber, indem ich dieses niederschreibe, bezeuge ich bei meiner Seele und bei meinem Gewissen: ich weiß bestimmt, daß Se. Majestät Ludwig der Siebzehnte nicht im Tempelkerker gestorben ist. Sagen zu können, wohin der Prinz gekommen und was aus ihm geworden, behaupte ich nicht; ich weiß es nicht. Nur Cambacérès, der Mann der Revolution, wäre im stande, meine Angabe zu vervollständigen; denn er weiß hierüber viel mehr als ich ...." Da hätten wir ein recht förmliches und feierliches Zeugniß. Schade nur, daß dasselbe anfechtbar. Die „Erinnerungen" der Gräfin d'Adhémar rühren nämlich großen Theils nicht von ihr selbst, sondern von dem Baron Lamothe-Langon her, auf welchem der wohlgegründete Verdacht ruht, Wahrheit und Dichtung häufig so vermischt zu haben, daß man Mühe hat, zu unterscheiden, wo jene aufhört und diese anfängt. Jedoch ist gerade inbetreff der angeführten Stelle wohl zu beachten, daß Lamothe-Langon einer der vertrautesten Hausfreunde von Cambacérès gewesen ist und demnach allerdings von der auffälligen Betheiligung des letzteren an der Entführung des Dauphin, wenn nicht alles, so doch etwas wissen konnte. Die Vermuthung, daß Cambacérès wirklich bei der Sache betheiligt gewesen sei, gewinnt einigermaßen Bestand dadurch, daß die Bourbons nach ihrer ersten Rückkehr (1814) und sogar nach ihrer zweiten (1815) dem Manne eine ganz merkwürdige, geradezu auffallende Schonung angedeihen ließen, dagegen mit ebenso auffallender Hast sofort nach seinem Tode seine Papiere versiegeln und mit Beschlag belegen ließen. Hatte man aus dem Munde des lebenden oder aus den Papieren des todten Cambacérès eine Enthüllung des Tempelgeheimnisses zu befürchten? Denn wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß es für Ludwig den Achtzehnten, wie für Karl den Zehnten, und auch nachmals

für den Julikönig Louis Philippe von höchstem Interesse war, das Räthsel des Tempels ungelöst zu lassen und jeden neuauftauchenden Zweifel an dem angeblich im Tempel erfolgten Tode des Dauphin sofort niederzudrücken.

Angenommen aber, es habe wirklich eine Vertauschung und Entführung des Prinzen stattgefunden, wohin ist er gekommen und was ist aus ihm geworden? Ein Dauphin von Frankreich, in welchem seit dem 21. Januar 1793 die französischen Royalisten von legitimitätswegen ihren König erblicken mussten, kann doch nicht so spurlos verschwinden, als hätte die Erde ihn verschlungen. Die Sage, daß der Knabe in das Lager des Prinzen von Condé gerettet worden, ist reine Faselei. Condé war zwar ein notorischer Schwachkopf, aber in seiner Art ein ehrlicher Mann, der sich nicht dazu hätte gebrauchen lassen, seinen legitimen König zu verleugnen. Es ist also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er den Prinzen nicht nur nicht bei sich hatte, sondern auch an das vonseiten der republikanischen Behörden amtlich kund gegebene Ableben desselben im Tempel aufrichtig glaubte, da er hierüber einen Tagesbefehl erließ, welcher mit den Worten schloß: „Der König Ludwig der Siebenzehnte ist todt, es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ Freilich, jeder der Herren, welche nachmals für den Dauphin sich ausgaben, hat sich seine Odyssee zurechtgemacht, d. h. eine Rhapsodie der Abenteuer und Irrfahrten, welche er nach der Rettung aus dem Tempel angeblich zu bestehen gehabt. Allein dies ist kein Stoff für den Historiker, sondern nur etwa für einen Novellisten à la Monsieur A. Dumas de Monte Christo. Allerdings heißt es gar mannigfach: „Credo quia absurdum est“ (ich glaube an den Unsinn, nicht obgleich, sondern weil er Unsinn) — und demzufolge war es ganz in der Ordnung, daß auch das nachstehende von einem stark angebrannten Royalistengehirn ausgebrütete absurde Märchen Glauben fand in der Welt. Die Entführung aus dem Tempel hat vor dem 9. Thermidor stattgefunden, also zu einer Zeit, wo nur e i n Mensch so etwas wagen konnte, Robespierre. Dieser hat an die Stelle

des wahren Dauphin einen falschen gebracht, welcher als solcher im Nothfalle leicht verificirt werden konnte. Den wahren aber hat er beseitigen, ermorden, kurz, verschwinden lassen, weil er ihm ein Hinderniß war auf dem Wege zum Throne von Frankreich, auf welchen er, Maximilian Robespierre, sich schwingen wollte und zwar mittels einer — (hört! hört!) Heirat mit der gefangenen Schwester des beseitigten Dauphin, mit der Prinzessin Marie Therese, der nachmaligen Herzogin von Angoulême. Der Zug fehlte noch zur völligen Verungeheuerlichung des Mannes, in welchem alle die kleinen und großen Kinder, ungelehrte und gelehrte, den riesengroßen Sündenbock der französischen Revolution erblicken, weil sie die Gesetze des weltgeschichtlichen Processes nicht kennen oder nicht verstehen und daher ganz unfähig sind, die große Umwälzung in ihrer Totalität zu fassen und zu begreifen, oder, was dasselbe sagt, die Wirkungen auf ihre Ursachen zurückzuführen.

Doch wir haben uns jetzt hinlänglich lange in der Wolkenregion der Vermuthungen und Behauptungen, der Fabeln und Märchen herumgetrieben. Wir mussten es thun, wollten wir das in Rede stehende Problem allseitig in die richtige Beleuchtung rücken. Jetzt aber treten wir auf festeren Boden hinüber.

Nachdem der sansculottische Schuster Simon, wie wir sahen, sein Wächteramt bei dem Dauphin aufgegeben hatte, blieb das Kind volle sechs Monate lang ohne specielle Aufsicht. Die einzige, welche man ihm angedeihen ließ, wurde von den Tag für Tag wechselnden Kommissären der Kummune geführt. Jedenfalls aber wurde der arme Knabe — war es der Prinz oder ein untergeschobenes Kind — thatsächlich jetzt viel grausamer behandelt, als er von Simon und dessen Frau behandelt worden war. Alles schien nicht nur, sondern war auch augenscheinlich darau berechnet, entweder den

wirklichen Dauphin langsam zu morden oder aber den falschen in einen Zustand zu versetzen, welcher es unmöglich machte, die Wahrheit über seine Persönlichkeit an den Tag zu bringen und mittels dieser Unmöglichkeit die Spuren der begangenen Unterschiebung zu verwischen. Man sperrte den Knaben im unteren Stockwerk des Tempelthurms in ein düsteres und mittels künstlicher Vorrichtungen noch mehr verdunkeltes Gemach, als sollte er weder sehen noch gesehen werden. Man ließ ihm seine kärgliche Nahrung mittels einer Art Drehscheibe zukommen; er durfte nie mehr im Garten des Tempels oder auf der Plattform des Thurmes sich Bewegung machen, noch auch mit seiner gefangenen Schwester zusammenkommen, ja derselben nicht einmal zufällig und flüchtig begegnen. Man verdammte ihn zur Einsamkeit in einem bei Tage lichtlosen, bei Nacht unerhellten Gelasse, dessen Zugänge so zu sagen förmlich verbarrikadirt waren.

Ist dies alles nur eine Wirkung der ängstlichen Sorge des Sicherheitsausschusses gewesen, das kostbare Pfand könnte durch die Bourbonisten entführt werden, oder aber war es eine Folge der Absicht, den Knaben dem Anblick aller Personen, welche den Dauphin gekannt hatten, zu entziehen?

Erst am 11. Thermidor (29. Juli 1794) wurde dem armen Kleinen wieder ein Wächter bestellt und zwar in der Person des schon weiter oben genannten Kreolen Laurent, dessen Wahl man auf den Einfluß hat zurückführen wollen, welchen die Kreolin Josephine Beauharnais auf die Machthaber des Tages, auf Barras und Tallien übte. Die Thermidorier, welche der großen Lüge, daß sie „aus Menschlichkeit“ gegen Robespierre und seinen Anhang rebellirt hätten, einen Schein von Wahrheit geben wollten, ließen auch in der Behandlung des gefangenen Kindes eine scheinbare Milderung eintreten, die vielleicht noch nicht zu spät gekommen sein würde, falls sie mehr als eine nur scheinbare gewesen wäre. Am 13. Thermidor, also zwei Tage nach der Bestellung Laurents zum Wächter, besuchten etliche

Mitglieder des Sicherheitsausschusses den kleinen Gefangenen im Tempel.

Falls die Vertauschung des Prinzen durch Laurent bewerkstelligt worden wäre, müsste dies also am 12. Thermidor geschehen sein; denn der neue Wächter musste sich doch, bevor er das Wagstück unternahm, einigermaßen in der Lokalität orientirt haben. Bei Gelegenheit der Verhandlung des naundorff'schen Processes zu Paris im Jahre 1851 brachte der Anwalt der Hinterlassenen Naundorffs, der bekannte Advokat Jules Favre, drei von Laurent an Barras gerichtete Briefe vor, in welchen die Unterschiebung eines stummen Waisenknaben an die Stelle des Dauphin „konstatirt“ war. Wäre dies unanfechtbar erhärtet, so würde darin ein höchst wichtiger, ja ein Ausschlag gebender Umstand gefunden sein. Allein die beigebrachten Briefe waren bloße Abschriften von zweifelhafter Authenticität. Die Originale der Briefe sollen im Jahre 1810 dem Justizrath Lecoq in Berlin anvertraut worden sein. Hat es zur genannten Zeit in Berlin einen Justizrath Lecoq gegeben und wäre es, im bejahenden Falle, nicht möglich, den Originalbriefen auf die Spur zu kommen?

Die Mitglieder des Sicherheitsausschusses fanden bei ihrem am 13. Thermidor im Tempel abgestatteten Besuche einen „etwa neunjährigen“ Knaben vor, „unbeweglich, mit gekrümmtem Rücken, mit Armen und Beinen, deren ungewöhnliche Länge zu dem übrigen Körper in einem großen Missverhältnisse stand“. Dieser Knabe, der wahre oder ein falscher Dauphin, war im Besitze des Gehörs, nicht aber der Sprache, die Besucher vermochten ihm kein Wort, keine Silbe zu entlocken. Dieser Thatsache widerspräche freilich die Angabe von einem Besuche, welchen nicht lange nach dem 9. Thermidor Barras in eigener Person dem kleinen Gefangenen abgestattet haben soll. Bei dieser Gelegenheit habe der Knabe mit Barras gesprochen. Allein diese ganze Geschichte von dem barras'schen Besuche ist als gänzlich unerwiesen abzuweisen. Am 9. November von 1794 gab man dem Wächter Laurent einen Gehilfen in der Person

eines gewissen Gomin, welcher den Dauphin, den wahren nämlich, früher nie gesehen hatte. In späterer Zeit freilich, nachdem ihn die Herzogin von Angoulème zum Kastellan ihres Schlosses Meudon gemacht hatte (1814), hat er behauptet, er habe in dem Knaben im Tempel den Sohn Ludwigs des Sechszehnten erkannt, welchen er früher oft gesehen gehabt. Allein da man weiß, wie feindselig die Herzogin stets gegen die Ansicht, ihr Bruder wäre nicht im Tempel gestorben, sich erwiesen hat, so verdient die eben berührte Aussage Gomins gar keinen Glauben.

Im genauen Verhältniß zum augenfälligen Vorschritte der royalistischen Reaktion oder wenigstens Reaktionsstimmung im Herbst und Winter von 1794 richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr, als bis dahin geschehen war, auf den kleinen Gefangenen im Tempel. Auch der Konvent beschäftigte sich daher mit demselben. Am 28. December stellte Lequinio in der Konventssitzung den Antrag, „mittels Verbannung des gefangenen Prinzen den Boden der Freiheit von der letzten Spur des Royalismus zu reinigen“. In dem Berichte, welchen Cambacérès über diesen Antrag erstattete, beantragte er Verwerfung desselben, d. h. fernere Gefangenhaltung des Dauphin, was beschlossen wurde. In der Debatte äußerte Brisal die Brutalität: „Ich wundere mich, daß man bei allen den unnützen Verbrechen, welche vor dem 9. Thermidor begangen worden sind, die Ueberbleibsel einer unreinen Rasse verschont hat.“ Worauf Bourdon: „Es gibt keine nützlichen Verbrechen! Ich verlange, daß der Vorredner zur Ordnung gerufen werde.“ Großer Beifall. „Ich rufe selber mich zur Ordnung,“ sagte Brisal.

Zur selben Zeit kränkelte der kleine Gefangene mehr und mehr und auf die Meldung der Wächter, daß sein Siechthum zunähme, schickte die Kommune eine Abordnung in den Tempel, welche dann den amtlichen Bericht erstattete, daß „der kleine Kapet an seinen Hand- und Fußgelenken, insbesondere an den Knieen, geschwollen sei; daß es unmöglich, auch nur ein Wort von ihm zur Antwort zu er-

halten; daß er seine ganze Zeit entweder im Bette oder auf dem Stuhle zubringe und nicht zu vermögen sei, sich irgendwelche Bewegung zu machen." Durch diesen Bericht beunruhigt, wie es scheint, sandte der Sicherheitsausschuß am 27. Februar von 1795 die drei Konventsmitglieder Harmand, Mathieu und Reverchon in den Tempel, um das Befinden des kleinen Gefangenen zu erkunden.

Die drei Genannten fanden den Knaben an einem Tische sitzend und beschäftigt, mit Karten zu spielen. Er gab beim Eintritte der Deputirten sein Spiel nicht auf. Harmand setzte ihm den Zweck dieses Besuches auseinander und daß er und seine Kollegen ermächtigt wären, ihm jede Erleichterung und Zerstreuung zu bewilligen. Das Kind schaute den Sprecher aufmerksam an, gab aber keine Antwort; nicht eine Silbe entfiel seinen Lippen. Harmand sagte: „Ich beehre mich, Sie zu fragen, Monsieur, ob Sie ein Pferd, einen Hund oder Vögel und anderes Spielzeug, ob Sie vielleicht auch einen oder mehrere Spielkameraden von Ihrem Alter wünschen? Wollen Sie im Garten spazieren gehen oder auf die Plattform des Thurmes steigen? Wollen Sie Bonbons und Kuchen?" Keine Antwort. Harmand stellte sich an, als vertauschte er das gütige Zusprechen mit einem befehlenden. Umsonst, keine Antwort. Harmand versuchte, den Knaben dadurch zum Sprechen zu bringen, daß er demselben vorstellte, sein Schweigen machte es ja den Kommissären unmöglich, dem Gouvernement Bericht zu erstatten. Vergebens, der Knabe blieb stumm. Aber taub war er nicht. Auf Harmands Wunsch gab er diesem sogleich die Hand. Auf Trotz und Tücke konnte sein Schweigen nicht zurückgeführt werden. Denn mit Ausnahme des Sprechens that er unweigerlich alles, was man von ihm verlangte. Höchlich verwundert fragte Harmand, bevor er mit seinen Kollegen den Tempel verließ, die beiden Wächter, welcher Ursache denn wohl diese außerordentliche Schweigsamkeit zuzuschreiben sei. Laurent und Gomin versicherten, wie Harmand in seinem Berichte bemerkt hat — daß der Prinz seit dem Abend jenes 6. Oktobers von 1793, wo

er durch den ruchlosen Hébert verlockt und gezwungen worden, die bekannte namenlose Schändlichkeit gegen seine Mutter Marie Antoinette auszusagen, niemals wieder den Mund zum reden aufgethan habe.

Aber Laurent und Gomin hatten sich damals, im Oktober 1793, noch gar nicht im Tempel befunden und ihre Aussage hat also nur insofern Werth, als sie angibt, der Gefangene habe sich seit dem Eintritt der beiden in das Wächteramt stumm verhalten. Die angeführte Motivirung des prinzlichen Stummseins ist übrigens reiner Blödsinn. Der Dauphin konnte darüber, daß er sich durch Hébert jene schmutzige Aussage hatte entpressen lassen, unmöglich eine so verzweiflungsvolle Reue empfinden, weil er jene ihm durch Hébert auf die Zunge gelegte Aeußerung weder in ihrem Wesen noch in ihrer Tragweite hatte verstehen können. Und welcher Mensch von gesundem Menschenverstande wird glauben können, daß ein Kind von neun Jahren plötzlich den Entschluß fassen und mit eiserner Energie bis zu seinem letzten Athemzug durchführen konnte, niemals wieder ein Wort zu sprechen? Nonsens! . . . Aus alledem geht also hervor: Harmand und seine Kollegen fanden am 27. Februar von 1795 im Tempel einen stummen Knaben, während konstatirtermaßen die Sprachorgane des Dauphin ganz in der Ordnung gewesen waren.

Zu Anfang Aprils trat an die Stelle des Laurent ein neuer Wächter und Wärter, ein gewisser Lasne. Dieser spielte später eine wichtige Rolle in der Meinung solcher, welche glaubten oder wenigstens andere glauben machen wollten, der echte Dauphin wäre im Tempel gestorben. Lasne behauptete nämlich, der kleine Gefangene sei nicht stumm gewesen. Aber das Zeugniß dieses Menschen ist im höchsten Grade verdächtig; erstens deßhalb, weil er sich, gerichtlich vernommen, total widersprochen hat, indem er im Jahre 1834 angab, der Prinz habe Tag für Tag mit ihm geplaudert, im Jahre 1837 dagegen, er habe den Prinzen nur ein einzigesmal und auch da nur wenige Worte reden gehört. Zweitens deßhalb, weil die Aeußerungen, welche Lasne, seiner

Aussage von 1834 zufolge, aus dem Munde des gefangenen Kindes vernommen haben wollte, unmöglich von diesem herrühren konnten. Pascal oder Montesquieu hätten sich, in die Lage des kleinen Gefangenen versetzt, kaum weiser und tiefsinniger ausdrücken können. Ein neunjähriges, krankes, seit Jahren allem Unterrichte, sogar allem Umgange entzogenes Kind konnte nicht so philosophisch reden; es ist schlechterdings undenkbar!

Aber wir müssen unsere Schritte wieder um etwas zurücklenken, um dann mit logischer Sicherheit weiter vorgehen zu können .... Der Bericht, welchen Bürger Harmand dem Sicherheitsausschuß, d. h. der höchsten Polizeibehörde der Republik, erstattete, wurde geheim gehalten und hatte für den jungen Gefangenen keine Folgen. Seine Lage blieb ganz dieselbe. Es scheint aber fast, als hätte Harmand durchblicken lassen, daß er in dem verwachsenen, skrophulösen und stummen Knaben den Dauphin, welcher notorischermaßen ein gesunder, wohlgestalteter und aufgeweckter Junge gewesen war, nicht erkannt habe und daß er so unvorsichtig-ehrlich gewesen sei, den thermidorischen Machthabern, welche damals vom Wohlfahrts- und vom Sicherheitsausschuß aus Frankreich regierten, zu merken zu geben, daß hier ein Geheimniß vorläge, welches aufgeklärt werden müsste. Auffallend ist jedenfalls die Thatsache, daß man sich beeilte, den Bürger Harmand rasch von der Bühne verschwinden zu lassen: wenige Tage nach seinem Besuch im Tempel wurde er als Kommissär der Republik nach Ostindien verschickt. Das Geheimniß sollte also nicht aufgeklärt werden?

Zu Anfang des Mai 1795 verschlimmerte sich der Zustand des jungen Tempelgefangenen so auffallend, daß man ihm ärztliche Behandlung zu Theil werden lassen musste, falls man der Behauptung, mit dem 9. Thermidor sei ein menschlicheres Regiment eingetreten, nicht geradezu ins Gesicht schlagen wollte. Angenommen nun, der erkrankte Knabe sei nicht der Dauphin gewesen, so begingen diejenigen, welche wissen mussten, daß er es nicht sei, eine grobe Un-

vorsichtigkeit, indem sie zuließen, daß ein Arzt, welcher den Dauphin früher gekannt hatte, zu dem Kranken geschickt wurde. Es war dieser Arzt der berühmte Desault vom Hôtel-Dieu; doch sollte er, so bestimmte der Sicherheitsausschuß, den Patienten nur in Gegenwart der Wächter sprechen und untersuchen dürfen. Zur gleichen Zeit beschied der Ausschuß ein Gesuch des Monsieur Hue, ehemaligen Kammerdieners Ludwigs des Sechszehnten, abschlägig, das Gesuch, den erkrankten Prinzen pflegen zu dürfen. Scheuten sich die „menschlichen“ Herren vom Thermidor, einen Mann wie Hue, welcher natürlich den Dauphin genau gekannt hatte, zu dem Tempelgefangenen zu lassen?

Am 6. Mai besuchte Desault den kranken Knaben zum erstenmal. Er konnte denselben nicht zum sprechen bringen. Allerdings versichern gewisse royalistische Autoren, welche die Aufgabe hatten, um jeden Preis den Dauphin im Tempel gestorben sein zu lassen, Desault habe mittels seiner Güte den stummen Patienten schließlich doch zum sprechen gebracht; aber sie wollen das von Lasne gehört haben, dessen Zeugniß, wie oben nachgewiesen worden, als gänzlich unzulässig betrachtet werden muß. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wurde Desault, nachdem er bei Herren von der Regierung zu Abend gespeist hatte, plötzlich todtkrank. Am 1. Juni starb er. War da etwa ein „nützliches“ Verbrechen begangen worden? Man munkelte in Paris, Desault sei vergiftet worden, weil er sich nicht dazu hätte gebrauchen lassen wollen, den kleinen Tempelgefangenen zu vergiften — ein ganz grundloses, dummes Geträtsche. Anders freilich stellt sich die Sache, wenn man, wie ebenfalls behauptet wurde, annimmt, Desault sei auf Anstiften derer, welche den Schlüssel des Tempelräthsels besaßen, beseitigt worden, weil er bemerkt und zu bemerken gegeben habe, daß der rhachitische und stumme Knabe im Tempelthurm nicht der wahre Dauphin, den er ja gut gekannt hatte, sein könnte, sondern ein untergeschobener sein müsste.

Dieser Verlauf der Sache ist nun keineswegs ein bloß

muthmaßlicher, sondern ein wohlbezeugter. Ein Schüler von Desault, Monsieur Abeillé, hat sein Leben lang standhaft behauptet, sein Lehrer sei vergiftet worden in Folge seines an den Sicherheitsausschuß erstatteten Rapports, daß er in dem jungen Tempelgefangenen den Dauphin nicht erkannt habe. Jules Favre sodann hat in seinem Plaidoyer vom Jahre 1851 das Zeugniß eines andern Schülers und Freundes von Desault citirt, welcher ihm, Favre, zu Périgueux die Angaben Abeillé's bestimmt bestätigte. Noch gewichtiger ist die nachstehende aus der Familie Desaults herrührende und in aller Form ausgestellte Bezeugung.

„Ich Unterzeichnete, Agathe Kalmet, Witwe des Pierre Alexis Thouvenin, wohnhaft in Paris, Platz d'Estrapade Nr. 34, bezeuge, daß bei Lebzeiten meines Mannes Thouvenin, eines Neffen des Doktor Desault, ich meine Tante, Frau Desault, häufig habe erzählen hören, daß der Doktor Desault, Hauptarzt am Hôtel-Dieu, gerufen wurde, um den Knaben Kapet, welcher damals im Tempel gefangen saß, zu besuchen — so lautete der dem Doktor Desault vonseiten des Sicherheitsausschusses schriftlich zugefertigte Befehl. Im Tempel wies man ihm ein Kind, welches nicht der Dauphin war, den Herr Desault vor der Gefangensetzung der königlichen Familie mehrmals gesehen hatte. Nachdem der Doktor einige Nachforschungen angestellt, um zu erfahren, wohin doch wohl der Sohn Ludwigs des Sechszehnten, an dessen statt man ihm ein anderes Kind gezeigt hatte, gekommen sein möge, stattete er seinen Rapport ab und an demselben Tage erhielt und befolgte er die Einladung einiger Konventsmitglieder zum Diner. Von diesem Mahle weg nach Hause gegangen, wurde er von entsetzlichen Erbrechungen befallen. Er starb daran und dies ließ glauben, daß er vergiftet worden sei. Agathe Kalmet. Paris, 5. Mai 1845." ... Wäre nur die Vergiftung Desaults gerichtsärztlich festgestellt! Es scheint aber gar keine Untersuchung dieses plötzlichen und auffallenden Todesfalles angestellt worden zu sein. Jedoch machte das Ereigniß Lärm und Frau Desault erklärte ganz laut, ihr Mann sei vergiftet worden. Sollte ihr

etwa dadurch der Mund gestopft werden, daß ihr der Konvent eine Pension von zweitausend Livres bewilligte? Seltsam ist auch, daß ganz entgegen dem herrschenden Brauche, der Rapport Desaults nicht veröffentlicht wurde. Die Inhaltsangabe der Nummer 263 des Moniteur von 1795 führt den Bericht des Arztes als in derselben Nummer enthalten auf; aber diese Angabe lügt, denn der Rapport fehlt und ist überhaupt nie veröffentlicht worden. Sechs Tage nach Desaults Tod starb auch sein vertrauter Freund, der Apotheker Choppart, plötzlich. Er hatte für den jungen Patienten im Tempel die Arzneien geliefert.

Am 5. Juni gab der Sicherheitsausschuß dem kranken Knaben einen neuen Arzt in der Person des Doktor Pelletan, welcher bat, sich den Doktor Dumangin zugesellen zu dürfen, sowie später auch noch die Doktoren Lassus und Jeanroy. Man möchte fast glauben, Herr Pelletan habe sich nicht allein in eine Gefahr begeben wollen, in welcher sein Kollege Desault umgekommen war. Im übrigen hatte keiner der vier genannten Aerzte den Dauphin, nämlich den echten, gekannt. Pelletan und Dumangin wurden von den Wächtern im Tempel unterrichtet, daß der Patient nicht spräche, und da sie auf ihre an den Knaben gerichteten Fragen keine Antwort erhielten, ließen sie bald ab, weiter in ihn zu dringen. Freilich haben solche, welche den Wächter Lasne als Zeugen gelten zu lassen ein leicht begreifliches Interesse hatten, das Gegentheil behauptet; allein die Worte, welche sie bei dieser Gelegenheit dem Knaben in den Mund legen, tragen das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit, ja der Unmöglichkeit so deutlich, daß sie sofort als schlecht erfunden sich herausstellen.

Am 8. Juni starb das kranke Kind im Tempelthurm. Hätte man nun nicht erwarten sollen, daß, falls der todte Knabe der echte Dauphin war, die Behörden die minutiöseste Sorgfalt aufwenden würden, um alle Umstände dieses Ereignisses unanfechtbar genau festzustellen? Es geschah aber durchaus das Gegentheil. Alles wurde lässig und schluderig abgemacht. Am 9. Juni machte Bürger Sevestre im Namen

des Sicherheitsausschusses dem Konvent kurz und trocken die Anzeige, daß der „Sohn des Kapet" im Tempel gestorben sei. An demselben Tage nahmen der Doktor Pelletan und seine drei genannten Kollegen über den Leichenbefund ein Protokoll auf, in welchem es wörtlich heißt: „Um 11 Uhr Morgens an der Außenpforte des Tempels angekommen, wurden wir durch die Kommissäre empfangen und in den Thurm geführt. Im zweiten Stockwerke desselben fanden wir in einem Zimmer auf einem Bette den Leichnam eines Kindes, welches uns ungefähr zehnjährig schien. Dieser Leichnam, sagten uns die Kommissäre, sei der des Sohnes des verstorbenen Ludwig Kapet, und zwei von uns haben in demselben das Kind wieder erkannt, welches sie seit einigen Tagen ärztlich behandelt hatten." Dies ist doch fürwahr entfernt kein Beweis für die Identität des todten Knaben mit dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten! Sehr bemerkenswerth ist aber ein Umstand, welcher demselben Protokoll zufolge die Sektion des Leichnams herausstellte. Das Gehirn des todten Kindes wurde nämlich in völlig normalem und gesundem Zustande vorgefunden. Dies hätte aber schwerlich oder vielmehr geradezu unmöglich der Fall sein können, wenn der Todte wirklich der Dauphin gewesen wäre, welchen ja der allgemeinen und unbestrittenen Annahme zufolge der schändliche Simon und dessen Frau durch Verleitung zu in einem so unreifen Alter doppelt schädlichen Ausschweifungen in einen Zustand des Blödsinns herabgebracht hatten, welcher eine Desorganisation des Gehirns zur unumgänglichen Voraussetzung haben musste. Am Abend des 10. Juni wurde der Leichnam des jungen Tempelgefangenen ohne irgendwelche Ceremonie auf dem Kirchhofe von Sainte-Marguerite bestattet. Erst zwei Tage nach der Bestattung und demnach vier Tage nach dem Ableben des Kindes wurde der Todesschein ausgestellt und zwar in so gesetz- und formloser Weise, daß diesem Aktenstück eine gesetzliche Beweiskraft gar nicht zukommt.

Aber für die Familie Bourbon war Ludwig der Siebzehnte in aller Form gestorben und todt. Stets hat sie

sich, die Schwester des Prinzen einbegriffen, gegen jeden Versuch, darzuthun, daß nicht der echte, sondern ein falscher Dauphin im Tempel gestorben sei, nicht nur abwehrend, sondern auch hindernd und hintertreibend verhalten. Als im Jahre 1820 ein gewisser Caron, welcher nach der Gefangensetzung der Familie Ludwigs des Sechszehnten Zutritt im Tempel gefunden hatte, sich erbot, über die Entführung des Dauphin wichtige Mittheilungen zu machen, verschwand der Mann, nachdem ein hoher Hofbeamter ihn mehrmals besucht hatte, plötzlich und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Höchst auffallend war auch die Gleichgiltigkeit, welche die königliche Familie nach der Restauration gegen die Ueberreste und das Andenken Ludwigs des Siebzehnten an den Tag legte. Bekanntlich führte man im Jahre 1815 eine große Haupt- und Staatskomödie auf mit der angeblichen Auffindung und Ausgrabung der Gebeine Ludwigs des Sechszehnten und seiner Frau. Der Erzphantast Chateaubriand ging bei dieser Gelegenheit in seinem romantischen Delirium so weit, zu schreiben, man habe den Todtenschädel Marie Antoinette's an dem unvergleichlich graziösen Lächeln wiederkannt, welches der Königin eigen gewesen sei, und dieser grauenhafte Blödsinn fand vielen Beifall. Die romantisch-restaurative Gebein-Auffindungs-Posse — denn weiter war es ja nichts, da die wirklichen Gebeine des Königs und der Königin unmöglich mehr aufgefunden werden konnten — bestimmte aber den Pfarrer von Sainte-Marguerite, Lemercier, die Auffindung der Gebeine des Dauphins ebenfalls in Vorschlag zu bringen. Er behauptete, die Todtengräber hätten im Jahre 1795 zwar den Sarg mit dem Leichnam des Prinzen zuerst in die allgemeine Grube gestellt, aber den heimlich mit Kreidestrichen bezeichneten in einer der folgenden Nächte wieder aus der großen Grube herausgenommen und neben der vom Kirchhof in die Kirche führenden Thüre begraben. Der Pfarrer wandte sich mit seinem Anliegen an die Herzogin von Angoulème, von welcher er erwarten durfte und musste, daß sie ihm eifrig beistimmen und behilflich sein würde. Allein der gute Mann

ging fehl. Die Herzogin wies die Sache entschieden von der Hand.

Diese Prinzessin, Napoleons bekanntem Ausspruche zufolge „der einzige Mann in ihrer Familie", war nichts weniger als sentimental und es begreift sich leicht, daß sie es nicht war und nicht sein konnte. Die Glut der Schmerzen, welche sie in ihrer Jugend zu erdulden gehabt, hatte ihr Herz zu Stein gebrannt. In der That, sie hat zur Restaurationszeit bei verschiedenen Gelegenheiten eine wahrhaft steinerne Fühllosigkeit kundgegeben, wofür ich als Beleg einen in Deutschland wenig oder gar nicht bekannten Zug anführen will. Am 11. August von 1792 hatte sich die in das Sitzungslokal der Nationalversammlung geflüchtete königliche Familie in einem Zustande völliger Mittellosigkeit befunden. Kaum erfuhr das eine der gewesenen Kammerfrauen Marie Antoinette's, Frau Auguié, als sie sich beeilte, ihrer bedürftigen Herrin fünfundzwanzig Louisd'or von ihren Ersparnissen zu überbringen. Diese Großmuth der Dienerin kam fünfzehn Monate später beim Processe der Königin vor dem Revolutionstribunale zur Sprache. Befragt, wer ihr die fünfundzwanzig Goldstücke gegeben hätte, nannte Marie Antoinette den Namen der Frau Auguié. Sofort wurde infamer Weise ein Haftbefehl, das will sagen, ein Todesurtheil gegen die treue Dienerin erlassen. In dem Augenblicke, wo die Häscher in ihre Wohnung traten, stürzte sich die Unglückliche zum Fenster hinaus und blieb auf der Stelle todt. Eine ihrer Töchter wurde später die Frau des Marschalls Ney. Als dieser nach der zweiten Restauration, allerdings mit Recht, processirt und verurtheilt wurde, konnte es die Herzogin von Angoulème der Bitterkeit ihres Hasses nicht abgewinnen, ein Wort der Fürbitte für den Gatten einer Frau einzulegen, deren Mutter um ihrer Mutter willen gestorben war!

Die Prinzessin wies also den Pfarrer von Sainte-Marguerite mit seinem Anliegen ab, vorgebend, „die Lage der Könige sei furchtbar und sie dürften und könnten nicht alles thun, was sie wollten". Gerade zu dieser Zeit aber

haben bekanntlich die Bourbons alles gethan, was sie wollten, auch das Dümmste und Unverantwortlichste, was nur immer eine rasende Reaktionspartei ihnen eingab. Die Wahrheit ist, der Hof wollte, wie von dem Dauphin überhaupt, so auch von seinen angeblichen Ueberresten schlechterdings nichts wissen und hat jeden Versuch, auf eine Untersuchung der räthselhaften Umstände, welche das Leben und den angeblichen Tod des Prinzen im Tempel begleitet hatten, zurückzukommen, beharrlich und erfolgreich zu vereiteln gewusst.

Und aber, fragt nun der Leser, was ist das Ergebniß dieser langen Erörterung?

Ein ungelöstes Räthsel! In Frankreich zwar scheint man zur Zeit (1882) geneigt, dasselbe für gelöst anzusehen, d. h. anzunehmen, die Untersuchungen, Erörterungen und Schlußfolgerungen, welche Beauchène, Chantelauze und andere neuerdings angestellt und gezogen haben, ließen keinen Zweifel mehr zu, daß der Sohn Ludwigs des Sechszehnten und Marie Antoinette's am 20. Prairial des Jahres III (also am 8. Juni 1795) gestorben sei. Allein ich für meine Person will nicht verschweigen, daß auch die Arbeiten der genannten Franzosen mich noch immer nicht vollständig überzeugt haben. Ich kann mich daher noch immer eines leisen Zweifels nicht entschlagen, ob der am 8. Juni 1795 im Tempel verstorbene Knabe wirklich der Dauphin gewesen. Selbstverständlich entbehrt diese subjektive Ansicht des objektivhistorischen Werthes, so lange nicht nachgewiesen, nicht beweiskräftig nachgewiesen ist, was denn im Falle seiner Rettung aus dem Tempelgefängniß aus dem Prinzen geworden. Jeder bislang gemachte Versuch, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, hat sich unzulänglich, wenn nicht gar als Charlatanerie, als unbewusster oder auch als bewusster Betrug herausgestellt. Von den als Ludwig der Siebenzehnte Aufgetretenen hat keiner, wie ich nach sorgfältiger und wiederholter Prüfung der von ihnen vorgebrachten Behauptungen und Ansprüche versichern kann, seine Indentität mit dem Dauphin auch nur bis zum Grade der Wahrscheinlichkeit erwiesen. Am meisten von seinem Rechte überzeugt scheint der Uhr=

macher Naundorff gewesen zu sein. Die Möglichkeit einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Was ist aus dem Dauphin nach seiner Entführung aus dem Tempel geworden? könnte nur die Aufspürung, Bloßlegung und Verfolgung aller der fast zahllosen Intrikenfäden, welche zwischen den emigrirten Bourbons und ihren Anhängern in und außerhalb Frankreichs hin- und herliefen, an die Hand geben. Eine langwierige, schwierige und höchst unerquickliche Arbeit, die von Wissenden nur allenfalls ein solcher unternehmen möchte, welcher schlechterdings nichts besseres zu thun weiß. Denn was könnte er im glücklichen Falle für ein Resultat gewinnen? Die Befriedigung einer müssigen Neugier, weiter nichts. Lasst die Todten ihre Todten begraben![1]).

1) Als Kuriosum füge ich hinzu, daß, seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, mir aus einer großen norddeutschen Stadt in geheimnißvoll thuender Weise unterm 23. Juni 1865 die Nachricht zugefertigt wurde, der echte Dauphin sei allerdings aus dem Temple gerettet worden, aber keiner der unter seinem Namen aufgetretenen Prätendenten sei der echte gewesen. Der gerettete echte sei nach Bestehung von allerlei Abenteuern als Mitglied einer Schauspielertruppe nach Petersburg verschlagen worden, wo er dann eine bleibende Stätte gefunden. Im Sommer von 1844 sei sein Tod erfolgt und zwar in Karlsbad, wohin er zur Kur gegangen. Ich war doch neugierig genug, dem mir also dargebotenen Faden weiter nachgehen zu wollen, konnte jedoch statt der erbetenen weiteren Aufklärungen und Nachweise nur ängstliche Winke erhalten, man dürfe, so man die Hinterlassenen dieses „unzweifelhaften“ siebzehnten Ludwigs nicht gefährden wolle, zur Zeit näheres über das „Geheimniß“ noch nicht verlauten lassen.

Für Thron und Altar.

O, Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh euch, was habt ihr hier gethan?
Lenau.

1.

Beobachter und Urtheiler, welche der Meinung sind, die Mündigkeit der Völker sei ein Märchen, werden es nicht schwierig finden, die historischen Beweise hierfür aus der Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts massenhaft zu erbringen. Diese Geschichte ist ja nur der phrasenhaft redigirte Text zu der uralten und ewigjungen Weise: — Die Menschen sind da, einander zu quälen und zu vernichten. Sie haben es von Uranfang an so getrieben und werden es so treiben, bis eine glückliche Katastrophe im Weltall der unseligen Existenz des Erdballs ein Ende macht. Die Menschheit vermag Vernunft, Frieden, Freiheit und Glück nicht zu ertragen: sie ist nicht dazu organisirt. Unser deutscher Buddha, der, in Ermangelung eines Sitzes unter dem Asokabaum in indischer Waldeinsamkeit, an der Wirthstafel im Schwan zu Frankfurt am Main gesessen, Sakjamuni-Schopenhauer hat weislich gesagt: „Wie unser Leib auseinanderplatzen müsste, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre, so würde, wenn der Druck der Noth, Mühsäligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre,

ihr Uebermuth sich steigern, — wenn auch nicht bis zum platzen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja Raserei" [1]. So ist es; nur muß noch hinzugefügt werden, daß der den Menschen angelegte Kappzaum von Noth und Mühsal sie keineswegs abhält, zeitweilig in zügellose Narrheit, ja in Raserei auszubrechen. „Und das alles um Hekuba", d. h. um dieser kindischen Schrulle oder um jener kläglichen Marotte willen, — Glasperlen für Fidschi-Insulaner. Sie martern und morden sich darum, die hochcivilisirten Wilden von Europa, und nicht ihre angebliche „Humanität", sondern nur ihre Gastrosophie verhindert sie, einander nicht allein im figürlichen — wie sie ja thun — sondern auch im wörtlichen Sinne aufzufressen.

Daß man das alte und ewige Weltschmerzlied, wie es durch die Jahrtausende herabtönt, überhören könnte! Glücklich die Stockjobbers und Stockrobbers unserer Tage; denn die können es. In Wahrheit, diese praktischen Leute sind die rechten und einzigen Philosophen des Jahrhunderts. Sie sagen: Warum die Dummheit bekämpfen wollen? Beute, beutele sie aus, so du nicht auch ein Dummrian bist! Barnumisire dich, schwindle keck und frech mit in dem allgemeinen Schwindel; es giebt ja nur eine reale Tugend und die heißt Million. Wie du sie erworben, gleichviel; wenn du sie nur hast, behältst und mehrst, so darfst du dich fröhlich als einer der Erdengötter fühlen, welche, im Besitze von Palästen, Villen, Pferden, Hunden, Maitressen, Köchen und Lakaien, der „Ideologie" ein Schnippchen schlagen können. Genieße, was das Dasein bietet; es bietet ja des Genüßlichen doch gar viel, und denke niemals über den Kurszettel hinaus! Nur Thoren mit leeren Magen und abgeschabten Röcken brüten über dem „Welträthsel". Gescheide Leute nehmen die Welt, wie sie ist, nützen sie aus, halten sich an die Weltlust und überlassen den Weltschmerz den armen Teufeln von Denkern und Dichtern, welche sich ihr Lebenlang mit der fixen Idee der Weltverbesserung herumquälen

---

1) Parerga und Paralipomena, 2. A. II, 314.

und mit all ihrer Weisheit und Wissenschaft noch nicht *soweit* gekommen sind, zu wissen, daß die Welt nicht verbessert, sondern genossen und betrogen sein will.

Wenn es einem nur gegeben wäre, diesem zweifelsohne vortrefflichen Katechismus nachzuleben! Wenn man es nur dazu bringen könnte, das alte dumme Ding in der Brust zu schweigen und zu schwichtigen, daß es nicht mehr so unvernünftig sympathisch aufpochte, wenn von Recht und Wahrheit, von Freiheit, Vaterland, Humanität und dergleichen „unpraktischem Zeug“ mehr die Rede ist. Könnte man sich nur enthalten, den Reichthum nach seinem Ursprung zu fragen, den Pfaffen ins Gesicht zu lachen und, da die knechtischen Völker nicht hören wollen, die „Steine aufzurufen gegen die Tyrannen“[1]).

Aber man muß lernen, das alles zu thun oder zu lassen, und oh, die Zeit ist eine gute Lehrerin. Sie trichtert auch dem widerstrebendsten Schädel den Erfahrungssatz ein, daß die armen Ideale an der Mauer der Wirklichkeit allzeit die Köpfe eingerannt haben und einrennen werden; sie löscht das Feuer der Begeisterung mit den kalten Wasserstralen der Ironie, und wenn ein thörichtes Menschenherz über Gebühr lange jung bleiben will, so zerbricht sie es zwischen ihren pädagogisch-knöchernen Altjungfernfingern. ...

Wenn es wahr ist, — und es soll ja wahr sein — daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt die Aufeinanderfolge der Erscheinungen nach ewigen Gesetzen sich vollzieht, wohlan, so muß es auch mit Ergebung hingenommen werden, daß die Weltgeschichte mit der eisernen Unerbittlichkeit von Naturgesetzen arbeitet[2]). Alles Moralisiren und Deklamiren ist da gerade so eitel, wie wenn einer wähnte, mittels

---

1) . . . . I will teach, if possible, the stones
To rise against earth's tyrants.
Byron, Don Juan, VIII, 135.

2) Dagegen wird sich, den Satz cum grano salis verstanden, nicht eben viel einwenden lassen. Nur muß man im Auge halten, daß auch die Arbeit der Naturgesetze häufig genug den Anschein von Willkür

Gebeten und Predigten die Gesetze der Polarität und Elektricität abändern zu können. Mit derselben erhabenen Monotonie, womit in der Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten sich folgen, lösen in der Geschichte Stoß und Gegenstoß, Aktion und Reaktion, Aufklärungsversuche und Verdummungsphlegma, Freiheitsaufschwünge und Knechtschaftsbeflissenheit einander ab. Von Zeit zu Zeit, wann die Gesellschaft vollständig verschlammt, die sittliche Atmosphäre durch und durch verpestet, das öffentliche Gewissen taub, die öffentliche Zunge stumm und die Menschheit niederträchtig geworden ist, sammeln und entladen sich jene geschichtlichen Gewitter, welche man Revolutionen zu nennen pflegt. Die von denselben angerichteten Verheerungen sind furchtbar. Denn in solchen Gewitterzeiten geht in Erfüllung das Seherwort: —

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht" —

d. h. Bestie der Bestie oder, wenn's hochkommt, Pfahlbauer dem Pfahlbauer. Das kann man beklagen, aber nicht ändern; es wäre denn, daß die Herren Utopisten die Güte haben wollten, ihr Arkanum, die Menschen zu verengeln, endlich einmal in Anwendung zu bringen. So lange jedoch die Menschen Menschen bleiben, wird sich der weltgeschichtliche Vorschritt immer nur so bewerkstelligen, wie er bislang

---

und Laune hat, wenigstens im Einzelnen, während die gesetzliche Regelmäßigkeit mehr nur im Großen und Ganzen sich offenbart. Die Gegenwart übrigens ist wie dazu gemacht, die Generalisirungssucht der Nachbeter Buckle's zu verhöhnen. Der Proceß der Weltgeschichte ist ja dermalen wieder ein sehr individueller, persönlich-psychologischer oder vielmehr physiologischer geworden. Schade, daß der arme Buckle nicht mehr lebt. Denn es müsste von hohem Interesse sein, zu betrachten, wie der Mann, dessen Riesentorso von Werk niemand wärmer bewundern kann als ich, es anfinge, um die lumpige Thatsache, daß zur Stunde, wo ich dieses schreibe (1867) der Gang der Geschicke Europa's zunächst davon abhängt, ob Napoleon der Dritte nur mit oder aber ohne Anwendung des Katheders zu thun vermag, was er nicht lassen kann, mit den von ihm (Buckle) proklamirten ewigen Gesetzen der Weltgeschichteprocedur in Einklang zu bringen.

sich bewerkstelligte, d. h. stoßweise, gewaltsam, mittels schmerzlicher Krisen und wehvoller Katastrophen. Denn nun und nimmer werden die gemeinen Instinkte und selbstsüchtigen Leidenschaften, niemals wird der Unverstand, das Vorurtheil, der Afterglaube gutwillig das Feld räumen. Ueberall und allezeit wird die Reform zu schwach sein, diese Feinde des Menschengeschlechtes aus ihren Verschanzungen hinauszumediciniren. Um solche Geschwüre am socialen Körper auszuwurzeln und auszubrennen, müssen Eisen und Feuer in Anwendung kommen; denn leider — mit einem zu sprechen, welcher, so es möglich, gerne die Steine aufgerufen hätte gegen die Tyrannen —

„Denn, leider, Revolution allein
Kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n."

Leider! Die Geschichte der französischen Revolution illustrirt dieses „Leider" so nachdrucksam-anschaulich, daß seine Furchtbarkeit selbst blödesten Augen klar sein könnte und sollte.

Aber es ist mit der Illustration viel falsches Spiel getrieben worden. Eine unterthänige Geschichteschreibung nämlich hat sich e i n e r Seite des tragischen Gemäldes bemächtigt, um daraus ein Bilderbuch, ein Schreckbilderbuch für politische Kinder zusammenzukleistern, — für politische Kinder, welchen man ja, vorab in Deutschland, bis zur Stunde einbilden, einpredigen, einschwindeln konnte und kann, Revolutionen würden willkürlich gemacht, von Sprudel- und Strudelköpfen, von Habenichtsen und Taugenichtsen, von einer Handvoll „Literaten, Advokaten und Juden" willkürlich gemacht und aus purem Muthwillen. Um dieses Dogma für die gläubige Kinderdummheit und die unerschöpfliche Völkergeduld an- und einnehmlicher zu machen, haben Historiker der bezeichneten Sorte keine Mühe gescheut, in dem erwähnten Schreckbilderbuch die Gräuel der französischen Revolution in die grellste Beleuchtung zu rücken, und es wäre ihnen das keineswegs zu verdenken, falls sie nur inbetreff der Gräuel der Gegenrevolution ebenso verfahren wären. Allerdings findet jene Fieberraserei der revolutio-

nären Energie, welche in furchtbarer Steigerung von den Septembertagen 1792 bis zum Hochsommer 1794 währte, ihre ausreichende Erklärung in den maßlosen Ausschweifungen des Despotismus, welche der großen Umwälzung vorausgegangen waren; allein dessenungeachtet sollen die Thaten jener Raserei bei keiner Gelegenheit der nachdrücklichsten Brandmarkung entgehen. Wer jedoch mit gleichem und gerechtem Maße misst, der wird nicht allein den rothen Schrecken verdammen, sondern auch und ebenso streng den weißen, d. h. die grässlichen Orgien der Reaktion, welche sofort mit dem 9. Thermidor (27. Juli) von 1794 eingetreten ist, nachdem sich zum Sturze Robespierre's und seiner Freunde die gewissenlosesten Halunken mit den ärgsten Blutmenschen zusammengethan hatten, Bösewichte, welche, wie der Chef der Bande, Tallien, bis an die Kniee in dem garstigsten Schmutze der Revolution gewadet waren.

Es ist aber merkwürdig, wie leicht und glatt dieselben „korrekten" Historiker und Publicisten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erschöpfen, um den rothrepublikanischen Schrecken zu verdonnern, über die Abscheulichkeiten und Grässlichkeiten wegschlüpfen, welche der weißroyalistische Schrecken von 1794—95 in Scene gesetzt hat. Natürlich übrigens! Für Thron und Altar ist ja alles erlaubt. Mag jedoch dieser Grundsatz mit so schamloser Offenheit gepredigt und geübt werden, wie in unserer niederträchtigen Zeit geschieht, immerhin gibt es noch einen über die trübe Sphäre der Knechtseligkeit, über die wüste Region zügelloser Parteileidenschaft hocherhabenen Standpunkt der Sittlichkeit, von welchem herab die echte und rechte Seherin Historia den Wahrspruch thut: — Die rothen Schreckensmänner handelten sittlicher als die weißen; denn jene standen in Bann und Zwang einer großen Idee, während diese nur von der gemeinsten Selbstsucht getrieben wurden.

Außerdem ist noch wohl zu beachten, daß der rothe Schrecken seine Bestrafung an sich selber vollzog, wogegen der weiße straflos blieb. Denn auch in Folge jener grausamen Ironie, welche das Verhängniß so oft zu zeigen

liebt, die in der Zeit von 1793 und 1794 umgehenden Eumeniden da und dort einen abgefeimtesten Schuft (z. B. einen Talleyrand) oder einen verhärtetsten Schurken (z. B. einen Fouché) verschonten, so haben sie doch an den Handhabern des rothen Terrorismus in Masse ihr unerbittliches Gericht vollzogen. Die Priester, Leviten und Küster des weißen Schreckenskultus dagegen ließen sie laufen, als hätten sich die erhabenen Rachegöttinnen mit der Bestrafung dieser Elenden nicht die Hände besudeln mögen.

Der weiße Schrecken — „la terreur blanche“, also genannt, weil im Dienste der bourbonischen Farbe arbeitend — hat sich unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris noch genöthigt gesehen, die republikanisch bemalte Seidepapiermaske vorzustecken. Er wurde innerhalb der Hauptstadt und ihrer Umgebungen insbesondere von der sogenannten „goldenen Jugend“ (jeunesse dorée) gehandhabt, welche Raub und Mord zu einem Zubehör eleganter Lebensführung machte und die meuchlerische Verfolgung republikanischer Gesinnung förmlich in die Mode brachte und zwar mit einer Frivolität, welche jeden erschaudern lassen muß, der es in Fragen des Rechts und der Menschlichkeit noch nicht bis zu der absoluten Gleichgiltigkeit und Fühllosigkeit der Stockjobberei der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat. Der Osten und Norden Frankreichs, wo die Bevölkerungen fest zur Republik standen, blieb von der Pest des weißen Schreckens ganz unberührt oder wurde wenigstens nur da und dort flüchtig davon gestreift. Auch im Westen, sogar die Vendée nicht ausgenommen, zeigte sie sich nur sporadisch. Dagegen wüthete sie so recht im Süden und Südosten, wo ja seit der Austilgung albigensischer Kultur Pfafferei, Volksverdummung und rohe Leidenschaftlichkeit stets Lieblingsstätten besessen hatten. Lyon und Marseille waren darum Mittelpunkte der weißen Gräuelwirthschaft, welche wir uns jetzt näher ansehen wollen.

2.

Hören wir zuvörderst einen Augenzeugen ab, Charles Nodier, welcher aus eigener Anschauung geschildert hat, wie der weiße Schrecken in seiner Gestaltung als elegante pariser Mode zur Erscheinung kam[1]). Die Summe dieses Zeugnisses ist etwa diese: — Der rothe Schrecken hatte großen Kynismus in der Tracht, spartanische Mäßigkeit bei Gastmählern und eine tiefe Verachtung gegen alle Feste und Schauspiele gezeigt und gefordert, welche nicht durch ihren wilden Pomp an die tragischen Mysterien seiner Saturnalien gemahnten. Der weiße Schrecken dagegen war elegant und sogar geschniegelt; er weckte den Geschmack an Festlichkeiten und Bällen wieder auf, er brachte alle die Launen des Luxus, alle die Zügellosigkeiten der Wollust zurück, wie sie die vornehme Jugend vor Zeiten in dem Boudoir der Dubarry kennen gelernt hatte. Die Sitten der Schreckenszeit waren von widerlicher Plumpheit gewesen; die der thermidorischen Reaktion dagegen waren von raffinirter Schamlosigkeit und die abscheuliche Verfeinerung des Lasters überzog die wilde Grausamkeit mit einem Firniß, welcher ihre Hässlichkeit nur erhöhen konnte. Es gab weiße Terroristen, welche nicht weniger grausam waren, als Marat gewesen, die aber so stralend von Jugendschöne, so gewandt und feingebildet sich darstellten, daß sie alle Frauenherzen hinter sich herzogen, wenn sie, eine Wolke von Ambraduft um sich verbreitend, einen Salon betraten.

In Paris machten sich, wie schon angedeutet worden, die schlimmsten Seiten des weißen Schreckens weniger fühlbar. Die „goldene Jugend“ ließ hier ihren reaktionären Uebermuth hauptsächlich in Straßenprügeleien mit den Ueberbleibseln des Jakobinismus, in theatralischen Pasquinaden und in allerhand sonstigen Schaustellungen und Demonstrationen

---

1) Nodier: Souvenirs de la révolution et de l'empire, 6 édit. I, 111 seq.

aus. Zu den letzteren gehörten auch die sogenannten „Bälle der Opfer“ (bals des victimes oder bals à la victime), auf welchen man Trauer tanzte und zu welchen nur solche Frauen und Mädchen Zutritt erhielten, welche ein Mitglied ihrer Familie durch die Guillotine verloren hatten. Das vorgeschriebene Ballkostüm der Tänzerinnen musste dem Anzug ähnlich sein, in welchem ihre Mütter oder Schwestern oder Tanten unter dem Fallbeil gestorben waren: sie mussten daher ein weißes Kleid, ein rothes oder schwarzes Brusttuch und die Haare ganz kurz über dem Nacken abgeschnitten tragen [1]).

Anderwärts dagegen, an den Hauptstätten seiner Thätigkeit, an Orten wie Lyon, Nimes, Marseille, Afix und Tarascon, mischte der weiße Schrecken auch in seiner eleganten Erscheinungsform dem Bizarren das Entsetzliche bei. Vielleicht hat man nie und nirgends die gesetzliche Autorität so lange außer Kraft und die Willkür der Racheluft so keck die Stelle des Gesetzes usurpiren gesehen. Meuchelmorde wurden vollzogen, als wären es gerichtliche Urtheile, am hellen Tage, auf offener Straße, und wehe den Vorübergehenden, wenn sie etwas dagegen hätten sagen wollen! Die Theorie des Mordes war in die höheren Gesellschaftklassen gedrungen und in den Salons wurden Geheimnisse des Meuchelns gelehrt, vor denen die Insassen der Bagnos sich entsetzt hätten. Am Whisttische wurden förmliche Mordpartieen gespielt, und wenn dann einer der Spieler aufstand, gab er sich nicht einmal die Mühe, es mit gedämpfter Stimme zu sagen, daß er jetzt ginge, jemand zu tödten. Die Frauen, sonst die sanften Vermittlerinnen zwischen den Leidenschaften der Männer, betheiligten sich eifrig an

1) Der Graf D'Allonville hat in seinen „Mémoires secrets“, IV, 79, die Opferbälle als einen Mythus oder, wie er sich ausdrückt, als einen Roman bezeichnet. Allein die anderen zeitgenössischen Bezeugungen lauten so bestimmt und übereinstimmend für die Thatsächlichkeit dieser Frivolität, daß sie als historisch festgehalten werden muß. Vgl. Mercier III, 29, sowie das sehr fleißige Buch „Histoire de la société française pendant le directoire“ par Edmond et Jules de Goncourt, 2. édit p. 143.

diesen Morddebatten und Blutspielpartieen. Die Megären des rothen Schreckens, die „Guillotinefurien“, hatten Miniaturguillotinen als Ohrbommeln getragen; die „anbetungswürdigen Furien“ des weißen Schreckens trugen Miniaturdolche als Haarpfeile und Busennadeln. Man konnte einen jungen Stutzer („Muscadin“) im kurzschößigen Rock, in einer Weste von gemsfarbigem Pelzsammet, mit seinen langen, gepuderten, zu beiden Seiten in Gestalt von „Hundsohren“ auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit seinem aufgebundenen Zöpfchen und seiner wulstigen grünen Halsbinde in ein Damenboudoir treten und mit einem blutbefleckten Finger nach der Bonbonnière der schönen Insassin langen sehen. Dieser blutbefleckte Finger, der einzige Theil seiner zarten Hand, welchen mit englischer Seife in Berührung zu bringen er sich sorgfältig gehütet hatte, sollte der Dame stummberedt sagen: Der zwischen uns vereinbarte Mord ist vollbracht und ich komme, den Mordminnesold einzukassiren.

Es ist überhaupt zu betonen, daß und wie sehr im weißen Schrecken mit der vornehmen Mordlust die vornehme Lüderlichkeit sich verband. Zu Montbrisson schleppte eine Bande von weißen Schreckensmännern eine Schar von Frauen, deren Gatten als Republikaner bekannt und geächtet waren, unter den Freiheitsbaum, zog im hellen Sonnenschein die Erbarmungswürdigen splitternackt aus und peitschte sie mit Ochsensehnen, um sich an den Zuckungen der grausam Misshandelten zu ergötzen. Der rothe Schrecken hatte doch mitunter vor weiblicher Schönheit und Opferfreudigkeit, vor der heldischen Liebe einer Gattin, einer Tochter, einer Schwester die Mordfaust gesenkt. Die Septembermörder von 1792, die Mörder in Lumpen, die Mörder um Taglohn, sie hatten inmitten des sie umnebelnden Blutdampfes ein menschliches Regen und Rühren empfunden, als die Tochter des Herrn von Sombreuil sich schützend vor ihren Vater stellte, und hatten der Flehenden das Leben des Greises geschenkt. Den gleichen Triumph kindlichen Heroismus hatten dieselben „Schwielenfäuste“ auch der

Tochter Cazotte's bewilligt. Selbst die rasende Horde Marats war in ein Gemurre der Entrüstung ausgebrochen, als der Henker die Ruchlosigkeit begangen hatte, die jungfräuliche Wange von Charlotte Corday's abgeschlagenem Haupte durch einen Backenstreich zu beschimpfen. Der weiße Schrecken aber in seinem Wüthen für Thron und Altar kannte kein Erbarmen, weder mit Mann noch Weib noch Kind, weder mit den Lebenden noch mit den Todten. Die Mörder in Sammetwesten und seidenen Strümpfen waren über alle menschlichen Regungen hinweg. Sonst hätten sie nicht eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches sich schluchzend auf den Leichnam seines von ihnen erwürgten Vaters warf, weggerissen, nackt ausgezogen und durchgepeitscht. Sonst auch hätten sie nicht zu Ile, in der Nachbarschaft von Avignon, einer Frau den Arm abgehauen, welchen sie ausstreckte, um ihren unter den Dolchen der Mörder zusammensinkenden Gatten zu stützen und zu schützen.

Der rothe Schrecken hatte sich im Revolutionstribunal eine gesetzliche Organisation gegeben. Der weiße Schrecken verachtete und verschmähte solche Formalitäten und organisirte sich kurzweg in Form von Mörderbanden. Diese führten die Namen „Kinder der Sonne" oder „Gesellen der Sonne" (enfants ou compagnons du soleil) und „Genossenschaften Jesu" (compagnies de Jésus). Ob in der letzteren Bezeichnung eine Beziehung zum Jesuitenorden liegen sollte, ist nicht klar, kann aber doch nicht so ganz unwahrscheinlich erscheinen, falls man erwägt, daß der weiße Schrecken ganz deutlich auf die Restauration des Ancien Régime abzielte. In zeitgenössischen Berichten wird jedoch sehr bestimmt hervorgehoben, daß die Benamsung „Genossenschaften Jesu" nur irrthümlicher Weise zu einer gäng und gäben geworden sei. Denn der eigentliche und ursprüngliche Name der zu Banden gescharten Rückschrittler habe „Gesellen Jehu's" gelautet, in Erinnerung an jenen König in Israel, welchen der Prophet Elisa gesalbt hatte unter der Bedingung, daß er das Haus Ahab und die Balspriester ausrotten müsste.

Die Gesellen der Sonne nun und die Gesellen Jehu's,

durch Gemeinsamkeit der Anschauungen, Interessen und Wünsche verbunden, bündisch gegliedert, mittels Zeichen und Losungen eng aneinander geschlossen, schwammen lustig in der trüben Flut der Anarchie, welche sich nach dem 9. Thermidor über Frankreich ergossen hatte. Die Regierungsmaschine, wie sie der Konvent sich gezimmert, war freilich noch vorhanden; allein der energische Impuls, welcher dieselbe während des rothen Schreckens gelenkt und im Gange erhalten hatte, war dahin und so lotterte und lahmte sie denn kläglich. Um so mehr, da die auch zur thermidorischen Zeit, wie früher, in die Provinzen gesandten Konventskommissäre an manchen Orten unter dem Vorgeben, die Ueberreste des Jakobinismus zu bekämpfen, mit der royalistisch-bourbonischen Reaktion geheim oder offen gemeinschaftliche Sache machten. Daher kam es, daß von Lyon an abwärts im ganzen Südosten von Frankreich der bündisch organisirte weiße Schrecken für eine Weile die einzige thatsächliche Macht und Gewalt gewesen ist. In diesen Gegenden galt Jakobinismus und Republikanismus für schlechthin einerlei, und maßen der von den Thermidoriern beherrschte Konvent allenthalben massenhafte Verhaftungen über den „Schweif Robespierre's" verhängt hatte, so strotzten die Gefängnisse von Opfern, welche dem Mordstahle der royalistischen Rückschrittsfanatiker schutzlos preisgegeben waren.

3.

Man hat Mühe, selbst angesichts unanfechtbarster Zeugnisse, an den Kynismus zu glauben, womit die Herrschaft des Mordes für Thron und Altar sich aufthat. Lyon, damals wie heute ein Lieblingssitz der Finsterniß, ging voran. Die Jehuiten und Sonnengesellen trugen hier als Partei- und Erkennungszeichen eine weiße Hutschnur, in Erwartung einer baldigen Wiederaufpflanzung der weißen

Fahne. Die Stadt wimmelte von Emigranten, welche, auf die Lässigkeit oder das heimliche Einverständniß der Thermidorier rechnend, zurückgekehrt waren und in die Mordbanden sich einreihten. Es ist ganz falsch, zu behaupten oder zu glauben, die Schlächtereien seien nur das Resultat eines ersten und unwiderstehlichen Rachereizes auffeiten der Royalisten gewesen. Im Gegentheil, sie waren eine systematisch gegen die Republikaner organisirte Bartholomäusnacht.

Daraus erklärt es sich auch, daß unter den Opfern so viele Männer sich befanden, welche dem rothen Schrecken mit standhafter Energie entgegengewirkt und die Bestrafung rother Schreckensmänner angeregt und durchgesetzt hatten. Ein recht auffallendes Beispiel hiervon war der an dem Bürger Redon vollbrachte Mord, an demselben Redon, welcher einer der Richter gewesen, die über das Scheusal Carrier den Todesspruch gefällt hatten. Er begegnete einer Rotte Jehuiten. „Du bist kein Terrorist — schrieen sie ihn an — du bist ein ehrlicher Mann; aber du bist ein Republikaner!“ Und damit erwürgten sie ihn.

In den letzten Tagen des Aprils und in den ersten des Mai von 1795 waltete der weiße Schrecken schrankenlos in Lyon. Sonnengesellen und Jehuiten durchstürmten die Straßen und machten jeden und jede nieder, die ihnen missfielen; nämlich die „Mathevons“ und „Mathevonnes“, welchen Spitznamen man den Republikanern und Republikanerinnen gegeben hatte. Man sah erwürgte Frauen auf den Schwellen ihrer eigenen Häuser liegen. Mitunter ließen sich die Mörder herbei, die Leichname ihrer Schlachtopfer aufzuheben und in die Rhone oder Saone zu werfen. Das Geräusch, welches die ins Wasser fallenden Leichen verursachten, wurde mit der lachenden Bemerkung begleitet: „Wieder ein Mathevon weniger!“ Royalistische Damen waren eifrig dabei, die „goldene Jugend“ zum Mordgeschäft anzueifern; die frommen, d. h. alten und hässlichen citirten zu diesem Zwecke alttestamentliche Blutverse, die jungen hübschen und galanten verhießen Schäferstunden. In Folge solcher Reizungen waren die royalistischen Stutzer gegen jede Regung

von Erbarmen gestählt. Als die Sonnengesellen eines Tages durch die Straßen paradirten, ließ eine siebzigjährige Frau die harmlose Bemerkung fallen: „Die Muscadins haben eine flotte Tournüre“ — und sogleich packten sechs „Muscadins“ die arme Greisin, schleppten sie zur Saonebrücke, schlugen ihr den Schädel ein und warfen sie in den Fluß.

Der Hauptmordtag in Lyon und Umgebung war der 5. Mai. Die Jehuiten ordneten sich in drei Banden, welche drei mit angeblichen Terroristen und Terroristinnen angefüllte Gefängnisse, des Recluses, Saint-Joseph und das zu Roanne, zu Zielen nahmen. Die Gefängnisse wurden erstürmt und sechsundachtzig Gefangene abgeschlachtet, worunter sechs Frauen. Eine siebente warf sich, als die Streiter für Thron und Altar das Gefängniß anzündeten, um etwaigen Widerstand der Schlachtopfer kurz abzuthun, mit ihrem Kind an der Brust von der Zinne eines Thurmes in die Flammen.

Aber thaten denn die Behörden gar nichts zur Sühnung dieses Gräuels? Doch! Die Mörder wurden der Form halber zu Roanne vor Gericht gestellt, aber mit Glanz freigesprochen. Sie hielten dann einen Triumpheinzug in Lyon, wobei schöne Damen ihren Weg mit Blumen bestreuten, und am Abend wurden sie hierauf im Theater förmlich bekränzt. „Rufen wir doch“ — hieß es während dieser Orgie — „den kleinen Kapet zum König aus. So wird Lyon die Hauptstadt des Königreichs werden.“

Und die thermidorischen Konventskommissäre, sie sahen das alles unthätig so mit an? Freilich, und nicht nur das, sondern sie ermunterten und ermuthigten sogar mittelbar oder unmittelbar den mordlustigen Rückschritt. Einer derselben, Chambon, schrieb am 10. Mai aus Marseille an den Konvent: „Wie seufze ich über die Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten! Die Verschleppung der (gegen die verhafteten Republikaner angestrengten) Processe verwirrt die bestgesinnten Leute. Thut doch einen Generalschlag (frappez donc un coup général)!“ Nun, der

„Wächter des Gesetzes“ sollte nicht länger auf solche von ihm geforderte Generalschläge zu warten haben. Sie geschahen unter seinen eigenen Augen und unter denen seiner beiden Kollegen Cadroy und Isnard.

An demselben 10. Mai, an welchem Chambon über die „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ seufzte, machte sich eine Bande von Jehuiten und Sonnenburschen aus Marseille nach dem fünf Stunden entfernten Aix auf, mit dem laut ausgesprochenen Entschlusse, die dortigen mit „Jakobinern“ angefüllten Gefängnisse zu säubern („purger“). Die Mörder marschirten zu Fuße, wesshalb es den Herren Chambon, Cadroy und Isnard leicht gewesen wäre, dieselben mittels Inmarschsetzung von Reiterei, welche sie in Marseille zur Hand hatten, zu überholen. Allein die Herren Thermidorier, mit deren Herrschaft ja, wie die „korrekte“ Geschichtelüge lautet, die Menschlichkeit in Frankreich wieder zur Geltung kam, dachten gar nicht daran, Leuten, welche die beseufzenswerthe „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ etwas beschleunigen wollten, ein Hinderniß in den Weg zu legen. So „purgirten“ denn die Gesellschaftsretter von damals am 11. Mai von 1795 zu Aix tüchtig darauf los. Das mörderische Trauerspiel zerfiel in zwei Akte. Im ersten wurden 29 Gefangene abgeschlachtet, im zweiten 44, worunter 2 Frauen. Die eine derselben Madame Fassy, stillte gerade ihr vier Monate altes Kind, als die ritterlichen Kämpen für Thron und Altar in das Gefängniß drangen. Man entreißt ihr den Säugling, streckt sie mit einem Pistolenschuß nieder, zerstampft das Kind vor den Augen der sterbenden Mutter und reißt dann die noch Athmende förmlich in Stücke. Einem der Gefangenen gab die Todesangst den gescheiden Einfall ein, den Mördern zuzuschreien: „Ich bin kein Republikaner, sondern ein Falschmünzer!“ Er wurde geschont. Der Häuptling der Jehuiten bei dieser Unternehmung, ein gewisser Rolland, erfreute sich des vertrauten Umgangs mit dem Konventskommissäre Chambon, speiste an dessen Tafel und fuhr in dessen Wagen.

Aehnliche Schlächtereien wie in Lyon und Aix fanden

statt in Avignon, in Nimes, in Isle, in Sisteron, in Toulon, in Montélimart, in Saint-Etienne, in Montbrisson, in Bourg, in Lons-le-Saulnier und anderwärts.

Ausgezeichnet aber durch grausame Ausklügelung war das Verfahren der Mordbuben am 24. Mai zu Tarascon. Nachdem sie in dem Gefängnißthurm, welcher auf einem hohen Uferfelsen der Rhone stand, der gefangenen Republikaner sich bemächtigt hatten, wollten sie sich mit der bloßen Abschlachtung derselben nicht begnügen, sondern noch dazu ein Schauspiel geben und genießen. Zur Bequemlichkeit der Zuschauer waren längs der Straße, welche von Tarascon nach Beaucaire führt, Stühle und Bänke hingestellt und bald besetzt, insbesondere von Priestern und sonstigen Frommen. Dies geschehen, wurden 24 Gefangene, einer nach dem andern, von den Zinnen des Thurmes auf die Felsen am Stromufer herabgestürzt, und wenn die Glieder der Unglücklichen an den Klippen und Zacken zerrissen und zerschellten, brachen die Zuschauer in kanibalische Beifallsbezeugungen aus.

Die Behörden der Stadt nannten den ganzen Gräuel in ihrem amtlichen Bericht einen verdrüßlichen Vorgang („un fâcheux événement"), bei welchem jedoch nur 24 Gefangene zu Grunde gegangen seien („s'est borné à la perte de vingtquatre prisonniers"). Dies war geradezu ein Wink für den weißen Schrecken, das Versäumte nachzuholen. Er that es, indem er am 20. Juni abermals in Tarascon „arbeitete" und noch weitere 23 Gefangene mordete, worunter 2 Frauen.

4.

Fünfzehn Tage zuvor, am 5. Juni, hatte der Mord für Thron und Altar zu Marseille im großen Stile gearbeitet.

Hier war der Pintenwirth Robin der General der Jesuiten und Sonnenkinder, welche zu dem Kommandanten des Fort Saint-Jean und zu dessen Sekretär in vertrauten Beziehungen standen. Der Kommandant hieß Pagès, der Sekretär Manoly. Beide waren als leidenschaftliche Gegenrevoluzer bekannt. Dessenungeachtet und obgleich man allgemein wusste, daß die Jesuiten das Leben der politischen Gefangenen bedrohten, womit das Fort angefüllt war, ließ der Konventskommissär Cadroy die genannten beiden Herren in ihren Stellungen, als wollte er der Mordrotte die Wege möglichst ebnen. Sie zögerte daher nicht, dieselben zu betreten. Um 8 Uhr Abends am bezeichneten Junitage waren die Sonnenburschen im Fort Saint-Jean und an der „Arbeit“, nachdem der Kommandant dafür gesorgt hatte, die Gefangenen ja recht vollständig wehrlos zu machen, indem er ihre Kleider durchsuchen und ihnen sogar die Federmesser und Nägelscheeren wegnehmen ließ.

Es saßen damals, noch von der rothen Schreckenszeit her, auch zwei Prinzen im Fort Saint-Jean gefangen: der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, Söhne des Duc d'Orléans-Egalité. Sie waren vom Fenster ihres Gefängnisses aus Ohrenzeugen und zum Theil auch Augenzeugen der gräßlichen Schlächterei. Montpensier hat in seinen Memoiren schaudernd davon erzählt. Er bezeugt ausdrücklich, daß die Jesuiten lauter gut und modisch gekleidete junge Männer gewesen seien, und er konnte sich dieselben aus nächster Nähe ansehen, da ihrer ein Dutzend in die Kerkerzelle der Brüder eindrang, um daselbst den Kommandanten und dessen Sekretär zu verwahren, die sich zum Scheine hatten gefangen nehmen lassen. Die gefangenen und zum Tode bestimmten Republikaner waren in verschiedenen Abtheilungen in die Kasematten des Fort eingepferchet. „Wir hörten — erzählt der Sohn Egalité's — die Pforte eines der Kerker im zweiten Hofe einschlagen und sofort vernahmen wir Rufe des Entsetzens und herzzerreißendes Geröchel, übertönt von wildem Freudengejauchze, so daß uns das Blut in den Adern erstarrte.“

In der ersten Kasematte, welche sie erbrochen hatten, schlachteten die ritterlichen Kämpen für König und Kirche 25 Gefangene ab. Es muß eine wahre Höllenbreughel-Scene gewesen sein, dieses beim Geflacker von etlichen Fackeln unter der düsteren Wölbung der Kasematte vollbrachte Gewürge. Das beklagenswertheste Opfer war ein blutjunger Mann, welcher, in der Armee an der Gränze für sein Vaterland fechtend, mit Urlaub nach Marseille geeilt war, um seinen gefangenen Vater zu besuchen, und sich nun zu dieser Unglücksstunde gerade bei diesem befand. Die Mörder erschlugen den Greis erst, nachdem sie ihm den Sohn in den Armen erdolcht hatten.

Zwei volle Stunden wirthschaftete die Mordbande ganz nach Belieben in den Räumen von Saint-Jean. Und wo war und was that derweil Monsieur Cadroy, der Repräsentant des thermidorischen „Regiments der Menschlichkeit?" Er ging harmlos und friedsam in den Straßen von Marseille spazieren. Noch mehr, er hatte dem Platzkommandanten der Stadt, welcher Generalmarsch schlagen und eine Kompagnie Grenadiere zum Schutze der Gefangenen in das Fort hinaufschicken wollte, beides untersagt.

Um 7 Uhr Abends brüllten in Saint-Jean Kanonen. Die Jehuiten waren daran, mit Kartätschen durch die Thoröffnung eines der Gefängnisse zu feuern. Auch warfen und schoben sie, wie der Herzog von Montpensier meldet, Packete angezündeten Schwefels und Bündel entflammten Strohs durch die Luftlöcher der Kasematten, um die unglücklichen Insassen zu ersticken.

Endlich, um 8½ Uhr, erschien Cadroy, welchem der Platzkommandant der Stadt keine Ruhe mehr gelassen hatte, mit seinen beiden soeben aus Toulon angelangten Kollegen Chambon und Isnard im Fort, d. h. zunächst vor der Zugbrücke, welche die Jehuiten aufgezogen hatten. Als sie, von einer ausreichenden Anzahl von Grenadieren und Husaren gefolgt, befahlen, daß die Zugbrücke niedergelassen werden sollte, und der Ruf: „Da sind die Volksrepräsentanten!" erscholl, schrie einer der Sonnenburschen: „Ich kümmere

mich den Teufel um sie! Kommt, Kameraden, an's Geschäft! Wir werden bald damit zu Rande sein."

Derweil wurde doch die Zugbrücke niedergelassen und die Konventsdeputirten betraten die blutdampfende Mordstätte. Dem Berichte von Montpensier zufolge hätten sie es gethan mit dem an die Mordbuben gerichteten Zuruf: „Im Namen des Gesetzes, lasst ab von dieser grässlichen Schlächterei! Hört auf, euch einem gehässigen Rachegefühle hinzugeben!" Allein es ist mit Betonung anzumerken, daß der Prinz diesen Umstand nicht als Augen- oder vielmehr Ohrenzeuge, sondern nur vom Hörensagen meldet. Dagegen ist durch aktenmäßig festgestellte Zeugenaussagen eine erdrückende Wucht von Schuld auf Cadroy's Haupt gehäuft. Als der thermidorische Konventskommissär den innern Hof des Fort betrat, wo die Kantine sich befand und das Würgegeschäft noch immer fortging, rief er den Mördern zu: „Was macht ihr für einen Lärm? Könnt ihr, was ihr thut, nicht geräuschlos thun? Hört auf, zu schießen! Das verursacht Aufsehen und bringt die Stadt in Alarm." Dann trat er in die Kantine mit den Worten: „Sonnenkinder, ich bin an eurer Spitze; ich werde, wenn es sein muß, mit euch sterben. Aber hattet ihr nicht hinlänglich Zeit zu eurer Arbeit? Hört jetzt auf! Es ist genug." Die Jehuiten umringten ihn, wilde Proteste hervorschreiend. Da sagte er: „Nun wohl, ich gehe. Thut euer Werk!" Gerade so hatte der Chef der Thermidorier, Schuft Tallien, als Sekretär der „Kommune" vordem zu den Septembermördern von 1792 gesprochen.

Selbstverständlich sind die Verüber der Gräuel im Fort Saint-Jean unbelästigt und unbestraft geblieben. Der mit den Konventskommissären in das Fort gekommene Kommandant Le Cesne hat bezeugt, daß seine Grenadiere, empört über das Grässliche, was sie mitansehen mussten, verschiedene der Schlächter ergriffen, daß aber Cadroy dieselben sofort eigenhändig befreite. Am Schlusse der Blutorgie wurden dann freilich 14 Jehuiten gefangengenommen, aber schon zwei Tage darauf wieder freigelassen. Das am 6. Juni

aufgenommene Protokoll zählte 88 Ermordete mit Namen auf. Die Gesammtzahl derselben betrug aber nahezu 200. Sehr viele Leichname waren, weil halb oder ganz verkohlt, gar nicht wieder zu erkennen. Auch hier, wie anderwärts hatte der Mord keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht. Etliche Tage nach der Schlächterei sagte ein Jesuit zu einem der noch am Leben gebliebenen Gefangenen: „Ich habe ein Ohr deiner Frau in meiner Dose. Willst du es sehen?"

So der Blick von den massenhaften Metzeleien entsetzt sich abkehrt, begegnen ihm anderwärts zur Zeit, wo der weiße Schrecken an der Tagesordnung war, mörderische Einzelfälle, die unsern Schauder ins Unerträgliche steigern. Um so mehr, da mit der schnödesten Unmenschlichkeit eine wahrhaft englisch-anglikanische Heuchelei sich verband. Die Reden, die Journale, die Edikte der Thermidorier überflossen von Gerechtigkeit und Milde; alle modischen Damen trugen nach dem Vorgange von Talliens Maitresse, Therese Cabarrus, Gerechtigkeitsmieder („corsets à la justice") und Menschlichkeitshauben („bonnets à l'humanité"): aber derweil machte der thermidorische Rückschritt sich einen Spaß daraus, seine Opfer nicht selten mit einem satanischen Raffinement der Grausamkeit zu Tode zu quälen.

Es kamen damals in den Gefängnissen Scenen vor, wie sie Ugolino in der Hölle des Dante erzählt. In Sisteron marterten die Jesuiten den Bürger Bryssand eine ganze Nacht hindurch, bevor sie ihn am Ufer der Durance in Stücke hieben. Zu Moingt ward einem achtzigjährigen Greise der Schädel mittels Kieselsteinen langsam zu Brei zerrieben. In Saint-Etienne schlugen die Sonnenkinder eines ihrer Opfer an's Kreuz. Den Bürger Brasseau begruben sie lebendig .... Die Gesammtsumme der vom thermidorischen Rückschritt Vernichteten genau oder auch nur annähernd genau anzugeben, ist keine Möglichkeit vorhanden. In der Provence allein belief sie sich in die Tausende.

Also hat der weiße Schrecken für Thron und Altar gearbeitet. „Der Zweck heiligt die Mittel", wisst ihr? und

für Kirche und König ist alles nicht nur erlaubt, sondern auch geboten. Zwar hat ein vonseiten der bekannten frommen und loyalen „Respektabilität“ seines Heimatlandes verfehmter Dichterlord in dem genialsten seiner Strafgedichte den Zornschrei ausgestoßen:

„Each brute hath its nature, a king's is to reign;
To reign! in that word see, ye ages, comprised
The cause of the curses all annals contain“ . . .

allein was kümmert sich eine jetzo endlich mit Glanz zum Durchbruch gekommene „Realpolitik“, für welche es nur noch eine „Logik der Thatsachen“ gibt, um derartige oder um Poesie überhaupt? Keinen Pfifferling. Kann sie doch mit voller Wahrheit sagen: Die Menschen verstehen nicht gerecht zu sein und die Völker wollen nicht frei sein; darum wird, wie die Welt durch das Gesetz der Schwere, die Gesellschaft nur durch das Gesetz der Gewalt zusammengehalten. Phantasten, Pharisäer und Philistäer sind über das berühmte „Macht geht vor Recht!“ in lärmendes Entsetzen ausgebrochen und doch war dieses Wort das ehrlichste, welches seit Jahrhunderten einem Machthaber über die Lippen gegangen. Ja, Macht geht vor Recht. So war es immer, so ist es überall, so wird es allzeit sein. Mag die gute alte Amme Phantasia mit der rosenrothen Brille auf der Nase immerhin das ganze Register einer Zukunftspoesie herorgeln, welche von der Umwandelung der Rechtschimäre zur kosmopolitischen Thatsache zu singen und zu sagen weiß, die Geschichte kann auf die Frage: Wird das Recht jemals der Macht vorgehen? nur mit ruhiger Unerbittlichkeit antworten: Nein!

Wir „armen Ideologen“, wir „närrischen Principienreiter“ verblenden uns demnach keineswegs über „die gemeine Wirklichkeit der Dinge“. Diese Wirklichkeit rückt uns ja mit der ganzen Wucht ihrer Gemeinheit Tag für Tag und Stunde für Stunde nahe genug auf den Leib, daß wir sie sehen, fühlen, schmecken und greifen können und müssen. Und dennoch, oh, all' ihr guten, besseren und besten

„Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne!“

sind wir der Meinung, daß ein anstößigstes Wort unserer Sprache, das Wort, welches mit einem H anfängt und mit einem tt aufhört, jetzo überflüssig geworden sei, weil dasselbe durch das gleichbedeutende „Realpolitiker“ vollständig ersetzt werde. Ja, dennoch! Aber wir muthen euch deßhalb keineswegs zu, ebenfalls „Principienreiter“ zu werden. Wissen wir doch, daß ihr, falls ihr überhaupt reitet, es nur thut, um desto schneller von einem Lager ins andere, von einer Fahne zur anderen gelangen zu können. Ah, ihr seid geschwinde Leute, ihr! Ihr steht Morgens mit der Konstitution auf und geht Abends mit der Despotie zu Bette, von wegen lauter Realpolitik. Ihr schwärmtet vorgestern für die „breiteste demokratische Basis“, ihr entzücktet euch gestern über die Nationalschützenjoppe des Koburgers, ihr nationalvereinelt heute für „das gute Recht“ des Augustenburgers und ihr küßt morgen die Kürassirstiefeln Bismarcks; denn „die Politik — sagt ihr — ist die Wissenschaft des Möglichen“, zu Deutsch: des Sichmöglichmachens. Fahrt fort, diese Wissenschaft zu pflegen; es ist euer Beruf. Der unsrige ist, die Fahne der armen Idealpolitik vor der Schmach zu bewahren, von Lakaienfüßen in den Koth des „Möglichen“ gestampft zu werden, und, wenn ihr, gemein auf die Gemeinheit spekulirend, der urtheilslosen Menge eure Rechtfertigungen und Lobpreisungen des Cäsarismus vorlitaneit, immer wieder mit der unbequemen Mahnung dazwischenzufahren, daß das Sterben eines Cato und Vercingetorix trotz alledem und alledem edler gewesen als das Leben Cäsars.

Doch warum und wofür sich ereifern? spottkichert Hagia Eironeia, welche in unseren Tagen, gerade wie sie es in Tagen des Horaz gethan, jedwedem Pathos auf die Fersen tritt und über die Schultern guckt. Wofür sich ereifern? Etwa für die „rudis indigestaque moles“ von Volk, für den unzuverlässigen, wandelbaren, gedankenlosen großen Haufen, welcher sich von jedem frechen Schwindler bethören und von jedem kecken Cäsar tyrannisiren läßt?

Wahrhaftig, das wäre der Mühe werth! Oder darum sich ereifern, weil — wie das ja immer so war, ist und sein wird — die Thoren von den Schelmen genasführt werden? Wohl bekomm' es ihnen! Ihr anderen, Mitglieder der fast unsichtbar klein gewordenen Gemeinde von Idealgläubigen, habt ja immer noch die tröstliche Gabe, an meiner Hand hoch über diesen Stalldunstkreis euch emporheben zu können, in die heiteren Regionen, von wo herab gesehen das Gekrappel und Gezappel des Ameisenhaufens Menschheit in bunthumoristischen Farben spielt.

Und so sei es, holde Trösterin. Ein Narr, der gegen den Strom zu schwimmen versucht! Warum war der Vercingetorix so lächerlich halsstarrig, mit dem Eroberer seines Landes nicht bei Zeiten ein Kompromiß zu schließen? Er hätte dann, statt in der Tiefe des kapitolinischen Felsens erdrosselt zu werden, als römischer Pensionär auf einer Villa zu Tibur oder Bajä noch lange ein vergnügliches Leben führen können. Was aber den „steifleinenen Pedanten" Cato betrifft, bah, warum hat er sich in Utika todtgestochen, statt sich vom großmüthigen Cäsar zum geheimen oder geheimsten Hofrath machen zu lassen? Vivant die Cäsaren! Es lebe die Realpolitik! Hoch das Millionarium! Freut euch des Lebens, weil noch der Humbug blüht! Sind wir nicht ungeheuer vorgeschritten? Wissen wir nicht alles oder doch beinahe alles? Sind wir, Dank unseren Naturwissenschaften und unserer Technik, nicht auf einer solchen sublimen Höhe der Kultur und Humanität angelangt, daß wir von Tag zu Tag mörderische Mordwaffen zu erfinden vermögen? Ist unsere Volkswirthschaftslehre nicht so wundervoll wissenschaftlich entwickelt, daß sie demnächst mit Leichtigkeit das sociale Problem lösen, d. h. ganz Europa in eine Kaserne verwandeln und Millionen und wieder Millionen von Soldaten drillen und von Zeit zu Zeit — alles in majorem civilisationis gloriam — einander zerfleischen lassen wird? Wie diese Aussicht unsere Jugend begeistern muß! Aber was da „begeistern"? Zeitwidriges, unpraktisches, geradezu strafbares Wort! Alsogleich streicht es aus dem Wörterbuch

der Realpolitik! Dadrinnen stehen ganz andere, unendlich viel klügere und praktischere Dinge. Wie hat der gute Giusti in seinem Meistercanto vom Realpolitiker („gingillino") gesungen?

„Die Wetterwendigkeit und Gaunerei,
Die Habsucht, Feigheit und Betrügerei
Und noch so allerlei
Lehrschwestern, als da sind die Schlechtigkeit
Und Niederträchtigkeit,
Die, allzumal dem Dienst des Staats geweiht,
Die lieben Söhnlein in die Lehre nehmen,
Daß sie zu Zaum und Zügel sich bequemen". . .

Ja, die genannten lieben Lehrschwestern sie wissen, was zeitgemäß erziehen heißt. Sie verstehen den Begeisterungskitzel, welcher bekanntlich die jugendliche Unerfahrenheit zu allerhand Thorheit verführt, bei Zeiten auszutreiben. Sie machen die jungen Leute, noch bevor ihnen der Bart sprosst, praktisch und realpolitisch, so praktisch und realpolitisch wie jenen verständigen Jüngling, von welchem in der Schweiz die heitere Heldensage geht, er habe schon Anno 1847, als seine Kommilitonen sich zu der Idealpolitik verstiegen, eine Freischar bilden und gegen die Jesuiten und Jesuiterlinge zu Felde ziehen zu wollen, diesen Antrag vom Standpunkte der Realpolitik aus bekämpft und beseitigt durch den ganz richtigen Einwurf, im Kriege würde in der Regel geschossen; da wäre es also immerhin eine Möglichkeit, daß der eine oder andere von ihnen todtgeschossen werden könnte und damit zugleich das von den Eltern auf seine Ausbildung verwandte Kapital sammt Zinsen in die Brüche ginge. Solche Mutii Scävolä müssen wir haben; die stehen auf der Höhe der Zeit. Darum pfui über die altmodischen Rumpelkammerstücke Poesie, Enthusiasmus, Gesinnungstreue, Charakterfestigkeit, Konsequenz und dergleichen Nichtsnutzigkeiten mehr! Denn, wackere Jugend, der Weisheit letzter Schluß ist:

„Spann' ins Geschirre dich
Nur für's Reale!
Und nie verirre dich
Ins Ideale!"

Fichte.

Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.
Uhland.

1.

„Fichte heißt dieser Mann, dem selbst seine entschiedensten Widersacher nichts nachzusagen wissen, was den leisesten Flecken auf seinen Charakter würfe, sondern über den das ganze unterrichtete Deutschland sich längst vereint hat, daß er die Redlichkeit und Reinheit selbst war. Es verlohnt sich wohl, über diesen Mann noch einige Worte zu sagen" ... So eine deutsche Zeitung im September von 1822, als jene riesige Giftspinne, im Neste der Heiligen Allianz ausgebrütet und genannt „Mainzer Centraluntersuchungskommission", das Andenken des großen Todten in die Maschen ihres schmutztriefenden Netzes zu verstricken gewagt hatte.

Ja, wohl lohnte es sich damals, zu einer Zeit stupidboshafter Brutalität von oben und knechtisch-feiger Erschlaffung von unten, der Mühe, wieder an einen Gelehrten zu erinnern, der nicht nur ein solcher, sondern auch ein Mann gewesen war, ein Charakter vom edelsten Metall, in jeder Beziehung einer der besten Männer deutscher Nation und wahrlich nicht im Sinne der „besten" Männer, d. h. Unmänner von 1848. Auch heutzutage, wo die Charakterlosigkeit als anerkanntes Zubehör „praktischer" Lebensweis-

heit sich breitmacht und Flitterphrasen den Mangel an Gesinnungstreue und Muth bemänteln müssen, dürfte es wieder der Mühe sich lohnen, an einen Mann vom Schlage Fichte's zu erinnern. Liegt doch im Anschauen solcher vom Hauche des Ideals „umwitterter" Gestalten etwas die moralische Atmosphäre Reinigendes, etwas Stärkendes und Erhebendes . . .

Jedermann weiß, daß die Geschlechtsregister der großen Menschen nicht im „Almanac de Gotha" zu suchen sind. Es ist Ausnahme, nicht Regel, wenn auf den sogenannten „Höhen der Gesellschaft" ein tüchtiger, geschweige ein um eines Hauptes Länge über seine Zeitgenossen wegragender Mann aufwächst. Eher noch gedeihen dort bedeutende Frauen, welche Thatsache Jean Paul in seiner Art geistvoll bezeugt hat, indem er sagte: „In die Nester der höheren Stände steige ich eben nur der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen." Nicht die Gunst, sondern vielmehr die Ungunst der Verhältnisse ist der Hammer, welcher den Mann schmiedet. Die Kinder des Glückes und nun gar vollends die „im Purpur geborenen" erfahren nur selten oder nie jenen schmerzlichen, aber heilsamen Druck der Noth, welcher die Muskeln der Seele stählt und ihre Federkraft erhöht. Ja, die „große Meisterin", die Noth, sie ist es, welche den kategorischen Imperativ der Pflicht lehrt und willensstarke Charaktere bildet. Man braucht fürwahr kein Schmeichler der Menge zu sein, um Herders Ausspruch, daß alles wahrhaft Gute und Große nur aus dem Volke komme, als vollkommen gerechtfertigt anzuerkennen. Freilich, der Unterschied zwischen Volk und Pöbel, welchen nur Thoren leugnen können, ist hierbei scharf zu beachten und zu betonen. Aus dem Pöbel ist noch kein Prophet aufgestanden, aus dem Volke gingen sie alle hervor, vom Zimmermann von Nazareth an bis herab auf Rousseau und Schiller.

Im Dorfe Rammenau in der Oberlausitz wurde am 19. Mai 1762 dem Bandweber Christian Fichte ein Sohn geboren, Johann Gottlieb Fichte, der zu einem stillen, träu-

merischen, nachdenklichen Knaben heranwuchs, nicht eben besondere, glänzende Fähigkeiten verrieth und in keiner Weise zu den „Wunderkindern“ gehörte, aus welchen gewöhnlich nur sehr ordinäre Menschen werden. Man sagt, ein uralter Großoheim habe dem Kinde in der Wiege einen weitklingenden Namen prophezeit. Gewiß jedoch ist, daß in dem weichen, gern einsam durch Flur und Wald schweifenden, die Blicke träumerisch=sehnsüchtig in die Ferne wendenden Jungen niemand den Mann von unbeugsamem Willen, den tapfersten der Philosophen ahnen konnte. Aber im Feuer der Widerwärtigkeit und auf dem Amboß der Armuth härtet sich edles Metall, während unedles da allerdings zerrinnt und zerstiebt.

Es war keine Aussicht vorhanden, daß der junge Johann Gottlieb dermaleinst in der Welt einen andern Platz würde einnehmen können als den an einem der Webstühle, die unter dem Dache seines Vaterhauses klapperten, und möglich, wahrscheinlich sogar ist es, daß er an diesem Platze das, was die Menschen so „Glück“ nennen, besser gefunden hätte, als er es anderwärts fand. „Bene vixit, qui bene latuit“. Allein schattengleich=flüchtig und namenlos über die Erde hinzustreichen und in einem stillumfriedeten Winkel das eigene kleine Glück zu bauen, ist solchen nicht gegönnt, welche „Adler im Haupte tragen“. Zwar ist er, wie gesagt, kein Wunderkind gewesen, doch mitunter blitzte plötzlich ein Funkenschlag des Genius aus der Seele des Weberjungen.

Da war aber ein Ortspfarrer, welchem das nicht entging, und der würdige Mann begann nicht nur den Knaben zu unterrichten, sondern lenkte auch die Aufmerksamkeit eines wohlwollenden Edelmanns, des Freiherrn von Miltitz, auf denselben. Die Güte dieses Gönners erschloß unserem Johann Gottlieb die wissenschaftliche Laufbahn; denn des Freiherrn Fürsorge machte es möglich, daß sein junger Schützling die Stadtschule zu Meißen, dann das Gymnasium zu Schulpforta und zu Michalis 1780 die Universität Jena beziehen konnte, zunächst in der Absicht, Theologie zu studiren. Da jedoch unser der Gottesgelahrtheit Beflissener

mit der schon damals ihm eigenen Energie daran ging, das Glauben mit dem Wissen, die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang zu bringen oder, wie er sagte, sich eine „haltbare Dogmatik“ zu schaffen, so ging es mit seinem Theologismus erst langsam, dann rascher und rascher bergab. Eine „haltbare Dogmatik!“ Wo denn wäre die zu finden, wenn nicht im Nebelheim der absoluten Gedankenlosigkeit?

Auf diesem Boden sich anzusiedeln war Fichte nicht gemacht. In Wahrheit, er hatte die Linksschwenkung von der Theologie zur Philosophie bereits vollzogen, während er noch von dem idyllischen Glück eines dorfpastorlichen Daseins träumte. Träumen war sonst zu dieser Zeit, wo der Jüngling sein philosophisches Talent in die strenge Schule Spinoza's gab, nicht eben mehr seine Sache. Aber seine Lage in der Gegenwart war so, daß man begreift, wie er zu seinem Trost ein Zukunftsidyll der erwähnten Art sich ausmalen mochte. Denn zu den inneren Bedrängnissen des Strebenden, der unter hartem Ringen zwischen Glauben und Zweifel den Kern seiner nachmaligen Philosophie, die freie Selbstbestimmung, in seiner Seele reifen fühlte, traten äußere hinzu, da der gütige Freiherr von Miltitz inzwischen gestorben war. Von jetzt an hat der junge Fichte lange Jahre sein Brot und zwar häufig im herbsten Wortsinne das trockene Brot dem Leben abkämpfen müssen. Das Ergebniß dieses Kampfes war jene herrliche Mannhaftigkeit, welche wir an Fichte so sehr zu bewundern und leider an so vielen Gelehrten so sehr zu vermissen haben. Es gab von jeher und gibt noch heute in Deutschland eine Menge von armen und bitterarmen Studenten- und Kandidatenexistenzen; aber kaum dürfte eine zweite mit solcher Kraft, mit solchem Stolze sogar getragen worden sein, wie Fichte die seine trug.

2.

Zu den geplagtesten Sterblichen damaliger Zeit gehörten die Hauslehrer, welche bei dem kläglichen Zustande der öffentlichen Schulen viel nöthiger und viel zahlreicher waren als später. Wen nicht etwa, was freilich häufig genug der Fall, eine angeborene und lakaienhaft entwickelte Gemeinheit darüber hinwegbrachte, der konnte in einem solchen Magisterdasein den Unterschied von Ideal und Wirklichkeit in seiner bittersten Schroffheit kennen lernen. Es war dies auch Fichte's Loos; denn vom Jahre 1784 an that er in verschiedenen sächsischen Familien Hauslehrerdienste. Er machte aber auf dieser Laufbahn kein Glück. Seine „Orthodoxie" d. h. Nichtorthodoxie erregte „höheren Ortes" Bedenken und war er nicht der Mann, welcher wie Thümmels Magister Sebaldus vorkommenden Falles dazu sich hergegeben hätte, ein abgetragenes Kammermädchen zu heirathen. Im Jahre 1788 finden wir unsern angehenden Philosophen in einem elenden Dachkämmerchen zu Leipzig, ohne Stelle, ohne Aussicht, am Hungertuche nagend. In dieser Noth ward ihm durch den vielverdienten Steuereinnehmer Weiße, den „Kinderfreund", eine Hauslehrerstelle in Zürich angetragen und im August desselben Jahres machte sich Fichte zu Fuß auf den Weg nach der Schweiz.

In dem an der alten Limmatbrücke gelegenen Gasthofe „Zum Schwert", damals und noch etliche vierzig Jahre lang nachher der erste Zürichs, hat Fichte die Kinder des Besitzer Ott, einen Knaben und ein Mädchen, unterrichtet und nebenbei, weil dies nöthig, auch die Mutter seiner Zöglinge erzogen. Vorübungen zur Schriftstellerei füllten die kärglich zugemessenen Mußestunden des Hauslehrers, der sich zugleich auch wieder als Kandidat der Theologie sehen und hören ließ, da ihm Lavaters Verwendung den Zutritt zur Kanzel im Münster eröffnete. Auch in der Gemeinde Flaach und an sonstigen Orten des Kantons hat er etlichemale gepredigt und es wurden seinen Kanzelreden die Hauptmerkmale seiner

späteren akademischen Vorträge nachgerühmt, Klarheit und Kraft.

Fichte's damaliges Leben war nicht ohne geselliges Behagen. Zürich hat vor den meisten übrigen Schweizerstädten allzeit durch ein lebhafteres Interesse für die geistige Regung und Bewegung sich hervorgethan. Im 18. Jahrhundert ist die Stadt sogar, wie männiglich weiß, eine Weile lang einer der vortretendsten Mittelpunkte deutscher Kulturentwickelung gewesen. Einige bedeutsame, selbst an's Pikante streifende Kapitel unserer Literaturgeschichte spielten in Zürich. Auf der Höhe über dem „Hirschgraben", welche jetzt vom Prachtbau des eidgenössischen Polytechnikums gekrönt wird, stand und steht noch heute das Haus, welches der gute alte Bodmer bewohnte und in welches am 23. Juli 1750 der fünfundzwanzigjährige Klopstock als heißersehnter und hochwillkommener Gast eintrat. Aus den Fenstern des wohlmeinenden, wenn auch mehr als billig wässerigen Literaturpatriarchen genoß der Messiassänger des ersten entzückenden Ausblickes auf die „Traubengestade" des See's und auf den firnschneeschimmernden Hochalpenkranz. Wenige Tage darauf hatte jene Fahrt nach der „Au" statt, welche, von Klopstock in einer seiner schönsten Oden („Der Zürichsee") verewigt, unbedingt eine der anmuthigsten Episoden der Sittengeschichte des Jahrhunderts ausmacht. Zwei Jahre später war auch Wieland Bodmers Gast und das lebhafte gesellige Getriebe, in welches er während seines Aufenthalts in Zürich verwickelt wurde, hat zweifelsohne mitgewirkt, den nachmaligen deutschen Ariost und Lukian von der seraphischen Schwindel- und Schwarmgeisterei, an welcher er damals noch krankte, zu heilen. Später, in der „Sturm- und Drangperiode" zog Lavater, der es bekanntlich liebte, seine christliche Rechtgläubigkeit mit Kraftgenialität wunderlichst zu verquicken, mittels der außerordentlichen Anziehungskraft seiner Persönlichkeit manchen Stürmer und Dränger zeitweilig nach seiner Vaterstadt. Es kam der echte Titan Göthe, es kamen auch die beiden Pseudotitanen, die Stolberge. Mit den letzteren, welche ihr bißchen Kraft und

Jugendfeuer in allerhand burschikosen Auslassungen vertollten, hatte Sankt Lavatus seine unliebe Noth. Man zeigt noch jetzt die Stelle hinter dem „Sihlhölzli", wo der Gute die Bauern von Wiedikon nur mit Mühe abhielt, die gräflichen Dioskuren, welche nach genommenem Bade in griechisch-bakchantischer Nacktheit am Flußufer umherpäanten, auf gut „züribieterisch" Mores zu lehren.

Zur Zeit, als Fichte in Zürich hauslehrte, war freilich der Most seraphischer sowohl als kraftgenialischer Ueberschwänglichkeit daselbst bereits nicht so fast zu Wein als vielmehr zu Essig geworden. Indessen hatte sich doch immer noch ein Kreis von Männern erhalten, — Lavater, Pfenninger, Tobler, Steinbrüchel, Hottinger — deren Umgang für Fichte anziehend und anregend sein musste. Geradezu geschickbestimmend für ihn aber ward es, daß er durch Lavater in das Haus des „Wagemeisters" Rahn eingeführt wurde. Rahn hatte Klopstocks Schwester Johanna geheiratet und von dieser i. J. 1758 eine Tochter erhalten, Johanna Maria, welche Fichte's Gattin werden sollte — eine jener Gelehrten-F r a u e n, nicht g e l e h r t e n Frauen, wie sie zum Glück in den Lebensgeschichten deutscher Geisteshelden nicht selten vorkommen.

Wieland, Voß, Schiller, Jean Paul, Fichte erfuhren die ganze Segensfülle solcher Hausfräulichkeit, während ein guter Theil der geistigen und sittlichen Verlotterung, um nicht zu sagen Verluderung der Romantiker sicherlich ihrem sehr zweideutigen oder vielmehr unzweideutig-frivolen Verhältniß zu den Frauen auf Rechnung zu setzen ist. Man weiß ja sattsam, wie die Herren Schlegel, Schelling, Werner, Brentano zu den Weibern — welches Wort hier recht absichtlich statt des Wortes Frauen gewählt ist — sich stellten, und gewiß heißt auch die Wurzel von gar vielem Unerquicklichen in Göthe's späterem Leben Christiane Vulpius . . . Fichte's Herzensbund mit Johanna Maria Rahn war übrigens nicht das Resultat heftiger Erregung. „Beide — so erzählt Fichte's Sohn — schon in einem Alter, wo leidenschaftliche Verblendung ernste Gemüther nicht mehr täuscht

und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das, durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer sich befestigend, endlich für das ganze Leben geschlossen wurde."

Zu Ostern 1790 löſ'te Fichte seine Beziehungen zu Herrn Ott. Er war der Hauslehrerei gründlich überdrüssig geworden, gerieth aber auf den bei seiner ganzen Charakteranlage höchst sonderbaren Gedanken, eine Stelle als Prinzenerzieher oder als Vorleser am Hofe zu suchen. Daß sein wahrer Beruf der eines akademischen Lehrers sei, scheint er damals noch gar nicht geahnt zu haben. Außerdem gehörte es ja zu den Lieblingstendenzen der Epoche, durch persönliche Einwirkung auf die vornehmen Kreise den zeitbewegenden Ideen Bahn zu brechen. Die guten idealgläubigen Menschenkinder oder Kindermenschen von damals!

3.

Ueber Stuttgart und Frankfurt in sein Heimatland Sachsen zurückgegangen, schrieb Fichte im Mai 1790 von Leipzig aus an Lavater, daß seine vorhin erwähnten Pläne keine Aussicht auf Verwirklichung hätten und er daher mit schriftstellerischen Arbeiten sich durchzubringen werde versuchen müssen. Eine traurige Nothwendigkeit, zumal Fichte eine eigentliche produktive Natur niemals gewesen ist. Sein Talent war ein sprödes, brüchiges; er arbeitete sehr langsam und ruckweise, es wäre denn, daß, wie mitunter geschah, die mächtig in ihm schaffenden Gedanken in einem plötzlichen Ausbruche sich entluden. Wie arm er damals war, erkennt man, wenn er sich bei seiner Braut entschuldigt, daß er jetzt nicht die Mittel habe, sein ihr versprochenes Portrait machen zu lassen. Er musste sich sein kärgliches Brot durch Privatunterricht erwerben, welchen er Studenten ertheilte. Einen hat er in die kantische Philosophie „eingepaukt" und

„dies war — schrieb er an seine Braut — die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlasste". Dieses Studium Kants ist für Fichte unberechenbar wichtig geworden. Auch er wurde also, wie alle die Guten und Besten der Zeit, in den gewaltigen Gedankenkreis des großen Sehers gezogen, welcher eine ganz andere Berechtigung hat, der „Magus im Norden" zu heißen, als Germaniens Oberkonfusionsrath Hamann. An der Philosophie des Weisen von Königsberg bildete Fichte's eigene sich empor, die folgerichtigste Gestaltung des deutschen Idealismus, die kühnste Manifestation des germanischen Princips der freien Persönlichkeit, aber zugleich auch die strengste Zusammenfassung der Forderungen germanischer Sittlichkeit. Fichte's Philosophie war, um das gleich hier zu sagen, eine Ergänzung zu Schillers Poesie. Beide lehrten und forderten die Freiheit des Individuums, aber beide forderten und förderten auch die Weiterbildung der Deutschen von freien Menschen zu freien Staatsbürgern.

Im Frühling von 1791 war Fichte entschlossen, nach Zürich zurückzugehen, um sich mit seiner Verlobten zu verbinden. Allein wie bisher so ziemlich alle seine Pläne, scheiterte auch dieser und zwar an dem Umstand, daß Johanna's Vater gerade damals sein Vermögen durch den Bankerott eines Bankhauses verlor. Erst später konnte ein Theil desselben gerettet oder wiedererlangt werden. So reis'te denn Fichte zu Ende Aprils nicht südwärts, sondern ostwärts, um eine ihm angebotene Erzieherstelle im Hause des Grafen von P. in Warschau anzutreten. Unterwegs hatte er zu Bischofswerda eine Zusammenkunft mit seinem Vater und es charakterisirt ihn vortrefflich und schön, wenn er in sein Reisetagebuch schrieb: „Der gute, brave, herzliche Vater! Mache mich, Gott, zu einem so guten, ehrlichen und rechtschaffenen Mann und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen." Dieses Reisetagebuch ist übrigens sehr beachtenswerth, voll Anschaulichkeit und Leben. Es beweis't sehr hübsch, wie treu und frisch der Mann, welcher der kühnste aller Abstraktoren, der sicherste aller spekulativen

Wolkenwandler gewesen ist, trotzdem des Lebens Wirklichkeiten aufzufassen verstand.

Die Reise nach Warschau jedoch erwies sich als ein Fehlgang, sowie Fichte in den Palast des Grafen von P. getreten war und diesem Herrn und Madame sich vorgestellt hatte. Der gegenseitige Eindruck war ein „unvortheilhafter". Der ernste, gediegene, aber dabei deutschviereckige Fichte und die französisch lackirte polnische Frivolität von damals, wie passten die zusammen? Gar nicht. Für den polnischen Adel war zu jener Zeit der nächste beste französische Windbeutel der beste, d. h. der wahlverwandteste und willkommenste Pädagog. Man weiß ja, welches Glück pariser Frisierer und Barbierer, Tanzlehrer und Köche damals und noch lange nachher in der polnischen wie in der russischen Hauptstadt als Erziehungskünstler gemacht haben. Das Verhältniß Fichte's zur sarmatischen Welt lös'te sich demnach, noch bevor es wirklich begonnen hatte, und er pilgerte von Warschau gen Königsberg, weil es ihn drängte, Kants persönliche Bekanntschaft zu machen. In Königsberg angelangt, setzte er sich hin, um sich selber einen Empfehlungsbrief an den berühmten Mann zu schreiben: — eine „Kritik aller Offenbarungen", eine Arbeit, mit deren Veröffentlichung Fichte in der philosophischen Welt sich ankündigte. Kant nahm diesen Empfehlungsbrief und dessen Schreiber „mit ausgezeichneter Güte" auf und auch außerdem gewann sich Fichte in Königsberg rasch warme Freunde, deren Empfehlung ihm eine Erzieherstelle im Hause des in der Nähe von Danzig begüterten Grafen von Krokow verschafften. Also abermals Hauslehrer! Aber diesmal wenigstens unter anständigen Bedingungen und in einer Familie, welche seinen Werth zu schätzen verstand.

Unterdessen wurde der „Versuch einer Kritik aller Offenbarungen" bei Hartung in Königsberg gedruckt und die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise, welche damals durch die kantische Philosophie so hoch bewegt waren, lenkte sich auf die zuerst anonym erschienene Schrift. Man hielt Kant selber für den Verfasser, bis der große Denker mittels

einer Erklärung in der Allgemeinen Literaturzeitung Fichte als Autor nannte und diesen damit so zu sagen dem gelehrten Publikum vorstellte. Es begannen hiermit für Fichte die vielen Leiden und wenigen Freuden deutscher Autorschaft und literarischer Berühmtheit. Auch das orthodoxe Halloh der Ketzerriecher begann sofort, wie das ganz folgerichtig immer geschieht, so oft ein Stück Wahrheit in die Welt tritt.

Im Sommer von 1793 treffen wir unsern jetzt schon ehrenhaft genannten Philosophen abermals in Zürich, wo die Verhältnisse im Hause seiner Braut sich wieder so leidlich günstig gestaltet hatten, daß Hochzeit gemacht werden konnte. Sie wurde am 22. Oktober in Baden bei Zürich wirklich gefeiert und Lavater gab den Neuvermählten auf ihren Flitterwochenausflug in die welsche Schweiz den Denkspruch mit:

„Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder."

Auf dieser Fahrt machte Fichte die Bekanntschaft und gewann die Freundschaft von Baggesen und Fernow und er führte, nach Zürich zurückgekehrt, die beiden den See hinauf nach Richterswyl zu Pestalozzi. Der Schöpfer des unübertroffenen Volksbuches von Lienhard und Gertrud, der große Reformator der Volkserziehung, neben Ulrich Zwingli der beste und größte Mann, welchen die Schweiz hervorgebracht hat, war damals, wenig oder gar nicht beachtet, mit Vorübungen auf sein Lebenswerk beschäftigt, — nach einer brieflichen Aeußerung Fernows „ein Mann zwischen 40 und 50, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und in seinem Aeußern wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne, und dabei voll trefflicher praktischer Philosophie."

4.

Zunächst in glücklicher Muße im Hause seines Schwiegervaters lebend, brachte Fichte, auf der Grundlage der kantischen Philosophie weiterbauend, den Um- und Aufriß seines eigenen philosophischen Systems, wie dasselbe in der „Wissenschaftslehre“ (1794) zuerst hervortrat, mehr und mehr in sich zur Klarheit und Reife. Auch trug er, der Bitte Lavaters und mehrerer Freunde entsprechend, denselben einen vollständigen Kursus der Lehre Kants vor. Wie bedeutend Fichte schon damals als philosophischer Lehrer auf seine Zuhörer wirkte, bezeugen verschiedene enthusiastisch-dankbare schriftliche Aeußerungen Sankti Lavati, der freilich, nebenbei gesagt, kaum imstande war, den eigentlichen Kern von Kants oder Fichte's Spekulation zu erfassen.

Neben diesen Arbeiten betheiligte sich unser Philosoph, dessen ganzes Wesen ja auf die That, auf das Handeln, auf die Bethätigung menschlicher Kraft im Staatsleben gestellt war, unmittelbar an dem großen Kampfe der Zeit, indem er, unbeirrt durch das wüthende Geheul der reaktionären Meute über die Ausschreitungen der französischen Staatsumwälzung, seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution“ schrieb, sowie seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten“. Fichte gehörte bekanntlich zu den wenigen, sehr wenigen deutschen Gelehrten und Literaten, welche die Nothwendigkeit der Revolution und ihren Entwickelungsgang wirklich und wahrhaft begriffen, während z. B. Göthe über die höfische und Schiller über die gemüthliche Anschauung dieser weltgeschichtlichen Tragödie niemals hinausgekommen sind. Natürlich gelangte Fichte zu dem Ruf eines Demokraten, und wie nachtheilig dieser Ruf später vielfach auf sein äußeres Glück wirken musste, ist leicht zu ermessen, da ja auch heutzutage noch, von Junkern und Pfaffen gar nicht zu sprechen, allen liberalen Simsenläufern und parlamen-

tarischen Seilgauklern das Wort Demokrat graulich macht, weil dasselbe die Vorschrittsidee aus der Sphäre des bloßen Kokettirens und Spiegelfechtens auf das Feld des Ernstmachens hinüberrückt.

So viel war klar, Fichte hatte nicht die kleinste Ader weder von einem Hofrath, noch von einem, der es werden wollte. Aber zum Ruhme der deutschen Regierungen von damals muß gesagt werden, daß es wenigstens da und dort eine gab, welche bei Berufungen akademischer Lehrer das Vorhandensein der Hofrathsader nicht als conditio sine qua non statuirte. Zu Ausgang des Jahres 1793 erhielt nämlich Fichte einen Ruf nach Jena als Professor „supernumerarius" der Philosophie an die Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold. Daß er den Ruf annahm, erregte in Jena bei männiglich große Freude, nur nicht beim dortigen Professor „numerarius" der Philosophie. Wie weltbekannt, sind die professores ordinarii philosophiae in der Regel wirklich sehr ordentliche, d. h. ordinäre Philosophen, welche Grund haben, die Konkurrenz der außerordentlichen zu fürchten. Der liebe akademische Brotneid, auch in diesem Falle, wie gewöhnlich, das arg verschlissene und nothdürftig zusammengeplätzte Mäntelchen orthodoxer Wissenschaftlichkeit umhängend, machte demnach unserem Fichte schon vor dessen Ankunft den Krieg, in welchem aber nicht er zu kurz kam.

Sein Auftreten in Jena, wo er im Mai 1794 seine Vorträge eröffnete, war überhaupt ein sieghaftes. Seine Persönlichkeit eroberte sich überall guten Stand und gewichtige Geltung. Nicht so bald wieder hat in einem Manne die geistige Potenz auch äußerlich so mächtig sich dargestellt. Denn Fichte's leibliche Erscheinung ist an und für sich keineswegs eine ansehnliche gewesen. Von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, war er von untersetzter, muskulöser Gestalt. Aus dem scharfmarkirten, charaktervollen, adlernasigen Gesicht leuchtete unter buschigen Brauen hervor das intensive Feuer dunkler Augen. Schritt und Gang prägten die Festigkeit und Entschiedenheit seines

Wesens aus. Nicht minder verkündigte der stolze, gebieterische Klang und Ausdruck seiner Stimme und Sprechweise einen unbeugsamen Willen. Es war etwas Imponirendes, etwas im besten Sinne Cäsarisches in dem Manne, dessen Wirkung auf die akademische Jugend sofort sich bemerkbar machte.

Die Universität Jena hatte, wie bekannt, zu jener Zeit gerade ihre Glanzperiode angetreten und Fichte's Lehrthätigkeit trug zur Erhöhung dieses Glanzes nicht wenig bei. Die kleine Stadt an der Saale war damals in Wahrheit bis zum Ende des Jahrhunderts Deutschlands geistige Hauptstadt, wohin nicht nur aus allen deutschen, sondern so ziemlich aus allen europäischen Ländern die Musenjünger strömten. Fichte behagte sich in seiner erfolgreichen Wirksamkeit um so mehr, als er in dem freundschaftlichen Entgegenkommen von Männern wie Wieland, Göthe und Schiller eine kompetente Schätzung und werthvolle Anerkennung seines Talents und seines Eifers erkennen musste. Ein scharfer Beobachter von des Mannes damaligem Gehaben und Gebaren, Forberg, hat dieses Bild davon entworfen: — „Der Grundzug von Fichte's Charakter ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß aber gewöhnlich wenig von Delikatesse und Feinheit. In seinen Schriften kommen auch wenige eigentlich schöne Stellen vor, sein Trefflichstes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch spricht er eben nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht. Sein Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Fichte's Auge ist strafend und sein Gang ist trotzig. Er ist wirklich gesonnen, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken. Bei jeder Gelegenheit schärft er ein, daß Handeln! Handeln! die Bestimmung des Menschen sei."

Ein Mann und Lehrer dieses Schlages war ganz dazu angethan, allem, was er für thöricht und schlecht ansah, rücksichtslos zu Leibe zu gehen. So stieß sich denn seine bis zum Rigorismus gehende sittliche Energie an dem damaligen studentischen Ordenswesen, in welchem er die

Wurzel aller akademischen Uebel sah. Er wollte diese Wurzel durchschneiden und zwar zunächst mittels einer Reihe von Vorträgen über „die Bestimmung des Gelehrten“, die er später nach einem erweiterten Plane hielt und zwar, weil nur an diesem Tage dazu Raum und Zeit war, am Sonntag. Das war nun der Pfaffheit gerade recht, welche dem kühnen Denker, der nicht an das Kredo von Nikäa glaubte und — schrecklich zu sagen! — noch dazu im Geruche des Demokratismus stand, schon lange auf den Dienst gelauert hatte. Flugs ging eine Denunciation nach Weimar, daß Fichte „die bisherige gottesdienstliche Verfassung untergraben wollte“ — und damit begann die Hatz, welche unsern Philosophen richtig aus Jena weghetzte.

Es ist eine trübsälige Geschichte. Die Dunkelmänner schlugen gegen Fichte Lärm in Weimar, in Dresden und an allen den übrigen sächsischen Höfen. Auch gelang es ihnen, einen Theil der Studentenschaft gegen ihn zu verhetzen, obgleich die Macht seines Wortes so groß gewesen, daß beim Beginne dieser Wirrsale die Mitglieder der drei zu Jena bestehenden Orden dem verehrten Lehrer feierlich hatten erklären lassen, sie wären ihm zu Liebe bereit, ihre Verbindungen aufzulösen. Nun kam noch zu alledem ein weiterer Umstand hinzu, welchen Fichte's Feinde — „viel' Feind' viel' Ehr'“ — zu benützen sich beeilten. Er veröffentlichte nämlich in seinem gemeinschaftlich mit Niethammer herausgegebenen philosophischen Journal seinen Aufsatz: „Ueber die Gründe unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ — und hierauf basirten seine Feinde eine Anklage auf Atheismus, so geschickt agirend, daß der dresdener Hof, obskur im Superlativ, wie er war, diese Anklage zu seiner Sache machte und in Weimar drohende Schritte that. Fichte ließ gegen alle diese unsauberen Zettelungen eine „Appellation an das Publikum“ ausgehen, worin er klar darthat und unumwunden aussprach, daß nicht sein wirklicher oder angeblicher Atheismus der Grund der Anklage sei, sondern vielmehr sein „Demokratismus“, der Geist der Freiheit und Selbstständigkeit,

zu welchem seine Philosophie erziehe. Natürlich wurde durch das Schwenken dieser rothen Wahrheitsfahne der Bulle des Obskurantismus, der Knechtschaffenheit und Verfolgungssucht so recht zur vollen Wuth aufgereizt, wodurch sich indessen die weimarer Regierung nicht von dem Versuch abbringen ließ, den Handel in einer Weise beizulegen, welche, wie sie glaubte, für Fichte so schonend als möglich wäre. Er sollte sich nur einen Verweis „wegen Unvorsichtigkeit“ gefallen lassen. Allein der tapfere Denker, den Kampf für Geistes- und Lehrfreiheit mit Entschiedenheit durchfechtend, war nicht so einer, der einen Verweis hinnimmt, wo er von seinem Recht überzeugt ist. Er drang auf eine ehrenvolle Freisprechung von der gegen ihn erhobenen Anklage oder auf seinen Abschied. Den letztern erhielt er und zwar in ziemlich barscher Weise.

Man muß, um der weimarer Regierung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, unbedenklich zugestehen, daß in dem ganzen Handel Fichte's oben berührter Mangel an „Delikatesse und Feinheit“ sehr sich bemerkbar gemacht hat. Aber trotzdem war er doch ganz unzweifelhaft in seinem Recht und darum ist es schmerzlich, sagen zu müssen, daß Göthe und Schiller in dieser Angelegenheit keineswegs sich benommen haben, wie sie gesollt hätten. Göthe's vornehmer Quietismus macht freilich das lässig-bedauernde Achselzucken erklärlich, womit er dem Ausgang der Sache zusah. Die Verehrer Schillers aber müssen lebhaft wünschen, daß derselbe den, mildestens gesagt, sehr unschillerischen Brief, worin er sich am 14. Juni 1799 gegen Göthe über Fichte's „Unklugheit“ und „inkorrigible Schiefheiten“ ausließ, nicht geschrieben haben möchte. Hier geziemte sich fürwahr nicht nörgelnde, fast schadenfrohe Wiederholung feindseligen Klatsches, sondern mannhaft-herzliche Theilnahme.

5.

Mit der Wegweisung aus Jena bedroht und vom Fürsten von Rudolstadt, in dessen „Staaten" er eine Zuflucht suchen wollte, abschlägig beschieden, ging Fichte im Juli von 1799 auf Gerathewohl nach Berlin, wohin er Frau und Kind — es war ihm zu Jena ein Sohn geboren worden — nachkommen ließ, als seinem Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde und seine Existenz daselbst mehr sich befestigt hatte. Es gereicht Friedrich Wilhelm dem Dritten, welcher damals noch nicht, wie später geschah, in Leuten wie Kamptz, Schmalz und Tzschoppe die Stützen von Thron und Altar erblickte, zu nicht geringer Ehre, daß er, nicht im Sinne der Bischoffswerder-Wöllnerei, sondern im Geiste seines großen Großoheims dem verfolgten, auch in Berlin bereits gehörig angeschwärzten Denker den Aufenthalt in seiner Hauptstadt gestattete und zwar mit den Worten: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott selber mit ihm ausmachen. Mir thut das nichts."

Fichte's Sohn hat in der Biographie seines Vaters mit Grund bemerkt, daß die Uebersiedelung desselben nach Berlin auch „innerlich einen wichtigen Abschnitt" im Leben des Mannes bezeichnete. Die Richtung seines Philosophirens auf praktische Ziele blieb dieselbe, ja sie erhöhte sich sogar noch, wie wir sehen werden; allein sein System erfuhr eine völlige Erneuerung und Umbildung, dadurch nämlich, daß er in demselben, wie früher die sittliche, jetzt die religiöse Weltanschauung zur Geltung zu bringen suchte. Daß übrigens die Religiosität Fichte's eine lichte und helle war und blieb, ist selbstverständlich. Dieser Kopf war nicht dazu organisirt, sich à la Schelling mystisch benebeln zu lassen oder auch als mystisch benebelt sich anzustellen. Ohne eine amtliche Stellung zu besitzen, hatte Fichte in Berlin für seine privatlichen Vorträge bald eine zahlreiche Zu-

hörerschaft gewonnen. Die vorragendsten Männer der damaligen berliner Gesellschaft besuchten sein Auditorium, welches für eine Weile auch das Kuriosum darbot, daß daselbst die Todfeinde August Wilhelm Schlegel und August Kotzebue friedsam neben einander saßen, während sie draußen die tiefsten Skandalkloaken der literarischen Polemik aufwühlten, um Stinktöpfe, überschrieben „Der hyperboreische Esel“ und „Ehren- und Triumphpforte Kotzebue's“, einander an die Köpfe zu werfen. Fichte erkannte, daß sich ihm auf dem Boden der Hauptstadt Preußens eine bedeutende Wirksamkeit eröffnete; er fühlte, daß er hier eine Mission zu vollziehen habe. In diesem Bewusstsein trug er tapfer, wie er ja all sein Schicksal getragen hat, die Ungewissheit und Unsicherheit seiner Existenz und schlug erst einen an ihn ergangenen Ruf nach Charkow in Russland und dann einen zweiten nach Landshut aus.

Zum Dank erhielt er auf Beyme's, Altensteins und Hardenbergs Betreiben die Bestallung als Professor der Philosophie an der (damals noch preußischen) Universität Erlangen und zwar mit der besonderen Begünstigung, nur im Sommersemester dort lesen zu müssen, den Winter dagegen in Berlin verbringen zu dürfen. Im Mai von 1805 trat er sein neues Lehramt an. Allein im Spätherbst des folgenden Jahres erfolgte die Schlacht bei Jena und mit ihr der Zusammensturz des Staates Friedrichs des Großen, an und in welchem von oben bis unten alles morsch und faul geworden war.

Nicht gewillt, es zu machen, wie es z. B. Johannes von Müller machte, d. h. dem übermüthigen Sieger so oder so sich zu unterwerfen und dann etwa nach Art des Genannten ein königlich westfälischer Figurant am Lenkseil bonaparte'scher Polizei zu werden, verließ Fichte vor dem Einrücken der Franzosen Berlin und begab sich nach Königsberg, von wo er am 4. Mai 1807 an seine in Berlin zurückgebliebene Frau, die ihm gemeldet hatte, daß Müller im Handumdrehen sich zum Napoleon bekehrt habe, gegen welchen er kurz zuvor so heftig deklamirt hatte, und von

dem Empereur zu Gnaden angenommen worden sei, die Worte schrieb: „Müller beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zutheil geworden wie ihm; auch, daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen“ . . . Er schiffte sich dann, da bei der trostlosen Lage Preußens nach dem Frieden von Tilsit kaum Raum zu gewünschter Wirksamkeit für ihn sich finden wollte, zu Memel nach Kopenhagen ein, wo seiner jedoch nur Enttäuschungen warteten. Um sich darüber, wie über den Kummer der Zeit, hinwegzuheben, studirte er in jenen trüben Tagen eifrigst das Erziehungssystem Pestalozzi's, ein Studium, aus welchem der große Gedanke der Begründung einer nationalen Erziehung des deutschen Volkes erwuchs, dem Fichte bald so beredsamen Ausdruck geben sollte.

Denn gegen das Ende des August von 1807 kehrte er nach Berlin zurück, wo damals das ruhmvoll-schwere Werk der Wiederschaffung des preußischen Staats an die Hand genommen wurde, ein Werk, welches zu kennzeichnen man nur Namen wie Stein und Scharnhorst zu nennen braucht. Sogar dem stumpfsten Verstande hatte das Unglück die Einsicht aufgedrungen, daß mittels der Junkerei, mittels jener Junkerei, welche vor dem französischen Gesandtschaftshôtel in Berlin säbelwetzend bramarbasirt, bei Auerstädt-Jena kommandirt, in Magdeburg, zu Prenzlau u. s. w. kapitulirt hatte, Preußen aus seiner tiefen Erniedrigung nicht wieder aufzurichten sei. Man musste sich schon bequemen, es ging schlechterdings nicht anders, man musste „den Geist anrufen in der Noth“. Der Geist ist aber ein gutmüthiger Gesell: er hilft auch solchen aus der Patsche, von welchen er sehr wohl weiß, daß sie ihn eben nur in der Noth anrufen, um ihn nachmals mit eherner Stirne wieder zu verleugnen.

6.

Noch im Laufe des unseligen Jahres 1807 fassten erleuchtete Patrioten den Plan der Gründung einer Hochschule zu Berlin ins Auge und Fichte arbeitete einen Entwurf aus, welcher den alten Universitätszopf, den mittelalterlichen Formalismus, alle den Kram und Plunder akademischen Chinesenthums beiseite warf. Allein dieser Plan ist selber beiseite geworfen worden, weil ja, wie bekannt, mit Steins von allen Verehrern und Ausnützern der alten Missbräuche mit Jubel begrüßter Entfernung vom Staatsruder die preußische Staatsreform überhaupt ihren energischen Trieb und Schwung gänzlich eingebüßt hat. Die berliner Universität wurde dann ganz in der hergebrachten Weise gestaltet und eingerichtet; da jedoch Lehrer wie Fichte an sie berufen wurden, so hat sie wenigstens in der ersten Zeit ihres Bestehens im reformistisch-patriotischen Sinne gewirkt.

Bevor ihm aber die Lehrthätigkeit an der neuen Hochschule eröffnet war, hatte Fichte, seinem innersten Herzensdrange folgend, eine Arbeit gethan, welche ohne Frage die weitaus beste seines Lebens gewesen ist. Denn im Winter von 1807—1808 hielt er im berliner Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation".

Die preußische Hauptstadt war damals von den Franzosen besetzt. Alles lag chaotisch durcheinander. Schwer wie Blei wuchteten die Bestimmungen des Friedens von Tilsit auf dem niedergetretenen und ausgesogenen Lande. Da unternahm es der tapfere Denker, die verdüsterten Gemüther wieder hoffen zu lehren, die wie zerschmetterten Geister wieder aufzurichten und einem durch die Schuld seiner Regenten und mehr noch der „Privilegirten" hinter der Zeit zurückgebliebenen und darum schmachvoll besiegten Volke[1]) die Zukunftsbahn zu weisen. Die alte Zeit ist

1) Die Königin Luise von Preußen schrieb bekanntlich im Früh-

todt; lasst uns eilen, sie zu bestatten. Die neue ist geboren, sie lebt; aber sie muß erzogen werden. Wodurch wird sie es? Durch eine völlige Umschaffung unserer Gesinnung, durch eine gänzliche Erneuerung der Volksstimmung durch alle Stände hindurch. Und wie diese Umschaffung, diese Erneuerung zuwegebringen? Mittels einer umfassenden Nationalerziehung, welche mit der spannkräftigsten sittlichen Energie durchzuführen ist.

Dies die Grundgedanken, welche Fichte in seinen berühmten Reden aufstellte und überzeugend ausführte. An die ganze Nation gerichtet, haben sie wenigstens auf den besseren Theil derselben gewirkt. Unbeirrt und ungeschreckt durch das Schlagen französischer Trommeln, welche draußen durch die Straßen von Berlin gingen, zeigte drinnen der begeisterte Redner dem preußischen, dem deutschen Volke den Weg, den es zu wandeln habe, um die übermüthigen Eroberer wieder aus Deutschland hinauszuwerfen. Aber nicht dies war das Muthvollste, daß Fichte angesichts der fremden Sieger so sprach, wie er gesprochen hat; sondern einen unendlich viel höheren Grad von Muth erforderte

---

jahr 1808 an ihren Vater: — „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen musste, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten und desshalb überflügelte sie uns“ . . . . . . Es ist auch bekannt oder könnte und sollte es wenigstens sein, daß Friedrichs des Großen nach dem siebenjährigen Kriege unternommenen Reformversuche an der bornirten Selbstsucht des Junkerthums, dessen Anmaßlichkeit der König freilich selber mitgroßgezogen hatte, kläglich gescheitert sind. Insbesondere die auf Hebung der Landwirthschaft und der Bauerschaft gerichteten Versuche. Damit war aber, bei Lichte betrachtet, aller und jeder Vorschritt lahmgelegt. Wie konnte sich denn ein Staat gesund entwickeln, in welchem aller gekrönten Aufklärerei zum Trotz die bäuerliche Leibeigenschaft fortbestand? Bis zu seinem schmachvollen Bankerott von 1806 ist Preußen in der Barbarei des Feudalismus verharrt.

es, in jener Schmerz- und Schmachzeit noch an die Möglichkeit des Fortbestandes deutscher Nation zu glauben. Dieser Glaube ist durch Fichte's Reden so recht ein nationales Evangelium geworden.

Des Mannes ganzes Lehren und Wirken von 1807 bis 1813 war überhaupt dem großen Ziele zugewandt, der Befreiung und Wiedergeburt des Vaterlandes. Und das eben ist und bleibt Fichte's bester Ruhm, eine Philosophie der That verkündigt, mit in der Vorderreihe der Männer gestanden zu haben, welche die Erhebung Preußens gegen Napoleon anbahnten und vorbereiteten. Glücklich ist er zu preisen, daß es ihm beschieden war, die Zeit nicht mehr zu erleben, wo den vollberechtigten Erwartungen des edelsten Enthusiasmus die schmerzlichsten Enttäuschungen bereitet wurden.

Als Jahr und Tag der Erhebung gekommen waren, entließ Fichte mit begeisternden Worten seine Zuhörer in den Kampf. Er selbst ist, so darf man wohl sagen, ein Opfer desselben geworden, wenn er auch nicht auf der Walstatt gefallen. Wie damals so viele deutsche Frauen, hat sich nämlich auch die Gattin unseres Philosophen um das Vaterland wohlverdient gemacht mittels heldischer Mühwaltung in den Lazarethen. Nach fünfmonatlicher eifriger Erfüllung dieser Pflicht wurde sie vom Nervenfieber ergriffen, wie es die Lazarethatmosphäre auszubrüten pflegt. Nach heftigem Ringen mit dem Tode trat eine wohlthätige Krisis ein. Der Arzt benachrichtigte Fichte davon und dieser, von Freude überwältigt, neigte sich über die Kranke, um die Gerettete, ihm neu Geschenkte zu begrüßen. Wahrscheinlich hat sie ihm schuldlos in diesem Augenblicke den Keim der Krankheit mitgetheilt. Schon am Tage darauf war er leidend und rasch wuchs das Uebel so, daß keine Aussicht auf Rettung blieb.

Auf das Sterbelager des Trefflichen warf die Botschaft vom Rheinübergange Blüchers noch einen letzten hellen Freudenschein. Da hat des Kranken Seele noch einmal in patriotischer Begeisterung sich ergossen. Später

sprach er wenig mehr und unter dem wenigen das Wort: „Ich bedarf keiner Arznei mehr; ich fühle, daß ich genesen bin.“ Ob er damit die Genesung vom Leben meinte? In der Nacht des 27. Januars 1814 ist er dann gestorben, noch nicht ganz zweiundfünfzigjährig, in der Vollkraft des Geistes und auch des Körpers: sein Mund hatte noch keinen Zahn verloren und die Schwärze seines Haares spielte noch nicht ins Graue. So hat er denn, wie Göthe schön von Schiller sagt, als ganzer Mann gelebt und als ganzer Mann ist er von uns gegangen.

Auf dem Kirchhofe vor dem oranienburger Thor wurde der große Todte zur Ruhe gebracht und auf den Grabstein meißelten sie ihm das Prophetenwort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne, immer und ewiglich.“

Es haben fürwahr ihrer nicht gar viele gelebt, deren Grab diese Inschrift so sehr verdiente wie das Grab von Johann Gottlieb Fichte.

Blücher.

Guten Vorwärtsschritt erhob er
Ueber Fluß und Berg und Thal,
Von der Oder, von dem Bober
Bis zur Elb' und bis zur Saal',
Und von dannen bis zum Rheine
Und von dannen bis zur Seine,
Marschall Vorwärts!
Marschall Vorwärts allzumal.

Rückert.

1.

Zu den vielen und großen Merkmalen des 18. Jahrhunderts gehört auch dieses, daß im genauen Verhältnisse zum Vorschritt der Epoche die Menschen sich vergrößerten und der so beispiellos über jene Zeit ausgegossene Reichthum von Genie, Ursprünglichkeit und Thatkraft zunahm. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben in dieser Beziehung geradezu nicht ihresgleichen. Ein ganz umgekehrtes Verhältniß weist unser eigenes Jahrhundert auf. In die Anfänge desselben wirkte die herrliche Triebkraft des 18. noch herüber; aber je mehr es vorschreitet, desto auffallender wird der Mangel an großartig angelegten Geistern und Charakteren, desto breiter macht sich die liebe Mittelmäßigkeit, und es ist leider alle Aussicht vorhanden, daß ein ausgeprägtes intellektuelles und sittliches Lilliputerthum das Ende vom Säculum der Klopfgeisterei und des Millionenschwindels kennzeichnen werde.

Unter den denkwürdigen Gestalten nun, welche aus dem vorigen Jahrhundert in das jetzige herübergeschritten sind und stralenden Glanzes in die Unsterblichkeit der kommenden Jahrhunderte eintreten werden, ist ohne Frage eine der eigenartigsten der Gebhart Lebrecht Blücher. Nichts weniger als ein Idealmensch — derartige „fehlerlose Ungeheuer" gibt es überhaupt nur in der lyrischen Poesie, nicht in der Wirklichkeit — aber eine feste, wuchtig, unauslöschbar und unverschiebbar in der Weltgeschichte dastehende Figur, mit einem unverkennbaren olympischen Widerschein auf der schöngebildeten Stirne, mit echtem Seelenfeuer in den großen dunklen Augen, mit einem Zug um den festgeprägten Mund, welcher zu sagen scheint und sagen darf: Eine große Schuldigkeit war mir auferlegt und ich habe sie tüchtig gethan . . . . Was denn Besseres, als Großes tüchtig gethan zu haben, könnte ein Mensch sich selbst und könnte die Nachwelt ihm nachsagen? Höfische Schönfärberei mag ihre Palette mit Rauschgold und Katzensilber bedecken, um damit Scheingrößen eine Kinder oder Unwissende blendende Wichtigkeit anzukünsteln; aber der einzige Maßstab, womit wirkliche Größen würdig gemessen werden, ist die Wahrhaftigkeit. Er soll in Nachstehendem gehandhabt werden.

Anziehend und bedeutend wird die Persönlichkeit Blüchers zuvörderst dadurch, daß er sicherlich der einzige Mann gewesen, welcher in der Epoche Friedrichs des Großen seine Laufbahn begonnen und in die Geschichte der Epoche Napoleons mit vollster Thatkraft eingegriffen hat. Nur ein aus Kernholz geschnittener Mensch vermochte sich so lange in Trieb und Saft zu erhalten und Urtheilsfähige werden in dem Manne, von welchem der Franzosenkaiser sich und anderen vorlügen wollte, daß er nur ein „besoffener Husar", in dem Mann, in welchem ein weltschmerzelnder Byron nichts sehen wollte als „einen Stein, über welchen Napoleon gestolpert", schon um des angedeuteten Umstandes willen die genialisch angelegte Natur erkennen.

Schade freilich, sehr schade, daß der junge Blücher inmitten so hinterwäldlerisch roher und dürftiger Verhältnisse

aufwuchs, wie sie während seiner Knabenjahre in Mecklenburg und Pommern gewesen sind. Gedankenlose Romantiker zwar machen ein großes Geschrei von der „Naturwüchsigkeit“ Blüchers und preisen an ihm vor allem das, was sie das „Volksmäßige“ nennen. Ganz abgesehen von unserm Helden, ist aber das sogenannte Volksmäßige meist nichts als Unfreiheit, Aftergläubigkeit und Brutalität, und selbst einem Romantiker sollte so viel Denkvermögen zuzutrauen sein, daß er einsehen lernte, Naturwüchsigkeit im besten Sinne des Wortes leide durch Bildung und edle Sitte keineswegs Noth. Ich stehe nicht an, zu sagen, der leidige Umstand, daß Blüchers Erziehung eine so überaus mangelhafte und daß er genöthigt war, alles nur aus seiner allerdings stets reich und frisch quillenden Natur zu schöpfen, sei ein nationales Unglück gewesen. Der Beweis hierfür ist dieser: Preußen hat, das kann einem ernstlichen Zweifel gar nicht unterstellt werden, für die Befreiung Deutschlands und Europa's vom Napoleonismus nicht nur verhältnißmäßig, sondern unbedingt das Meiste gelitten und das Beste gethan. Der ihm zugefallene Siegespreis jedoch stand in gar keinem Verhältniß zu seinen Anstrengungen und Opfern. Die Sache Preußens war aber, was auch altbairische „Patrioten“ dazu sagen mögen, die Sache Deutschlands, welches dann auch, wie jedermann weiß, gleich Preußen um die Resultate der großen Kämpfe von 1813—1815 schmählich gebracht wurde. Nun wohl, hätte dies nicht verhindert werden können? Hätte der erste und hätte der zweite pariser Friedensschluß nicht ein wesentlich anderes Gesicht bekommen müssen, wenn gegenüber einem nach der Einnahme von Paris von talleyrand'schen Schlingen und krüdener'schen Gaukeleien umstrickten, eitelkeitstrunkenen Zaren Alexander, gegenüber einem bornirten und kraß britisch-selbstsüchtigen Castlereagh, gegenüber einem durch und durch widerdeutschen Metternich, gegenüber einem ängstlichen Erzhämorrhoidarius Knesebeck und einem schwachen, oberflächlichen Hardenberg der kerndeutsche Blücher nicht allein als ein gefeierter Marschall Vorwärts, sondern auch als durchgebildeter Welt- und Staatsmann da-

gestanden wäre? Was ein siegreicher General, welcher zugleich ein gebildeter, feiner und fester Politiker ist, in Zeiten, wie jene gewesen sind, alles vermag, das haben Wellingtons diplomatische Erfolge sattsam erwiesen. Daß auch Blücher, von den Umständen begünstigt, ein solcher Politiker hätte werden können, dafür zeugt sein scharfer und geschwinder Verstand und die außerordentlich große Dosis von Schlauheit, welche seinem Wesen beigemischt war. Aber während Wellington im Rathe der Monarchen und Diplomaten seinen Stand nahm und höchst erfolgreich behauptete, saß Blücher, so wie er nun einmal war, hemdärmelig im Palais Royal, pokulirend, hazardirend und husarisch auf das „infamigte Hundezeug von Federfuchsern und Diplomatikern" scheltend und fluchend, mittels welcher hinterpommerschen „Naturwüchsigkeit" freilich nicht verhindert werden konnte, daß Deutschlands Interessen denen des Auslandes und einheimisch-dynastischen Egoismen gewissenlos geopfert wurden.

2.

Mit dem Gesagten ist schon auf die Schlacken in dem guten Metall hingedeutet, aus welchem der Blücher gemacht war. In Wahrheit, die ordinär-soldatische Dreifaltigkeit: Wein, Weiber und Würfel, ist allzu sehr sein Glaubensbekenntniß gewesen, wenngleich betont werden muß, und zwar auf Grund unanfechtbarer Zeugnisse, daß er den Lockungen zu leichtfertigem Lebensgenuß niemals auf Kosten seiner Pflichterfüllung sich überließ. Die Wachtstubenatmosphäre seiner derben und lärmenden Vergnügungen hat die wahrhaft großen und edlen Züge in seinem Wesen nicht zu ersticken oder auch nur momentan zu schwächen vermocht, und es ist bewunderungswürdig, daß dieser Mann, dessen beklagenswerth unzulängliche Bildung ihn sein Leben lang zur Wissenschaft, Poesie und Kunst keine rechte Beziehung gewinnen

ließ, bis ins höchste Alter eine überraschende Fülle, Frische und Empfänglichkeit des Gefühls, eine geradezu poetische Seelenstimmung sich zu wahren gewusst hat. Das wird bei einem bloßen Vergnügling oder gar Wüstling niemals vorkommen und so wollen wir uns denn an den Schatten in dem Lichtbild des Helden weiter nicht stoßen. Wie in jeder bedeutenden Persönlichkeit, lagen eben auch in der blücher'schen die Gegensätze hart nebeneinander. Das Unvermittelte, Unausgeglichene derselben hat Arndt vortrefflich hervorgehoben, wenn er von Blüchers Gesicht sagte: „Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen wohnten Götter, um Kinn und Mund trieben gewöhnliche Sterbliche ihr Spiel.“

Mit der unvergänglich-jugendlichen Gemüthsfrische verband sich in dem Marschall Vorwärts eine von frühauf gehärtete und geübte Verstandesschärfe, eine schnelle und untrügliche Beobachtungsgabe, ein lebhaftester Sinn für das Wirkliche und Thatsächliche, ein scharfer Einblick in das Spiel der menschlichen Interessen und Leidenschaften. Er hat, wie mit Grund zu vermuthen ist, vielleicht sein Leben lang nie ein Buch ganz durchgeblättert: aber er verstand frühzeitig und übte fortwährend die schwierigere Kunst, das Buch des Lebens zu lesen, welches für so viele Bücherweise stets ein mit sieben Siegeln verschlossenes bleibt. Daher wusste er die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und auch sie zu fassen und zu packen verstand er. Wer kennt nicht die excessiv husarische Unorthographie des Alten? Aber seine in dieser absonderlichen Rechtschreibung verfassten Briefe und Depeschen sind voll gesunden Gedankengehalts, bravster Gesinnung, kernig, mannhaft ganz und gar. Im mündlichen Verkehr vollends, besonders mit dem „gemeinen Mann“, hatte er nicht seinesgleichen. Seine natürliche Redegabe war sehr groß. Berühmt ist vor allen seinen Reden jene tiefgefühlte Improvisation geworden, welche er beim Siegesmahl von Wartenburg zum Ehrengedächtnisse Scharnhorsts

losließ. Ohrenzeugen haben versichert, der „unwillkürliche Erguß dieser Rede sei ein wunderbares Produkt dichterischer Begeisterung“ gewesen. Ja, er war ein schneller und kühner Degen auch mit dem Wort. Es ist etwas wie das Blitzen einer blanken Klinge in allem seinem Sprechen und der Alte besann sich auch nie lange, seine derb mecklenburgisch-pommersche Quart zu schlagen. Macht ihm da z. B. Anno 1814, nach der ersten Einnahme von Paris, der Marschall Berthier seine Aufwartung und sagt: „Es ist mir sehr angenehm, Ihnen, Herr Feldmarschall, meine Hochachtung bezeugen zu können, obschon ich wünschte, daß dies nicht hier in Paris geschehen müßte.“ Worauf der Blücher trocken erwiderte: „Hm, mir ist das ganz recht.“ Und wie über gute Damascenerklingen krausverschlungene Arabesken anmuthig sich hinschlängeln, so springt und lacht aus unseres Helden ernster Rede bei jeder Gelegenheit der Humor drollig und keck hervor. Mitunter hannswurstig derb genug. Bei Haynau — erzählt Müffling — war dem Brigadekommandeur des rechten Flügels gemeldet, daß eine feindliche Kolonne um seinen rechten Flügel herumgegangen sei und sich, Napoleon an der Spitze, bereits völlig im Rücken der Preußen befinde. Der Brigadekommandeur sendet seinen Adjutanten ins Centrum zum kommandirenden General und der Sendbote stattet seine Meldung in tragischem Ton ab. Blücher fragt: „In wessen Rücken? In dem Ihres Kommandeurs oder in dem meinigen?“ — Der Adjutant bedauernd: „In Ew. Excellenz Rücken.“ — „Wohl, so sagen Sie Ihrem Kommandeur, daß ich mich über diese Nachricht ungemein freue, denn dann ist ja der Kerl, der Bonaparte, auf dem rechten Wege, mir — eine ganz besondere Ehre zu erweisen, wozu er nur von hinten kommen kann.“ — Feiner führte der Alte in seiner letzten Lebenszeit den Bischof Eylert ab, welcher im Staatsrathe gegenüber von Blücher, Gneisenau und Grolmann die Nichtverpflichtung der Mennoniten zum Kriegsdienst mit christlichen Gründen eifrig verfocht, bis dem Eifernden der Feldmarschall in die Flanke fiel mit dem biblischen Spruch: „Niemand hat größere Liebe

denn der, so sein Leben lässt für die Brüder." Man sieht, Blüchers Humor und schlagfertiger Witz tummelte sich keineswegs ausschließlich in der Region des wachtstüblichen Grobianismus, aus welcher Region bekanntlich auch Napoleon mit Vorliebe seine Bilder und Schlagworte geholt hat. Aber zur Charakteristik des Marschalls Vorwärts gehört ein Zug von Kynismus ebenso unumgänglich wie der Schnauzbart zur Zeichnung seiner Physiognomie . . .

Wenn Blücher schon als Mensch, wie das jeder scharf ausgeprägten und eigenartig auf sich selbst gestellten Persönlichkeit widerfährt, den allerverschiedensten Urtheilen unterstellt wurde, so geschah ihm dies noch mehr in seiner Eigenschaft als Heerführer. Die noch jetzt vorwiegende, durch die französische Geschichtemacherei wie durch gedankenlose deutsche Anekdotenstoppelei weitverbreitete Meinung ist, daß husarische Haudegenschaft das hervorragendste Merkmal von Blüchers Feldherrnrolle gewesen sei. Wahr ist daran, daß ein klirrendes Reitertreffen ihm allzeit die schönste und liebste Erscheinung im Kriegsleben gewesen ist und daß es dem Alten noch während des Feldzugs von 1814 in Frankreich oft unwiderstehlich in der Husarenfaust zuckte, den „Schwerenötherfranzosen" mit dem eigenen Säbel „eins abzugeben". Aber keineswegs ist Blücher ein bloßer Haudegen gewesen, und was ihm vollen Anspruch gibt, ein Heerführer ersten Ranges zu heißen, ist namentlich sein Verhalten im Feldzuge von 1813. Da war er es, welcher den Grundgedanken des trachenberger Feldzugsplans mit schärfstem Verständniß, mit unbeirrbarer Besonnenheit und zugleich mit Ausschlag gebender Energie aus- und durchführte. Daß hiervon und nur hiervon das Gelingen des Unternehmens und damit das Schicksal Europa's abhing, weiß jedermann. Blücher war kein wissenschaftlich gebildeter Kriegstheoretiker und noch weniger ein tiftelnder Kriegswissenschaftsmystiker; aber dafür besaß er unendlich viel Werthvolleres, den wahren Feldherrninstinkt und jene Macht des Gemüthes, jene Schnellkraft des Willens, mittels welcher wie auf den Walstätten des Geistes so auch auf denen des Schwertes die wahrhaft

großen Siege erstritten werden. Er war kaum imstande, eine weitausholende strategische Disposition im Detail zu entwerfen, und ein künstlich ausgetiftelter Schlachtplan vollends widerte ihn an. Aber er hatte ein Ohr für die entscheidenden Stunden, ein Auge für die entscheidenden Punkte und endlich das rechte Herz, jene zu nützen und diese zu gewinnen.

3.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die ungeheuere Mehrzahl der Menschen überhaupt und der Deutschen insbesondere stets von Herzen bereit ist, über den Schwarm emporragenden Mitmenschen und Landsleuten „eins anzuhängen". Das liegt so sehr in der Natur des ungebildeten und des gebildeten Pöbels, daß man sich weiter nicht dabei und darüber aufzuhalten braucht. Aber wahrhaft empörend ist es doch, daß die Kleingeisterei gerade eine schönste Tugend Blüchers zur Verkleinerung seines Ruhms benutzt hat, seine so seltene Tugend der Neidlosigkeit und der Bereitwilligkeit, die Verdienste anderer anzuerkennen. Weil er im sorglosen Bewusstsein des eigenen Werthes einmal gesagt hat: „Ohne den Scharnhorst kann ich nichts machen" — und weil er einmal den Gneisenau seinen „Kopf" genannt hat, soll der heldische Greis gar keines selbständigen Plans und Entschlusses fähig, soll all sein Thun nur ein marionettenhaftes, durch Andere bestimmtes und geleitetes gewesen sein. In den Augen von Wissenden ist diese Ansicht freilich zu absurd, als daß sie einer Widerlegung bedürfte. Was aber Nichtwissende betrifft — solche nämlich, welche überhaupt belehrbar sind — so genügt es vielleicht, sie zur Betrachtung jener Scene zu vermögen, wo Blücher (im November 1814) zu Frankfurt a. M. dem hämorrhoidalischen Knesebeck und anderen Stillstandswimmerern und Friedenswinselern gegen-

über die große und tapfere Idee vertrat, welche die wirklichen Patrioten beseelte, die große und tapfere Idee, welche die verbündeten Waffen von den Ufern der Katzbach, der Spree und der Elbe siegreich an die des Rheins geführt hatte und sie siegreich weiter führen sollte bis nach Paris.

Niemand wird ungestraft sich einfallen lassen, aus den wohlerworbenen Ehrenkränzen eines Scharnhorst und Gneisenau, wie eines York und Grolmann, auch nur ein Blättchen herauszubrechen. Kein gerechter Mann wird ferner, wenn von der Kriegsgeschichte jener Zeit die Rede geht, unterlassen, in der Reihe der tüchtigsten und bravsten Führer einen Prinzen Eugen von Wirtemberg zu nennen, noch auch anzuerkennen, daß der Generalissimus Schwarzenberg unter unsäglich schwierigen und peinlichen Verhältnissen höchst ehrenhaft alles gethan hat, was zu thun seine Gaben ihn befähigten. Aber fest steht: keiner der Genannten hätte den Blücher zu ersetzen vermocht. Keiner außer ihm hatte das Zeug zu einem Marschall Vorwärts und gerade eines solchen bedurfte es, um den Napoleon und den Napoleonismus zu fällen. Der Zar Alexander und der alte Blücher haben es vorzugsweise mitsammen vollbracht. Jener war der bewegende Wille, dieser die drängende, treibende Kraft des beispiellosen Kampfes. Ja, ein rechter Kraftmann war der Held mit der Jünglingsglut unter der 70jährigen Schädeldecke, der adlernasige, dunkeläugige, dem jenes Dämonische innewohnte, welches alle wirklich großen Menschen kennzeichnet. Dieses Zaubermächtige trat in seiner Stellung und in seinem Verhalten zu den Soldaten ganz auffallend zu Tage. „Man glaubt allgemein" — berichtet ein urtheilsfähiger Augenzeuge — „da Blücher einen so gewaltigen Einfluß auf die Soldaten übte, daß er sich viel mit ihnen beschäftigt, sie gemustert, exercirt und in allen Stücken für sie gesorgt habe. Nichtsweniger als das. Sie bekamen ihn vielmehr kaum anders zu sehen als im Gefecht. Was war es denn aber, was die Leute so mächtig an ihn kettete? Die Kühnheit, die aus seinen Augen leuchtete, sein heldenmäßiges Wesen, seine grauen Haare, seine Stimme, wenn er im Vorbeireiten

einige Scherzreden von sich gab, die Gewißheit, daß er in dem Augenblick da sein würde, wenn es noththäte, und daß er in den schlimmsten Lagen nie verzage, das Glück immer benutze.“ Das war's! Blücher gehört zu jenen bevorzugten Naturen, welche schon durch ihr bloßes Sein gelten und wirken und das unerklärliche, aber unbestreitbare Privilegium haben, das von vornherein zu besitzen, was andere erst mühsam sich erwerben müssen: Macht über Menschen.

Im ganzen Auftreten und Gebaren solcher Männer offenbart sich etwas Providentielles. Der Instinkt ihrer Mission verleiht ihnen eine so unbeirrbare Zukunftsahnung, daß ihre Ueberzeugungen Menschen von gewöhnlichem Schlage nicht selten wie fixe Ideen vorkommen. So ist uns wohlbezeugt, daß Blücher seinen Freunden mitunter geradezu als wahnsinnig erschien, wenn er während der Glückshöhezeit des Napoleonismus dort hinten im Pommerland unter berserkerwüthigem Schelten und Fluchen aufschrie: „Der Bonaparte muß herunter und ich werd' ihn helfen herunterbringen!“ Dieses Ziel stand fest vor seinem vorschauenden Auge, dabei blieb er und daran hielt er. Lange bevor Gneisenau am 19. Oktober auf dem Marktplatze von Leipzig im Kreise der triumphirend einziehenden Heeresfürsten und Generale zuerst es laut aussprach, daß der Krieg den völligen Sturz Napoleons zum Ziele haben müsste, lebte und webte der Gebhart Lebrecht in diesem Gedanken, welchen so entschieden und unerbittlich nicht einmal der Freiherr vom Stein erfasst hatte. Schon im Februar 1813 gab der Alte zu Breslau dieser seiner Ueberzeugung Ausdruck, freilich nach seiner Art in einer Weise, welche einem Wittgenstein und anderen um Friedrich Wilhelm herumschwänzelnden Kamarillakreaturen die Haare zu Berge sträubte.

Wie er sein Werk glorreich hinausführte, wie er in den Feldzügen von 1813 und 1814 das Schwierigste und Entscheidendste vollbrachte, wie er endlich zu einer Stunde, wo das Schicksal Europa's an einem Haare hing, bei Waterloo, dem Napoleonismus den Garaus machte, das alles ist, wenigstens im ganzen und großen, allgemein be-

kannt und beweist herrlich, was auf ein großes Ziel unerschütterlich gerichtete Beharrlichkeit vermag. Weit weniger bekannt und beachtet dagegen ist gerade der Zug in Blüchers Wesen, welcher als der eigenthümlichste und bedeutendste bezeichnet zu werden verdient: seine Deutschheit, seine glühende, nicht kleinpreußische, sondern im höchsten und besten Sinne großdeutsche Vaterlandsliebe. Es ist geradezu wundersam, daß ein Soldat Friedrichs des Großen, welcher König doch alles Menschenmögliche gethan hat, um seine Soldaten und seine Preußen überhaupt vergessen zu machen, daß sie Deutsche — ja, es ist wundersam, daß dieser mecklenburgische Junker und friedrich'sche Soldat in seinen Greisenjahren ein deutsch-patriotisches Feuer in der Seele trug, wie ein solches erst wieder aus Schillers Tell in die Herzen der deutschen Jugend hineingesprüht war — eine vaterländische Stimmung und Gesinnung, welche sich die jüngere Generation auf dem Wege dichterischer Anregung und wissenschaftlicher Reflexion aneignen musste, während sie in dem heldischen Greise mit der ganzen Ursprünglichkeit und Frische der Inspiration waltete. Und keineswegs etwa erst zur Zeit des großen Aufschwungs von 1813. Man sehe dessen zum Zeugniß die prächtigen Briefe, worin er schon im Jahre 1809 den König Friedrich Wilhelm und andere beschwor, den Kampf gegen Napoleon zur gemeinsamen deutschen Sache zu machen und „die ganze deutsche Nation zu den Waffen zu rufen“[1]. Der Alte war auch einer der ersten, welche klar erkannten, wie schnöde das deutsche Volk mittels des ersten und zweiten pariser Friedens, wie mittels des wiener Kongresses, um die gehofften Früchte seiner Leiden und Anstrengungen betrogen wurde, und er hat bekanntlich in den ingrimmigsten Zornworten über alle diese „Machenschaften“ sich ausgelassen. Charakteristisch ist hierbei, daß ihm, dem preußischen Feldmarschall, der Vortheil Preußens und Deutschlands stets identisch erschien.

1) S. mein Buch „Blücher; seine Zeit und sein Leben“, 2. Aufl. II, 308 fg.

Es liegt ein noch unveröffentlichtes Schreiben Blüchers vor mir, datirt vom 20. November 1815, worin er im Tone herber Enttäuschung seine Ansicht über die Zeitlage dem König Friedrich Wilhelm darlegt, das „elende Machwerk" der Minister der verbündeten Höfe verdammt und mit den Worten schließt: „Preußen und Deutschland steht trotz seiner Anstrengungen vor der ganzen Welt immer wieder als das betrogene da . . ."

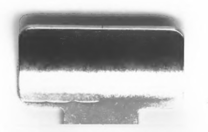
Fürwahr, wenn wir uns, alles zusammengenommen, recht vergegenwärtigen, wie der Gebhart Lebrecht leibte und lebte, als Mann, als Feldherr und Patriot, so fühlen wir uns unwillkührlich getrieben, zu sagen: Wie thäte ein solcher Vorwärtsgänger und Vorwärtstreiber unserer eigenen Zeit noth und wohl!

Digitized by Google

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C103654371



Digitized by Google

Digitized by Google